GEORG WILH: FRIEDR: HEGEL.

Dr u. Prof der Philosophie.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und sechs und funfzigster Theil,
welcher die Artikel Sonntag bis Speckstein enthält.
Mit Kupfern, Tabellen und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1832.
In der Paulischen Buchhandlung.

Pränumer.-Preis 3 Thlr. Laden-Preis 4½ Thlr.

E IV 11/24

Coburger
Landes-
Bücherei

S. S.

Sonntag, Dies Dominica, Dies Solis; Franz. Dimanche, eigentlich der erste Tag der Woche, welcher bei den Christen, von den Zeiten der Apostel an, zum Andenken der Auferstehung des Heilands, anstatt des jüdischen Sabbathes oder Sonnabends zum Gottesdienste gewidmet worden, und daher der Tag des Herren genannt wird und von der ganzen Christenheit beibehalten worden. Dieser Tag ist also in allen christlichen Kirchen ein beständiger Feiertag, an welchem dem Herren Dankgebete für die verflossene Woche gebracht oder gehalten werden. Der weiße Sonntag, eine noch im Oberdeutschen übliche Benennung des Sonntags nach Ostern oder Quasimodogeniti, welcher in dem Mittelalter auch Dominica in albis genannt wurde, von den weißen Kleidern, welche man in den ältesten Zeiten in den ersten acht Tagen nach Ostern zu tragen pflegte. Der schwarze Sonntag, in dem gemeinen Leben einiger Gegenden, der Sonntag Judica, weil derselbe vorzüglich unglücklich sein soll. Die goldenen Sonntage,

auch nur noch bei der Menge, den weniger Aufgeklärten, die Sonntage, welche gleich auf die Quatember folgen. Der Aberglaube legt ihnen viele geheime Kräfte bei, z. B. daß Kinder, welche an denselben geboren werden, Gespenster sehen können, Kinder, welche an denselben getauft, Verlöbnisse und Hochzeiten, welche an denselben gehalten oder getroffen werden, viel Glück dadurch erhalten, und Erstere zu Gut und Ehren kommen, und was dergleichen Dinge mehr sind; dann der Palmsonntag ꝛc.

Sonntag, (goldner), s. oben, S. 1.

— (Palm-), s. Th. 106, S. 324.

— (schwarzer-), s. oben, S. 1.

— (weißer-), s. daselbst.

Sonntagsarbeit, wird die Flickerey, Flickarbeit in den Gewerben genannt, weil solche gewöhnlich am Tage der Ruhe, am Sonntage vorgenommen wird, und man solches als eine Extraarbeit betrachtet. Auch viele Gesellen nehmen solche am Sonntage vor, wenn sie beim Meister nichts zu thun haben, und sich dadurch noch etwas extra verdienen konnen, besonders ist dieses der Fall in großen Städten; s. auch Th. 14, S. 227 u. f.

Sonntagsbuchstab, Litera Dominicalis, in der Chronologie, der Buchstab, mit welchem in dem Julianischen und Gregorganischen Kalender jeder Sonntag eines jeden Jahres bemerkt wird; und damit die Kalendermacher den Wochentag, auf welchen der Ostervollmond fällt, um so leichter finden können, so bemerken sie die Wochentage mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets, und heißen jederzeit den ersten Tag des Jahres A. Von da an zählen sie bis auf den Sonntag, so ergiebt sich der Sonntagsbuchstab, der aber nicht alle Jahre gleich ist; denn da der Anfang des Jahres um einen Tag, und nach einem Schaltjahre um zwei Tage in der Woche fortrückt, so

geht der Sonntagsbuchstab in einem gemeinen Jahre um einen, in einem Schaltjahre aber um zwei zurück. Und daher müssen in einem Schaltjahre zwei Sonntagsbuchstaben seyn, und zwar der erste vom Anfange des Jahres bis zum 24. Februar, der andere aber von da an bis zum Ende des Jahres. Um die Sonntagsbuchstaben ohne Mühe zu finden, dient folgende Tabelle.

Sonntagsbuchstaben zum Gregorganischen Kalender.

1	DC	5	FE	9	AG	13	CB	17	ED	21	GF	25	BA
2	B	6	D	10	F	14	A	18	C	22	E	26	G
3	A	7	C	11	E	15	G	19	B	23	D	27	F
4	G	8	B	12	D	16	F	20	A	24	C	28	E

Sonntagsbuchstaben zum Julianischen Kalender.

1	GF	5	BA	9	DC	13	FE	17	AG	21	CB	25	ED
2	E	6	G	10	B	14	D	18	F	22	A	26	C
3	D	7	F	11	A	15	C	19	E	23	G	27	B
4	C	8	E	12	G	16	B	20	D	24	F	28	A

Sonntagsfeier, die Feier des Sonntags, durch Gesang und Gebet im Hause, und in den Kirchen.

Sonntagskind, ein Kind, welches an einem Sonntage geboren worden. Ist dieses nun auf einen goldnen Sonntag geschehen, so können dergleichen Kinder, wie der Aberglaube will, Gespenster sehen, ja man hält auch dafür, daß sie späterhin in allen ihren Unternehmungen viel Glück erhalten, zu Reichthümern und Ehre gelangen, und was dergleichen Dinge mehr sind; s. auch oben, unter Sonntag.

Sonntagskleid, ein Kleid, welches man nur an einem Sonntage anzieht, welches zum Sonntagsanzuge bestimmt worden, zum Unterschiede von den Wochenkleidern, der Wochentracht, Alltagstracht, in welcher man sich nur in den Wochen- oder Werktagen sehen läßt. Dergleichen Sonntagskleider waren in älteren Zeiten sowohl bei den vornehmeren Klassen, den Gebildeten, als bei den niedern gebräuchlich, sind

aber in neuerer und in neuester Zeit nur noch eine Eigenthümlichkeit der niedern Stände, des gemeinen Mannes geblieben, der sich für den Sonntag noch besondere Kleider hält, besonders bei der arbeitenden Klasse, dem Landmanne und den Handwerkern, wenn diese die Woche hindurch sich mit ihrem Gewerbe beschäftigen, welches Reinlichkeit in einem solchen Grade nicht immer zu läßt, um dabei gut gekleidet zu erscheinen, und daher erscheinen sie am Tage der Ruhe, am Erholungstage gern reinlich und gut gekleidet. Es wird also für den Sonntag das beste Zeug, die besten Kleidungsstücke, zurückgelegt. Diese Kleider sind in der Regel etwas feiner, als die an Werktagen, in der Werkstatt oder auf dem Felde getragenen, oft aber auch nicht, sondern der Anzug, die Kleidung, ist nur neu, und wird so lange am Sonntage getragen, bis die alte zerrissen ist, dann kommt die Sonntagskleidung an deren Stelle, und dafür wieder eine neue. Dieses ist jedoch nicht überall gleich, sondern richtet sich nach dem Ueblichen, nach dem Gebrauche. Diese Sonntagskleider beschränken sich nun nicht bloß bei männlicher Bekleidung auf den Rock, sondern auf den ganzen Anzug vom Kopf bis zum Fuße, und so auch bei weiblichen Anzügen.

Sonntagsprediger, ein Geistlicher, welcher nur am Sonntage prediget, zum Unterschiede von denjenigen Geistlichen, welche auch an Wochentagen Predigten halten.

Sonntagsschule, s. unter Schule, Th. 149, S. 152 u. f. An dem angeführten Orte, S. 153, ist der Buchdrucker Raikes in Glocester, als der Erste angeführt worden, der zu dieser Art Schulen die Idee angegeben; allein nach einem Aufsatze in den Public Characters vom Jahre 1798—99, London, 1799, sollen diese so nützliche und auf die Bildung derjenigen Jugend, die schon sehr früh zu Handarbeiten, Hand-

werken ꝛc. bestimmt worden, so wirksame Schulen, von den Töchtern eines Englischen Landpredigers gestiftet worden seyn. Es heißt in dem erwähnten Aufsatze:

Der Landprediger More zu Hanham, einem Dorfe unweit Bristol, zeichnete sich durch klassische Gelehrsamkeit und Güte des Herzens, noch mehr aber durch die Sorgfalt aus, womit er seine vier Töchter erzog. Unter diesen ist die jüngste, Miß Hanna More, als moralische Schriftstellerin und Schauspieldichterin berühmt. Diese Hanna More verrieth schon in ihren frühen Jahren große Lust zu den Wissenschaften. Alle Stunden, die sie sich abmüssigen konnte, wurden dem Lesen solcher Schriften gewidmet, welche auf die Bildung des Geistes einen vortheilhaften Einfluß hatten. Was sie an Büchern in der kleinen Sammlung ihres Vaters fand oder von Freunden in ihrem Geburtsorte geliehen bekommen konnte, ward bald durchgelesen. Die Palmela von Richardson war das Erste, was ihr in die Hände fiel. Ihre Bescheidenheit und ihre Geschicklichkeiten erwarben derselben Liebe und Achtung in der ganzen Umgegend. Mehrere angesehene Personen wurden auf sie aufmerksam und verwandten sich thätig zu ihrem Besten. Ein besonders glücklicher Umstand für sie, ward der gute Ruf, worin ihre drei ältesten Schwestern als Erzieherinnen von vorzüglichen Gaben standen; denn dieser brachte die Familie nach Bristol, wo Miß Hanna mannigfaltige Gelegenheiten und Aufmunterungen fand, ihre Talente vollkommen auszubilden, und von dort aus als Schriftstellerin selbst in der Hauptstadt bekannt zu werden. Die drei ältesten Schwestern, gleichfalls überaus geschickte und liebenswürdige Frauenzimmer, hatten nämlich eine kleine Kostschule angelegt, womit es ihnen über ihre Erwartung gelang. Junge Personen aus höhern Ständen, als auf die sie anfangs gerechnet hatten, suchten bei ihnen unterzukommen. Zuletzt vermochten mehrere begüterte und einsichtsvolle Mütter sie ums Jahr 1765 sich nach Bristol zu begeben, wo sie in der Parkstraße eine Erziehungsanstalt errichteten, die bald die ansehnlichste in ihrer Art in dem westlichen Theile

von England ward. Nicht wenige Frauenzimmer vom ersten Range verdanken dieser Pflanzschule ihre Bildung. Hier traf sichs nun, daß der durch seinen korrecten Ausdruck und schönen Vortrag beliebte Prediger in Bristol, Dr. Stonehouse, ihr nächster Nachbar war, und besonders der jüngern Schwester Miß Hanna More, durch weitere Belehrungen, freundschaftliche Kritiken, Ausbesserungen ihrer ersten Versuche, und Empfehlungen zu Hülfe kam, vorzüglich aber durch seinen, mit vieler Wärme sich für sie interessirenden Freund Garick die günstige Aufnahme ihrer Schriften erleichterte. Ungefähr zwanzig Jahre setzten die drei ältesten Schwestern ihre Erziehungsanstalt in Bristol fort; dann gaben sie dieselbe zum Vortheile einer gewissen Miß Mills auf, wählten für ihre übrigen Tage ein eingezogenes Leben, und kauften sich für die Früchte ihres gemeinschaftlichen Fleißes ein nettes Landhäuschen in einer der angenehmsten Gegenden der Grafschaft Sommerset am Fuße des durch seinen vortrefflichen Weiden und Gesundbrunnen berühmten Mendipgebirges (Mendip-Hills). Allein die Liebe für Erziehungswesen verließ sie auch hier nicht. Vielmehr machten sie von neuem es sich zu einem eigenen Berufe Sonntagsschulen und Sonntagsbetstunden zu stiften und zu befördern. Miß Hanna, welche schon seit dem Jahre 1782 durch ihre, anfangs nur zum Privatgebrauche der Schule ihrer Schwestern geschriebenen, aber auf Verlangen in Druck gegebenen, und hernach oft wieder aufgelegten biblischen Gespräche (Sacred Dramas) mit ihren Schwestern um das Verdienst der Jugend nützlich zu werden gewetteifert hatte, schloß sich nun näher an eine gewisse damals entstandene Gesellschaft an, die den moralischen und religiösen Unterricht der ärmeren Stände, und die Herausgabe und Vertheilung möglichst wohlfeiler, lehrreicher, unterhaltender und der Fassungskraft des gemeinen Mannes angemessener kleiner Lesebücher zum Zweck hatte, durch welche auch wirklich schon einige tausend der nützlichsten Flugschriften dieser Art in den hauptsächlich von Manufakturisten bewohnten Städten und Dörfern in Umlauf gebracht worden sind. Miß Hanna More, der

ihre freundschaftliche Verbindungen mit der Familie des Herzogs von Beaufort, mit dem Bischofe von London, Dr. Porteus, mit Herrn Wilberforce und Andern von Seiten der Gelehrsamkeit und Religiosität vorzüglich geachteten Personen einen großen Einfluß verschafften, gehörte zu den thätigsten Theilnehmern dieses menschenfreundlichen Instituts, auch als Schriftstellerin. So schrieb sie unter andern ihren Schäfer in den Ebenen von Salisbury und dergleichen mehr. Was aber die Sonntagsschule selbst betrifft, so hatte dieselbe einen sichtbar gesegneten Fortgang, und der Nutzen davon verbreitete sich auch in der ganzen Gegend umher, so, daß im Jahre 1799 diese vier Landprediger Töchter durch ihre Klugheit und unermüdete Betriebsamkeit nicht weniger als zehn Schulen in den zehn benachbarten Dörfern errichtet hatten, worin bereits 800 Kinder zu nützlichen Mitgliedern des Staates gebildet worden. Auch verspürte man schon die Früchte ihrer Bemühungen, vornehmlich in dem Dorfe, wo die vier vortrefflichen Schwestern sich niedergelassen hatten. Die Sitten sind darin seit der Zeit, daß sie dort wohnen, merklich besser geworden, wozu die Sonntagsbetstunde das Meiste beigetragen. Jeden Sonntag versammeln sich nämlich am Abende die Kinder der von ihnen gestifteten Sonntagsschulen in der Schulstube. Die Dienstboten der Pächter und andere erwachsene Personen, die Lust haben sich zu erbauen, kommen ebenfalls dahin. Dann werden Gebete und faßliche Betrachtungen vorgelesen, ein Lied gesungen, über die wesentlichsten Lehren der Religion, Fragen den Erwachsenen vorgelegt, und dann mit einem erbaulichen Lobgesange diese unterhaltende Andachtsstunde beschlossen.

Sonst, ein Nebenwort, welches in allen seinen Bedeutungen eine Absonderung, eine Ausnahme, eine Ausschließung bezeichnet.

1) Etwas anderes oder anders. Haben sie noch sonst etwas? außer diesem, etwas anderes. Wer weiß, was sie sonst noch für einen Feind haben. Weil ich zuweilen in

dem Zuschauer oder sonst in einem weltlichen Buche lese. Gell., oder in einem andern weltlichen Buche. Was wollen sie sonst damit sagen. Dein Bruder oder sonst Jemand. Ferner mit verneinenden Wörtern. Ich habe sonst nichts; sonst nichts gehört, nichts anderes, außer diesem nichts. Er hat sonst nichts gethan. Sonst Niemand als du. Ich habe sonst keine Vorzüge, als meine Unschuld. Mein Herz ist mein Reichthum, sonst besitze ich nichts, Gell. Die Bedeutung ist hier adjectivisch, die Form aber völlig adverbialisch.

2. In mehr adverbialischer Bedeutung (1) auf andere Art, am häufigsten im gemeinen Leben. Daniel, der sonst Belsazer heißt, Dan. 4, 16. Aber vielleicht gehört diese Vorstellung sonst in der Reihe deiner Empfindung, Gell. (2) In andern Stücken, auch nur im gemeinen Leben.

Kein Kluger liebt ein Mensch von ihrer
Kleidung wegen,
Die sonsten gräulich ist, Opitz.

(3) An einem anderen Orte. Im Grabe ist Trost für mich, sonst nirgends. Mich dünkt, daß ich ihn sonst wo gesehen habe. (4) Zur andern Zeit eine der gangbarsten Bedeutung. Er ist ja sonst so vernünftig. Sonst bin ich gern bei dir. Komm sonst einmal wieder. Sie lesen mir ja sonst keine Fabeln vor. Du pflegst doch sonst nicht so zu denken.

Der Schiffer, sonst ein finsterer Mann,
Sah seine Schönen freundlich an, Gell.

In engerer Bedeutung wird es auch wohl von einer andern vergangenen Zeit gebraucht, für ehedem. Sonst war es nicht so. Sonst waren wir gute Freunde. (5) Im entgegengesetzten Falle, wo

es zugleich etwas von einem verursachenden Bindeworte an sich nimmt. Bezahle mich, sonst verklage ich dich. Wenn sie es sagen wollen, so machen sie, sonst gehe ich, Gell. Ich will ihm nachahmen, nachgehen, er möchte sonst gar zu große Händel anrichten, Derf. Der Spaß könnte mir sonst theuer zu stehen kommen, Weiße. Kommt ja, sonst stirbt die Frau Schwägerin, Gell. (6) Ich könnte, wenn ich sonst wollte, wenn ich nur wollte.

Sonstig, Beiwort, welches von dem vorigen Nebenworte gebildet worden, aber nur im Oberdeutschen oder im südlichen Deutschland üblich ist. Seine sonstigen guten Eigenschaften, welche er sonst, außer diesen Eigenschaften hat. Auf sonstige Art, auf eine andere. Die Gläubiger werden zur Pflegung der Güte und Beobachtung sonstiger Nothdurft vorgeladen.

Soodbrodbaum, Ceratonia Linn., s. Johannisbrod, Th. 30, S. 600.

Soogen, s. Sogen und Socken.

Soogspäne, Stücken Bretter, oft eine Elle lang, die in der Mitte einen Ausschnitt haben, und von denen immer zwei gegen einander über auf die Soogbäume gelegt werden, damit man die Körbe zum Vollfüllen darein setzen, und die Soode oder der Sud in die Pfanne vollends abtropfen kann.

Sootekappe, s. Narrenkappe, Th. 101, S. 274.

Soot-Romals, Ostindische Schnupftücher, welche die Dänen von Tranquebar und aus verschiedenen Gegenden in Tanjaour bringen. Sie halten $1\frac{1}{16}$ in Quadrat, und man hat deren funfzehn im Stücke.

Sophi, Sofi, ein Beiname, den die Könige von Persien zum Andenken der Wiederherstellung des Persischen Reiches von Ismael Sophi oder Sofi, vom Jahre 1508 an bis zum Jahre 1722 führten.

Ismael erhielt diesen Beinamen von seiner Kleidung, nach Art der Heiligen, welche in einem leichten wollenen Zeuge, Soph oder Sof genannt, bestand; auch war er ein Abkömmling des Propheten Mohamed, von dessen Schwiegersohn Ali. Der letzte Hussein, der diesen Beinamen führte, ward 1722 von Mirweis vom Throne gestoßen.

Sophia, aus dem Griechischen σοφια, Weisheit. Bei den alten Griechen bezeichnete man mit diesem Worte alle Wissenschaften und Studien, welche zur Glückseligkeit und zur Kultur des Menschen dienten. Man nannte daher diejenigen, welche diese Wissenschaften betrieben, sich damit beschäftigten, Sophi, Weise, Weltweise, Gelehrte in diesen Fächern, auch Sophistae. Pythagoras wollte aber aus Bescheidenheit nicht diesen Namen führen, sondern sich bloß einen Liebhaber der Weltweisheit, Philosophen, nennen lassen; s. den Art. Philosoph und Philosophie, Th. 112, S. 533 u. f. — Auch ein weiblicher Taufname, welcher von Weisheit, Sophia, entlehnt worden, im gemeinen Leben und in der vertraulicheren Sprechart Söffe, Söffchen, Fieke, Fiekchen, in Preußen aber in Fäsch verkürzt wird. Da dieser Name wirklich von so edler Abstammung ist, so ist er zugleich eine Zierde derjenigen, die ihn auch mit dieser Auszeichnung trägt, welche, die Weisheit, freilich nur Wenigen von denjenigen verliehen seyn wird, die ihn führen. Ueberhaupt ist dieser edle Name jetzt, wenn nicht ganz aus der Mode, doch sehr in Abnahme gekommen; ehemals trugen ihn Fürstinnen und andere edle Frauen.

Sophienkraut, Sisymbrium Sophia, eine Benennung der feinblättrigen Raucke, s. Th. 121, S. 160 u. f. Dieses Kraut wurde auch Sophia Chirurgorum, Sophia vulneraria, Herba Lumbricorum; Fr. Thalitron ou Science de Chirur-

giens, genannt. Guettard, ein Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Paris, macht in seinen Observations sur les Plantes, ein besonderes Geschlecht aus dieser Pflanze, wegen des Unterschiedes ihrer Blumenblätter und Staubfäden, und nennt sie Descurea, von seinem Großvater Descûrain, einem Apotheker zu Estampe, indessen ist diese Erhebung zu einem eigenen Geschlechte von den späteren Botanikern nicht angenommen worden. Das Sophienkraut hat einen etwas zusammenziehenden, aber scharfen Geschmack, der dem Senfe nahe kommt, und färbt das blaue Papier ein wenig roth. Man gebrauchte diese Pflanze ehemals in der Medizin als ein Fieber vertreibendes Mittel, besonders aber bei Wundfiebern, daher auch der Name Sophia Chirurgorum. Man bediente sich derselben sowohl innerlich, als äußerlich. Ihre Samen wurden zu einer Drachme entweder in einer Brühe oder in Rosenwein gegeben, die Bauchflüsse anzuhalten; es ist in dieser Hinsicht ein sehr bekanntes Mittel unter den armen Leuten, besonders in Frankreich, wegen welcher Eigenschaft alle Schriftsteller mit einander übereinstimmen. Das Dekoct oder die Infusion von der ganzen Pflanze mit Wasser, diente ehemals in gleicher Absicht, weil es gleiche Kräfte offenbart. Der Saft, die Conserve und das Extract aus den Blättern und Blumen diente wider das Blutspeien, den weißen Fluß und den übermäßigen Fluß der Monatszeit und güldenen Ader. Nach dem Cäsalpin sollen die Samen dieser Pflanze nicht nur die Würmer tödten, sondern auch noch eine Schweiß treibende Eigenschaft haben, und wenn man eine Drachme davon mit einem Glase weißen Wein infundirt, so erregt es Schweiß. Nach dem Rajus sollen sie die Nierensteine treiben. Der eben genannte Schriftsteller führt den D. Robinson an, welcher sagt, daß man sie in den Gegenden um York denje-

nigen mit Nutzen giebt, welche am Blasenstein und an der Nierenkolik leiden. Was den äußerlichen Gebrauch dieser Pflanze anbetrifft, so wurde die ganze Pflanze gestoßen, und auf die Wunden und Geschwüre, überhaupt auf alle faulen und fressenden Schäden, den Krebs, die Bein- und andere Brüche ꝛc. gelegt, wodurch sie in kurzer Zeit heilen sollen. Jetzt ist diese Pflanze größtentheils außer Gebrauch gekommen, wenigstens findet man sie nicht mehr in den Arzeneimittellehren der neuesten Zeit angeführt.

Sophist, Sophistes, Sophista, derjenige, welcher die Fertigkeit besitzt, Andere durch Trugschlüsse oder falsche Schlüsse zu hintergehen, daher auch die Sophisterey, s. diesen Artikel. Die Sophisten wurden anfänglich die Weltweisen im eigentlichen Sinne genannt, späterhin wurde aber dieser Name so sehr gemißbraucht, daß man ihn nur denjenigen beilegte, die sich wegen ihrer eingebildeten, jedoch nur sehr untergeordneten, sehr schwachen Weisheit groß, und dadurch bei allen Verständigen verhaßt machten.

Sophista, s. den vorhergehenden Artikel.

Sophisterey, Sophismata, falsche und unrichtige Schlüsse, die entweder auf einem falschen Grundsatze beruhen, oder doch keinesweges aus einem an sich selbst richtigen Grundsatze fließen, oder beide Fehler an sich haben, besonders wenn solche mit Fleiß, aus Bosheit, gemißbraucht werden. Man nennt daher Sophisticatio, wenn man dasjenige, was recht und gut gewesen, aber verdorben worden, auf einem künstlichen Wege wieder herstellen will, wie solches mit so vielen Gegenständen geschieht.

Sophistes, s. Sophist.

Sophora Linn., s. den folgenden Artikel.

Sophore, Sophora Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der zehnten Klasse (Decandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensy-

stems gehört und folgenden Charakter hat: die Blume hat einen fünfzähnigen, glockenförmigen, an der oberen Seite höckerigen Kelch, eine schmetterlingsförmige Blumenkrone, deren Flügel so lang, als die Fahne sind, zehn freistehende Staubfäden, und einen einfachen Staubweg. Sie hinterläßt eine sehr lange Hülsenfrucht, welche Dietrich mit dem Namen rosenkranzförmige Gliederhülse belegt, welche eine Reihe von vielen ziemlich weit von einander entfernten Samen enthält.

1) Fuchsschwanzartige Sophore, Sophora Alopecuroides, foliis pinnatis, foliolis numerosis oblongis villosis, caule herbaceo. Linn., Spec. plant. Tom. I. p. 533. Ervum orientale alopecuroides perenne, fructu longissimo. Tournef. cor. 27. Glycyrrhiza siliquis nodosis quasi articulatis. Buxb. cent. 3. p. 25 t. 46.; Fr. Sophora queue de renard; Engl. Foxtail Sophora. Diese in den Morgenländern oder der Levante zu Hause gehörende Sophore hat eine perennirende kriechende Wurzel, aus welcher verschiedene aufrechte, krautartige Stengel zum Vorschein kommen, die drei bis vier Fuß hoch werden, und mit gefiederten Blättern besetzt sind, die aus 19 bis 25 Paar länglichen, zottigen Blättchen bestehen, welche paarweise, längs der Mittelribbe oder dem gemeinschaftlichen Blattstiele stehen, und sich mit einem einzelnen endigen. Die Blumen sind klein und blaßblau, nach Linné*) blaßgelb, und wachsen in langen, aufrechten Aehren oder einfachen Trauben in den Winkeln der Zweige und Blätter. Die Hülsen sind sehr lang und knoticht. Man zieht diese Pflanze auch bei uns, so wie in Frankreich, England ꝛc. in den Gärten im Freien, wo sie

*) Nach der 13ten Lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des Holländischen Honttuynischen Werkes übersetzt ꝛc. 3r Th. Nürnberg, 1778. S. 495.

fast in jedem Boden und in jeder Lage gut fortkommt und im Sommer blüht. Sie ist sehr dauerhaft und vermehrt sich stark durch ihre kriechende Wurzeln, und auf eben die Art wie das Süßholz, man muß sie dieserhalb in den Gärten in einen Winkel setzen, wo sie von andern Pflanzen entfernt ist, weil sonst ihre stark sich ausbreitende Wurzeln in Kurzem die benachbarten Pflanzen überwachsen.

2) Filzige Sophore, Sophora tomentosa, foliis pinnatis, foliolis numerosis subrotundis tomentosis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 533. Indigophora, foliis tomentosis. Herb. cliff. p. 487. Colutea Zeilanica, argentea tota. Herm. Lugdb. 169 t. 171; Engl. Downy Sophora. Dieser in Ceylon wild wachsende Strauch, welcher nach Miller auch in Senegal in Afrika, und in Westindien in Jamaika angetroffen wird, wird ungefähr mannshoch, und hat wechselsweise stehende, gefiederte Blätter, welche aus 6 bis 11 Paar rundlichen, weißgrünen Blättchen oder Lappen, und einem einzelnen am Ende, bestehen. Sowohl der Stamm, als die Zweige, Blätter und übrigen Theile sind mit einem silberweißen Filze bekleidet. Die Blumen sind groß und gelb, fast wie der Spanische Genst, haben keinen Geruch, und wachsen in einfachen Trauben an den Enden der Pflanze; auf dieselbe folgen 5 bis 6 Zoll lange, ebenfalls mit Filz bekleidete Hülsen, welche rundliche, braune Samen enthalten, die so groß sind, als Erbsen, und von außen die Hülse knotig machen. Alle Theile dieses Strauches haben einen scharfen, bittern und ekelhaften Geschmack.

3) Westindische Sophore, Sophora Occidentalis, foliis pinnatis, foliolis numerosis subcordatis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 533. Galega fruticosa, foliis subrotundis pinnatis, spicis simplicibus terminalibus. Brown. jam.

289, t. 31, f. 1. Corallodendron, foliis pseudo-acaciae, subtus tomentosis, flore luteo. Plum. Spec. 21. ic. 101; Engl. Occidental Sophora. Der Strauch dieser Art, welche mit der vorhergehenden ein Vaterland und auch einen Standort hat, ist 3 bis 5 Fuß hoch, hat aufrechte, behaarte Zweige, und gefiederte Blätter, die aus 17 bis 21 rundlichen, ganzrandigen, unten weißgrauen Blättchen bestehen. Die Blumen sind gelb, nnd in einfachen Aehren am Ende der Zweige geordnet. Da diese Art von der vorhergehenden fast gar nicht verschieden ist, so scheint es wohl nur eine Abänderung derselben zu seyn.

4) Kapische Sophore, Sophora Capensis, foliis pinnatis, foliolis numerosis lanceolatis, subtus tomentosis, caule fruticosa. Linn. Syst. veg. p. 325. Mant. 67. Sophora Orboides. Berg. Cap. 142. Dieser Strauch wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ist anfangs, wenn er noch klein ist, ein wenig haarig, wird aber mit der Zeit ganz kahl, und hat das Ansehen einer Amorpha, die Blätter desselben stehen wechselsweise, und bestehen meistens aus eilf Paar Blättchen oder Lappen, und einem einzelnen am Ende, welche alle von gleicher Länge, schmal, lanzettförmig, ungezähnt, auf der Oberfläche glatt und glänzend, grün, und auf der unteren ein wenig filzig sind. Die Blumen gleichen den Blumen der Crotalaria, sind weiße, haben krumme Stielchen, und wachsen in einfachen Trauben an den Enden der Zweige; ihre Staubfäden sind durch feine Haare gleichsam zusammengewebt; sie hinterlassen eine längliche, zusammengedrückte, mit einem Filze bekleidete Hülse, welche drei bis sechs sehr harte Samen enthält.

5) Japanische Sophore, Sophora Japonica, foliis pinnatis, foliolis pluribus, ovatis, glabris, caule arboreo. Linn. Syst. veg. pag.

325. Fr. Sophore de Japon. Engl. Shining leav'd Sophora. Diese Art ist in Japan zu Hause und hat einen baumartigen Stiel oder Stengel, mit glatten, grünen, ausgebreiteten, fast hängenden Zweigen, und wechselsweise stehenden Blättern, welche den Blättern der Robinia Caragana gleichen; sie stehen ohne besondere Ordnung, nach Einigen wechselsweise, hin und wieder auf cylindrischen, etwas filzigen, am Grunde angeschwollenen Stielen, und sind 1 bis 2 Zoll lang; in der Jugend filzig, im Alter unbehaart, auf der Unterfläche blaß. Die Blumen sind weiß, so groß, wie bei der Indigofera, und wachsen in kleinen Trauben.

6) Siebenblätterige Sophore, Sophora heptaphylla, foliis pinnatis, foliolis septenis glabris. Linn. Spec. plan. Tom. I. p. 533. Sophora glabra, foliolis septenis; Fl. Zeyl. 164. Fructiculus Sinensis, sennae sylvestris folio angustiore, nodosa siliqua, rostro longiore donata. Pluk. amalth. 18. t. 451. Anticholerica Rumph. amb. 4. p. 60. t. 22. Diese in Ostindien zu Hause gehörende, und sowohl auf den Molukkischen Inseln, als in Java, Ceylon und andern benachbarten Inseln sehr gemeine Art, wächst am Strande in ihrem Vaterlande ungefähr so hoch, als ein Beinholzstrauch (Ligustrum), dessen Stamm so dick, als ein Arm oder ein Fuß eines Menschen wird. Die Blätter desselben stehen wechselsweise, und bestehen meistentheils aus sieben eyrundlänglichten, ziemlich spitzigen Lappen, welche ein wenig von einander entfernt und mit einigen Stielchen an den gemeinschaftlichen Hauptstiel befestiget sind. Die Blumen sind gelb, und wachsen in langen, einfachen Trauben, an den Enden der Zweige; die langen, knotigen Hülsen, welche darauf folgen, enthalten runde, erbsenförmige Samen. Alle Theile dieses Strauches, besonders

aber die Wurzel und die Samen haben einen sehr bitteren Geschmack, und die Letzteren werden von den Indianern als ein sehr bewährtes Mittel wider heftige Gallenruhren, im Seitenstechen, der Kolik, im schmerzhaften Harnen und im giftigen Schlangenbisse häufig gebraucht. Die Dosis von dem Samen ist gemeiniglich drei bis fünf Stück auf einmal in Wasser.

7) Färbende Sophore, Sophora tinctoria, foliis ternatis subsessilibus, foliolis obovatis glabris. Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 534. Cytisus foliis fere sessilibus, calycibus bractea triplici auctis. Gron. virg. 82. Cytisus procumbens americanus, flore luteo. Pluk. alm. 129. Diese Art, welche in Carolina und Philadelphia ursprünglich wild wachsend angetroffen, aber auch in Deutschland, England ꝛc. im Freien, in den Gärten gezogen wird, und recht gut fortkommt, hat nur eine perennirende Wurzel und treibt jährlich verschiedene, krautartige, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe, sehr ästige Stengel; sowohl diese, als auch ihre Aeste, sind gelblich, glatt und sehr zähe. Die Blätter bestehen aus drei kleinen, rundlichen, meergrünen Lappen, die erst fast zu Ende des Julius zum Vorschein kommen. Die gelben Blumen wachsen in kurzen Trauben an den Enden der Zweige. Auf sie folgen kurze, knotige Hülsen. Man macht in Amerika aus dieser Pflanze eine unächte Sorte von Indigo; daher nennen sie die Engländer in Virginien wilder Indig oder Indigo. Auch in Deutschland und England blühet sie im Julius und bringt manchmal reife Samen.

8) Weiße Sophore, Sophora alba, foliis ternatis, petiolatis, foliolis ellipticis glabris, stipulis subulatis brevibus. Linn. Syst. veg. p. 325. Crotalaria alba. Sp. plant. 1006. Mill. Dict. num. 11. Anonis Caroliniana perennis. Mart. Cent. tab. 44. Diese in Carolina und in

Virginien zu Hause gehörende Sophore, hat nur eine perennirende Wurzel, gleich der vorhergehenden, und treibt jährlich im Frühlinge viele krautartige, ästige Stengel, welche purpurroth sind und einige Fuß hoch werden. Die Aeste sind mit dreifachen Blättern besetzt, deren Lappen eyrund, lanzettförmig, ungezähnt, glatt und an $1\frac{1}{2}$ Zoll lang sind. Die Blumen sind ungefähr 1 Fuß lang und von weißer Farbe; sie wachsen auf eigenen, einfachen und nackten Stengeln, welche höher werden, als die Blattstengel, und an deren Enden sie einen hängenden Büschel bilden. Die ansehnliche Größe der Blumen unterscheiden sehr diese Art. Man zieht diese Art auch bei uns in Deutschland, und in England in den Gärten, wo sie im Junius blüht und im Herbste reife Samen bringt.

9) Feigbohnenartige Sophore, Sophora Lupinoides, foliis ternatis, petiolatis, foliolis ovalibus pilosis. Linn. spec. plant. Tom. I, p. 534. Diese Art, welche in Kamtschatka von G. Demidoff entdeckt worden, hat große, degenförmige Blattansätze, welche fast so lang sind, als die Blätter. Die Blumen sind gelb und sitzen auf sehr kurzen Stielen in verschiedenen Wirteln an einem gemeinschaftlichen Blumenstiele. Man hat eine Varietät mit glatten und rundlichen Blättern.

10) Zweiblumige Sophore, Sophora biflora, foliis simplicibus obovatis subtomentosis, pedunculis bifloris. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 534. Crotalaria arbor africana, styracis folio molli incano. Pluk. alm. 122. t. 185, f. 2. Genista arborescens africana. Herm. lugdb. 270. t. 271. Diese Art ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause, und bildet ein Bäumchen oder einen Strauch mit eckigen Zweigen und ganz einfachen Blättern, durch welche er sich hinlänglich von allen andern vorhergehenden Arten auszeichnet. Die Blu-

menstiele tragen eine oder zwei purpurblaue Blumen, welche eben so, wie die Blätter, ein wenig haarig oder filzig sind.

11) Kleinblättrige Sophore, Sophora microphylla Linn. Sophora tetraptera. Linn. Suppl. 230; Fr. Sophora à petites feuilles; Engl. Small-leav'd Sophora. Diese Art, welche aus Neuseeland uns zugeführt worden, ist ein baumartiger, aufrechter Stamm, mit schwachen, schlanken Aesten, welche mehr oder weniger mit feinem gelblichbraunem Filze bekleidet ist. Die Blätter bestehen aus 33—41 kleinen, umgekehrt-eyförmigen, ausgerandeten Blättchen, die etwas behaart sind. Die Blumen sind gelb und hinterlassen ziemlich große, häufig-geflügelte Gliederhülsen. Dietrich hat davon eine Pflanze, welche ungefähr 4 Fuß hoch ist, im Frühlinge blühet und im Winter über im Glashause aufbewahrt wird.

12) Flügelfruchtige Sophore, Sophora tetraptera. Joh. Mill. ic. t. 1. Lamark illust. gen. t. 305. f. 3. Engl. Winged-podded Sophora. Diese Sophore ist gleichfalls in Neuseeland zu Hause und blüht in unsern Gärten im Frühlinge. Das Exemplar, welches Dietrich gezogen, ist 6 Fuß hoch; der Stamm unten einfach, oben ästig, die jungen Zweige und Blattstiele sind mit sehr feinem bräunlichgelbem Filze bekleidet. Die Blätter stehen wechselsweise, sind ungleich gefiedert, und bestehen aus 17—19 länglich-lanzettförmigen, stumpfen, ganzrandigen Blättchen, die auf der Unterfläche mehr oder weniger mit braungelbem Filze bedeckt sind. Die Blumen bilden kurze winkelständige Trauben, sind ziemlich groß, schön gelb, die Kronblätter ungleich lang; sie haben einen braunfilzigen, gezähnten Kelch und hinterlassen eine häutig-viereckige Hülse. Die Blätter fallen gewöhnlich zu Ende Februar und im März ab,

und dann entwickeln sich die Blumen und zieren die nackten Zweige.

13) Einsamige Sophore, Sophora monosperma Swartz. prodr. 65. Glycine arboreum. Brown. jam. 298. Diese Art ist ein zehn Fuß hoher Baum mit weißer Rinde, welcher in Ostindien wildwachsend angetroffen wird. Das Holz desselben ist hart und die Aeste sind rostfarbig-filzig. Die Blätter sind gefiedert, die Blättchen auf beiden Seiten unbehaart, steif. Die Blumen sind ziemlich groß und in ästigen Endrispen gesammelt; sie haben eine himmelblaue Farbe und einen sehr angenehmen Geruch. Die Hülse ist eyförmig, zottig, holzig, einsamig, zweiklappig, der Same halbkugelförmig, groß, scharlachroth, mit schwarzen Flecken bezeichnet. Er verlangt einen Stand im Treibhause, wenigstens in der zweiten Abtheilung desselben nach Dietrich.

14) Gelbliche Sophore, Sophora flavescens. Ait. Kew. Diese in Siberien wildwachsende Sophore perennirt auch in unsern Gärten im Freien und gleicht der kleinblättrigen Sophore; sie ist aber durchaus unbehaart; die Blätter sind ungleich gefiedert, die Blättchen ey-lanzettförmig, ein wenig stumpf. Die Blumen sind gelblich und haben einen undeutlichen fünfzähnigen Kelch.

Es giebt nun außer den hier angeführten Sophorearten, noch einige, die aber hier übergangen werden müssen. Auch die oben angeführten Arten, Nr. 4, 7, 8, 9 und 10 gehören jetzt zu einem neuen Geschlechte, welches Podaliria genannt wird, sie heißen also jetzt: Podaliria Capensis, tinctoria, alba, Lupinoides, und biflora, wozu nun noch gehören: Sophora argentea, aurea, australis, buxifolia, calyptrata, genistoides, hirsuta, juncea, pedunculata, rotundifolia, ternata, und trifolia. Alle die oben abgehandelten Sophorearten können in unsern

Gärten gezogen werden, nur verlangen die in wärmern Ländern, als in Ost- und Westindien, einheimischen Pflanzen eine Stelle im Winter im Treibhause, in der zweiten Abtheilung. Den Samen legt man ins Mistbeet oder in Blumentöpfe ringsum am Rande derselben in frische Erde, und behandelt sie, wie alle diese Arten Pflanzen. Was die übrige Kulturmethode in Rücksicht der Erde, des Begießens und der Vermehrung anbetrifft, so kann man den Sophoren eine gute Mistbeet- oder auch eine leichte Dammerde geben, die ungefähr mit einem Drittheil Flußsand gemischt worden, nur muß man den Boden der Töpfe, worein sie kommen sollen, einige Zoll hoch mit kleinen Steinen oder grobem Kiese bedecken, damit das Wasser einen guten Abzug hat. Zur Zeit der Vegetation, besonders in warmen Sommertagen, muß man sie reichlich begießen, im Winter dagegen nur wenig. Die meisten strauchartigen Sophoren lassen sich durch Stecklinge vermehren. Die Stecklinge werden nämlich, nachdem sie von der Mutterpflanze getrennt worden, einige Tage an einen trocknen, schattigen Ort gelegt, damit die durch das Abschneiden oder Abbrechen der Zweige entstandenen Wunden gehörig trocknen. Man kann die Wunde mit feinem Mehle von gebrannten Mauersteinen und Dachziegeln oder mit Holzkohlenstaub bedecken, wodurch die Wunde schneller trocknet und der Fäulniß widersteht. Hat man die Stecklinge auf diese Weise vorbereitet, so werden dieselben in kleine, mit leichter Erde gefüllte Töpfe gesetzt und an einen temperirten schattigen Ort gestellt, aber nicht eher begossen, bis man bemerkt, daß junge Wurzeln sich gebildet haben. Auch der Boden des Topfes, worein man einen Steckling setzen will, muß mit grobem Kiese oder kleinen Steinen bedeckt werden. Die meisten Sophoren tragen schöne Blumen, welche gegen die zierlichen, gefiederten Blätter artig abstechen, und daher

dienen sie zur Verschönerung unserer Gärten. Die oben angeführte, in Japan einheimische, Sophore, kommt nicht nur in England, sondern auch in den Gärten des südlichen und mittlern Deutschlands im freien Lande fort, und Herr Seidel in Dresden hat sie in seinem Verzeichnisse unter den im Freien ausdauernden Holzarten aufgeführt. Die Versuche, die der Doktor Dietrich mit dieser Art im Freien in den Gärten zu Weimar und Eisenach vorgenommen, entsprechen nicht seinen Erwartungen. Gelinde Winter hält sie aus, aber keinesweges strenge, und besonders Nachwinter. In nördlichen Gegenden thut man daher wohl, diese Sophore entweder durch eine Bekleidung vor dem Erfrieren zu sichern oder sie in einem frostfreien Behälter durchzuwintern.

Sophore (einsamige), s. oben, S. 20.
— (färbende), s. daselbst, S. 17.
— (feigbohnenartige), s. das., S. 18.
— (filzige), s. das., S. 14.
— (flügelfrüchtige), s. das., S. 19.
— (fuchsschwanzartige), s. das., S. 13.
— (gelbe), s. das., S. 20.
— (Japanische), s. das., S. 15.
— (Kapische), s. daselbst.
— (kleinblätterige), s. das., S. 19.
— (siebenblättrige), s. das., S. 16.
— (weiße), s. das., S. 17.
— (Westindische), s. das., S. 14.
— (zweiblumige), s. das., S. 18.

Sophorenpapillon, Papilio Sophorae, und dann Papillo Clio, zwei Tagfalter, s. unter Tagfalter, in T.

Sopra agio, Italienisch, im Handel, das Ueberaufgeld. Ein Agio oder ein Aufgeld, welches auf schlechte Münze gegeben wird, auf die man schon ein Agio giebt. Zum Beispiel das Courant in Venedig thut 20 Proc.

gegen Bankogeld, und für dieses Courantgeld wird noch 29 Proc. Aufgeld gegen Piccoligeld gegeben.

Sopra Calici, Kelchtücher in Italien, seidene Tücher von feiner Organsinseide, an denen der Einschuß Floretseide ist. Sie halten $2\frac{1}{2}$ Palmi im Quadrat und werden besonders im Neapolitanischen verfertiget.

Soprano, Italienisch, in der Musik, die höchste und vornehmste Stimme, welche gemeiniglich der Diskant zu seyn pflegt; s. unter Vokalmusik, in V.

Sopra protest, Italienisch, in der Handlung, der Ueberprotest, nach geschehener Protestirung; s. unter Wechsel, in W.

Sor, im Forstwesen, krank, dürre, von Bäumen. — In der Handlung, eine Art Rosinen ohne Kern, welche aus Spanien kommt; s. auch Sol, Th. 155.

Sorbapfel, Gartenspeierling, Sorbus sativa, s. Sperberbaum.

Sorbbirne, Sorbbirnen, Sorbus, s. zahmer Sperberbaum, Sorbus domestica.

Sorbet, Tscherbet, Scherbet, bei den Türken und Persern, ein kühlendes Getränk, welches aus einem süßen Wasser besteht, welches sich der gemeine Mann auf folgende Weise sehr leicht macht. Er nimmt Damascener Rosinen, zerquetscht oder zerstößt sie, gießt Wasser darauf und läßt es so lange verdeckt stehen, bis dasselbe die Rosinen ausgezogen und so einen Extract gebildet hat, der ein sehr erfrischendes und angenehmes Getränk bilden soll. Reichere nehmen Zucker, Zitronensaft und Ambra, mischen es zu einem Syrub, formiren oder bilden daraus Kuchen, die man beim Gebrauche so anwendet, daß man Wasser darauf gießt und sie zerreibt, nämlich die Kuchen in Wasser, oder daß man nur den Syrub unter Wasser nimmt und es mit demselben vermischt. Nach diesen nur einfachen Türkischen oder Persischen Sorbets oder Tscherbets hat man nun viele zusammengesetzte berei-

tet, z. B. aus süßem Rahm, wozu man eine größere oder geringere Menge Zucker, süße und bittre Mandeln oder auch Haselnüsse, Pistazien, Thee, Chocolade, Kaffee, Vanille, Safran, Zimmet und viele andere gewürzhafte Substanzen setzt. Dann hat man Tscherbets, die aus dem Safte saurer Früchte, in welchem man eine bestimmte Menge Zucker zergehen läßt, wozu man noch Gewürze setzt, bereitet.

Zitronenscherbet oder Sorbet. Man löse $1\frac{1}{2}$ Pfund weißen Zucker in einer Pinte, Kanne oder Quart Wasser auf, suche neun große und eilf mittlere Zitronen aus, wische sie mit einem Tuche ab, schneide sie mitten durch, nehme dann eine Hälfte nach der andern zwischen den Daumen und den Zeigefinger, und drücke sie dergestalt mit der andern Hand aus, daß sich die Saftzellen ganz leeren; tauche sie dann noch einmal in Zuckerwasser, und presse sie mit beiden Händen stark aus, damit noch aller Saft herausgehe; dann das Ganze oder die ganze Flüssigkeit durch ein dichtes Haartuch gepreßt, und an einem kalten Orte aufgehoben.

Erdbeerscherbet oder Sorbet. Man nehme ausgesuchte Erdbeeren, pflücke sie von ihren Stielen, zerquetsche vierzehn Unzen davon, und mische eine Kanne oder Quart Wasser darunter, fülle die Flüssigkeit in ein Gefäß, thue einen großen Kaffeelöffel voll Zitronensaft und eben so viel gutes Pomeranzenblüthewasser hinzu, und lasse es so zwei bis drei Stunden stehen. Man wiege nun acht Unzen weißen Zucker in ein anderes Gefäß, welches man mit einer groben Leinwand bedeckt, die Flüssigkeit dann durchgeseihet, und die Treber ausgepreßt. Wenn nun der Zucker gänzlich zergangen ist, dann die Mischung durch einen tuchenen Filtrirsack geseihet, bis die Flüssigkeit klar geworden.

Himbeerscherbet oder Sorbet. Man nehme frisch gesammelte, wohlriechende Himbeeren, von einer

lebhaften, etwas dunklen Scharlachröthe, pflücke sie von ihren Stielen, quetsche davon vierzehn Unzen in einem marmornen Mörser, gieße eben die Quantität Wasser und Säure hinzu, wie bei dem Erdbeerscherbet angeführt worden, und lasse das Gemisch zwei bis drei Stunden stehen; dann das Flüssige durch eine grobe Leinwand gegossen, die Hülsen ausgepreßt, achtzehn Unzen weißen Zucker darin völlig aufgelöset, und zuletzt die Flüssigkeit durch einen tuchenen Filtrirsack geseihet.

Johannisbeer- und Berberisscherbet oder Sorbet. Von guten, großen Johannisbeeren wiege man vier Pfund der ausgesuchtesten davon ab, und nehme dazu noch acht Unzen Himbeeren, quetsche diese Früchte mit der oben angeführten Vorsicht in einem marmornen Mörser, und gieße eine Kanne Wasser hinzu, lasse das Gemisch eine Stunde stehen, gieße das Flüssige durch grobe Leinwand, und presse, wie oben, die Hülsen aus. Hierauf acht und zwanzig Unzen Zucker in diese Flüssigkeit geschüttet oder gegossen, und wenn es völlig zergangen ist, durch einen tuchenen Filtrirsack durchgeseihet. Den Saurach- oder Berberisscherbet bereitet man auf gleiche Weise, jedoch mit Hinweglassung der Himbeeren, indem diese Frucht den angenehmen Geruch des Saurachs fortnimmt. Man nimmt hierzu vier und zwanzig Unzen Zucker..

Kirschscherbet oder Sorbet. Man wähle gute vollsaftige Kirschen aus, pflücke sie von ihren Stielen, mache die Steine heraus und lege sie so lange bei Seite, bis man den Sorbet machen will; dann nehme man fünf Pfund derselben, zerstoße oder zerquetsche sie in einem marmornen Mörser, gieße einen Schoppen recht klaren Wassers dazu, nebst zwei, oder wenn die Kirschen recht reif sind, drei Kaffeelöffeln Zitronensaft, lasse das Gemisch zwei oder drei Stun-

den stehen, wasche dann durch ein starkes aneinander Reiben, die Steine ab, und wenn das Häutchen, welches die Schaale des Kerns überzieht, völlig losgegangen ist, so zerstoße man sie in einem Mörser, und schütte sie, nebst zwei und zwanzig Unzen Zucker, in ein steinernes Gefäß, welches man mit grober Leinwand bedeckt, wodurch man die Flüssigkeit gießt, die Hülsen auspreßt, und dann das Gemisch mit einem hölzernen Löffel stark umrührt. Sobald der Zucker völlig zergangen ist, seihet man die Flüssigkeit durch einen tuchenen Filtrirsack, bis sie recht klar ist.

Diese vier verschiedenen Früchte zum Sorbet erleiden einige Aenderungen nach der Art der Bereitung, wenn man nämlich den Zitronensaft fortläßt, oder die Früchte zu lange weichen oder auch daß man sie durch kochendes Wasser ausziehen läßt. Es giebt auch noch einige andere Bereitungsarten, z. B. sobald man die gequetschten Früchte hat weichen lassen, schlägt man Saft und Hülsen zusammen durch ein Haarsieb, weil man behauptet, daß diese Treber der Flüssigkeit mehr Consistenz verschaffen. Wenn gleich diese Methode bei den Pfirsichen, Aprikosen, Reineclaude-Pflaumen, den Ananassen, Rousseletbirnen ꝛc. Anwendung findet, so muß man doch bei den hier abgehandelten Fruchtarten, die oben angeführte Methode vorziehen, weil Wohlgeruch und Farbe der aus diesen Früchten entstehenden Liqueure noch lieblicher sind, und auch die größere Menge an Fruchtsaft, die hier dazu genommen worden, ihnen nicht nur gleiche Consistenz verschafft, sondern auch zur Erhöhung der arzneilichen Tugenden dieser verschiedenen Arten von Flüssigkeiten beiträgt.

Pomeranzenscherbet oder Sorbet. Man löse zwei und zwanzig Unzen weißen Zucker in einer Pinte oder Kanne Flußwasser auf, dann acht bis neun ausgesuchte Pomeranzen und zwei Zitronen mit einem

Tuche rein abgewischt und von den wohlriechendsten und am wenigsten bittern Pomeranzen die Schalen abgerieben, die Früchte quer durchgeschnitten, dann ausgedrückt, das Ausgedrückte in die Flüssigkeit gethan, und diese durch ein enges Haartuch gegossen, und an einem kühlen Orte aufgehoben.

Bigaradenscherbet oder Sorbet. Man löse zwei und zwanzig Unzen weißen Zucker in einer Pinte oder Kanne Wassers auf. Wähle dann sechs bis sieben Pomeranzen aus, deren Schalen gelb und von lieblichem Geruche sind, wische sie mit einem Tuche ab, und dann die gelben Schalen, eine nach der andern, mit einem Stücke Zucker abgerieben, und nehme, wenn der Zucker völlig damit geschwängert worden, denselben mit einer Messerklinge herunter und schütte ihn in das Zuckerwasser. Nach dieser Behandlung schneidet man die Früchte quer durch. Eben so zerschneidet man vier bis fünf Italienische Zitronen, drückt den Saft in das Zuckerwasser, gießt dann die Flüssigkeit durch ein Sieb und hebt sie zum Gebrauche auf.

Muskattraubenscherbet. Man schütte zwei bis drei Quentchen im Schatten getrocknete Fliederblüthe in eine Kanne Flußwasser, und bereite davon einen Aufguß, wie man mit dem Thee thut; dann diesen Aufguß erkalten lassen. Man zerquetsche nun drei Pfund Muskatellertrauben, gieße die Tinktur der Fliederblüthe dazu, rühre das Gemisch um, gieße es in ein Gefäß von Stein, lasse darin zwei und zwanzig Unzen Zucker schmelzen, drücke den Saft von sechs bis sieben Italienischen Zitronen dazu, lasse das Gemisch vier Stunden stehen, dann Alles durch eiu weitlöcheriges Haartuch geseiht, damit die Kerne und Schalen der Beeren zurückbleiben, und diese Flüssigkeit an einem kühlen Orte aufbewahrt. Man kann diesen Tscherbet auch ohne Muskatellertrauben verfertigen, indem man $\frac{1}{2}$ Unze Fliederblüthe in eine Pinte oder Kanne Was-

ser schüttet, davon einen Aufguß bereitet, die Tinktur in einen Napf von Steingut gießt, und $1\frac{1}{2}$ Pfund weißen Zucker darin zergehen läßt. Man drücke nun den Saft von neun bis zehn Italienischen Zitronen hinein, und gieße das Flüssige durch ein enges Sieb.

Kaffeescherbet oder Sorbet. Man reibe erst einen Skrupel von dem weißesten Tragantgummi in einem marmornen Mörser, wobei man ihn von Zeit zu Zeit mit ein wenig Wasser befeuchtet. Man fahre nun fort zu reiben, bis dieses Gummi gut zerflossen ist und eine Art dicken Schleims bildet, den man im Mörser läßt. Man lasse nun sechs Unzen Levantischen Kaffee nach den Regeln der Kunst brennen, und schwinge ihn, sowohl um den aushauchenden Dampf davon zu bringen, als auch um die Schalen davon zu sondern, die sich während des Brennens losgemacht haben. Man schütte diese noch ganz heißen Bohnen in eine Pinte oder Kanne laulichten Wassers, setze die Kaffeemaschine an's Feuer, und erhalte sie anderthalb Stunden lang ungefähr im 70sten Grade der Wärme; dann nehme man das Gefäß vom Feuer, gieße diese Tinktur, wenn sie erkaltet ist, durch, schütte die Kaffeebohnen weg, verdünne das Tragantgummi vollends mit einer Viertelkanne dieser Kaffeetinktur, gieße das Flüssige durch ein leinenes Tuch, mische Alles zusammen, lasse 22 Unzen Zucker darin zergehen, und stelle es in's Kühle oder an einen kühlen Ort, bis man es gebraucht.

Rosenscherbet oder Sorbet, s. Theil 127, S. 247 u. f.

Nelkenscherbet oder Sorbet. Man bereitet den Nelkensorbet wie den Rosenscherbet, und gießt, sobald die Flüssigkeit durch den tuchenen Filtrirhut geseihet worden, ungefähr $\frac{1}{8}$ Pinte oder Kanne mit Gewürznelken aromatisirtes Nelkenwasser hinzu, dann

das Gemisch stark umgerührt, und bis zum Gebrauche bei Seite gesetzt.

Pomeranzenblüthscherbet oder Sorbet. Man schütte in ein Gefäß von Steingut zwei Eßlöffel voll flüssig eingemachte Pomeranzenblüthen, zerreibe sie mit einem hölzernen Löffel, gieße $\frac{7}{8}$ Pinten oder Kannen laues Wasser hinzu, lasse es eine Stunde lang damit stehen, schütte 22 Unzen weißen Zucker hinzu, setze dann, wenn der Zucker ganz zerschmolzen ist, $\frac{1}{8}$ Pinte oder Kanne Agrestsaftes und einen Kaffeelöffel voll guten Pomeranzenblüthwassers dazu, rühre das Gemisch stark um, gieße es durch ein dichtes Haartuch, und hebe es an einem kühlen Orte zum ferneren Gebrauche auf.

Aprikosenscherbet oder Sorbet. Man wähle Aprikosen, welche die gehörige Reife erlangt haben, und von schöner gelber, ins Aurorafarbene fallender Farbe sind, achtzehn bis vierundzwanzig Stück, schneide sie in 2 Hälften, hebe die Kerne aus, schichte die Hälfte dieser Früchte in einen Napf von Steingut, lege den Daumen auf die Oberfläche einer jeden, und drücke sie so aus. Dann gieße man $\frac{1}{4}$ Kanne oder Quart Agrestsaftes hinzu, und lasse es drei bis vier Stunden damit ausziehen; zerdrücke dann die Frucht mit einer hölzernen Kelle, bis sie zu einem Brei geworden, welchen man dann durch ein nicht allzuweitlöcherichtes Sieb gießt. Alle zurückgebliebenen Schalen schütte man in eine Viertelpinte oder Kanne laulichten Wassers, lasse sie darin eine Viertelstunde lang ausziehen, und gieße es, wie vorher, durch. In dieser Flüssigkeit löse man 22 bis 24 Unzen weißen Zucker auf, und mische zwei Kaffeelöffel voll Pomeranzenblüthwasser darunter. Hierauf zerschlage man sieben bis acht von den aufgehobenen Steinen oder Kernen, befreie die Kerne von ihrer Schale, zerreibe sie mit ein wenig Zucker in einem steinernen Gefäße so lange, bis

sie zu einem ganz feinen Teige geworden. Diesen Teig verdünne man durch allmählige Hinzugießung eines Theils der zuckerhaften Flüssigkeit; mische dann Alles zusammen, rühre das Gemisch stark um, und setze es ins Kalte.

Pfirsichscherbet oder Sorbet. Unter den Pfirsichen, welche zu diesem Zwecke dienen, sind die besten die Mignonpfirsiche, die Magdalenen- und die Grappfirsiche, weil diese drei Sorten mehr gewürzhafte Grundtheile, als die andern Gattungen besitzen. Man wählt von diesen Arten diejenigen Pfirsichen aus, die eine feine Schale, eine schöne Fleischfarbe von lebhaftem Hellrothe haben, und verwirft alle diejenigen, deren Farbe dunkel oder grünlich ist. Hat man nun dergleichen gute Früchte ausgesucht, es mögen nun Magdalenenpfirsiche oder andere von gleicher Größe seyn, so wische man sie mit einem Tuche ab, und schneide zehn bis zwölf davon entzwei; lege die Kerne auf den Boden eines Napfes von Steingut, belege sie mit Schichten von Pfirsichhälften, die man einzeln mit dem auf die Oberfläche derselben gelegten Daumen ausdrückt; hierauf gieße man eine Viertelpinte des Agreststaftes auf diese Frucht, und lasse es so zusammen drei bis vier Stunden stehen, nimmt dann die Kerne heraus, und läßt sie nochmals in einer Viertelpinte laulichten Wassers ausziehen, zerquetscht dann die Frucht mit einer hölzernen Kelle, bis ein Brei daraus geworden, welchen man dann durch ein weitlöcherichtes Sieb gießt. Alle auf dem Filtrum zurückgebliebenen Schalen schütte man in das Wasser, worin die Kerne sind, rühre Alles untereinander, und lasse es eine Viertelstunde lang stehen, worauf man es, wie oben angeführt worden, durchgießt. Man schüttet nun hierein 22 Unzen weißen Zucker, und einen Kaffeelöffel voll guten Pomeranzenblüthwassers, rühre die Flüssigkeit noch einmal um, bis der Zucker

gehörig zergangen ist, auf welche Weise man einen vortrefflichen Pfirsichscherbet erhält, welcher an einem kalten Orte so lange verwahrt wird, bis man ihn gefrieren lassen will; s. unter Rosenscherbet, Theil 127, S. 247 u. f.

Reineclaudepflaumenscherbet oder Sorbet. Man wähle hierzu diejenigen Pflaumen, welche auf dem Baume alle Grade der nöthigen Reife erlangt haben, von heller, grüngelber Farbe. Hat man 35 bis 40 solcher Pflaumen ausgesucht, so schneide man sie entzwei, nehme die Kerne heraus, die man zu einem andern Gebrauche aufhebt, lege die Hälfte der Frucht in ein Gefäß von Steingut, gieße eine Viertelpinte Agrestsaftes darauf, lasse es zusammen drei bis vier Stunden stehen, drücke die Frucht mit einem hölzernen Löffel zu einem Brei, seihe ihn durch, und lasse die zurückgebliebenen Schalen, wie angeführt worden, im Aufgusse stehen, seihe letztere Flüssigkeit, wie jene, durch, schütte 22 Unzen Zucker und zwei Kaffeelöffel voll Pomeranzenblüthwassers dazu, rühre das Gemisch stark um, und stelle, wenn der Zucker gänzlich aufgelöset ist, die Flüssigkeit ins Kühle zum künftigen Gefrieren. Die Aprikosenpflaumen und Mirabellen werden auf gleiche Weise behandelt. — Wenn man alle die hier angeführten Scherbets oder Sorbets gefrieren lassen will, so geschieht die Bereitungsart, wie unter Rosenscherbet, Th. 127, S. 247 u. f., ist angeführt worden.

Rahmscherbets oder Sorbets, Fr. Sorbets de Crême. Vormals rechnete man die eisartigen Käse nicht unter das Gefrorne, indem die Käse bloß aus süßem Rahm, Zucker und Pomeranzenblüthwasser bestanden, wozu noch eine große Menge Eydotter kamen; das ist, man nahm nur ein einziges Eydotter auf jede Pinte zum Gefrornen bestimmten Rahm, während man drei Dotter zu jeder Pinte oder Kanne

nahm, woraus die Käse bereitet werden sollten. Da man nun bemerkte, daß der letztere Rahm ein markiges Gefrornes gab, so ist auch bei den Rahmscherbets diese Anzahl (drei) Eydottern nicht nur genommen, sondern auch das Mittel gefunden worden, alle Fruchtsäfte zu einem gleichen Grade der Consistenz, wie diesen Rahm zu bringen, dergestalt, daß man endlich dahin gelangte, aus allen Gattungen von Früchten gleichfalls gefrorne Käse zu machen, so daß zwischen ihnen und dem eigentlichen Gefrornen kein fernerer Unterschied bemerkt werden kann, als den die Gestalt macht, die man ihnen in den Formen giebt, und welchen der natürliche Geschmack jeder dazu gekommenen Frucht bewirkt. Der Rahm, den man hierzu nimmt, ist die sogenannte dicke Sahne (Crême double), weil der gewöhnliche Rahm zu mager ist, und dieser Mangel nur zum Theil durch eine größere Menge Eydotter ersetzt werden kann, als diejenige ist, die man dazu nehmen soll.

Weißer Rahmscherbet. Man rühre die Dotter von sechs frischen Eyern in zwei Pinten oder Kannen Rahm, setze einen guten Eßlöffel voll flüssig eingemachter Pomeranzenblüthe dazu, setze dann das Gefäß übers Feuer, und wenn man diesen Rahm hat aufwallen lassen, so seihe man ihn durch, und zerreibe dergestalt die Pomeranzenblüthe, daß sie noch durch das Sieb gehen kann, und lasse 10 Unzen Zucker in dieser Flüssigkeit schmelzen oder zergehen, die man dann an einem kühlen Orte aufhebt, bis man sie dem Gefrieren unterwirft.

Gebrannter Rahmscherbet oder Sorbet. Man rühre das Gelbe von sechs frischen Eyern in eine gleiche Menge Rahm, wie oben angeführt worden, schütte 2 Unzen geröstete oder auf die Art der gebrannten Mandeln zugerichtete Pomeranzenblüthen, und dazu einen Löffel voll Kochzucker, oder auch

Lumpenzucker, setze dann das Gefäß über's Feuer, rühre es ohne Unterlaß mit dem hölzernen Löffel um, und gieße, sobald die Flüssigkeit einige Male aufgewallt ist, sie durch ein Sieb; zerdrücke die Blüthen, wie vorher, lasse 12 Unzen Zucker darin zergehen, und hebe es zum Gebrauche auf.

Pistazienrahmscherbet oder Sorbet. Man wähle gute Pistazien aus, wiege $3\frac{1}{2}$ Unzen davon ab, schütte sie in kochendes Wasser und wenn die Schale, zwischen den Fingern gerieben, sich ablöset, so schütte man sie auf ein Sieb, schäle sie ab und reibe sie auf einem Steine fein, während man eine Unze Zucker dazu setzt und sie mit einer hinlänglichen Menge doppelten Pomeranzenblüthewasser befeuchtet. Wenn dieses geschehen, rühre man das Gelbe von sechs frischen Eyern in zwei Pinten oder Kannen Rahm, und setze die Flüssigkeit, sobald sie einige Male aufgewallt hat, wie oben, durch, lasse zehn Unzen Zucker darin zergehen, verdünne den Pistazienteig mit einem Löffel, unter langsamer Zugießung eines Schoppens dieses noch ganz heißen Rahms, gieße die Flüssigkeit durch Etamin, drücke Alles, bis nichts mehr übrig ist, mit den Fingern durch, mische es unter einander, und hebe es an einem kühlen Orte auf, um es, wenn es nöthig ist, gefrieren zu lassen.

Schocoladenrahmscherbet oder Sorbet. Man gieße zwei Kannen Rahm in einen Schocoladen- oder Chocoladentopf, thue $\frac{1}{2}$ Pfund in Stücken zerbrochene Chocolade, $\frac{1}{2}$ Stange Vanille und 4 Unzen Zucker dazu, setze das Gefäß ans Feuer, rühre, sobald die Flüssigkeit halb verkühlt ist, das Gelbe von vier frischen Eyern darunter, erhitze es noch einmal bis zu diesem Grade, und quirle ohne Unterlaß, indem die Bewegung, welche man der Flüssigkeit giebt, alle ihre Theile um so inniger vereinigen hilft, und setze es ins Kühle, bis man es gefrieren lassen will.

Vanillenrahmscherbet oder Sorbet. Man rühre das Gelbe von sechs frischen Eyern in zwei Pinten oder Kannen Rahm, setze das Gefäß über Feuer, rühre die Flüssigkeit ununterbrochen mit einer hölzernen Kelle um, und gieße, sobald der Rahm aufgewallt hat, denselben durch ein Haartuch. Man lasse nun darin 10 Unzen Zucker, nebst 2 Unzen Vanillenzeltchen zergehen und hebe diese Flüssigkeit an einem kühlen Orte auf. Der Zimmtrahmscherbet, Gewürznelkenrahmscherbet, und Safranrahmscherbet werden auf eben diese Weise bereitet, wie der Vanillenrahmscherbet, nur daß man in dem Safranrahmscherbet eine halbe Unze eingemachte Agelikstengel sieden läßt. Es giebt Conditor, welche die Tinktur aus diesen Substanzen mittelst eines Aufgusses in Rahm oder Wasser ausziehen. Da aber bemerkt worden, daß diese verschiedenen gewürzhaften Substanzen mit Zucker zerrieben und zu Zeltchen gemacht, sich nicht nur feiner in dem Rahme zertheilen, und inniger damit vereinigen, sondern weil auch das Tragantgummi, welches den Zeltchen eine feste Consistenz verschafft, diesen Rahmen ein sanftes geschmeidiges Wesen mittheilt, so muß man bei dem Vorzuge bleiben, den man den Zeltchen gegeben hat.

Mandelartiger Rahmscherbet oder Sorbet. Man nehme 4 Unzen süße Provenzermandeln und $\frac{1}{2}$ Unze Aprikosenkerne, schütte sie in kochendes Wasser, und wenn die Haut durch Reiben zwischen den Fingern losgeht, so thue man sie auf ein Sieb, schäle sie ab, und reibe sie auf einem Steine mit einem stählernen Zylinder, indem man eine Unze Zucker hinzu thut und das Gemisch mit einer hinreichenden Menge Wassers befeuchtet; dann rühre man das Gelbe von sechs frischen Eyern in zwei Pinten Rahm, lasse ihn aufwallen, und gieße ihn durch. Man lasse nun 12 Unzen Zucker darin zergehen und verdünne

den Mandelteig durch allmählige Hinzugießung eines Schoppens von diesem noch ganz heißen Rahme, und durch Umrühren mit einer Kelle, gieße dieses Gemisch dann durch Etamin und drücke das Uebrige vollends durch. Hierauf mische man Alles zusammen, und hebe die Flüssigkeit im Kalten auf, um sie zur rechten Zeit gefrieren zu lassen. — Auf eine andere Art. Man lasse 6 Unzen Zucker in einem Schoppen Wassers zergehen, schütte eine gleiche Menge, wie oben angeführt worden, Mandeln und Kerne hinein, mache sie zu gebrannten Mandeln, lasse sie kalt werden, reibe sie unter steter Befeuchtung mit einer hinlänglichen Menge Pomeranzenblüthewasser auf einem Steine zum Teige, welchen man hierauf mit zwei Pinten auf obige Art vorbereiteten Rahms, und worin 9 Unzen Zucker vorher aufgelöset werden, verdünnt, und diese Flüssigkeit im Kalten zum Gefrieren aufhebt.

Rahmscherbet auf Kirschkernart. Man suche auf oben angeführte Art gesäuberte und getrocknete Kirschkerne aus, zetstoße davon 6 Unzen in einem marmornen Mörser, schütte sie, nebst 14 Unzen Zucker, in ein Gefäß von Steingut, rühre dann das Gelbe von sechs frischen Eyern unter zwei Kannen Rahm, setze die Pfanne aufs Feuer, rühre es unabläßig mit einer hölzernen Kelle um, und sobald diese Flüssigkeit aufgewallt hat, schütte man sie noch ganz kochend auf die Kirschkerne, rühre es wieder um, und lasse das Gemisch eine Stunde zusammenstehen; dann seihe man es durch ein Haartuch und hebe es auf. Eben so nimmt man die getrockneten Kirschkerne zu dem Scherbet, mit welchem man Marasquingefrorenes bereitet.

Theerahmscherbet. Man rühre sechs frische Eydotter in zwei Pinten oder Schoppen Rahm, schütte $\frac{1}{2}$ Unze gröblich gepulverten Haysanthee dazu, setze das Gefäß übers Feuer, rühre die Flüssigkeit, wie

schon oben bemerkt worden, um, lasse sie drei bis vier Minuten sieden, und gieße das Ganze in ein Gefäß von Steingut, in welchem man 12 Unzen Zucker hat zergehen lassen, bedecke das Gefäß genau, und erhalte diese Flüssigkeit eine Stunde lang in eben dem Grade von Wärme; gieße sie dann durch ein englöcheriges Sieb, setze eine Unze Veilchensyrub dazu, und hebe es an einem kühlen Orte zum Gefrieren auf.

Kaffeeartigerrahmscherbet oder Sorbet. Man nimmt ein halbes Pfund Levantischen Kaffee, brennt ihn wie andern Kaffee gehörig, und schüttet ihn ganz heiß in zwei Kannen oder Pinten gesottenen und noch siedend heißen Rahm, in welchen man gleichfalls sechs frische Eyerdotter gerührt hat, bedeckt das Gefäß, worin diese Mischung ist, setzt es in heißes Wasser, und erhält es zwei Stunden lang im sechzigsten Wärmegrade des Reaumürischen Thermometers, läßt es erkalten, seihet die Flüssigkeit durch einen Sieb, läßt 16 bis 18 Unzen Zucker darin zergehen, und setzt es in die Kälte.

Sorbet (Aprikosen=), s. oben, S. 29.
— (Berberis=), s. daselbst, S. 25.
— (Bigaraden=), s. das., S. 27.
— (Chocoladenrahm=), s. das., S. 33.
— (Erdbeer=), s. das., S. 24.
— (gebrannter Rahm=), s. das., S. 32.
— (Gewürznelkenrahm=), s. das., S. 34.
— (Himbeer=), s. das., S. 24.
— (Johannisbeer=), s. das., S. 25.
— (Kaffee=), s. das., S. 28.
— (Kaffeeartigerrahm=), s. oben.
— (Kirsch=), s. das., S. 25.
— (Kirschkernrahm=), s. das., S. 35.
— (Mandelartiger Rahm=), s. das., S. 34.
— (Marasquinrahm=), s. das., S. 35.
— (Muskattrauben=), s. das., S. 27.

Sorbet- (Nelken-), s. daſ., S. 28.
— (Pfirſich-), s. daſ., S. 30.
— (Piſtazienrahm-), s. daſ., S. 33.
— (Pomeranzen-), s. daſ., S. 26.
— (Pomeranzenblüthe-), s. daſ., S. 29.
— (Rahm-), s. daſ., S. 31.
— (Reineclaudepflaumen-), s. daſelbſt.
— (Roſen-), s. daſ. S. 28.
— (Safranrahm-), s. daſ., S. 34.
— (Saurach-), s. daſ., S. 25.
— (Schocoladenrahm-), Chocoladenrahmſcherbet, s. daſ., S. 33.
— (Theerahm-), s. daſ., S. 35.
— (Vanillenrahm-), s. daſ., S. 34.
— (weißer Rahm-), s. daſ., S. 32.
— (Zimmtrahm-), s. daſ., S. 34.
— (Zitronen-), s. daſ., S. 24.

Sorbonne, Societas Sorbonica, hieß das vornehmſte und anſehnlichſte Collegium der Univerſität zu Paris, welches aus vier Fakultäten beſtand, nämlich aus der Fakultät der Theologie, des kanoniſchen Rechts, der Medicin und der Philoſophie, worunter auch die Humaniora begriffen worden. Dieſes Collegium hat ſeinen Namen und ſein Daſeyn von Robert de Sorbon oder de Sorbonne, der in einem Dorfe dieſes Namens, in Rhetelois in Champagne im Jahre 1201 von nur geringen Eltern geboren ward. Er ſtudierte und erwarb ſich ſo viel Beifall und Anſehen, daß König Ludwig der Neunte ihn zu ſeinem Kapellan machte und zu ſeinem Beichtvater erwählte. Um armen Schülern das Studieren zu erleichtern, ſtiftete er, mit Unterſtützung mehrerer anſehnlicher Perſonen im Jahre 1253 das nach ihm benannte Collegium, welches das Erſte dieſer Art in Europa war. Seine Stiftung hatte den Unterricht in der Theologie und in den freien Künſten zur Abſicht,

und es sollten in dieses Collegium nur Socii und Hospites aufgenommen werden, die jedoch aus allen Nationen gewählt werden können. Um Hospes zu werden, mußte man 1) Baccalaureus seyn; 2) eine Disputation oder Thesis vertheidigen, die, nach dem Stifter Robertina hieß; 3) durch Mehrheit der Stimmen in drei verschiedenen Wahlen (Scrutiniis) angenommen werden. Diese Hospites waren noch 1789 vorhanden und hatten ihre Wohnung und ihren Unterhalt im Hause der Sorbonne, wie die andern Doctoren und Baccalauren; sie dürfen auf der Bibliothek studieren, jedoch hatten sie nicht die Schlüssel zu derselben; sie genossen alle andere Rechte, nur hatten sie keine Stimmen in den Versammlungen und müßten das Haus räumen, wenn sie die Doktorwürde annahmen. Um Socius zu werden, mußte man außer der Robertina und den drei Wahlen, auch die ganze Philosophie unentgeldlich vortragen und dann durch zwei andere Wahlen aufgenommen werden. Es ist irrig, wenn Einige vorgeben, daß es erlaubt war statt des Vortrags der Philosophie, eine Fastenzeit hindurch zu predigen, oder ein Buch zu schreiben. Jener war allezeit nothwendig, und man hat kein gegenseitiges Exempel, als nur bei einigen Personen aus den vornehmsten Französischen Familien, die sogleich als Socii in die Sorbonne aufgenommen wurden. Alle Socii führten den Titel Doktor oder Baccalaureus des Hauses und der Societät der Sorbonne; die Hospites hießen nur Doktor oder Baccalaureus des Hauses der Sorbonne. Nach dem Willen des Stifters sollte Alles von den Sociis regiert werden, und daß die Doktoren die Baccalauren nicht als ihre Schüler und diese auch jene nicht als ihre Lehrer ansehen sollten. Um dieser Gleichheit willen konnte auch kein Ordensmann Socius der Sorbonne werden, und seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts mußte der Eintretende

schwören, daß er keine Absicht habe, in eine Societät oder weltliche Congregation sich zu begeben, wofern er solches thäte, so wolle er aller Rechte in der Sorbonne verlustig seyn. Robert von Sorbonne erlaubte, daß die Doktoren und Baccalauren arme Studenten bei sich haben durften, welche Gewohnheit noch 1789 bestand u. für Manchen der Grund zu seinem Glücke geworden ist. Seit dem Jahre 1253 sind in diesem Collegium beständig wenigstes sechs Professoren gewesen, welche die verschiedenen Theile der Theologie umsonst gelehrt, ehe noch besondere theologische Lehrstühle gestiftet worden; es mußten sich immer einige besonders auf die Sittenlehre und Casuistik legen. Zur Verwaltung des Collegiums errichtete Robert verschiedene Stellen. Die erste hatte der Provisor, der immer aus den Personen vom ersten Range genommen ward; die zweite der Prior, der stets aus den Sociis Baccalaureis gewählt ward, bei Versammlungen und feierlichen Handlungen den Vorsitz hatte, und alle Abende die Schlüssel des Hauses in Verwahrung bekam. Die übrigen Stellen waren der Senior, Conscriptor, die Professoren, der Bibliothekar, die Procuratoren ꝛc. ꝛc. Von der ersten Stiftung an sollen sechsunddreißig besondere Zimmer in dem Hause der Sorbonne gewesen seyn, und als der Kardinal Richelieu dieses Gebäude von neuem prächtig herstellen ließ, so kam noch ein Zimmer hinzu. Diese siebenunddreißig Zimmer wurden theils von Doktoren, theils von Baccalauren bewohnt. Robert erhielt für sein Institut die Bestätigung des Pabstes und des Königs, ansehnliche Vermächtnisse und Schenkungen, und legte eine Bibliothek darin an, die in kurzer Zeit beträchtlich anwuchs. Im Jahre 1271 führte er für die Humanioren und die Philosophie, in einem nahe bei der Sorbonne stehendem Hause ein neues Kollegium, das die kleine Sorbonne genannt wurde,

ein, welches aber der Kardinal Richelieu im Jahre 1636 abbrechen und an dessen Stelle die Kapelle der Sorbonne erbauen ließ. Er wollte ein anderes Kollegium dafür bauen, sein Tod verhinderte aber dieses Vorhaben; die Familie von Richelieu ließ daher zum Ersatz das Kollegium du Plessis im Jahre 1648 mit der Sorbonne vereinigen. Die Sorbonne gehörte zur theologischen Facultät zu Paris, obgleich sie ihre eigenen Einkünfte und Einrichtungen hatte. Seit dem Concilium zu Basel, im 15ten Jahrhunderte, nannten sich öfters die Pariser Theologen Doktoren und Baccalauren der Sorbonne, ob sie gleich nicht eigentlich zu dieser Societät gehörten. Ihr Stifter, Robert, starb als Kanonikus zu Paris im Jahre 1274, und vermachte der Sorbonne seine sehr ansehnlichen Güter. Zur Zeit der Revolution wurde dieses Kollegium aufgelöset, und zur Zeit der Republik und des Kaiserreiches nicht wieder hergestellt, da Specialschulen die Stelle der Universitäten vertraten. Nach der Restauration wurden zwar die Universitäten wieder hergestellt, jedoch in veränderter Gestalt.

Sorbus, Sorbenbaum, Ebereſche, eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der zwölften Klasse (Icosandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat: Der Kelch ist fünfspaltig, die Krone fünfblättrig; auf dem Kelche stehen viele Staubfäden; drei Griffel; die dreisamige Beere steht unten.

1) Der gemeine Sorbenbaum, die gemeine Ebereſche, Harneſche, Quickenbeere, Sorbus aucuparia Linn., ist schon unter Eberäſche, Th. 10, S. 20 u. f. abgehandelt worden. — Hier werden nun noch die andern beiden Arten, welche Linné anführt, und die daselbst übergangen worden, nachzuholen seyn. — 2) Der zahme Sorbenbaum,

die zahme Ebereſche, der Spierlingbaum, die Eſcherißen, die Spierbirn, Sporbirn, die Spieräpfel, Sorbus domestica, foliis pinnatis subtus villosis. Hall. helv. 351. Sorbus sativa. Bauh. pin. 415. Sorbus legitima. Clus. hist. 1 p. 10; Fr. Le Cormier cultivé; Engl. The cultivated service. Der Baum dieſer Ebereſchenart iſt ziemlich groß, hat eine aſchgraue glatte Rinde und ausgebreitete Aeſte, deren junge Zweige wollig ſind. Seine Blätter haben die Geſtalt der gemeinen Ebereſchenblätter, aber die länglichen Blättchen ſind etwas größer, nicht ſo tief gezähnt, und auf der Unterfläche mit weichen Haaren bekleidet. Die Blumen oder Blüthen ſtehen in Enddoldentrauben, blühen im Mai und Juni, ſind weiß, fünfgrifflich, und liefern große eßbare Früchte. Man trifft ihn in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands in Wäldern und auf Bergen, z. B. bei Frankenhauſen und in Thüringen hin und wieder an; dann auch in der Schweiz und an andern Orten. Wegen der eßbaren Früchte bauet man dieſe Ebereſchenart auch in einigen Gegenden Deutſchlands, in Frankreich und in Italien mit Fleiß. Man unterſcheidet 1) den Birnſpierling, deſſen Früchte an der Baſis zugeſpißt und an der Spitze gerundet ſind; ſie haben die Größe der ſogenannten Kirſchbirne, ſind bei völliger Reife grünlichgelb, und an der Sonnenſeite roth; — 2) den Apfelſpierling, deſſen Früchte rund, an der Baſis platt oder eingedrückt, und ſo groß wie ein kleiner Apfel ſind. Beide Sorten werden zum Nachtiſch aufgetragen und geſpeiſet. Dann ſollen dieſe Früchte auch noch, wenn ſie reif geworden ſind, und in dieſem Zuſtande mit anderm Obſte gekeltert werden, einen guten Wein geben. Das Holz von dieſer Ebereſche iſt hart, und beſſer, als von der vorhergehenden; deshalb benutzt man daſſelbe zu allerlei Werkzeugen, auch giebt es gute Kohlen. Am

besten soll dieser Baum auf Anhöhen gedeihen, nicht so in den Gründen, weil ihm daselbst vielleicht der Boden zu naß und schwer ist. Man zieht ihn aus Samen, der im Herbste an einem etwas schattigen Orte in gut bearbeitetem Mittelboden ausgesäet wird; er keimt zuweilen erst im zweiten Jahre. Man kann ihn dann auch durch Ableger, Sprößlinge und durch Pfropfen auf die gemeine Ebereſche ꝛc. vermehren und fortpflanzen.

3) Der Bastard-Sorbenbaum, die Bastard-Ebereſche, der Bastard-Spierlingbaum, Sorbus hybrida, foliis semipinnatis subtus tomentosis. Linn. Spec. plant. Tom. I. pag. 684. Crategus fennica. Fl. Suec. 2. n. 433; Fr. Sorbier de Laponie; Engl. Bestard service tree. Dieser in Gothland und auch, nach einigen Schriftstellern, in Thüringen wildwachsende Baum, wird zur Verschönerung der Lustwälder gezogen. Sein Stamm wird ziemlich dick und seine Rinde ist nach oben glatt; die jungen Zweige sind braunroth, mehr oder weniger filzig. Die Blätter stehen wechselsweise auf filzigen Stielen, sie sind 5 bis 7 Zoll, an der Basis gefiedert, nach oben fiederförmig eingeschnitten, gezähnt, oben dunkelgrün, auf der Unterfläche mit blaßgrauem Filze bekleidet. Die Blumen stehen in Enddoldentrauben, wie bei Sorbus aucuparia, und haben auch drei Griffel; die Beeren sind zur Zeit der Reife dunkelroth, ins Schwarze spielend, mit einem bläulichen Staube bedeckt, und so groß wie bei der mehligen Birne (Pirus Aria). Wenn sie Teig geworden, können sie fast auf dieselbe Art, wie die Früchte der vorhergehenden, benutzt werden. Nach Dietrich fand der Herr V. Kanzler Thon diesen Baum am Schlosse Lichtenberg bei Ostheim, am Fuße der Rhönberge, sechs bis acht Meilen von Eisenach.

Alle drei Arten dieser Gattung werden in den Gär-

ten zur Verschönerung der Lustwälder benutzt, weil ihre schönen, weißen Blumen, welche im Monat May erscheinen, und in dichten Enddoldentrauben sitzen, gegen die gefiederten Blätter sehr schön abstechen. Sie werden aus Samen und durch Ableger und Sprößlinge gezogen. Ueber die Kultur dieser Bäume, s. oben unter Nr. 1.

Sorbus aucuparia, s. oben, S. 40.

— domestica, s. daselbst, S. 41.

— hybrida, s. daselbst, S. 42.

Sordes, wurde bei den Römern die elende Figur genannt, die ein Verklagter machte, wenn er einmal Reus und doch weder absolvirt noch condemnirt war. Ein solcher wusch, noch kämmte sich nicht, ließ sich nicht rasiren, zog die ältesten, zerrissensten Kleider an, die er hatte, und was dergleichen mehr war, wodurch er das Volk zum Mitleiden gegen sich bewegen wollte. Dieser Aufzug hieß bei ihnen Reatus, der ihn machte, der Verklagte, Sordidatus, wogegen Sordidus, eine Person genannt wurde, die so schmutzig wie ein Schwein öffentlich erschien.

Sordine, s. Sourdine.

Sordunen, beim Musiker und Orgelbauer, eine Art Pfeifen oder Fagotten. Der unterste Baß ist kaum halb so lang am Körper, als ein doppeltes Fagot, jedoch im Tone tiefer zu bringen; sie haben zwölf Löcher, die man sehen kann, und zwei Schlösser, in allem also vierzehn Löcher. Unten ein Loch zur Feuchtigkeit und das Resonnanzloch. Das größte und tiefste von diesen Instrumenten ist 2 Fuß 5 Zoll lang. Das ganze Stimmwerk, der Ackord, besteht aus fünf Stükken. Ein Orgelregister wird gleichfalls Sordunen genannt, von dem Wälschen Sordino, gedämpftem Klange. Nach Einigen wird es Bordun oder Bourdon, jedoch falsch, genannt. Diese Pfeifen sind gedeckt und haben inwendig noch einen verborgenen Kör-

per mit ziemlich langen Röhren. Sie haben sechzehn auch acht Fuß Ton.

Sorentlein, s. Kriechente, unter Ente.

Sorex, Lateinisch, die Benennung der Spitzmaus.

Sorge, Cura, Fr. Souci, Soin, Peine, eine nur in einigen Gegenden in dem zusammengesetzten Fürsorge übliches Wort, eine Feuergieke, Feuersorge zu bezeichnen, s. Th. 13, S. 236. Es hat hier die Bedeutung eines Gefäßes, Behältnisses, s. Sarg, mit welchem es genau verwandt ist.

Sorge, 1. eigentlich, die mit Unruhe verbundene anhaltende Richtung des Gemüths auf die Abwendung eines Uebels oder Erlangung eines künftigen Gutes, und die damit verbundene Unlust oder unangenehme Empfindung. Daher sagt man: Sein Brod mit Sorgen essen, Ps. 127, 2. Sorgen der Nahrung. Ohne Sorge oder ohne Sorgen leben. Viele Sorgen haben. Sich viele vergebliche Sorgen machen. Das ist meine größte Sorge. Einem tausend Sorgen machen oder verursachen. Jemanden seine Sorgen benehmen. Sich der Sorgen entsagen. Machen sie sich keine Sorgen, sorgen sie nicht. In Sorgen stehen, befürchten, besorgen. — 2. In weiterer Bedeutung gebraucht man dieses Wort von einer jeden ernstlichen Richtung des Gemüths auf die Erhaltung oder Wegschaffung einer Sache, da es denn nur in der Einheit am üblichsten ist. Das ist meine Sorge. Sorge für Etwas tragen, dafür sorgen. Ich nehme diese Sorge über mich.

Man findet dieses Wort schon bei dem Kero, Soragu, bei dem Ottfried Suorga, im Tatian Suorg, bei dem Willeram Sorgo, bei dem Ulphilas Saurga, im Englischen Sorrow, im Schwedischen Sorg, im Finländischen Suru. Das Stamm-

wort ist, nach Adelung, das alte, auch im Niederdeutschen gangbare Ser, Schmerz, daher Sorge, noch jetzt im Niederdeutschen Trauer, Traurigkeit, Kummer überhaupt bedeutet es, und auch im Hochdeutschen ehemals bedeutet hat, ehe es auf eine besondere Art dieser Unlust eingeschränkt worden.

Sorgen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, welches ehedem Kummer, Gram, Traurigkeit, Schmerz des Gemüths empfinden bedeutet, jetzt aber nur noch in engerer Bedeutung von einzelnen Arten dieser Unlust gebraucht wird. 1. Das Gemüth auf eine anhaltende Art mit Unruhe und Unlust auf die Abwendung eines Uebels oder auf die Erlangung eines künftigen ungewissen Gutes richten. Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele? Ps. 13, 3. Sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, Jer. 17, 8. Sprichw. Borgen macht Sorgen. Man sorget sich eher alt, als reich. In weiterer Bedeutung. Für Etwas sorgen., ernstlich darauf bedacht seyn, es zu veranstalten suchen. Dafür laß mich sorgen. Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unseres Alters Freude zu sorgen, Geßn. Wie wohl hat mein Geliebter für mein Vergnügen gesorgt! Dusch. Die biblische Redensart: ich sorge für meine Sünde, Ps. 38, 19, empfindende Betrübniß wegen meiner Sünde ist im Hochdeutschen veraltet. — 2. Ein künftiges Uebel mit Unlust als möglich oder wahrscheinlich betrachten. Ich sorge, es wird dich gereuen.

II. Als ein thätiges Zeitwort mit der vierten Endung des Hauptwortes. — 1. Befürchten. Was ich sorgete, hat mich betroffen, Hiob 3, 25., wofür besorgen üblicher ist. — 2. Ernstlich veranstalten. Hilf mir mein Bestes sorgen, Can.

Auch in dieser Bedeutung ist das zusammengesetzte besorgen gangbar.

Sorgenfrei, Bei- und Nebenwort, frei von Sorgen. Ein sorgenfreies Gemüth. Im Niedersächsischen gebraucht man es auch adjective: eine sorgenfreie Sache, für welche man nicht besorgt seyn darf.

Sorgenlos, Bei- und Nebenwort, wie das vorige, ob es gleich nicht so üblich ist. Ich bin jetzt sorgenlos, habe keine Sorgen mehr. Ein sorgenloses Gemüth.

Sorgenvoll, Bei- und Nebenwort, voller Sorgen, viel Sorgen habend oder empfindend.

Sorgenstuhl, in einigen Gegenden Deutschlands, besonders im nördlichen, die Benennung eines Arm- oder Lehnstuhls, der gewöhnlich gepolstert ist, und daher, weil er sehr bequem ist, seinen Sorgen darin nachzuhängen, diesen Namen erhalten hat. Er führt auch wohl den Namen Großvaterstuhl, weil er gewöhnlich alten Leuten, den Großeltern in der Familie, zum bequemen Ruhesitze dient; s. den Art. Stuhl.

Sorgfalt, die ernstliche Richtung des Gemüths anf einen Gegenstand und dessen sämmtliche einzelne Theile, oder auch die einzelne Richtung des Gemüths auf die mit uns verbundenen Dinge und auf unser gehöriges Verhalten gegen dieselben, und in engerer Bedeutung, die Fertigkeit dieses Betragens, die Sorgfältigkeit. Etwas mit vieler Sorgfalt betrachten, untersuchen, verrichten. Sorgfalt anwenden. Nach Adelung soll die erste Hälfte dieses Wortes von dem Zeitworte sorgen, in seiner weitern Bedeutung herkommen; das Suffixum falt aber dunkel seyn, weil es in dieser Zusammensetzung bei den ältesten Schriftstellern nicht vorkommt; wenn es nicht von walten, Wille, oder einem ähnlichen Worte abstammt, so scheint es eine

Figur von faltig, ehemals aus falt, in einfältig, dreifaltig ꝛc. zu seyn, und vornehmlich die Richtung auf alle einzelnen Theile zu bezeichnen. In dem 1501 gedruckten Buche der Weisen, dem ältesten Buche, in welchem mir dieses Wort vorgekommen ist, sagt Adelung, bedeutet Sorgfältigkeit, Sorge und Kummer überhaupt: sollt er allen Lust seines lybs rytumb haben und on alle Sorgfeltikeit leben. Der Verfasser des Theuerdankes braucht es dagegen für Gefahr, und sorgfältiglich für gefährlich.

Sorgfältig, Bei- und Nebenwort, Sorgfalt anwendend, in derselben gegründet, und im Nebenworte, mit Sorgfalt. In allen Stücken sehr sorgfältig seyn. Eine sorgfältige Untersuchung, Betrachtung. Man mache einen sorgfältigen Unterschied zwischen den Fehlern des wesentlichen und des zufälligen Wohlstandes, Gell. In einigen Süddeutschen Gegenden bedeutet es auch Sorgen, Kummer habend, in welchem Verstande es aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist. In der Malerei ist sorgfältig, fleißig, Fr. Soigné, ein mit Sorgfalt, Genauigkeit und Fleiß gearbeitetes Gemälde, dessen Theile alle gut überlegt und ausgeführt sind, das heißt, sowohl in der Zeichnung, als im Kolorit. Man findet dieses Wort auch in andern Gewerben, oder wendet es darin an, so sagt man z. B. ein sorgfältig gearbeitetes Kleid, wenn es sehr sauber genähet ꝛc. ist. Ein sorgfältig gearbeiteter Schrank, welcher sehr sauber und regelrecht gearbeitet, fournirt und polirt worden ꝛc. ꝛc. Ein sorgfältig geschriebenes Werk, welches sehr correct ist.

Sorgfältigkeit, 1. Die Sorgfalt, eine veraltete Bedeutung. 2. Die Fertigkeit dieses Gemüthszustandes, wofür Sorgfalt üblicher ist.

Sorglich, Bei- und Nebenwort. 1. Kummer, Sorge empfindend, und darin gegründet. In dieser Bedeutung ist es im Hochdeutschen veraltet. 2. Sorge anwendend, wo es ehemals für sorgfältig gebraucht wurde. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung unbekannt. 3. Sorge verursachen. (1) Im weitesten Verstande, wo es auch noch zuweilen vorkommt, das ist ein sorglicher Handel. Sorgliche Zeiten, kümmerliche. (2) In engerer Bedeutung wurde es ehemals häufig für gefährlich gebraucht. Du weyst das auf diesem perg dort — ist zu gan sorglich, Theuerd. Kap. 61.

Sorglichkeit, welches ehemals in allen Bedeutungen des vorigen Beiwortes gangbar war, im Hochdeutschen aber wenig noch gehört wird.

Sorglos, Bei- und Nebenwort, der ernstlichen Richtung des Gemüths auf einen Gegenstand und sein Verhältniß gegen denselben beraubt und darin gegründet. Ich legte mich sorglos nieder. Spencers Poesie ist die sorglose Ergießung einer warmen Einbildungskraft und lebhaften Empfindung. In engerer Bedeutung bezeichnet es die Unterlassung dieser pflichtmäßigen Richtung des Gemüths. Ein sorgloser Mensch. Sorglos seyn. Dieses Wort ist von dem Zeitworte sorgen, besonders in dessen weitern Bedeutung, zusammengesetzt, und unterscheidet sich dadurch hinlänglich von sorgenlos, welches die Abwesenheit ängstlicher Sorge bezeichnet.

Sorglosigkeit, der Zustand des Gemüthes, da man sorglos ist, in beiden Bedeutungen. Im engeren Verstande die Fähigkeit dieses Zustandes.

Sorgsam, Bei- und Nebenwort. 1. Sorge und im weiteren Verstande, Kummer, Furcht und Traurigkeit erweckend, in welcher Bedeutung in dem alten Gedichte auf dem heiligen Anno forchsam für

furchtbar vorkommt. 2. Sorge habend, empfindend. (1) In der engeren Bedeutung des Hauptwortes, in welcher es im Hochdeutschen veraltet ist. (2) In der weitern Bedeutung der ernstlichen Richtung des Gemüths, das Gemüth ernstlich auf die vorkommenden Dinge und unser Verhältniß gegen dieselben richtend, wo es sich von sorgfältig nur darin unterscheidet, daß sich dieses mehr auf die einzelnen Theile, sorgsam aber mehr auf das Ganze bezieht. Indessen ist doch das Letztere im Hochdeutschen bei weitem nicht so gangbar, als das Erste, welches in den meisten Fällen für dasselbe gebraucht wird. Behaltet ihn und schließt ihn sorgsam ein, Gell.

Sorgum, s. den folgenden Artikel.

Sorgohoniggras, Indische Hirse, Moorenhirse, Sorgsame, Holcus Sorgum Linn; s. Honiggras, unter Gras, Th. 19, S. 742 u. f.

Sorgsame, s. den vorhergehenden Artikel.

Sorgsamkeit, das Hauptwort des Beiwortes sorgsam, welches im Hochdeutschen nur in dessen letzterer Bedeutung gangbar ist, die Richtung des Gemüths auf die mit uns verbundenen Dinge und auf unser Verhalten gegen dieselben, und die Fertigkeit dieser Richtung.

Sorgues, eine gute Sorte Franzwein, die in der Grafschaft Venaissin gewonnen und zu Wasser und zu Lande verfahren wird.

Soria, Segovinas Wolle, die fünfte Gattung der Spanischen Wolle, die in der Provinz Leon fällt. Es giebt deren eigentlich zwei Hauptgattungen, nämlich die Soria Segoviana oder Soria de los Rios, u. die Soria commune; die Soria de los Cavaleros, Soria del Campo und de Lubricas sind Unterabtheilungen davon; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139.

Sorillo, eine Art Eichhörnchen.

Sorites, nennt man gemeiniglich ein Syllogismen, der aus mehr als drei Propositionen oder aus einigen aneinander hängenden Syllogismen besteht. Die Alten benannten mit diesem Namen eine gewisse Art der Sophismen oder Trugschlüsse.

Sorkroton, ein Ostindischer Kattun, welcher $\frac{15}{16}$ Berliner Ellen breit ist.

Sorores, bei den Römern, die Schwestern; sie wurden mit major und minor bezeichnet, wenn es deren zwei waren, so daß z. B. die ältere Antonia major, die jüngere Antonia minor hieß. Wenn es mehr als zwei Schwestern waren, so hieß die eine prima, die andere secunda, die dritte tertia u. s. w. Zwei Schwestern durfte einer nicht heirathen; die Ehe mit der ersten mochte getrennt worden seyn, wie sie wollte, so galt das einmal festgestellte Gesetz; auch durfte man nicht seine eigenen Schwestern heirathen.

Sorpel, beim Goldspinner, ein reiches Gespinnst, wo Lahn mit Seide bewunden ist, das zum Broschiren reicher Zeuge gebraucht wird.

Sors, das Loos, bei den alten Völkern, in einer ungewissen und zweifelhaften Sache zu erfahren, was am besten zu thun sey. Dergleichen Bestimmungen wurden auch von Gott dann und wann anbefohlen, und waren in vielen Fällen bei den Juden gebräuchlich. Auch die Griechen ließen vieles darauf ankommen; sie nannten diese Bestimmungen κληρομαντειαν. Man suchte sie durch Würfel zu erhalten. Erst wurde das Gebet verrichtet; dann mit vier Würfeln ein Wurf auf eine Tafel gethan, auf welcher geschrieben stand, was die Aufschrift eines jeden Würfels bedeutete. Auch warfen sie dasjenige, was sie statt der Würfel gebrauchten, in ein Gefäß mit Wasser, wobei aber auch der Betrug vorgehen konnte, da sie dazu Gegenstände von Thon nahmen, von denen manche nur von der Sonne getrocknet, manche aber im Feuer gebrannt

waren, daß Letztere also vor den Ersteren leicht die Oberhand behielten. Auch schrieb man die Namen, wenn einige Personen looseten, auf, that sie in eine Sturmhaube, und zog sie aus derselben. — Bei den Römern machte man die Looszeichen von Holz, besonders von Pappel- oder Tannenholz, auch vom Holze der Oelbäume, so auch andere von verschiedenen Materien. Man hatte bei den Römern: **Sortes Antiatinae**, welche die Bildsäule der Fortuna durch ihre Bewegung gab. — **Sortes Aponinae**, da man sich wegen zukünftiger Dinge mit Würfeln in dem Brunnen Apono erkundigte. — **Sortes Caerites**, sollen nach Einigen in gewisse **Taenias** oder Bänder eingewickelt gewesen seyn, und man hielt es für ganz was Besonderes, wenn sie von selbst aus solchen herausfielen, oder auch bald größer, bald kleiner erschienen, deren letzteres eben keine gute Bedeutung hatte, wenigstens weiß man nicht, ob man **Sortes extaeniatae** oder **extenuatae** beim Livius lesen soll, und daher auch nicht, was es mit dem Tändeln für eine Bewandniß gehabt hat. Man will jedoch Ersteres eher glauben, weil ehemals dergleichen herausgefallen, auf denen gestanden: **Mavors telum suum concutit**; auch nahm man es an, wenn etwas ungewöhnlich groß geworden, als des Jovis irdene **Quadrigae** in dem Brennofen; oder sie sind bald groß, bald kleiner geworden, wie der **Triens der Serviliorum** ꝛc. ꝛc. — **Sortes consultatoriae**, waren diejenigen Loose, wo aus man sehen wollte, was in einer Sache Gottes Wille sey; zum Beispiel, wer von den Geistlichen bei einer Pest mit aushalten oder welches Volk im Kriege den ersten Angriff thun sollte. — **Sortes convivales**, war ein Spielwerk, indem man seine Gäste loosen ließ, was ein jeder von ihnen zum Geschenk bekommen sollte, welches dann in möglichster Gleichheit gehalten wurde, damit ein Gast nichts Schlechteres erhielt, als der an-

dere. Heliogabalus schrieb in die Löffel, was ein jeder von den Gästen haben sollte, welche Löffel sie dann zufällig ergreifen mußten, damit sie nicht gewahrten, was darin stehe, wo denn Einer zehn Kameele, ein Anderer zehn Fliegen, ein Dritter zehn Pfund Gold, ein Vierter zehn Pfund Bley ꝛc. bekam. Welches Spiel des genannten Kaisers nur als eine Posse betrachtet wurde. Unter die Sortes convivales gehört es auch, wenn der Magister Convivii durchs Loos erwählt wurde; dann auch, wenn man Einen bei den Saturnalien zum Kaiser oder Könige erwählte, oder sonst bei einem Spiele, vorzüglich bei dem sogenannten Königsspiele. — Sortes divinatoriae, waren diejenigen Loose, durch welche man das Zukünftige erfahren wollte. — Sortes divisoriae, waren dagegen Loose, womit man die Ehrenämter, die Provinzen, Erbschaftstheile, Kriegsverrichtungen ꝛc. entschied. — Sortes Praenestinae, befanden sich in dem Tempel der Fortuna zu Präneste oder in dem jetzigen Palästina. Sie standen in besonderer Hochachtung bei den Römern. Der Ursprung derselben soll gewesen seyn, daß dem Numerus Suffucius in wiederholten Träumen, und endlich auch mit Bedrohung befohlen worden sey, einen harten Fels oder Kiesel an einem gewissen Orte zu zerhauen, und da er es, obgleich unter Verlachung seiner Mitbürger, gethan, wären die Sortes (wahrscheinlich Würfel oder ähnliche Dinge) von eichenem Holze mit Buchstaben sehr alter Schrift hervorgebrochen, die man nachher in einem Kasten von dem Holze eines besonderen Oelbaumes aufgehoben. — Wenn man nun etwas wissen wollte, so that man sie in die Hände der Bildsäule des noch säugenden Jovis, und zog sie dann wieder aus derselben. Die Hochachtung für dieselbe wurde aber noch vermehrt, als Tiberius sie nach Rom bringen ließ, um damit den Wahrsagereien, auch mit andern um Rom herum oder

in Roms Umgebung, ein Ende zu machen, und sie aus dem Kasten, worin sie zu Präneſta gepackt worden, in Rom beim Oeffnen desſelben verſchwunden waren. — Sortes Virgilianae, waren diejenigen Looſe, welche man erhielt, wenn man des Virgils Gedichte in die Hand nahm, ſie zufällig aufſchlug, und den erſten Vers, den man in die Augen bekam, anſtatt eines Orakels annahm und ſich darnach richtete; oder aber die Verſe aus dieſem Dichter, die auf eine Weiſſagung gedeutet werden konnten, auf beſondere Zettelchen ſchrieb, ſie in ein Gefäß that, ſolches ſchüttelte, und dann eins von ungefähr daraus ergriff. Dergleichen Weiſſagungen ſchöpfte man auch aus dem Homer und aus andern Dichtern auf eben die Weiſe. Auch bei den Chriſten wurde ſolches mit der Bibel vorgenommen. Sortilegi waren daher diejenigen, welche aus Büchern Andern wahrſagen wollten. Dieſe Leute hielten ſich zu Rom in dem Circo Maximo auf. Auch diejenigen in einem Tempel, welche die Sortes unter ſich hatten, und die Fragenden dadurch Antwort gaben, wurden eben ſo genannt. Sortitio nannte man die Looſung mit den Looſen, auf welche Art es ſey; von dieſen iſt beſonders die Sortitio Judicum bekannt, da die Richter nach dem Looſe erwählt wurden, und wo ein Beklagter Einige von den Getroffenen verwarf, folgte die Subsortitio, durch welche Andere an der Verworfenen Stelle erwählt wurden. Man nennt Sors auch einen Theil oder eine Portion; dann Münzſorten von allerhand Schlage; dann auch das Kapital oder die Hauptſchuld.

Sorſalz, ſ. Soda.

Sortäne, ſ. den folgenden Artikel.

Sortau, Sortäne, Fr. Lignes d'amarrage, eine Art Taue auf den Schiffen, welche ſich beſonders an der großen Bramſtange befindet. Auch benennt man überhaupt mit dieſem Namen alle dünnen Stricke, womit größere Taue angezogen und angeſtöfet, die

Scheiben, Mastwände ꝛc. mit einander verknüpft und befestiget werden.

Sorte, Fr. Sorte, von dem es herkommt, die Art, in so fern es Dinge einer Art bezeichnet; man gebraucht es daher von allen Körpern der Natur und Kunst, die aus mehreren Arten oder Sorten bestehen, oder von denen es mehrere gleichverwandte Arten giebt, wie z. B. in der Naturgeschichte, im Thierreiche, die Affen-, Katzen-, Schaf- ꝛc. Arten; die Geyer-, Falken-, Papageyen-, Krähen-, Lerchen-, Specht-, Meisen-, Hühner-, Schwalben-, Tauben-, Enten- ꝛc. Arten; die Fisch-Muschel-, Käfer- ꝛc. Arten; im Pflanzenreiche, in welchem es die meisten Arten giebt, die Blumenarten, als: Rosen-, Nelken-, Kranichschnabel-, Nachtkerzen-, Lobelin-, Winden-, Jasmin-, Ranunkel-, Veilchen- ꝛc. Arten; die Grasarten, Getreidearten; die Baumarten, als Eichen-, Weide-, Pappel- ꝛc. Arten; im Mineralreiche, die Steinarten, Edelsteinarten, Marmorarten, Kieselsteinarten, Bruchsteinarten ꝛc. An Kunstprodukten giebt es von verschiedene Waaren, Arten oder Sorten: Leinwand-, Kattun-, Seiden- ꝛc. Arten oder Sorten; Handschuh-, Strumpf-, Tuch- ꝛc. Arten oder Sorten; Zuckerarten, Papier-, Seife-, Licht- ꝛc. Arten, und so gehen die Arten oder Sorten, Alles zusammengenommen, ins Unendliche. — Sorten der blauen Farben, im Blaufarbenwerke. Es giebt nur zwei Hauptgattungen der Schmalte, feine Klähre und Eschel. Die feine Klähre theilt sich in fünf Sorten, die folgende Zeichen und Namen führen, als: dreimal feine Klähre FFFC, zweimal feine FFC, einmal feine FC; mittel Klähre MC, und ordinaire Klähre OC. Die Eschel ist eben so verschieden, s. auch den Art. Eschel, Th. 11, S. 541. Auch ferner beim Gelde: Geldsorten, Münzsorten. Auch ist es eine Benennung der braunen Seeente.

Sortiarii, bei den älteren Juristen, die Segensprecher oder Zauberer.

Sortie, Eruptio, in Belagerungen ein Ausfall, wenn die Belagerten sich heraus wagen, um den Feind unvermuthet anzugreifen.

Sorties, Sorties, Restels, Coupures du Glacis, in der Befestigungskunst, die Ausgänge, welche in die Brustwehr des bedeckten Weges in dessen Abdachung oder das Glacis eingeschnitten sind, und ungefähr 12 bis 15 Fuß breit gemacht werden. Man legt sie mehrentheils an einen eingehenden Winkel an.

Sortilegium, ist ein Vergehen, da man durch Mißbrauch heiliger Namen und Geräthe etwas Zukünftiges oder Verborgenes erfahren will.

Sortiment, der Vorrath von allerlei Waaren; eigentlich aber die ausgesuchten Waaren, welche Kaufleute in ihren Magazinen, Gewölben oder Läden vorräthig und sie zur Ansicht des Käufers geordnet haben. So hat man Sortimente von Hals- und Arm-Geschmeiden, von Toiletten, Kämmen, Ohrringen, Fingerringen, Schminken, Parfümerieen, von Miniatur- und Pastellfarben, Bleystiften, Zeichenkreiden ꝛc. ꝛc. Auch eine Parthie Waaren, die sich Jemand ausgesucht hat, einen neuen oder frischen Handel damit anzufangen, wird gleichfalls ein Sortiment genannt; daher sagt man: er ist wohl sortirt oder mit frischen Waaren versehen. Auch die Waaren oder Gelder nach ihren Gattungen legen und in Ordnung bringen, daß man solche bald finden kann, nennt man Sortiment. — Bei den Buchhändlern versteht man unter Sortiment die fremden Verlagswerke, welche die Buchhändler kommen lassen oder welche ihnen von Messe zu Messe zugeschickt werden. Die ihnen zugeschickten Werke, wenn sie solche in einem Jahre nicht absetzen, werden wieder zurückgeschickt oder remittirt, die abge-

setzten aber in der Ostermesse bezahlt; s. unter Buchhandel, Th. 7, S. 198.

Sortimentsbuchhändler, ein Buchhändler, welcher bloß Sortiment, oder fremde Werke, die ihm zugesendet werden, führt, zum Unterschiede von dem Verlagsbuchhändler, welcher eigene, bei ihm herausgekommene Werke debitirt.

Sortimentshandel, s. oben, unter Sortiment und unter Buchhandel, Th. 7, S. 198.

Sortimentshandlung, eine Handlung, welche nur Sortiment führt und keinen Verlag hat.

Sortimentsstein, beim Bernsteinhandel, die größten und besten Stücken Bernstein, wahrscheinlich weil nur sie zu dem Sortimente kommen, zum Unterschiede von dem Sandsteine, dem Schlug, den Knöbeln, den Tonnensteinen ꝛc.; s. unter Bernstein, Th. 4, S. 248.

Sortimentsstück, nennt man die großen, schön gefärbten, theuren Stücken des Bernsteins.

Sortiren, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, von Sorte, im Handel und Wandel, Dinge einer Art zusammenlegen oder thun, daher die Waaren sortiren, nicht sowohl die schlechten von den guten sondern, als auch die Waaren jeder Art beisammen legen. So z. B. sortirt man Zeuge, indem man das fehlerhafte auswählt und besonders legt, was nämlich Flecken in der Farbe, Löcher ꝛc. hat, die guten Zeuge werden dann theurer, die fehlerhaften aber billiger verkauft. Von den Gummatas wählt man die reinsten, klarsten und größten Stücke aus, und macht daraus eine besondere Sorte, die man unter dem Namen Electagattung, und die schlechte unter dem Namen in Sorten verkauft; eben so macht man es mit Rosinen, Mandeln und verschiedenen andern Waaren, wo man die schönsten Stücke heraussucht oder sortirt und sie dann theurer verkauft, dagegen die schlechteren wohl-

feiler. Die Lumpen werden sortirt, um alle gebräuchliche Sorten Papier daraus zu machen; als 1) baumwollene Lumpen, aus welchen, mit einigem Zusatze von feinen Leinen-Lumpen das Makulatur verfertiget wird. 2) Weiße feine Lumpen zu dem feinen weißen Makulaturpapier. 3) Elephant- und Royallumpen, und zwar a) feine und b) große Royallumpen, beide von Leinen, zum Einpackpapier. 4) Drucklumpen, a) feine, zum guten, und b) grobe, zum schlechten Druckpapier. 5) Conceptlumpen, und zwar a) grobe, zum schlechten, und b) feine zum besseren Conceptpapier. 6) Mittelschreibpapierlumpen zu Mittelsorten von Schreibpapier. 7) Ordinaire Schreibpapierlumpen, woraus ein etwas besseres Schreibpapier gemacht wird. 8) Originallumpen, als: a) feine und b) gröbere zum guten Schreibpapier. 9) Postpapierlumpen, und zwar a) feine, zum feinsten, und b) mittlere, zum minderfeinsten Postpapier. Aus $2\frac{1}{2}$ Centner reingemachte Lumpen erhält man nur einen Ballen Schreibpapier, das Rieß 12 Pfund und der Ballen etwa 120 Pfund schwer. Ein großer Verlust an Papiermaterialien bei der Arbeit. Ueber das Sortiren der Lumpen, s. auch den Art. Papier, Th. 106, S. 575 u. f. nach.

Das Sortiren der Wolle in den Wollenzeugmanufakturen. Dieses Geschäft des Manufakturers erfordert unter allen seinen Arbeiten die meiste Einsicht und Erfahrung, um die eingekaufte Wolle zu den verschiedenen Zeugarten bestmöglichst zu sortiren; s. unter Schaaf und Schaafzucht, Th. 138 und 139, und den Art. Schaafwolle, Th. 139, und den Art. Wolle, in W. — Beim Perrückenmacher sortirt man die Haare, indem man sie auseinander lieset; s. unter Perrücke, Th. 108, S. 637 u. f. Das Sortieren der Spielkarten, s. unter Karte, Th. 135.

Sortirung, das Geschäft des Sortirens.

Sortlack, das Telephium der Grönländer, eine Benennung der Bruchwurz, s. Agrimonia, Th. 1, S. 453.

Sory, die Französische Benennung des grauen Atramentsteins, Lapis atramentarius griseus.

Sosie, Soucis, Soesges oder **Susges, Soesjes**, in den Zeugmanufacturen und im Handel, ein aus Seide, Baumwolle und Baumwollenbast verfertigter Zeug, den die Engländer und Franzosen aus Ostindien bringen. Dieser Zeug ist gelb und weiß, oder blau, roth und weiß gestreift und nur dünn. Die Judenfrauen tragen oder winden ihn in Polen und Deutschland in Gestalt eines Tuches um den Kopf. Die Stücke sind von verschiedener Länge und Breite, $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Stab breit, und 16 bis 19 Stab lang. Die Französische Sorten halten $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ in der Breite und 8 bis 20 Stab in der Länge. Man hat auch einen blaugestreiften seidenen kreponartigen Zeug, welcher aus China nach Europa gebracht, Souchа genannt und auch zu Tüchern ꝛc. gebraucht wird.

Sosisch, im Bergbaue, eine Benennung des gepochten Gesteins, wenn es sich in der Fluth oder in dem Abflusse des Wassers von dem Pochwerke zusammensetzt.

Sosischen, Fr. Saucisse, s. Th. 137, S. 83.

Sostratis-Band, beim Wundarzte, eine Brustbandage.

Soße, Fr. Sauce, eine jede Brühe über eine Speise, s. Sauce, Th 137, S. 48 u. f. Auch die Brühe, die man zur Bereitung der Schnupftabacke gebraucht, werden Saußen oder Saucen genannt, s. unter Tabak, in T., und den erwähnten oben angeführten Theil, S. 82. Das Wort Soße ist Französischen Ursprungs von Sauce, und beweiset, daß unsere mannigfaltigen feinen gewürzhaften Saucen aus Frank-

reich zu uns herüber gekommen sind, um unsere Gaumen zu reizen.

Sößling, eine Niedersächsische Scheidemünze, welche einen Dreier an Werth ist oder auch einen Groot Flämisch.

Sothan und Sothanig, Bei- und Nebenwort, welches im Hochdeutschen nicht vorkommt; aber in den Süddeutschen Kanzleien und auch hin und wieder in den Norddeutschen Es bedeutet 1) solch. Auf sothaniges oder sothanes eurer Bitte; 2) dergestalt. Es ist sothan oder sothanig eingerichtet, daß ꝛc. Ehemals brauchte man auch das Wort wiegethan.

Sottel, in der Landwirthschaft, in Thüringen ein Stück Acker, welches ungefähr zwei Ruthen breit, übrigens aber in der Länge nicht beschränkt ist; zum Unterschiede von einem Strichel, welcher 1 Ruthe, einer Dreigarte, welche 3 Ruthen, und einem Gelenge, welches 4 Ruthen breit ist.

Sottise, Sottise, Dummheit, Albernheit, dummer Streich. Dieses Französische Wort hat sich bei uns eingebürgert; denn man sagt sehr oft: dieser oder jener hat eine Sottise begangen, gemacht, einen dummen Streich, eine Albernheit.

Soubrette, Zofe, Kammerkätzchen, auch ein Französisches Wort, welches besonders vom Theater zu uns in das bürgerliche Leben gekommen, aber auch nur gebraucht wird, wenn man von den Rollen der Schauspielerinnen, überhaupt vom Theater spricht. Welche Eigenschaften eine gute Soubrette haben muß, um sich sowohl bei ihrer Gebieterin, als auch im Theater auf den Brettern zu erhalten, gehört nicht hierher zu entwickeln; so viel ist indessen gewiß, daß sie äußerst geschmeidig, biegsam, leichtsinnig, eitel, zweizüngig, schwarz und weiß, und listig seyn muß, wenn sie ihren Posten, als Zofe, bei einer Frau von Stande, über-

haupt in den sogenannten Antichambres (das Deutsche Wort, Vorzimmer, nimmt sich hierzu nicht gut aus —) mit Glück verwalten oder bestehen, oder vorstehen will; sie muß aber auch schon früh auf einen guten Rückzug denken, weil mehrere der oben bemerkten Eigenschaften mit den Jahren schwinden, sie also an Reiz und Annehmlichkeit verliert, welches nur sehr bald gefühlt wird. Sie gleicht der Maitresse eines großen Herren, die sich nur in der Gunst bei ihrem Gebieter erhalten kann, daß sie ihm alle Tage neu zu erscheinen sucht und ihm dadurch unentbehrlich wird. So schwierig nun der Dienst einer Soubrette in der Wirklichkeit durch alle Schattirungen ist, eben so schwierig ist auch diese Rolle, als Spiegel auf den Brettern zu geben, indem sie eine seltene Gewandheit erfordert, und oft mit mehr Feinheit durchgeführt werden muß, als die Rolle der Gebieterin, weil die Zofe auch gewöhnlich die Manieren ꝛc. ihrer Frau annimmt, also einen zweifachen Charakter entwickelt, ihren eigenen, und den angemaßten fremden.

Soucha, s. unter Sofie.

Souci, Sorge, Kummer. Dieses Französische Wort wird oft mit einem Vorworte (Präposition), wie sans, ohne, auch im Deutschen gebraucht, und Lustschlössern als ein Name beigelegt, wie z. B. dem Lustschlosse und Erholungsorte Friedrichs des Großen bei Potsdam, welches den Namen Sanssouci führt.

Soucis de Haneton, eine Art seidener, mit Gold und Silber durchwirkter, großer und kleiner Blumen, die bei der Galanteriearbeit und dem Putzmachen gebraucht werden. Soucis ist auch die Benennung oder der Name einer Art Gewebe; s. oben, unter Sofie.

Soude, der Französische Name der Soda, s. Th. 150, S. 135.

Soudis, eine kleine Münze, die zu Ornus gangbar ist und vier Payes gilt, die etwa sechs Pfennige nach unserm Gelde machen.

Souffleur, Einhelfer,, ein Französisches Wort, welches auf unsern Bühnen, das heißt, den Bühnen Deutschlands, das Bürgerrecht gewonnen hat, und dasjenige Mitglied eines Theaters bezeichnet, welches den Schauspielern am Abende bei der Vorstellung oder Darstellung ihrer Rolle einhilft, ihnen die Scenen des Stücks in seinem Behältnisse, seinem Kasten, der daher der Souffleurkasten genannt wird, laut vorlieset, damit sie nicht in der Rede stocken. Ob der Souffleur der Bühne wirklich nützlich oder ob er derselben schädlich ist, ist schon oft ein Gegenstand der Untersuchung der Theaterschriftsteller und ein Gegenstand des Streites des Theaterpublikums gewesen. Kotzebue erklärt sich im vierten Bande seiner gesammelten kleinen Schriften, S. 98, gegen das Souffliren, indem er den Wunsch ausspricht: daß doch einmal ein Deutscher Direktor die verhaßte Gewohnheit des Souffleurs ganz abschaffen möchte. Diese Aeußerung Kotzebue's, der als glücklicher Theaterdichter mit dem Wesen der Bühne doch so sehr bekannt war, wird aber von Andern gemißbilliget, indem solches eine Radikal-Reform des ganzen Theaters voraussetzen, oder uns auch wieder jener abgeschmackten Epoche der extemporirten Stücke näher bringen würde, von der wir durch geläuterten Geschmack, und hauptsächlich durch gute dramatische Dichter so glücklich entfernt worden sind. Man kann sich nur ein Ideal eines Deutschen Theaters bei diesem Wunsche denken, nicht aber wie es wirklich existirt; denn wenn man glaubt, daß durch Abschaffung des Einhelfers oder Souffleurs, auch die dem Zuschauer zuweilen allzubemerkbare und höchst unangenehme Nachläßigkeit des wenig memorirenden Schauspielers

wegfalle, irrt sehr; denn diese Nachläßigkeit würde nur noch mehr auffallen; denn wenn die Stücke nicht verschlechtert und die Perioden durch eigene Umwandlung, zuweilen nicht mehr zum Erkennen, hergesagt werden sollen, so müßte jeder Schauspieler ein göttliches Gedächtniß haben, um Stellen in großen effectvollen Stücken, die dem weniger gelehrten Schauspieler noch überdies nicht mundrecht sind, ohne die mindeste Nachhülfe des Souffleurs Wort für Wort zu recitiren oder herzusagen. Wenn man auch hier voraussetzen kann und muß, daß ein jeder, der sich der Schauspielkunst widmet, auch vorher sein Gedächtniß im Auswendiglernen geprüft haben wird, so treten doch so viele Fälle ein, wo das Gedächtniß in die Klemme geräth oder gerathen kann, wie z. B. in den Fällen, wenn ein Schauspieler krank geworden, und ein anderer schnell seine Rolle übernehmen muß, oder auch die Aufführung eines ältern Stücks vom Publikum schnell gefordert wird, wo nicht so viele Zeit übrig bleibt, um die Rollen gehörig zu memoriren oder wieder von neuem einzustudieren, in diesen Fällen ist ein Souffleur ein schätzbares Kleinod, wenn nicht der Abend dem Publikum, den Zuschauern verdorben werden soll. Und dann muß man noch annehmen, daß nicht alle Schauspieler mit einem gleich glücklichen Gedächtnisse begabt, aber doch vortreffliche Darsteller und Mimiker sind; dagegen mancher Schauspieler mit einem vortrefflichen Gedächtnisse begabt, aber ein schlechter Darsteller ist. Will nun das Publikum mit schlechtern Darstellern zufrieden seyn, und nur ein gutes Gedächtniß bewundern, auch allenfalls eine gute Deklamation, und nur den Souffleur entbehren, oder will das Publikum lieber den Souffleur dulden und ein Stück in allen Theilen der Kunst gut aufgeführt sehen? Diese Frage wird gewiß nicht schwer werden zu beantworten, indem sich das Publikum gewiß lieber

die kleine Täuschung, oder besser den kleinen Uebelstand des Soufflirens wird gefallen lassen. — In extemporirten Komödien, wo bei fadem Stoffe und leichtem faßlichen Gange des Sujets, die Gegenrede gemeiniglich aus der Rede — oft freilich erbärmlich genug — fließt, mag noch durch Uebung eine zusammenhängende Unterhandlung ohne Stoß und Hapern bewerkstelliget werden, obgleich der nachsichtsvolle Kritiker mitleidig dabei durch die Finger sehen muß; allein in unsern jetzigen eleganten, sentenzenreichen Stücken, wenn gleich größtentheils Uebersetzungen aus oder Nachbildungen nach dem Französischen, möchte es doch wohl zu viel seyn, dem Gedächtnisse, ohne die geringste Beihülfe, eine solche Bürde aufzuladen. Der Schauspieler soll in die feinsten Nüanzen dringen, er soll zierlich und elegant, nach der Würde seiner Rolle reden, heißt es da nicht in großen tragischen Scenen alle Seelenkräfte anspannen, um Alles zu leisten, und auch nicht in der Rede zu fehlen, auf einen Augenblick zu stocken; und wenn selbst mehrere Proben vorher abgehalten worden, und es auf denselben ganz nach Wunsch gegangen, so ist doch das Auftreten am Abende vor ein großes Publikum, sehr von den abgehaltenen Proben im engen Kreise verschieden. Hier kann sich der Schauspieler in seinem Spiele den Empfindungen überlassen, welche die Rolle, die er übernommen oder die er bekommen, in ihm hervorbringt, und weil seine Gedanken nicht durch ein großes, auf die Bühne blickendes Publikum gestört werden, sondern die Vorstellung des aufzufassenden Bildes in seiner Rolle ihm treu bleibt, so bedarf sein Gedächtniß auch nicht, oder doch selten, dieser Nachhülfe. Ein anderes ist es aber, wenn er vor das Publikum tritt, hier kann ihn das Geringste leicht stören, und wenn er dann nicht gleich eingeholfen wird, so verwirren, daß er sich dieserhalb einer Rüge des Pu-

blikums Preis gegeben sieht; denn nur wenige Schauspieler sind so gewandt, sich schnell durch's Extemporiren zu helfen, und wäre dieses, so frägt es sich dann, ob sie auch in einem solchen Grade der Liebling des Publikums sind, daß es ungerügt diese Einschwärzungen duldet. Um also der Mängel u. Gebrechen willen, die dem Souffleurfache ankleben, solches gänzlich abschaffen zu wollen, hieße das Kind mit dem Bade auswerfen; nur auf dessen Verbesserung sey man bedacht, und beherzige hierbei die Fähigkeiten des Souffleurs.

Was daher den Souffleur selbst betrifft, so wähle man zu diesem Fache eine Person mit einer guten reinen Aussprache, frei von Provinzialismen, vom Provinzialdialekt, die er, ohne der Verständlichkeit zu schaden, zum Heil des Publikums mäßigen oder herabstimmen kann; mit einer starken Brust und gutem Gesicht, kurz dem nichts an irgend einem Organe fehlt, was zu einem tüchtigen und leicht verständlichen Vorleser erfordert wird. Was die wissenschaftliche Bildung desselben betrifft, so sey er, wo nicht ein Gelehrter, doch wenigstens ein Mensch, der einen Theil seiner Zeit sich mit den Wissenschaften beschäftiget hat, besonders mit den schönen, der hauptsächlich seine Muttersprache kennt, und auch in der Lateinischen und Französischen Sprache kein Fremdling ist, und so viel Schriftsteller-Talent besitzt, um den minderfähigen Schauspieler, der sich in irgend einer schweren Periode verwickelt, glücklich zu einer guten Construction zu verhelfen. — Kurz, ein Souffleur besitze so viel Wissenschaftliches, habe eine solche literarische Bildung, daß er bei einer Schauspieler-Gesellschaft, bei einem Theater in fast täglich vorkommenden zweifelhaften Fällen in diesem Fache auch ein competenter Richter abgeben kann. Dann muß derselbe so viel Musik verstehen, daß er die Noten lesen kann, um in den Opern, Operetten dem schwachen Gedächtniß mancher

Sänger aus der Partitur a tempo zu Hülfe kommen zu können; daß er aber so musikalisch sey, um, wie es hier und da üblich geworden, den ersten Ton angeben oder wohl gar ganze Passagen einstudieren zu können, möchte wohl jeher verwünscht, als gewünscht werden. Dann sei er auch ein Mann von großer Aufmerksamkeit und steter Geistesgegenwart, damit er bei etwa vorkommenden unvorhergesehenen Fehlern auf der Bühne sich zu rathen, und solchen, wo nicht abzuhelfen wisse, sie doch wenigstens nicht noch bemerkbarer mache. Ein Souffleur, der diese genannten Eigenschaften besitzt, wird gewiß bei jeder Bühne von wesentlichem Nutzen seyn, aber freilich nur so lange ein frommer Wunsch bleiben, als das sonderbare, so ungerechte Vorurtheil noch existirt, daß der Souffleur erst nach dem letzten Schauspieler seinen Rang erhalten oder behaupten dürfe. Eine solche Zumuthung hält Männer von Talent ab, sich eines solchen, wahrlich nicht leichten, Geschäftes zu unterziehen, und man erhält daher immer nur Stümper, die diese Beschäftigung nur ergreifen, weil sie auf eine andere Weise sich nicht zu ernähren wissen; denn welcher Mann von Fähigkeiten wird wohl dem schlechtesten oder untersten Schauspieler nachstehen, sich wohl gar von ihm wie einen ihm Untergebenen behandelt sehen wollen; wie man es nur zu oft gewahrt, daß diejenigen, die nichts wissen, sich am meisten brüsten, und denjenigen zu imponiren suchen, denen sie im Range vorzugehen glauben. Der talentvolle Mann kann leicht darüber hinwegsehen, und verliert dadurch nichts von seinem Werthe bei allen Verständigen, indessen ist nicht jeder dazu geeignet, besonders in einem solchen Verhältnisse, wo eine gegenseitige Berührung täglich nicht vermieden werden kann. Ein Souffleur, wie er eigentlich seyn soll, um der Schauspielkunst wahrhaft zu nützen, ist nach dem Director, und mit dem Theaterdichter und

Regisseuren das erste Mitglied; er greift eben so wirksam in die Maschine, wie die eben genannten Personen; denn von ihm hängt die Ordnung und der rasche Gang der Vorstellung größtentheils ab, und ist er ein seines Amtes ganz fähiger Mann, so verdient er schon in Rücksicht seiner ununterbrochenen mühevollen Thätigkeit und Geschäftigkeit wegen die Achtung und den wärmsten Dank, sowohl der Schauspieler, als auch des Publikums; er verdient daher gewiß den Schauspielern gleich gesetzt zu werden, und nicht, wie es bei so vielen Bühnen geschieht, diesen nachzustehen oder nachgesetzt zu werden. Es versteht sich, daß hier nur von solchen Subjecten die Rede ist, welche die oben angeführten Kenntnisse besitzen, u. Routine in ihrem Fache haben. Denn bei vielen Bühnen hatte man mehrentheils nur Leute ins Souffleurloch verwiesen, die nur erträglich lesen konnten, und auch oft nicht einmal dieses, und daher ist auch die Geringschätzung dieser Männer und der Irrglaube entstanden, daß sie mehr schaden, als nützen, und daher ganz abgeschafft werden müßten. Der Fehler liegt aber nicht in der Sache, sondern in der Bestallung.

Was noch beim Souffliren in Betrachtung gezogen werden muß, ist der wirklich unästhetische Souffleurkasten, den Kotzebue sehr passend mit einem Bienenkorbe vergleicht, um den sich die Schauspieler wie Raubbienen drängen, den Honig der Rede wegzuschnappen, der ihrem Gedächtnisse entschwunden ist. Dieser Kasten müßte auf eine anständigere und der Täuschung weniger schädliche Art umgewandelt werden. Ein geschickter Maschinist würde sich daher bei einer sinnreichen Erfindung, diesen kahlen Platz des Souffleurs anständig zu verdecken, einen bleibenden Nachruhm in den Annalen der Theaterwelt stiften. Zum Beispiel, wenn dieser Kasten bei den Verwandlungen sich auch passend verwandelte, nämlich: in einen Busch, Felsen Möbel ꝛc. nach dem Charakter

der Verwandlung in einen Wald, Straße, Zimmer ꝛc. — Souffleur ist im Französischen auch ein Name des Spritzfisches, Blasenfisches.

Souffleurfach, das Fach, die Beschäftigung eines Souffleurs; s. oben, unter Souffleur.

Souffleurkasten, Souffleurloch, das Behältniß, das Loch auf der Bühne, in welchem der Souffleur sitzt, und das Amt des Vorlesens des gedruckten oder geschriebenen Schauspiels verrichtet; s. auch oben, unter Souffleur.

Souffleurloch, s. den vorhergehenden Artikel.

Souffliren, s. oben, unter Souffleur.

Soufre, der Französische Name des Schwefels; s. diesen Artikel, Th. 150, S. 501.

Soumission, Französisch, Unterwürfigkeit, Unterwerfung, Ehrerbietung, ein Wort, welches auch im Deutschen in Gesuchschreiben an höhere Personen, Collegien ꝛc. gebraucht wird, um in der Unterschrift damit seine Ergebenheit, Ehrerbietung anzuzeigen; daher sagt man: in tiefster Submission verharren ꝛc., wo es aber eigentlich von dem Lateinischen, submittere, woher auch die Franzosen ihr Soumission genommen, abgeleitet worden.

Soun, Soen, Tsoen, in der Schiffahrt, Chinesische Schiffe von der Größe bis zu 700 Lasten; diejenigen, welche zum Kriege dienen, enthalten nur 100 Lasten, haben hohe Verdecke und Hinterkastele, und führen 20 bis 30 Kanonen, nebst 200 Mann und darüber; s. unter Schiff, Th. 142.

Soupe, s. Suppe.

Soupé, Französisch, Abendessen, ein Wort, welches auch im Deutschen, in der vornehmen Welt, das Bürgerrecht gewonnen, und einen Abendschmaus bedeutet, der von einem Vornehmen, einer hohen Person, den Mitgenossen ihres Standes, überhaupt allen ausgezeichneten Personen der gebildeten Welt gegeben wird.

Daß es bei einem solchen Soupé, außer der vorhergehenden Unterhaltung, die sich durch die Eingeladenen, nach ihrer Bekanntschaft untereinander, von selbst findet, und nicht erst einer Einführung durch gewisse Gesprächsformeln bedarf, Alles auf die gute Küche und den Weinkeller, also auf ein geschmackvolles Ordnen und Besetzen der Tafel oder des Tisches ankommt, um beim Genuß auch die Unterhaltung fröhlicher zu stimmen, wird hier auseinander zu setzen nicht erst nöthig seyn, weil dieses schon von Jedem anerkannt worden ist, der einem solchen Soupé beigewohnt hat. Hier will ich nun die Küchenzettel oder Anordnungen der Abendessen (Soupés), wie sie in reichen und vornehmen Häusern vorkommen, anführen, und dann diejenigen Anordnungen der Abendtafel der weniger begüterten Staatsbürgerklassen folgen lassen, weil sie in dem Art. Küchenzettel, Th. 54, S. 525 u. f. übergangen worden. Wenn eine Abendtafel in einem bedeutenden Hause für zwanzig und mehrere Personen geordnet werden soll, so kann man in den Wintermonaten folgende Schüsseln geben:

Abendessen Nr. 1.

1) Bouillonsuppe oder Milchsuppe mit Vanille und Schneeklößen.

2) Blumenkohl à la Sauce mit glacirten Hühnerbrüsten und Grillade.

Assietten { 3) Geräucherter Lachs. 4) Frische Austern.

5) Kapaunen à la Braise mit Champignons.

6) Gratins von Krammtsvögeln mit Orangensauce.

Assietten { 7) Beignets von Aepfeln, glacé. 8) Reiß à la Malta mit Confect.

9) Kalbs-Salmi von Rebhühnern mit Trüffeln.

10) Calecuten oder Rehbraten.

Assiette. 11) Compot von Birnen, auch Salat und Caviar mit geröfteter Semmel.

12) Mehlspeise von Chocolade.

Assietten { 13) Geschlagene Sahne mit Marasquin, gestürzt.
14) Gelee von Champagner.
15) Macaronentorte mit Confect.

Dessert.

Abendessen Nr. 2.

1) Weinsuppe mit Sago.

Assiette. 2) Sardellensalat.

3) Endivien à la Crême mit Coteletts.

Assiette. 4) Spickgans, Ochsenzunge oder Braunschweiger Wurst.

5) Salmis von wilden Enten mit Trüffeln.

6) Tauben en Fricassée mit Kälbermilch und Champignons.

7) Filets von Zander mit Austernsauce.

8) Hirschziemer, gebraten.

Assietten { 9) Kompot von Pflaumen, Kirschen ꝛc., auch Salat.
10) Schneckenberg von Borstorferäpfeln.
11) Eyerkäse mit Pistazien und Vanille-Crême.

12) Bisquit oder Mandelspäne.

Dessert.

Abendessen Nr. 3.

1) Kalte Milch mit Schneeklößchen.

2) Grüne Bohnen mit Omeletts und Coteletts.

3) Fricandeaus von Kalbfleisch, glacé, mit Morcheln.

4) Junge Hühner mit Stachelbeeren.

Assietten { 5) Krebse mit grünen Erbsen.
6) Kleine blaue Krumhechte mit Meerrettig.

7) Gebratene Hasen oder Rebhühner.

Assietten { 8) Kompot von Apfelsinen.
9) Mehlspeise von saurer Sahne.

10) Erdbeeren Torte à la Crême.

Butter und Käse.

Abendessen Nr. 4.

1) Polnischer Thee.

2) Mohrrüben und Spargel, mit Grillade von Kapaunen.
3) Fricandeaus von Kalbfleisch mit Ragout mêlé.
Assietten { 4) Caviar mit geröfteter Semmel. 5) Frische Austern. 6) Karpfen en Matelote.
7) Gebratene Kalecuten.
Assietten { 8) Kompot von Birnen, Salat. 9) Charlotte von Aepfeln, glacé. 10) Pfannenkuchen mit Aprikosen, glacé.
Butter und Käse.

Abendessen beim Ball.

Warme Speisen:

1) Bouillon.
2) Chaux doux von Champagner.
3) Ragout von Hühnern, Kälbermilch und Krebsen.
4) Ragout von Fischen à l'Anglaise.

Kalte Speisen:

5) Lachs à la Remoulade.
6) Barsche à la Tartare.
7) Rollade von Aal en Aspic.
8) Rollade von Kalecuten au Consommé.
9) Galertine von Spanferkel.
10) Marbré von wildem Schweinskopf.
11) Fricassée von Hühnern à la St. Claude, kalt.
12) Hühner à la Provencale.
13) Rebhühnerkäse } au Gelée.
14) Pain von Lebern } au Gelée.
15) Pain von Hasen } au Gelée.
16) Kalte Pastete von Gänselebern und Trüffeln.
17) Kalte Pastete von Fasanen.
18) Kalbsbraten } au Gelée.
19) Gebratene Kapaunen } au Gelée.
20) Gebratene Gänse. } au Gelée.
21) Gebratene Kalecuten } au Gelée.
22) Rehbraten } au Gelée.
23) Gebratene Fasanen } au Gelée.
24) Gebratene Rebhühner } au Gelée.
25) Hamburger Rindfleisch.
26) Kalter Schinken.

27) Ochsenzungen.
28) Geräucherter Lachs.
29) Braunschweiger Wurst.
30) Sardellensalat.
31) Gänsebrüste.
32) Bisquit en Arlequin.
33) Blanc-manger von Chocolade.
34) Citronen-Gelee.
35) Gelee von Mallaga.
36) Popelin à la Reine.
37) Tourte, decoré.
38) Rocher von Mandeln.
39) Puits d'amour mit Confect.
40) Portugieser Kuchen.
41) Tourtelletts à la Crême.
42) Baumkuchen en Garniture.
43) Orangenkuchen.
44) Pain à la Duchesse mit Sahne.
45) Kompot von Aepfeln.
46) Kompot von Reine Claude.
47) Kompot von Orangen.
48) Kompot von Kirschen.
49) Caviar mit geröstetem Brode.
50) Salat à l'Italienne.
51) Krebse à la Provençale.

Abendessen oder Soupés bei Festlichkeiten ꝛc. des begüterten und gebildeten Mittelstandes. Bei den hier angeführten Küchenzetteln braucht man sich nicht strenge an die angeführten Gänge der Speisen zu fesseln; denn diese Zettel dienen nur als Maaßstab, als Führer bei einer Festlichkeit, nicht aber als bestimmte Regel. Auch findet man bei mehreren Speisezetteln oft drei verschiedene Speisen gesetzt, damit man wählen kann.

Abendessen Nummer 1. 1) Sagosuppe mit rothem Weine; 2) Pasteten von Hühnern, mit Klößen, Krebsen, Champignons u. Morcheln; 3) grüne Aale oder Karpfen à la Polonaise; 4) Hasen, Krammetsvögel, oder Hammelbraten; Kompot, Kraut- oder Gurkensalat; Butter und Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 2. 1) Bouillonsuppe oder Hafergrützsuppe; 2) Fricassée von Kalbsbrust mit Champignons; 3) Mehlspeise von Gries mit Confect; 4) gebratener Kapaun oder Lerchen. Kompot, Salat, Gelee; Butter, Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 3. 1) Kalteschale von Wein oder Milch mit Eyerklößchen; 2) Fricandeaus von Kalbfleisch, glacé, mit Sauce piquante; 3) große Krebse oder Mehlspeise von Kirschen en Gratein; 4) junge Hühner, Schnepfen oder gebratene Hasen; Kompot, Salat; Butter und Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 4. 1) Kirsch-, Hagebutten- oder Milchsuppe; 2) Schüsselhecht mit Kapern und Sardellen; 3) Englischer Pudding mit Crême von Marasquin; 4) Wildbraten oder Puten- und Gänsebraten. Kompot, Salat oder Neunaugen, Plinzen; Butter, Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 5. 1) Milchsuppe mit Nudeln oder Bouillon; 2) Spinat mit Omeletts und Cotelletts; 3) Aspik von Aal und Krebsen; 4) Hammel-, Kalbs- und Putenbraten. Kompot, Salat, Beignets von Aepfeln, Caviar, Austern; Butter, Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 6. 1) Chokoladensuppe, Weinsuppe oder Kalteschale; 2) junge Hühner mit Blumenkohl und Krebsen; 3) blaue Hechte mit Meerrettig und Sauce; 4) Hammelbraten, Hasenbraten oder wilder Entenbraten; 5) Zuckerschnittchen oder Apfelkuchen. Kompot, Salat, Pfeffergurken; Butter, Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 7. 1) Kalte Milch mit Klößen, Weinkalteschale; 2) Krebspudding à la Sauce; 3) Fricassée von Kalbfleisch mit Blumenkohl; 4) junger Gänse-, Hühner- oder Taubenbraten. Crême, Kompot, Salat, Gelee; Butter, Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 8. 1) Bouillon-, Bier- oder Milchsuppe; 2) Emincé von Reh-, Hasen- oder Kalbsbraten; 3) Brathechte und Aepfelmarmelade; 4) Gänsebraten, Hammelbraten oder gefüllte Tauben. Kompot, Salat, Caviar oder Austern, Lachs, Sardellensalat; Butter und Käse, Obst ꝛc.

Abendessen Nr. 9. 1) Kalteschale von Erd-

beeren; 2) grüne Bohnen mit Omeletts und Cotelletts; 3) Fricassée von Tauben mit Champignons; 4) Mehlspeise von Reiß mit Korinthen; 5) Lammbraten oder gespickte Hühner. Kompot, Salat, arme Ritter, glacés, geräucherter Lachs; Butter und Käse ꝛc.

Ein Souper zum Ball. 1) Bouillon in Tassen, Polnischer Thee; 2) Sardellensalat oder Heringsalat, frische Austern, Caviar, geräucherter Lachs; 3) Kalte Pastete, Pain von Lebern oder Wild, Rollade von Wild oder von Aal; 4) Kalbsbraten, Fasanen oder Rebhühner, Kapaun, Puten- oder Hammelbrüste; 5) Reh- oder Hasenbraten; 6) Schinken, Ochsenzunge, Braunschweiger Wurst, Spickgans oder Schweinskopf; 7) Gelee, Blanc-manger, Crême oder Flammorin oder Eyerkäse; 8) Zuckerschnitte, Baumkuchen, Orangekuchen, Torte mit Confect, Kompot, Obst ꝛc.

Abendessen oder Soupés für die vornehmen und begüterten oder reichen Klassen ꝛc., bei Familienfesten: als Hochzeiten, Geburtstagen, Dienstjubiläen ꝛc., dann bei Kränzchen, Familienbällen ꝛc. ꝛc., auf jeden Monat im Jahre, weil jede Jahreszeit auch andere Gerichte spendet. Auch hier bleibt die Wahl frei, und ein solcher Speisezettel dient nur als Norm, wie man seine Tafel oder seinen Tisch mit Speisen schicklich nach der Jahreszeit besetzen kann, daher sind auch hier mehrere Suppen bei einigen Soupés angeführt worden, damit man wählen kann, so kann man auch bei den übrigen Gerichten einige fortlassen.

Abendessen, Januar. I. 1) Bouillonsuppe mit Vermicelles, legirte Weinsuppe oder Milchsuppe mit kleinen Biscuits; 2) frische Austern oder gebackner Fisch; 3) Blumenkohl à la Sauce mit Saucisgen; 4) Fricandeaus von Kalb, glacé, mit Mousseronssauce; 5) gespickte Hühner, Krammetsvögel oder gebratene Hasen; 6) Endivien-Salat, Kompot von Birnen oder Orangen; 7) Mehlspeise von Reiß mit Makronen und Vanillen-Crême; 8) Mandel-

krapfen, glacé, oder Aepfeltorte. — II. 1) Fricassée von jungen Hühnern mit Morcheln, Krebsen und Klößen, legirt; 2) Karpfen à la Polonaise und Kohlsalat; 3) Wildbraten Kalbs- oder Entenbraten; 4) Mehlspeise von Citronen; 5) Caviar mit geröstetem Brode; 6) Salat; 7) Kompot von Birnen; 8) frische Austern; 9) Beignets von Aepfeln, glacé; von Nr. 5 bis 9 in Assietten.

Februar. I. 1) Weinsuppe mit Sago, Milchsuppe mit Reiß, oder Bouillonsuppe; 2) Sauerampfer mit verlornen Eyern, Grillade von Hühnern und gespickte Kälbermilch, glacé; 3) gebratene Austern; 4) Gratin von Lerchen mit Trüffeln (3 und 4 en Assiettes); 5) Krumhecht mit Meerrettig oder Seefisch mit klarer Butter; 6) Filets von Kalekuten à la Maître d'hôtel mit Austern; 7) gebratene Hasen à la Crême oder gebratenes Rehziemer; 8) Sellerie-Salat, Neunaugen, Heringsalat oder Caviar; 9) Kompot von Pflaumen, Aepfeln oder Kirschen (8 und 9 en Assiettes); 10) Mehlspeise von Chokolade oder kalten Pasteten; 11) Blanc-manger von Crême d'orange oder von Pumpernikel oder Bon pour Nikel; 12) Wiener Zelte. — II. 1) Polnischer Thee, Griessuppe mit Milch und Vanille oder Bouillon; 2) Endivien mit Fricandeaus von Kalbfleisch, glacé, oder Coteletts; 3) Gratin von Hammelzungen mit Orangensauce; 4) Beignets von Austern; 5) Hühner en Tortue mit Ragout mêlé (von 3 bis 5 en Assiettes); 6) Lachs en court Bouillon, oder Karpfen mit rothem Weine; 7) Rehziemer, Haselhühner, Krammetsvögel oder gebratene Rebhühner; 8) Salat mit rothen Rüben, Neunaugen, Caviar oder Sardellensalat; 9) Kompot von Brünellen, Stachelbeeren oder Birnen; 10) frische Austern; 11) Crême von Apfelsinen au Garniture, gestürzt; 12) Englische Torteletts mit Confect, (von 8—12 en Assiettes.)

März. I. 1) Milchsuppe mit Mandeln und Eyerklößen, Hagebuttensuppe oder Bouillon; 2) Spargel à la Sauce mit Mignets von Schinken oder Coteletts; 3) Capilotade von Hühnern mit Champignons oder Fricadeaus von Kalbfleisch glacé au Ragout; 4) gebratenes Rehziemer; 5) Kompot von Birnen

oder Pflaumen; 6) Sardellensalat, Krebse à l'Italienne, Macaronis au Parmesan; 7) Gelee von Veilchen, Crême von Orangen, oder Aspic von Aal; 8) Torteletts mit Macronenkonfect oder Zuckerschnitte mit Mandeln und Confect, (von 5 bis 8 en Assiettes); Butter und Käse, Dessert. — II. 1) Limonadensuppe mit kleinen Bisquits (legirt), Milchsuppe mit Nudeln oder Bouillon; 2) Spargelspitzen à la Crême, mit Ballons von Lammbrüsten glacé; 3) Dorsche à la maître d'hôtel oder kalte Pasteten von Hühnern; 4) gespickte Kalbskeule, Hasen oder gebratene und farcirte junge Tauben. In Assietten: 5) Kompot von Aepfeln mit Aprikosenmarmelade, Kirschen oder Brünellen, 6) Hateletts au Ragout, mit Trüffeln und Champignons, oder frische Austern; 7) Mehlspeise von Citronencrême oder Reiß à la Malta; 8) Orangenkuchen, Mandelspäne oder Beignets, glacé, Salat; Butter und Käse, Dessert.

April. I. 1) Apfelsuppe mit Wein, legirt, und kleine Bisquits oder Bouillon in Tassen; 2) farcirter Kopfsalat, mit gebacknen jungen Hühnern; 3) Rollets von Kalbfleisch à la Broche mit Aziasauce; 4) kalte Barsche à la Tartare mit Sauce Remoulade oder Aspic von Fischen; 5) junge, gebratene Hasen à la Crême; 6) Gateau à la Duchesse mit saurer Sahne, glacé. In Assietten: 7) Kopfsalat mit Eyern; 8) eingemachte Reine claude; 9) Crême von Orangenblüthen, garnirt, und 10) kaltes Fricassée mit Champignons à la Magonaise. Butter und Käse, Eis und Dessert. — II. 1) Weinsuppe mit Schneeklößen, Weißbiersuppe mit Gries, oder Bouillon; 2) Spargel à la Sauce mit Coteletts, Schinken sauté, oder Ochsenzunge; 3) gebackene Karauschen mit Citronenjus; 4) Matelote von jungen Hühnern, Kalbsmilch, Ochsengaumen und Champignons; 5) gebratene Becassinen oder gebratene Hasen. In Assietten: 6) Beignets von Reiß mit Macronen glacé und Crême von Marasquin; 7) Kopfsalat mit Eyern und Sardellen; 8) Kompot von gebackenen Pfirsichen oder Confitüren; 9) Gelée, Blanc-manger, oder Orangen-Crême, gestürzt, und 10) Vanillen-Kuchen. Butter und Käse, Dessert.

May. I. 1) Milchsuppe mit Vanille und Reiß oder Bouillon mit Vermicelles; 2) gestobter Kopfsalat mit Fricandeaus von Kalbfleisch glacé; 3) junge Hühner à la Broche mit Estragon clair; 4) Filets von Zander à la Conty mit Krebscoulis; 5) gebratene junge Hasen, Enten oder Lammbraten; 6) Gateau à la Madelaine mit Mandeln, glacé. In Assietten: 7) Kompot von frischen Stachelbeeren; 8) Gurkensalat mit Kräutern und Sardellen; 9) Gelée von Kirschen, Crème von Apfelsinen oder Citronenmuß, und 10) große Krebse mit Petersilie oder Magonaise von Aal en Aspic. Butter und Käse, Dessert. — II. 1) Chaux doux von Champagner, Milchsuppe mit Kaisergersteln oder Bouillon; 2) grüne Erbsen mit Krebsen und armen Rittern; junge Enten en Depsé mit Gurkensauce, oder Emincé von Hammelfleisch mit Croutons; 4) kalter Aal mit Sauce Remoulade; 5) Wildbraten oder gespickte junge Hühner, gebraten; 6) Torteletts von saurer Sahne, oder Englische Collatschen mit Confect, glacé. In Assietten: 7) Milchspeise à l'Espagnole; 8) Matelote von Quappenlebern und Champignons; 9) Kompot von frischen Stachelbeeren oder Confitüren; 10) Kopf- und Kräutersalat mit Eyern und Sardellen. Butter und Käse, Dessert.

Juny. I. 1) Milchsuppe mit Nudeln, Weinsuppe mit Sago oder Bouillon; 2) grüne Erbsen mit Omelettes, Ochsenzunge oder Saucisgen; 3) gebackene Kalbes-Tendrons mit Sauce Robert; 4) junge Hühner, gebraten; 5) Omelettes à la neige mit Citronen, glacé; 6) Wiener Zelte mit Orangenschalen. Assietten: 7) Kompot von Erdbeeren; 8) Salat mit Eyern und Sardellen; 9) Krebse naturel mit Petersilie, und 10) Spargel à la Sauce. — II. 1) Kalteschale von Wein mit Erdbeeren, oder kalte Milch mit Vanille und Schneeklößen; 2) grüne Erbsen mit jungen Hühnern à la Broche; 3) Fricandeaus von Kalbfleisch glacé, mit Sauce Bavigotte; 4) blauer Hecht mit Meerrettig und Holländischer Sauce; 5) Mehlspeise von Chocolade à la Crême; 6) junge Enten oder gebratene Hasen. In Assietten: 7) Salat mit Kräutern und Eyern; 8) Kompot von Kirschen;

9) Krebse à l'Italienne, und 10) Torteletts von saurer Sahne.

July. I. 1) Kalteschale von Pumpernickel, oder kalte Milch mit Reiß; 2) grüne Erbsen oder grüne Bohnen mit Omeletts und Schinken oder Coteletts; 3) junge Enten à la Broche mit farcirten Gurken à la Sauce; 4) Filets von Zander à la Maitre d'hotel, oder große Krebse; 5) Wildbraten oder gespickte Hühner, gebraten; 6) Torte von Erdbeeren oder Himbeeren à la Crême. In Assietten: 7) Sardellensalat; 8) Kompot von frischen Johannisbeeren; 9) Citronenmehlspeise, glacé; 10) Aspic von Hühnern à la Magonaise. — II. 1) Weinkalteschale mit Himbeeren oder Eribeeren, kalte Milch mit Orangenblüthen; 2) Blumenkohl en Matelote, mit jungen Hühnern und Krebsen; 3) Fricassée von Fisch mit Fricandeaus, glacé und Champignons; 4) junge Hasen à la Crême, oder gebratene Rebhühner; 5) Rollade von Aal en Gallertine; 6) Kirschkuchen mit einem Guß en Garniture. Assietten: 7) Kopfsalat mit Eyern und Kräutern; 8) Kompot von Apfelsinen; 9) Kompot von Sardellen; 10) Panequins à la Hollandoise. Butter und Käse, Dessert.

August. I. 1) Kalteschale von Reiß, Citronen und Wein oder kalte Milch mit Marasquin; 2) grüne Bohnen mit Omeletts, Ochsenzunge und frischen Heringen; 3) Tauben à l'Espagnole, aux fines herbes; 4) Hechte mit Sardellensauce; 5) Rehziemer, gebraten; 6) Torteletts mit Confect, glacé. In Assietten: 7) Salat mit Eyern und Kräutern; 8) Spargel, kalt mit Oel und Essig; 9) Omeletts à la neige mit Citronen; und 10) Crême von Chocolade mit kleinen Buisquits. — II. 1) Erdbeerenkalteschaale oder kalte Milch mit Schneeklößchen; 2) Spargelspitzen à la Sauce mit Coteletts: 3) Matelote von Karpfen, Aal und Krebsen; 4) gebratene Hühner. In Assietten: 5) Kopf- und Gurkensalat; 6) Kompot von Aprikosen; 7) Mehlspeise von Reißgries mit Corinthen, und 8) Zimmtröhrchens. Butter und Käse, Dessert.

September. I. 1) Bier- und Weinkalteschale mit Citronen und Corinthen oder Mandelmilch, legirt; 2) farcirter Kopfsalat mit glacirten Hühnerbrüsten und

Grillade; 3) Rollets von Kalbfleisch à la Broche mit Orangensauce: 4) Kapaunen à la Braise mit Champignons; 5) Kleine Brathechte mit Aepfelmarmelade; 6) Hasen-, Enten- oder Kalbsbraten. In Assietten: 7) Orangenkuchen; 8) Salat mit Sardellen; 9) verlorene Eyer mit Sauce Remoulade; und 10) Kompot von frischen Pflaumen. Butter und Käse, Dessert. — II. 1) Kalte Milch mit Reiß und Marasquin; 2) Blumenkohl à la Sauce mit Saucisgen; 3) Hühner à la Braise mit Ragout von Champignons; 4) Hasen à la Crême, gebraten. In Assietten: 5) Kompot und Salat; und 6) Eyerkäse mit Mayländer Milch.

October. I. 1) Kotbusser Biersuppe mit Rheinwein legirt, oder Bouillon; 2) Endivien à la Crême mit Kalbs-Coteletts glacé und grillé; 3) Hühner à la Braise mit Austernsauce; 4) Dorsche mit klarer Butter, Kartoffeln, Eyern und Petersilie; 5) gebratene Fasanen oder Hasen; 6) Kompot von Konfituren oder Aepfeln au Gelée; 7) frische Austern, Caviar oder geräucherter Lachs; 8) Mehlspeise von Nudeln mit Macronen; 9) Crême von Chocolade mit kleinen Bisquits; und 10) Berlingeau glacé. — II. 1) Eine Milchsuppe mit Vanille legirt, und kleine Biscuits; 2) Spinat mit Omeletts und Grillade von Enten; 3) Schüsselhechte mit Sardellen und Kapern. In Assietten: 4) Wildbraten und 5) Kompot und Salat; 6) Beignets von Reiß, glacé. Butter und Käse, Dessert.

November. 1) Weinsuppe, legirt, Milchsuppe mit Fadennudeln oder Bouillon; 2) Purée von Sauerampfer mit Bouillon von gespickten Hühnern, glacé, und verlorenen Eyern; 3) Salmis von Fasanen mit Trüffeln; 4) Rheinlachs en court Bouillon; 5) Lerchen, Rehziemer oder Hasen gebraten; 6) Beignets von Aepfeln, glacé. In Assietten: 7) Kompot von Birnen oder Caviar mit geröstetem Brode; 8) Muscheln in Schalen mit Holländischer Sauce; 9) Crême von Orangen, gestürzt mit kleinen Biscuits; und 10) frische Austern. — II. 1) Aepfelsuppe mit Rheinwein und kleinen Biscuits; 2) Schwarzwurzeln à l'Anglaise mit Grillade von Hühnern; 3) frischen Rhein-

lachs en Court. Bouillon; 4) Rebhühner- oder Gänsebraten. In Assietten: 5) Salat à l'Italienne; 6) Kompot von Aepfeln au gelée; 7) frische und gebratene Austern; 8) Gateau à la Duchesse.

December. I. 1) Kirschsuppe mit kleinem Biscuits, oder Bouillon mit Nudeln; 2) Cardi à l'Espagnole mit Rebhühnerbrüsten, glacé; 3) Kapaun à la Braise mit Ragout von Trüffeln; 4) Rollets von Rheinlachs à la Conty mit Krebssauce; 5) Lerchen, Krammetsvögel, Fasanen oder Wildbraten; 6) Torte à la Crême mit Confect au Garniture. In Assietten: 7) Kompot von Orangen; 8) Sardellen-Salat à l'Italienne; 9) Frische und gebratene Austern; 10) Omeletts mit Confect und Macronen, glacé. Butter und Käse, Dessert. — II. 1) Fleischsuppe mit Gries, legirt, oder Biersuppe, legirt; 2) Purée von Sauerampfer mit verlorenen Eyern und Fricandeaus von Kalbfleisch, glacé; 3) Zander à la Sauce; 4) Puter, gebraten. In Assietten: 5) Kompot oder Salat mit Sellerie; 6) Mehlspeise von Citronen; 7) Gelée von Kirschen; 8) Tausendjahrkuchen. Butter und Käse, Dessert.

Die Zubereitung aller in den Küchenzetteln angeführten Speisen und Gebäckniſſe, findet man unter ihrem Namen in der Encyklopädie beschrieben. Was die Getränke, als: Weine, u. verschiedene andere kalte u. warme Getränke, bei den Abendessen oder Soupés anbetrifft, so läßt sich hierüber nicht gut eine Vorschrift geben, weil solches nicht allein von dem Ueblichen abhängt, sondern auch von dem geringern oder größern Kostenaufwand, den der Geber oder Veranstalter des Soupés zu machen gedenkt, rothe und weiße Weine, nach dem Geschmacke, oder der Wahl der Gäste, wie z. B. Medoc, alle Arten Französischer weißer Weine, Rheinweine, Spanische süße Weine, Ungarische Weine, Champagner, welcher gewöhnlich den Beschluß macht. Unter die übrigen beliebten Getränke gehört der Punsch, der Bischof, der Cardinal, der Whist und der Hippocras. Von dem

Punsche kommen zwei Arten vor, der warme und der kalte Punsch; s. den Art. Punsch, Th. 118, S. 724 u. f. Hier ein Paar Bereitungen von Punsch, die man auf einem Soupé den vornehmsten Personen präsentiren kann, und die in dem genannten Artikel fehlen.

Punsch-Royal oder königlicher Punsch. Man thue 2 Pfd. feinen Zucker in eine Punsch-Terrine, decke darüber eine Serviette, und drücke den Saft von vier Citronen hinein, damit die Kerne und das Fleisch der Citronen in der Serviette bleiben; gieße dann eine Flasche guten Rheinwein, eine Flasche Burgunder, eine Flasche Champagner, eine Flasche Madera, eine Flasche Rum oder Arrac, Letzterer ist dem Ersteren vorzuziehen, und eine Flasche Marasquin hinein, rühre Alles mit einer Punschkelle gut um, bis der Zucker zergangen ist, und gebe ihn warm, oder lasse ihn im Sommer auf Eis stehen, bis er gebraucht werden soll. — Eispunsch. Man thue in eine Terrine eine Kanne Apfelsinen-, Ananas-, oder Citroneneis, gieße eine Flasche Rheinwein, eine Flasche Champagner, eine Flasche Arrac und eine Flasche Marasquin darauf, rühre es gut durcheinander, und setze es vor dem Gebrauche auf Eis, damit es ganz kalt bleibe. Die Bereitung des Bischofs, s. Th. 5, S. 502 u. f.; des Kardinals, s. daselbst, S. 503. Hier eine Bereitungsart zu Soupés. Man schäle von 8 bis 12 bittern Orangen, je nachdem sie groß sind, die grüne oder gelbe Schale ganz dünn ab, so daß nichts Weißes daran ist, und thue sie mit 2 Pfd. feinen Zucker in eine Terrine, gieße vier Flaschen Rheinwein darauf, lasse ihn vier bis fünf Stunden stehen und gebe ihn kalt in Gläsern. Es ist noch besser, wenn man zu diesem Getränke unreife Pomeranzen bekommen kann, nur muß man dann, weil sie sehr klein sind, zwölf Stück dazu nehmen.

Die Bereitung des Whists geschieht auf folgende Weise. Man koche 2 Loth feinen Thee in einem Maaße Wassers, dann durch eine Serviette auf 2 Pfund Zukker gegossen, den Saft von sechs Citronen und sechs Flaschen guten Medoc hinzugethan, auf einem Kohlenfeuer kochend heiß gemacht und ihn in Gläsern servirt. Dieses Getränk muß bloß ziehen und darf nicht kochen, weil es sonst seine Stärke verliert. — Die Bereitung des Hippokras, s. Th. 23, S. 582. Hier noch eine neuere Bereitungsart dieses Getränkes. Man nehme vier Flaschen Rheinwein, ein Pfd. feinen Zucker, zwei Loth Zimmet, zwei Gran weißen Pfeffer, die Schalen von einer Citrone, und lasse Alles vierundzwanzig Stunden wohl verdeckt stehen. Man schäle nun zwölf Stück Borstorfer Aepfel, schneide sie in Scheiben und in eine Terrine gelegt, den Wein durch eine Serviette darauf passirt, einige Stunden stehn gelassen und dann servirt.

Wie die Speisen auf dem Tische bei einem Soupé geordnet werden müssen, läßt sich nicht genau angeben, weil solches von dem Geschmacke der Hausfrau und des Hausherrn abhängt. Auch der Tisch muß hier berücksichtiget werden. Bei einer nicht zu großen Gesellschaft wird ein runder am schicklichsten seyn, weil sich die Speisen nicht nur besser darauf stellen und ordnen lassen, sondern auch die Unterhaltung beim Essen besser daran geführt werden kann; bei einer großen Gesellschaft wähle man einen langen Tisch, das heißt, man setze mehrere viereckige Tische in der Länge zusammen, welche man durch Schieber ansehnlich vermehren kann. Das Decken des Tisches, das Brechen der Servietten ꝛc. läßt sich nicht so beschreiben, als es bekannt genug ist, und es auch Tafeldecker giebt, die die ganze Anordnung der Tafel übernehmen, wenn man sich dieser Beschäftigung mit seiner Bedienung nicht selbst unterziehen will. Hat man eine runde Ta-

fel, so setze man in die Mitte einen Aufsatz von Porzellan, Biscuit, oder im Sommer auch von Blumen, und servire die kleinen Schüsseln, die man gewöhnlich nach der Suppe oder Kalteschale herumgiebt, um den Aufsatz. Will man gar keine große Schüssel aufsetzen, so muß man suchen so viele kleine aufzusetzen, daß die Tafel nicht leer aussieht. Im Winter kann man sich durch mehrere Schüsseln mit Austern helfen. Hat man große Schüsseln zugleich mit den kleinen aufgesetzt, und dadurch den ersten Gang gebildet, so hebt man, wenn man die Schüsseln, welche den zweiten Gang ausmachen, aufsetzen will, den ersten ganz ab, und servirt eben so viele große und kleine Schüsseln von neuem, als vorher auf der Tafel gestanden. Zu dem zweiten Gange rechnet man gewöhnlich die Fische, die Braten, Mehlspeisen, die kalten Sachen, als: Marbrées, Aspics, kalte Pasteten, Entremêts oder kleine Mittelschüsseln ꝛc. Alle süße Speisen, wozu natürlich auch die Mehlspeisen gehören, werden nach dem Braten servirt oder herumgegeben. Sind feine, der Jahreszeit nach, seltene Gemüse auf der Tafel, so servirt man solche gleichfalls nach dem Braten, ehe man die Mehlspeisen herumgehen läßt. Nach den warmen Schüsseln läßt man erst die kalten Speisen herumgehen. Wenn alle Schüsseln des zweiten Ganges herumgegangen, so hebt man sie ab und setzt das Dessert auf, welches aus Bäckereien oder Gebäckniſſen, die in das Conditorfach einschlagen, bestehen. Dann rechnet man zum Dessert eingemachte und trockne, in Zucker gesottene Früchte, Bonbons, alle der Jahreszeit nach zu habende frische Früchte, und alle Arten von Glace oder Gefrorenem. — Bei einer langen Tafel kann man, wenn nämlich dieselbe breit genug seyn sollte, auch einige Aufsätze von Porzellan, oder Vasen mit frischen oder sogenannten Italienischen Blumen an einander setzen, und dann die Speisen auf jeder Seite

der Aufsätze herum serviren. Eine der ersten Regeln beim Serviren einer Tafel ist, daß man sorgfältig darauf Acht hat, daß die Schüsseln, welche einander schief über zu stehen kommen, immer Aehnlichkeit mit einander haben; auch muß man darauf sehen, daß nicht zwei große oder zwei lange Schüsseln neben einander zu stehen kommen, sondern eine jede große Schüssel muß neben einer kleinen stehen ꝛc. Ein Hauptgegenstand einer gut geordneten Tafel ist das Anrichten der Speisen selbst, und das Aufsetzen derselben auf die Tafel. Die am besten zubereitete Speise wird nie einladend seyn, sobald sie schlecht angerichtet worden, ein Umstand, der in sehr vielen Küchen vernachläßiget wird. Auch darf man nie zu viel Sauce auf die Schüsseln thun, weil durch das Auftragen gewöhnlich der Rand derselben davon bedeckt wird, und man solche nie wieder so rein abwischen kann. Beim Aufsetzen der Schüssel auf die Tafel sehe man stets darauf, daß die beste Seite, das heißt, wo sich die Speise am schönsten darstellt, den Gästen gegenüber zu stehen komme. Ist ein ausgezeichneter, ein vornehmer Gast bei Tische, der gewöhnlich in die Mitte der Tafel zu sitzen kommt, so stelle man seine Schüssel so, daß er von beiden Reihen die schönste Ansicht hat; der Kenner würdiget gewiß diese Aufmerksamkeit. Wenn man bei einer Tafel Alles auf einmal aufzusetzen pflegt, kann man auch das Dessert gleich mit auf die Tafel bringen, womit man manche Lücken ausfüllen kann. Wird eine Suppe oder Kalteschale servirt, so läßt man die Terrine so lange auf der Tafel stehen, bis die Zeit zum Bratenserviren da ist; man nimmt dann die Terrine weg und schiebt dafür den Braten ein. Den Wein setzt man gewöhnlich in die Untersetzer zwischen zwei Couverts, und wechselt mit rothem und weißem ab, je nachdem man es für passend findet oder den Geschmack seiner Gäste kennt. Warme Getränke werden herum präsentirt und

auf einem besondern Tische in die Gläser gefüllt. Auch giebt man warmen Punsch ꝛc. bei kalten Abendessen oder Soupés, die man stehend, gehend ꝛc. einnimmt.

Lehrbuch der Kochkunst, oder neuestes praktisches Berliner Kochbuch für alle Stände, von C. W. Sametzky, Königl. Preuß. Küchenmeister, 2 Theile. 2te durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, 1830. Der erste Band auch unter dem besonderen Titel: Neuestes praktisches Berliner Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen ꝛc. S. 370 u. f. u. S. IX. u. f. Der zweite Theil unter dem besonderen Titel: Neuestes praktisches Berliner Kochbuch für höhere Haushaltungen ꝛc., S. 305 u. f.

Kochbuch für die elegante Welt. Leipzig, 1819. S. 360 u. f.

Sourbaßis, Sourbastis, eine Art feiner Persischer Seide, und zwar die feinste und beste unter den Seidenarten, die uns aus der Levante zukommen. Man hat weiße und gelbe, aber beide Arten sind noch roh.

Sourdeline, eine Art Italienischer Sackpfeifen. Auch der Französische Name der Hummel.

Sourdine, die Sperrfeder einer Repetiruhr. Der Dämpfer in einer Trompete, ein rundes Holz, das man unten in den Becher der Trompete steckt. Man hat Dämpfer sowohl von Metall, als von Holz, in Gestalt eines Dreizacks, um sie auf die Stege der Violine, Viola und des Violoncells, auch des Violons zu stekken, und dadurch bei dem Largo und Adagio eines Stückes eine Dämpfung des Tons hervorzubringen. Man nennt sie gewöhnlich Sordine.

Souris, der Französische Name der Maus.

Souscription, die Unterschrift, die Unterzeichnung. Dieses eigentlich aus dem Lateinischen stammende Wort wird besonders bei den Buchhändlern gebraucht, wenn sie auf ein großes herauszugebendes Werk, welches

viele Kosten verursacht, die sie gern gedeckt zu sehen wünschen, Unterzeichner oder Theilnehmer sammeln, deren Namen dann gewöhnlich dem Werke vorgedruckt werden. Diese Unterzeichner machen sich durch ihre Unterschrift verbindlich, das Werk nach Beendigung des Druckes zu nehmen, oder sie sind durch diesen Akt dazu verpflichtet. Die Souscription oder Subscription unterscheidet sich von der Pränumeration dadurch, daß bei Letzterer gleich der bestimmte oder festgesetzte Betrag vorausbezahlt wird, bei Ersterer nachher, wenn das Werk erschienen ist. — Auch die Unterschrift eines Dokuments, von welcher Art es auch ist, wird Souscription oder Subscription genannt.

Souscriptor, Subscriptor, der Unterschreiber, Unterzeichner, der auf ein Werk unterzeichnet, ein Dokument ꝛc. unterschreibt. Die Verpflichtung, die eine Person übernimmt, wenn sie einen Contract unterschreibt, auf ein Buch subscribirt, beziehet sich auf die Erfüllung des Versprochenen in allen Theilen, und erhält durch die Unterschrift des Namens, mit den gewöhnlichen Zusätzen, Rechtskraft.

Sous-Lieutenant, Unter-Lieutenant, Seconde-Lieutenant, der zweite Lieutenant einer Kompagnie bei der Infanterie, und einer Esquadron bei der Kavallerie. Seine Functionen, Verrichtungen oder der Dienst desselben in Friedenszeiten besteht im Einexerciren der Mannschaft, entweder selbst oder nur in Führung der Aufsicht, wenn der Exerciermeister, ein Unterofficier, solches verrichtet; im Aufziehen auf d. Wache, in Untersuchung der Wachen in der Nacht, Ronde, und dergleichen mehr.

Soussigné, Französisch, der Endesunterschriebene bei Contracten ꝛc.

Souterrain, Grundgeschoß, Hohlbau, in der bürgerlichen Baukunst und in der Kriegsbaukust, in der Erde oder doch gleich über der Erde

liegende Gemächer. Sie sind in der Ersteren, der bürgerlichen Baukunst, von den Kellern, die gänzlich unter dem Horizonte liegen, darin verschieden, daß sie zum Theil unter, zum Theil aber über der Erde erbauet werden, und gemeiniglich zur Bewohnung bestimmt sind. Die Höhe des Souterrains über der Erde läßt sich durch die Höhe der Freitreppen, die höchstens 7 bis 8 Fuß beträgt, beurtheilen. Die Breite der Fenstern in den Grundgeschossen ist zwar mit derjenigen der Fenster in den folgenden Stockwerken, der Symmetrie wegen, einerlei; allein ihre Höhe beträgt nur etwa halb so viel, als ihre Breite, weil das Grundgeschoß über der Erde höchstens 8 Fuß erhaben ist. Die Tiefe des Souterrains richtet sich hingegen nach der Höhe, die es über der Erde hat, und dergleichen Souterrains können, wenn es die besonderen Umstände erlauben, 6 bis 8 Fuß unter dem Horizonte liegen. Man bringt in großen Pallästen gewöhnlich die Küchen und Zimmer der Bedienten ꝛc. darin an, s. Etage, Th. 11. — In der Kriegsbaukunst, in einer Festung, belegt man mit diesem Namen alle unterirdischen Gänge und Gewölber, sie mögen Kommunikations- oder Minengänge, oder Stückkeller und Magazine seyn.

Soutien, in der Kriegskunst, ein zur Hülfe oder Unterstützung aufgestellter Truppentheil. Dieser Truppentheil oder Soutien soll besonders für zerstreut fechtende Truppen nöthig seyn, und Letztere sollen sich nie ohne ein solches mit dem Feinde einlassen. Ist ein Soutien bereits zur Unterstützung der Fechtenden mit aufgelöset, so muß es durch andere Truppen ersetzt werden; es bleibt so lange, bis es zur Hülfe aufgerufen wird, geschlossen, und sucht sich, bei nicht allzugroßer Entfernung stets verdeckt, und so viel, als möglich, vor dem feindlichen Feuer geschützt, hinter dem zu ihm gehörigen fechtenden Truppentheil aufzustellen. Eben so folgt

es den Bewegungen der Feuerlinie, so viel, als nöthig ist, um sogleich zur Hülfe bereit zu seyn. — Auch ist Soutien ein Benennungssignal, welches die zur Unterstützung einer Tirailleurlinie aufgestellten Truppen bezeichnet, und bedeutet, daß die dadurch bezeichneten das darauf folgende Kommandosignal auszuführen haben.

Souvenir, Souvenir, Erinnerung, Andenken, Gedächtniß, ein Französisches Wort, welches insofern im Deutschen gebraucht wird, als man damit eine kleine elegante, in einem niedlichen Futterale steckende Schreibtafel bezeichnet, welches Schreibtäfelchen man gewöhnlich einer Freundin, Geliebten, oder einem Freunde zum Geschenke macht, gleichsam als Erinnerung der Liebe, der Freundschaft ꝛc. Man hat dergleichen Souvenirs von rothem und grünem Maroquin, das heißt, das Futteral und der Deckel der Schreibtafel ist mit grünem Maroquinleder überzogen. Die Schreibtafel selbst besteht aus acht Täfelchen Pergament; auf sieben derselben stehen die Namen der Wochentage, um jede wichtige oder interessante Sache darauf zu verzeichnen, und die letzte Tafel dient zur willkührlichen Benutzung. Auf dem Futterale steht mit goldenen Buchstaben Souvenir. In demselben ist ein Behältniß zum Bley- oder Silberstifte.

Souverain, Regent, Herrscher, Oberherr, der die höchste Gewalt ausübt, über einen Staat unumschränkt zu gebieten hat; s. auch den Art. Regent, Th. 121, S. 568, und den folgenden Artikel Souverainität. Auch eine Goldmünze, eine Art Dukaten führt den Namen Souverain. Es ist eine Spanische und Flandrische, oder Brabantische, eigentlich Südniederländische oder Belgische Goldmünze, welche nach dem inneren Gehalte 2 Dukaten oder 5 Reichsthaler 12 Groschen schwer Geld ausmacht;

nach dem jetzigen Cours aber ungefähr 7 Rthlr. 75 Kreuzer; nach Hamburger Geld 21 bis 21½ Mark, und nach Holländischem Gelde 15 Gulden weniger oder mehr gilt. Man hat auch halbe Souverains, die sich im Werthe nach dem Verhältniß des Ganzen verhalten.

Souveränität, Fr. Souveraineté, die höchste und unumschränkte herrschaftliche Gewalt, welche keine andere Herrschaft als Gott über sich erkennt. Kaiser und Könige, so wie überhaupt alle Fürsten, welche ihr Land von Niemanden zur Lehen tragen, oder von ihren Unterthanen an keine Constitution oder sonst ein Bedingniß, welches ihre Gewalt beschränkt, gebunden sind. Die beschränkte Bedeutung des Wortes Souverain gilt jedoch nicht immer, sondern man belegt auch Fürsten mit diesem Namen, die Vasallen sind, und keine unbegränzte Gewalt haben. S. auch die Art. Monarch und Monarchie, Th. 93, S. 102 u. f., und Regierung und Regierungsform, Th. 121, S. 576 und 577 u. f. Da in dem zuletzt genannten Artikel, so viel über repräsentative oder gemischte Regierungsformen gesagt worden, und in dem ersten, der Monarchie, diese nach den neuesten Grundsätzen ist beleuchtet worden, so will ich hier nur einige Auszüge aus einem alten Werke aus dem 16ten Jahrhunderte, über die Herrschaft der Regenten und ihre Pflichten, mittheilen, welches sehr viel gesunden, schlichten Menschen-Verstand, eine gute Dosis, reine, unverfälschte Welt- und Menschenkenntniß, und eine so offene Geradheit enthält, welches Alles beweiset, mit welcher Freimüthigkeit und Offenheit, wenn auch mitunter derb und grob, man ehemals zu reden gewohnt war, statt daß sich jetzt Alles mit gleisnerischer Feinheit hinter der Larve oder Maske der Heuchelei verbirgt, ganz anders redet, als denkt, und ganz an-

ders denkt, als vor dem Gesichte handelt. Dieses seltene Werkchen führt den Titel:

Oculus Principis, das ist: ein gründlicher Unterricht, worauf ein junger Fürst oder Herr sehen, oder was er wissen und verstehen soll, damit er sich in seiner angehenden Regierung allenthalben Christlich, Fürstlich und recht Herrisch verhalten möge. Einfältig gewiesen und beschrieben durch Friedericum Glaser, Reußischen Gerawischen Hof-Predigern. Eccles. cap. 10. Es ist ein Unglück, daß ich sahe unter der Sonnen, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist. Cum gratia et Privilegio etc. Leipzig, bei und in Verlegung Johann Beyers im Jahre 1595 (8, 10 Bogen.)

Diese Schrift ist von dem Hofprediger Glaser seinem gnädigen Herren Henrico posthumo zu Gera zugeeignet. Der Stoff davon war eine, bei dessen Regierungsantritt gehaltene Predigt über den Spruch Pred. 28. Wann ein Fürst ohne Verstand ist, so geschieht viel unrechts, welche Predigt er auf das Verlangen seines jungen Herrschers weiter ausgearbeitet und in Druck gegeben hat.*) Den Inhalt bezeichnen folgende Worte: „Soll demnach Ewer Lieb diesesmal auf nachfolgende fünf Punkte Achtung geben. Wie sich ein junger Fürst oder Herr in angehender Regierung gegen seinen lieben Gott; für's andere, gegen sich selbst; für's dritte, gegen seine Unterthanen; für's vierte, gegen seine Räthe, und

*) Da Sprache und Styl noch etwas zu altväterisch sind, obgleich das Ganze sehr verständlich abgefaßt worden, so habe ich mir in Beziehung auf die Ersteren, einige Abänderungen erlaubt, wodurch das Kolorit dieses Kanzelredners aber nichts von seiner Kraft und Frische verloren hat. Ich habe bloß den altväterischen, noch mit vielen Schnörkeln geschmückten Rahmen fortgenommen, und dagegen einen modernern, zu dem Gemälde auch passenden gewählt, welcher die Aufmerksamkeit des Beschauers nicht stört, weil er an diese Bekleidung eher gewöhnt ist. Kth.

für's fünfte gegen sein ganzes Hofgesinde christlich und unverweislich verhalten soll und muß, wenn er anders nach diesem unserm vorgenommenen Sprüchlein den Namen haben wolle, daß er nicht ohne Verstand sei und in seinem Regimente allerlei Unrecht, so viel in dieser Schwachheit möglich, verhütet und vermieden werde." — Hier mag nun noch Folgendes vom Prediger und Gepredigten kurz vorangehen. Glaser war eine Zeitlang Heinrichs Hofmeister, hernach Hofprediger gewesen, und als Superintendent in Gera im Jahre 1615 mit dem Ruhme eines eben so klugen, als redlichen Mannes gestorben. Sein Fürst Heinrich starb den 3ten December 1635 und war einer der vortrefflichsten Regenten des Reußischen Hauses, dem es noch jetzt zur großen Ehre gereicht, daß er sich von seinem Hofprediger von öffentlicher Kanzel herab Wahrheiten hat sagen lassen, die man heut zu Tage für Satyre halten würde, und dabei ihn noch zur Herausgabe derselben ermunterte. Von dem Leben dieses merkwürdigen Regenten findet man etwas in Bekler's Reußischen Stammtafel. Jetzt nun zur Rede selbst.

„Vom ersten Punkt, wie sich ein junger Fürst oder Herr in seiner angehenden Regierung gegen seinen lieben Gott christlich und gebührlich verhalten soll? Es werden, liebe Christen, ohne allen Zweifel heut zu Tage auf unsers Herrn Gottes Grund und Boden viele grobe unverständige Leute gefunden, die in den Gedanken stehen und sich träumen lassen, die Herrschaft über andere Leute komme über zwerch und von ungefähr, so daß einige gewaltige Leute sich unter den Völkern erhoben und aufgeworfen, und sich den andern aus Ehrgeiz und Hoffart vorgezogen, die Herrschaft an sich gerissen und daher die Macht und Gewalt über sie bekommen haben, welche Gewalt sie nun nicht wieder aus der Hand geben wollen, besonders da an allen Orten und in allen Ländern eine starke Gewohnheit daraus geworden. So

findet man auch viele junge und unverständige Regenten, welchen, sobald ihre Eltern mit Tode abgegangen, und sie anstatt derselben zur Regierung gelangen, gleich Lunge und Leber im Leibe umgewendet wird, die auch, indem sie sich den Stölzel beißen lassen, gleich anfangen sich zu brüsten, et caput inter nubila condunt, als ein irdischer Herr Gott einhergehen, und meinen, solche ihre Herrschaft rühre eigentlich daher, daß sie aus vornehmen Stämmen und Geschlechtern geboren sind, schreiben also ihre Regierung und was derselben anhängt, mehr dem Glücke und leiblicher Geburt, als unserm lieben Gott zu, welches ein großer grober Unverstand ist. Diesem zuwider muß ein junger angehender Fürst oder Regent, will er anders nicht ohne Verstand seyn, und sich in seiner Regierung gegen seinen lieben Gott recht verhalten, wissen und verstehen, daß der Stand weltlicher Obrigkeit nicht plumpsweise entstanden, oder eigentlich aus fleischlicher Geburt erwachsen und aufgekommen; auch nicht von einem Menschen, wie weise und vernünftig er auch gewesen seyn möchte, erfunden und erdacht worden, sondern daß Gott vom Himmel diesen Stand selbst verordnet, die Regenten zu seinen Vasallen, Lehnleuten und Statthaltern gesetzt, und ihnen noch heutigen Tages das Regiment auf Erden conferire und verleihe, auch conferiren und verleihen werde bis an den jüngsten Tag, da alle Obrigkeiten und Herrschaften sollen abgethan und gänzlich aufgehoben werden. — Das wissen und verstehen auch unsere christlichen Potentaten, Fürsten und Herren, darum schreiben sie sich in ihren Edicten: Von Gottes Gnaden, bekennen damit, ob sie gleich in Kaiserlichen, Königlichen, Fürstlichen, Gräflichen und Herrenstande geboren sind, so habe sie doch Gott mit der Obrigkeit belehnt, dem sie es auch allein zu danken haben.

Nachdem er nun diesen Satz mit Zeugnissen der heiligen Schrift und eigenen Bekenntnissen der Regenten bestätiget hat, fährt er weiter fort: Wenn nun ein junger Fürst, Herr und Regent weiß und versteht, daß er seine Herrschaft von Gott habe, so muß er ferner wissen und verstehen, wie weit sich seine

Herrschaft und Regieramt erstreckt? Da werden nun abermal viele und sonderlich junge Regenten gefunden, die das ihnen gegebene und eingeräumte allzu enge spannen, und dieses, weil es eine weltliche Obrigkeit genannt wird, allein auf ihre weltlichen Händel ziehen, gleichsam als ob sie mit der Religion oder dem Gottesdienste und mit der Bibel nichts sonderliches zu thun und sich derselben nicht anzunehmen hätten, indem sie denken, es sei genug, wenn sie nach der Manier der Welt auf großen Rossen und Hengsten daher traben, prangen, prahlen, hetzen, jagen, rennen, turnieren, allerlei Wollust treiben, oder sonst nach tragendem Amte weltlicher Händel pflegen, an der Religion nnd Bibel sei ihnen wenig, ja nichts gelegen, dürfen wohl sprechen, wie jener Unlust gesagt: Was Biblia! non decent gravem virum tales nugae, kein tapfrer Mann soll solch Narrenwerk lesen, alte Weiber und müßige Leute, die mit weltlichen Geschäften nicht beladen seyen, mögen sich darum bekümmern, was gehen mich der Pfaffen Händel an? ich habe im Regierstande mehr zu thun, als ich nur immer bestreiten kann. Dieses ist abermals ein tölpischer Unverstand, ja es ist ein großer und schädlicher Irrthum, noch aus dem Pabstthum herrührend, da man der Obrigkeit die Bibel zu lesen verboten, weil ihr Stand weltlich und sie nicht zum Predigtamte geweihet wäre, welches denn ein sonderlicher Griff des Teufels gewesen, damit die Fürsten und Herren nicht gewahr würden, wie es in der Kirche zugehe. Dagegen soll und muß ein junger Regent sich sein weltliches Regiment nicht so enge spannen lassen, oder für seine Person es allein auf weltliche Händel ziehen und dehnen. Nein, will er ein Fürst, ein Herr nicht ohne Verstand seyn, will er allerley Unrecht zu vorkommen und sich gegen seinen lieben Gott der Gebühr nach verhalten, so muß er auch über den rechten Gottesdienst halten, und falsche Lehre in die Kirche nicht einschleichen und also mit allen Treuen ihm Gottes Wort, die Bibel, befohlen seyn lassen.

Ferner muß ein junger Regent wissen und verstehen, daß gleichwohl in Religions-, Glaubens- und Ministerii-Sachen sein Amt nicht zu weit müsse gedehnt

und ausgespannt werden, und bei sich wohl erwegen, daß er nicht befugt sei dem Predigtamte vorzugreifen und sich des Kirchenregiments zu unterfangen, viel weniger aus Gottes Wort berechtiget seyn, seinen Predigern Ziel und Maaß zu stellen, wie und was sie predigen? wie und auf welche Weise sie ihr Strafamt und das ganze Kirchenregiment führen sollen? Traun nein! Ursach, so wenig einem Theologen oder Prediger gebühret, einen Fuß auf der Kanzel und den andern auf dem Rathhause oder in der Kanzley zu haben, und sich in fremde und seinem Amte nicht zugehörige Händel zu flechten, dabei auch, wenn und wo es geschieht, kein Glück noch Segen ist, Gott auch solches nicht ungestraft läßt; so wenig gebühret einem weltlichen Regenten einen Fuß auf die Kanzel zu setzen, und dies und das, ohne Vorbewußt, Willen und Bedenken seiner gottseligen christlichen Lehrer in Kirchensachen anzustellen und anzuordnen. Sollte aber Jemand hier Einrede thun und sagen: Auf die Weise wolltest du der weltlichen Obrigkeit wieder nehmen, was du ihr zuvor aus Gottes Wort zugelegt hast, wirst auch christliche Kaiser, Potentaten, Fürsten und Herren verdammen, wenn sie sich der Religion und Glaubens angenommen, dieses und jenes Edikt in Religionssachen anschlagen, diese oder jene Kirchenordnung für sich und die ihrigen publiciren und ausgehen lassen? Mit nichten! Wenn aus den Schriften der Propheten und Aposteln klar vor Augen liegt, was man auf Gottes Befehl predigen und lehren soll, so mag dann die Obrigkeit die Prediger ansprechen, dieselbe heißen und befehlen dasselbige zu predigen und auszurichten, wie es Gott haben will, wie ein Knecht den andern im Hausregiment anspricht, das zu thun, was der Hausherr einem jeden auszurichten insbesondere befohlen hat. — Ferner muß ein junger Herr auch den Verstand haben, daß Land und Leute regieren nicht eine geringe Mühe und Arbeit, sondern ein hohes und schweres Werk ist. Junge Leute verstehen das nicht so bald, wenn Gott kommt, und sie in den Regierungsstand wirft, gehts ihnen, wie einem jungen Gesellen, wenn ihn Gott in den Ehestand wirft; er sieht das Mägdelein von außen an, weiß aber ihr Inneres

nicht, und bedenkt nicht, was hernach folgen wird, und so gehts manchem jungen Regenten, wenn er zur Regierung gelangt; es hat das Ansehen, als wenn es ein eitel, köstlich Ding mit der Regierung wäre; es scheint und glänzt sehr von aussen, wenn aber dieses und jenes fortfällt, das man verabschieden und erörtern soll, so sieht er erst, was für ein schönes Werk es sei um die Regierung und wollt lieber davon seyn, wenn er mit gutem Gewissen davon abkommen könnte*). Da muß er denn seinen lieben Gott inbrünstig um Weisheit und Verstand bitten, und die Regierung mit dem lieben Gebete anfangen, und Gott anrufen, daß er wolle mitten im Rathstuhl, mitten in der Audienz und gar oben ansitzen selbst mitrathen und gute Anschläge zeigen und vollführen. Thut nun solches ein junger Regent und Herr, so wird er augenscheinlich spüren und im Werke erfahren, daß Gott in und bei seinem Regimente sei und seinen Segen dazu gebe, daß es wohlgerathe, ja der liebe Gott wird durch einen solchen gottesfürchtigen Regenten, wie einfältig und unverständig er auch sonst möge geachtet und wohl getadelt werden, mehr Gutes ausrichten: denn durch solche Leute, die sich allzuklug und so weise dünken lassen, als ob sie göttlicher Weisheit und Hülfe nicht bedürfen. — Da er aber ein Mensch ist, und es darum gar bald und leicht geschehen kann, daß er etwa, wo nicht aus Bosheit, doch aus Schwachheit und Unwissenheit exorbitire, und geschehen läßt oder thut, was nicht recht ist, muß er, will er anders gegen Gott sich recht halten, sich den Geist Gottes durch den Mund treuer Lehrer und Prediger erinnern, warnen und auch strafen lassen. Will er nicht ein Fürst oder Herr ohne Verstand seyn, so muß und soll er wissen, daß Obrigkeit, Untrigkeit sei, wenn Gott durch seine Diener redet, und daß die Prediger auch der Obrigkeit Väter seyen, deren väterliche Züchtigung er im Besten aufnehmen und nicht verachten soll. — Aber wie zu Zeiten etliche Regenten in diesem Stücke

---

*) Diesem Satze widersprechen alle Erfahrungen bis auf die neueste oder jüngste Zeit. Kth.

gar keinen Verstand haben, auch nicht wissen, wie sie sich in diesem Falle gegen ihren lieben Gott und das Strafamt des heiligen Geistes halten sollen, giebt die Erfahrung und der Augenschein. Denn es ist, nach Luthers Weissagung, leider dahin gekommen, daß es die Weltkinder zum ärgsten deuten und aus Unverstand vorgeben, daß durch die ernste Strafpredigten der weltlichen Obrigkeit Ansehen verringert, die Herzen der Unterthanen entfremdet, und gleich als Ursache zu allerlei Aufruhr und Empörung unter dem gemeinen Pöbel ausgebreitet werde. Ja man findet wohl an großer Herrn und Fürsten Höfe solche gottlose Räthe die Oculus Domini seyn wollen, denen das Haupt und der Bauch für Klugheit so enge, daß man ihnen wohl einen eisernen Reif umlegen möchte, also daß sie auch ihnen persuadiren: sie wissen und verstehen viel besser, wie das Strafamt zu führen sei, als eben die Prediger selbst; die auch wohl aus übermäßiger Klugheit und fleischlichem Witze ihre Herren verhetzen, und ihnen einraunen: man solle oder müsse die Laster obenhin und ingemein strafen, die Obrigkeit aber nicht insonderheit angreifen, denn solches nicht allein nichts in den Kirchen Gottes erbaue, sondern auch großen Schaden thun könnte, ja dürfen sich noch wohl dazu verlauten lassen, als wollten die Prediger sich gleich einen Weg zum weltlichen Regimente bereiten, wissen auch aus Gottes Wort Sprüche zu führen, wie hoch und groß der Stand weltlicher Obrigkeit sei und wie sie Gott mit seinem Namen ziere und Götter heiße; wissen daraus ihre fleischliche Consequenz fein zu machen und zu deduciren: daß die Obrigkeit nicht also, wie andere gemeine Leute, dem Predigtamte unterworfen und sich eben so müßten strafen lassen, wie der gemeine Haufen, daß demnach die Prediger billig sollten bedenken und ihrer verschonen, und also die Obrigkeit, wie sie es nennen, nicht zu injuriiren, nicht in Schimpf und Verachtung setzen und Ursache zu Aufruhr und allerhand Uneinigkeit geben. — Ja, sagt Dr. Luther, wo ein Prediger die Laster an der Obrigkeit nicht strafte, das wäre vielmehr aufrührisch, denn damit machet er den Pöbel böse und unwillig und stärkete der Tyrannen Bosheit,

und machte sich dessen allen selbst theilhaftig und selbst schuldig.

Vom andern Punkt. Wie sich ein junger Fürst oder Herr gegen sich selbst christlich und unverweislich verhalten soll. — Ein junger Regent soll vor's erste wissen, daß er auch ein armer Meusch sei, wie andere, und daher soll er sich seines Amtes und Standes nicht überheben, nicht stolzieren, sich nicht aufblasen, sondern bedenken, daß er noch eine Obrigkeit im Himmel über sich habe und Gott auf Rechnung sitze, der zu seiner Zeit fragen wird: wie er gehandelt und geordnet habe? — In Betrachtung dessen soll er sich für Hoffart und Vermessenheit hüten, besonders wenn er in angehender Regierung einen feinen Anfang hat und Alles nach Lust fortgeht. Denn Hochmuth thut nimmer gut. Vors andere muß ein junger Regent wissen und verstehen, was für ein schädliches und schändliches Laster es um Fressen und Saufen sei, wie übel dieses Laster ihm anstehe, und was für Unrath im Regimente daraus erfolge. — Traun, lieben Christen, wo dieses Laster an eines Fürsten oder Herrn, vornämlich an eines jungen Regenten Hofe beginnet einzureißen, da ist es allezeit mehrentheils mit dem Regimente gethan; denn Wein und Weiber bethören die Weisen, machen einen Regenten zur Bestie, einen Starken schwach und einen Weisen zum Narren; da werden die Spiritus in seinem Kopfe turbirt, da wird die Seele gehindert, daß sie in keinen guten Gedanken kommen kann, da wird das Herz verderbt, es verwildert, verwimmert gleich, und bekommt bestialische Qualität, Trunkenheit nimmt weg das Gedächtniß, zerstört die Sinne und verderbt den Verstand. Wenn nun einem jungen Regenten gleich im Anfange der Regierung das Gedächtniß geschwächt und der Verstand verderbt wird, was wird er denn Gutes ausrichten können? Dieserhalb verbietet der König Salomon, man soll dem Könige nicht Wein zu trinken geben, noch den Fürsten starke Getränke, sie möchten sonst in Trunkenheit gerathen und des Rechten vergessen. — Sollte heut zu Tage diese Ordnung unter uns Christen gehalten werden, wo wollte man Regenten genug

hernehmen? Ungeachtet an keinem Orte mehr gefressen und gesoffen wird, als an großer Herrn und Fürsten Höfen, daher es auch in der Regierung leider so zugeht, daß es wohl besser dächte. — Es ist unmöglich, daß solche Vollzapfen sollen tüchtige Regenten geben; welches daher denn junge Regenten ihnen zur Warnung sollen gesagt seyn lassen, die, wenn sie zusammen kommen, solches für die größte Ehre achten, wenn sie viele Stunden Tafel und dieses für den besten Ruhm halten, wenn einer den andern toll und voll, ja zum Narren sauft, daß sie von ihren Sinnen nichts wissen. Da nöthigen und zwingen sie einander, richten einen Saufkampf an, verschwedern die herrlichen Kreaturen Gottes, machen ein solch Geschrei und Wesen, daß man nicht weiß: ob's kluge oder tolle Leute seyn? Daß auch ihr eigen Gesindlein und Hofdiener der trunkenen Herrschaft lachet und spottet. Auf den Morgen sind sie schwach, krank und unlustig, wenn sie zur Kirche gehen, in der Audienz sitzen und ihr ihnen von Gott befohlenes Amt verrichten sollen, da liegen sie zu Bette schnarchen und schlafen, da werden denn die Händel andern aufgetragen und so verrichtet, daß das Uebel ärger gemacht wird. — Vor's dritte: Ein junger Fürst oder Herr wird sich dann gegen sich recht verhalten und vielem Unrechte zuvorkommen, wenn er für seine Person so viel weiß und versteht, daß er im Eingange seiner Regierung nicht zu weich und zu nachläßig, und dann wieder nicht zu strenge und zu jachzornig ist. — Denn wenn ein Regent nicht ein Mannes-, ja Löwenherz hat, sondern ein Lippus, ein Mitio, ein Weichling ist, und allzugelinde verfährt, wenn er Alles hinpassiren läßt, auch oft deshalb es thut, daß er im Anfange seines Regiments keine Ungunst will verdienen, und sich dadurch gleich einen guten Namen zu machen vermeint, da dringt das Böse mit aller Gewalt fort, da reißen Hummeln und Wespen durch die Gesetze, wie durch Spinnewebe, Mücken und Fliegen aber bleiben hangen. — Muß deshalb ein Regent wissen, daß ihn Gott dazu berufen habe, fein, ernst und strenge zu seyn, wo es nöthig ist, und immer vor Augen haben den Spruch

Gottes: Thue den Bösen von dir weg ꝛc. Verstehen soll er, daß durch seine Nachläßigkeit und allzugelinde Lindigkeit das Land oder eine Herrschaft voller bösen Buben werde, die ohne allen Scheu, besonders wenn sie etwas mehr als andere Leute seyn wollen, allen Muthwillen verrichten — daß er, wo er ein Weichling ist, böse Buben in ihrer Bosheit stärke, sich ihrer Sünden theilhaftig mache, und dieselbe gleichsam billige. — Wenn man die bösen Buben promovirt, so sind die Frommen ausgethan und werden wenig geachtet. — O miserum Imperatorem Romanum sub tam lentis maxillis, sagte Augustus zu seinem Adoptivsohn Tiberius, da er merkte, daß er das Maul nicht aufthun, und, wo sich's gebührte, Ernst anwenden dürfe. — Ein junger Fürst, wenn er sich der Regierung unterzogen, muß aber auch nicht gar zu scharf und jachzornig seyn; denn allzuscharf macht schärtig, zu wenig und zu viel ist des Teufels Ziel, die Mittelstraße ist die beste. Wenn man aber zu hart ist, und gleich anfangs Alles schnurgleich und fadenrecht haben und zu Bolzen drehen will, daraus entsteht nichts guts. — Weil aber die Mittelstraße zu treffen eben schwer ist, soll ein junger Fürst nicht zu schnell und zu behende seyn, vor dem Verhör und der Erörterung der Sache zu urtheilen und zu strafen; auch soll es ihm wehe thun, wenn er den Ernst brauchen muß; er soll sich hüten, daß er nicht aus Zorn, Haß, Neid und Verhetzung anderer Leute Jemand strafe, und nicht seinen eigenen Groll und Widerwillen unter dem Amtszorn verkaufe, sondern prakticiren lernen, was Syrach sagt: Rechne nicht allzugenau alle Missethat und kühle dein Müthlein nicht, wenn du strafen sollst. — Insbesondere aber muß ein Herr diesen Verstand haben, daß er ohne anderer Leute Verderben zürne und strafe, mit der Strafe aus Zorn, wenn er gleich rechtmäßig seyn möchte, nicht einen Löffel aufhebe und eine Schüssel zertrete. — Auch lasse er sich dieses zur Regel seyn, wenn er nicht unrecht strafen kann, ohne größere Gefahr und Unrecht, so lasse er sein Recht fahren, es sei so billig, als es wolle, und warte in Sanftmuth einer andern und bessern Gelegenheit.

Vor's vierte muß ein junger Fürst wissen und verstehen, daß er nicht allein göttlichem Befehle, sondern auch den Satzungen und Geboten, die er nicht ohne sonderlichen Rath und Bedenken verordnet, solle und müsse unterworfen seyn; denn es lassen sich oft Fürsten und Herren bedünken, sie seien göttlichen und natürlichen Rechten nicht, wie andere, unterworfen; so finden sich auch an Herrn und Fürstenhöfen viele Tellerlecker, die den hohen Regenten und den jungen Herrn wohl dürfen einbilden und angeben, als wären sie weder dem Gesetze, noch den Rechten sich zu unterwerfen schuldig; aber es klappt mächtig übel, wenn Gott durch seine Diener spricht: Du vermessest dich zu seyn ein Leiter der Blinden, ein Züchtiger der Thörichten; du hast die Form, zu wissen, was recht ist im Gesetz, und übertretest es selbst, welches nicht allein von Predigern, sondern auch von Regenten mag gesagt werden. Ach! ein unartiger Fürst oder Herr, der keinem Gesetze unterworfen seyn will, referirt des leidigen Teufels Ebenbild. — Vor's fünfte muß ein Regent eines ehrlichen, aufrichtigen Gemüths, und kein Zweizüngler und Gleißner seyn, und wissen, daß durch Lügen und den Geiz seine Person zum Höchsten verstellt werde und viel unrechts geschehe, sich deswegen der Wahrheit befleißigen und den Geiz, als den Teufel selbst, fliehen und meiden. Salomo sagt: Ein Herr, der Lust zu Lügen hat, dessen Diener sind alle gottlos; wo nun alle Diener gottlos sind, was will guts daraus werden? item: Es stehet dem Narren nicht wohl an, von hohen Dingen zu reden, vielweniger einem Fürsten, daß er leugnet. Ein großer greulicher Uebelstand ist's, wenn ein Regent schier kein wahr Wort aus seinem Halse gehen läßt, und Plätze leugnet, daß man Friesische Gäule darauf bereiten möchte; aber man will es schier nicht mehr für Schande achten. — Wie kann ein solcher Regent den Namen haben, daß er ein Fürst mit Verstand sei? Was wird er wohl in seiner Regierung bauen? Wer will und wird sich auf seine Reden verlassen? Und wer Lügen reden darf, der darf alles andere gewiß auch thun. — Ein Regiment mit Lügen gefüttert, zergeht; Wahrheit bleibt,

Lügen zerstreubt, haben die alten Deutschen gesagt, das denn ein Regent wohl merken muß. Den Geiz betreffend, so taugt ein geiziger, eigennütziger Regent nirgend zu. Der Geiz blendet und betrügt ihn dermaßen, daß er seine Regierung nicht wie ein Verständiger treulich vorsteht, sondern den Hund hinken läßt und Geschenke nimmt über den Unschuldigen, wie kann er da verhüten, daß nicht viel unrechts geschehe?

Vom dritten Punkte. Wie sich ein junger Fürst oder Herr gegen seine Unterthanen verhalten solle? — Er muß vor allen Dingen wissen und verstehen, daß er von Gott über seine Unterthanen nicht anders gesetzt sei, wie ein Vater über seine leibliche Kinder, und daß es recht und wohl gesagt werden: Ein Fürst hat so viel Kinder, als er Unterthanen hat. — Ein Herr soll wissen, daß er schuldig ist, für seine Unterthanen so zu sorgen, daß sie unter seinem Regimente ihre nothdürftige Unterhaltung, Nahrung und Stücklein Brod's mit Gott und Ehren haben mögen, und daß er seine Unterthanen mit allzugroßer und prächtiger Hofhaltung, mit überflüssigen Tischen, Banketen und Lüsten, unnöthigen Satzungen, Frohndiensten, Gebäuden, item beschwerlichen Jagden und andern Neuerungen nicht belegen soll. O, wie mancher Regent wird heutiges Tages gefunden, der sich in seiner Hoheit dünken läßt, er dürfe wider seine armen Unterthanen vornehmen, was ihm nur beliebt, hält seine armen Leute wie Hunde, belästiget sie unmenschlicher Weise, meinend, er habe dessen gute Macht, er sei ja Herr, Niemand habe ihm einzureden, sein Wille sey sein Recht, und machet daher aus dem heiligen, hohen Namen der Obrigkeit einen eitlen Schanddeckel, unter dem er allen Muthwillen, ohne Scheu und Scham, mit Trotz und Ruhm greulich übt; dazu denn auch gottlose und unbarmherzige Räthe, die ihr Lebenlang keine Armuth versucht und nicht wissen, wie einem armen Manne zu Muthe ist, meisterlich helfen. Das ist unrecht, und ein solcher Regent hat keinen Verstand und weiß nicht, wie er seine Unterthanen halten soll, wenn er ihnen Haut und Haar abschinden und das Mark aus den Beinen saugen will. — Wissen soll er vielmehr, daß seine

Unterthanen auch zum Ebenbilde Gottes erschaffen, mit Christi Blut gar theuer erkauft, mit dem heiligen Geiste begnadet und versiegelt seyen, daß sie auch die lieben Engelein zu Wächtern um und neben sich haben, daß sie zu Gott seufzen, und den um Einsehen und Rache bitten und anrufen können. Will ein Herr dieses nicht verstehen, so ist er ein Fürst ohne Verstand und wird endlich über ihn selbst hinausgehen, die Unterthanen werden ihn bald zu Tode beten, und wird mit ihm heißen: Hinunter! und wenn er todt ist, werden sie ihn mit solchen Glocken zu Grabe läuten: Ey! der Teufel hat diesen Bürger- und Bauernschinder und Feind seiner Unterthanen auch geholt. — Gott Lob und Dank! daß wir seiner los worden. — Wenn auch ein Herr für seine Unterthanen väterlich sorgen und ihnen zu Nahrung helfen will, soll er alle unbillige Contracte und Händel im Kaufen und Verkaufen abschaffen, und darauf Acht geben, daß seine Unterthanen durch unchristliche und unbillige Verkäufe an Korn, Wein, Wolle ꝛc. nicht übersetzt und ausgemergelt werden. Da auch ein Regent mit Ehren des Landes Vater genannt werden will, so soll er sich nicht in bürgerliche und Bäuernhändel flechten, ihnen ihre Nahrung abzustricken und sie zu Bettlern zu machen. Es soll ihm vielmehr lieb seyn, wenn die Unterthanen in ihrer Handthierung wohlhabend und reich werden. Denn sind sie reich, so genießt dessen der Herr auch, und können im Falle der Noth etwas bei ihm zusetzen. Wenn auch die Unterthanen ihre Noth und Beschwerung anzeigen, soll ein Regent sie nicht anfahren, wie die Sau den Bettelsack, sondern ihre Noth fein erwägen und auf gute Ordnung denken, daß ihnen geholfen werde, und wissen, daß er seiner Unterthanen Haupt sei, und für seine Unterthanen mehr, als für sich selbst sorgen und den gemeinen Nutzen seinem eigenen vorziehen.

Wie auch ein frommer Vater, wie lieb er auch seine Kinder hat, und zu Leib und Seel für sie sorget, seine herzallerliebsten Kinder nichts desto weniger im Zwange und unter der Ruthe hält, und sie nicht in ihrem Muthwillen und eigenen Södgen aufwachsen läßt, und gleichwohl mit ihnen also gebähret, daß sie auch

im Zorn seine väterliche Liebe und wohlmeinendes Herz spüren, so soll auch ein Regent seine Unterthanen auch fein im Zwange und Gehorsam halten, und es gleichwohl mit ihnen also machen, daß sie in der Furcht auch seine Liebe erkennen mögen. O es steht mächtig wohl in einem Regiment, wenn die Unterthanen die Obrigkeit fürchten und gleichwohl auch herzlich lieben und nicht gerne verlieren möchten. Das ist das inexsuperabile munimentum, deren sich auf eine Zeit rühmet Herzog Ulrich von Würtemberg. Er wüßte keinen Unterthanen in seinem Lande, dem er nicht sicher im wüstesten Walde mutterallein im Schooße liegen und schlafen wolle.*) Wie nun ein Vater, wenn die Kinder kommen, dieses und jenes aubringen und klagen, nicht alsbald ohne Verstand zufährt und ohne Erkenntniß der Sache das beschuldigte Kind übel traktirt, sondern einem jeden Audienz giebt und hört, welches Kind recht oder unrecht hat, und nach Befinden der Sachen gebührlichen Ernst anzuwenden weiß; also soll ein Regent, wenn er sich anders als ein Vater gegen seine Unterthanen erweisen will, auch thun. Jedermann, so es bedürftig, soll er gern Audienz geben, Klage und Antwort soll er zuvor hören, und wohl erwegen, und alsdann erst das Urtheil über die ungerathenen Buben und bösen Kinder fällen; denn es begiebt sich oft, daß die Antwort so gut und wohl noch besser ist, als die Anklage, und es lautet mächtig übel, wenn man einen an den Galgen hängt oder sonst in einer Rechtfertigung ab executione anfängt und nachher fragen läßt: quid juris, ob's recht sey?? Hilf Gott! welch ein großer Trost ist dieses den armen Unterthanen, wenn sie wissen, daß, so Jemand ihnen Gewalt und Unrecht thut, sie zu ihrem Landesvater auch einen Zutritt und gnädige Audienz bei ihm haben. Ey, wie

---

*) Dieses Vorrechts erfreuten und erfreuen sich auch die Fürsten unseres Vaterlandes, Preußen; denn kein Band ist wohl inniger geknüpft, als hier zwischen Regenten und Volk, und dieses kann man auch, mit wenigen Ausnahmen, von allen andern Fürsten Deutschlands, sagen und rühmen. Ein noch sichrer Beweis von der Treuherzigkeit und Biederkeit der Mehrzahl des Deutschen Volkes, so wie von den Herrschertugenden der Fürsten. Kth.

sieh gewinnen sie dann ihren Herrn, wie emsig beten sie für ihn, und wie vielem Unrechte kann hierdurch gewehrt werden, wenn ein Regent seine Unterthanen gern hört. —

Vom vierten Punkt, wie sich ein Fürst oder Herr gegen seine Räthe verhalten soll. — Weil es leider! in der jetzigen Welt dahin kommen, daß an großen Fürsten und Herren Höfen viele Weltkinder und vor der Welt ansehnliche Leute sich nicht allein der guten Künste und Schreibfeder schämen und nichts lernen wollen, sondern auch andere hochverständige gelehrte Leute, deren Fürsten und Herrn in der Regierung nicht entbehren können, im Grunde ihres Herzens verachten, sie lose Schreiber, Tintenfresser, Blackscheißer, und weiß nicht wie aus Verachtung nennen und also aufs allerschändlichste von ihnen reden, als an denen nicht viel gelegen ist, weil auch jetzt gedachte ungenannte ihnen einbilden, wenn sie nur weidlich fluchen, martern, wunden und sacramenten können, daß der Himmel sich dagegen entfärben, die Sonne verschwärzen und der Erdboden dafür erschüttern möchte, oder wenn sie ein wenig mit der Reiterei umgehen, ein Paar Beine über ein Pferd schlenkern oder einen Gaul frei herumwerfen und tummeln können, ey so stehe das Heil eines Regiments auf ihnen. Wie denn auch viele junge Regenten hin und wieder gefunden werden, die sich über solche Leute höchlich verwundern und sich bedünken lassen, wenn sie ohne solche Leute seyn sollten, könnten sie keine Fürsten, keine Herren seyn, und das Regiment nicht führen; dagegen soll ein junger Fürst und Herr verstehen, daß man einen weisen und guten Regenten an seinen Räthen erkennt, und bedenken, — daß er in seinem Regimente nichts übler, denn gottseliger, hochverständiger, gelehrter Leute und guter Schreiber entrathen könne, wenn er nicht ohne Verstand regieren will. Deswegen, wenn ein Regent in sein Amt treten will, soll er Gott um treue, weise, und christliche Räthe und Diener anrufen, findet er solche in der Regierung oder sieht sich darnach um, und der liebe Gott zeiget sie nicht allein, sondern giebt sie ihm auch, so soll er solche Leute für ein sonderliches Geschenk und Gabe Gottes erkennen und seinen Gott

von Herzen dafür danken, wie Syrach spricht: Es stehet in Gotteshänden, daß ein Regent gerathe, derselbe giebt ihm einen löblichen Kanzler. — Neben diesem soll ein junger Regent seine ihm von Gott gegebenen treuen Räthe lieben und ehren, etwas auf sie wenden und sich nichts dauern lassen, damit sie mit nothdürftiger und ehrlicher Unterhaltung versorgt, ihren Ehrenstand nach Gebühr, doch nicht zur Pracht und Hoffahrt, führen und ihrem Herrn in der Regierung und wo er ihrer sonst bedarf, eine Ehre seyn können. Besonders soll aber ein Regent seines Herrn Vaters alte treue Räthe lieben und in großen Ehren halten, sie auch ihrer angewandten Treue in Gnaden genießen lassen; sich auch nicht durch neue, junge, hitzige Räthe, welche immer auf die alten zu beißen pflegen und sie dem Herrn verdächtig zu machen sich unterstehen, bereden lassen, irgend eine Ungnade auf sie zu werfen und ihnen mit Undank zu lohnen. Nein, zwei Stücke sind, die mich verdrießen, spricht Syrach, und das dritte thut mir Zorn, wenn man einen streitbaren Mann zuletzt Armuth leiden läßt und die weisen Räthe zuletzt verachtet, und wer vom rechten Glauben abfällt. Dafür sollten junge Herrn gewarnet seyn; denn wenn es mit ihnen die Wege erreicht, daß sie ihren treuen alten wohlverdienten Räthen auf Angiessung und Anreizung junger stolzer Räthe, feind werden und ihnen mit höchstem Unverstande und Undank beginnen abzulohnen, so stehts auch dermaßen übel um einen jungen Herrn; es gewinnt gewiß einen bösen Ausschnitt mit dem Regimente und können es nicht lange treiben. Ach! alte treue, christliche, wohlverdiente Räthe sind eines jungen Fürsten oder Herrn höchster Schatz und edelstes Kleinod, und stehen ihm überaus wohl an, sie sind ihm ein großer Schmuck und Zierde, wie jene ehrbare Matrone auf dem Reichstage zu Worms erkannte, als sie einen Fürsten des Reichs mit alten Räthen zu Rathe reiten sah; sie sagte zu ihrem Hauswirthe, der den Fürsten auch reiten sah: Lieber Mann, was meinet ihr wohl, daß diesen Fürsten am besten zieret? Er antwortete: Seine wohlgeputzten Hengste und stattlichen Gäule, sein Reichthum, Pracht und Schöne. O nein! lange nicht, sagte die Matrone, sondern dies war des Fürsten beste Zierde und sein

schönster Schmuck, daß er so viele alte, graubärtige Männer bei sich hatte, die ihm guten Rath geben können. — Ueberdies, wenn ein Herr gegen seine Räthe sich recht zu verhalten willens ist, so muß er nicht immer seinem eigenen Kopfe folgen, sondern seiner Räthe Rath und Meinung zuvor, ehe er etwas wichtiges vornimmt, auch anhören; denn eben darum haben Fürsten und Herrn ihre Räthe, Richter, ihre Schöppen, Bürgermeister und Beisitzer, auf daß, wenn sie etwas setzen, ordnen oder verrichten wollen, es zuvor von vernünftigen Leuten fein in Bedenken genommen und wohl hin und wieder durch die Hechel gezogen und, was denn für gut und rathsam von christlichen Räthen erkannt wird, von ihnen als Regenten ins Werk gerichtet werde; denn unus oculus non videt omnia, viele Augen sehen mehr, denn Eins. Wenn auch ein Herr in der Audienz votiren läßt, soll er auf eines Mannes Rath und Gutachten nicht sobald zuplazzen, sondern die andern auch hören, und wenn gleich ihre vota ihm nicht sogleich gefallen und zuwider seien, sie dennoch, ohne weiter darüber nachzudenken, sie nicht flugs verwerfen oder verachten, wenns gleich die allereinfältigsten wären. Saepe etiam olitor non importuna locutus, ein einfältiger Mann giebt auch guten Rath und trifft's oft viel besser, als die allzuverschmitzt und verschlagen seyn und alles aushecken wollen; und mag ein junger Regent hierbei wohl in Acht nehmen, was Salomon sagt: Die Spötter bringen frechlich eine Stadt in Unglück, aber die Weisen stillen den Zorn, welche Worte Dr. Luther am Rande in der Bibel also auslegt: Es fahren oft die Räthe frei hinein, fragen nichts darnach, daß sie eine Stadt oder einen Fürsten in Unglück bringen, woraus sie in vielen Jahren nicht kommen, darum bedarfs einer guten Aufsicht. Da auch im Votiren die alten Räthe aus langjähriger Erfahrung die besten Vota geben, und es sich zutrüge, daß sie ihrem jungen Herrn dieses oder jenes riethen und ihm untersagten, was ihm übel anstände, soll er vor allen andern sie respectiren und ein Auge auf sie haben, ihre Stimme, als Gottes Stimme, hören, ihr folgen und bei sich denken: Siehe was für feine graue Häupter hast du vor dir? Ach! junge Räthe sind unstet wie die Morgenröthe, diese Leute

wissen aus langjähriger Erfahrung mehr, ja haben auch viel mehr vergessen, denn wohl mancher junge Rath, der sich wohl der klügste dünken läßt, lernen wird, du willst folgen. Wenn das ein junger Herr verstehen lernt, ey! so hat er in der Regierung nicht wenig studieret, wenn er aber das nicht verstehen will, alte Räthe nicht gern hört, auf seinen Starrkopf sitzet und seinen Sinn für den besten hält, auch wohl durch junge hitzige Räthe sich dazu verhetzen und treiben läßt, da steht's mißlich mit ihm, und er bekommt Rehabeams Glück; welcher, wäre er seinen alten Räthen gefolgt, Land und Leute behalten hätte, da er aber auf seinem Starrkopf bestand, und junger hitziger Räthe Bedenken folgte, verscherzte er auf einmal zehn Stämme seines Königreichs, die er nachher nicht wieder an sich bringen konnte. In Summa, es ist fein, wenn ein Herr von seinen treuen Räthen sich rathen läßt, die Augen in der Audienz zuthut, ein Schreibtäflein in der Hand hat, und eines jeden Rathes Bedenken aufzeichnet, seine Meinung zuletzt, auch sagt, und den Beschluß macht. So wie nun ein Regent dem Rathe seiner treuen Räthe folgen muß, also muß er ihnen auch trauen und ein gutes Herz zu ihnen tragen; denn wenns dahin mit einem Regenten gedeihet, daß er seinen Räthen nicht trauen kann und will, so werden die Sachen nicht so richtig fortgehen, wie sie sollten, und es wird wenig Gutes ausgerichtet werden. Es wird auch ein Fürst und Herr viel zu schaffen kriegen, wenn er aus Mißtrauen alles durch seinen Kopf, es seyen kleine oder große Händel, gehen lassen will. Man hat und weiß Beispiele an gottseligen Fürsten und Regenten, weil sie durch etliche ihrer Räthe wider und über alle ihre Hoffnung so schändlich waren angeführt und betrogen worden, sich nachmals alle Händel zugezogen, und auch denen, so ihnen je und allewegen treu und gewähr gewesen, nicht vertrauen, sondern fast alles für sich verrichten und thun wollen, aber die Last war ihnen zu groß, sie konnten es nicht in die Länge aushalten und mußten darüber des Todes seyn. Soll demnach ein Herr seinen Räthen trauen und sich gegen ihnen also erweisen, daß sie sehen, daß er ein gutes Herz zu ihnen habe. Doch

weil, wie D. Luther sagt, Fürsten und Herrn gemeiniglich die Gefangenen ihrer Räthe seyen, weil auch die Hofräthe und Amtleute gern frei und selbst lieber Herrn im Lande, und also die Mönche wären, die den Abt regieren, und es auch sind, wo ein Fürst ohne Verstand ist, weil dergleichen Fürsten und Herren per prothesin Syllabae sehr viel Räthe haben, muß ein Herr, wenn er sich gegen seine Räthe weislich halten will, ihnen nicht zu viel trauen, und aus seinen Räthen keinen Gott machen, sein gänzliches Vertrauen auf sie setzen. Jener Markgraf zu Meißen sagte: „Ein Herr dürfe sich nicht fürchten vor denen, die fern von ihm seyen, sondern vor denen, die ihm zunächst auf den Fuß folgten; denn diese wollten ihm viel lieber auch auf den Kopf treten.“ Ich weiß, soll ein frommer Herr denken, was in einem Menschen, und sonderlich in verschmitzten, verschlagenen Weltkindern steckt; ich weiß wohl, daß sie halten, wie eine böse Armbrust, aber ich traue Gott, der wird helfen, daß dieser und jener Rath mir Glauben halten, gut mit mir meinen, und aufrichtig und ehrlich mit mir handeln werde; denn wenn Gott nicht hilft, so hält kein Mensch Glauben. Ein Regent muß sich gegen seine Räthe, wie ein geschickter Fuhrmann halten, welcher zwar seinen Pferden traut, aber ihnen doch den Zügel nicht ganz schießen läßt, wenn sie gleich zu Zeiten fein zahm und in aller Stille dahin gehen, und am Joche ziehen, als wenn sie keines Zügels oder Fuhrmanns bedürfen; er behält den Zügel immer in der Hand, ja was noch mehr ist, er windet ihn wohl noch aufs allerhärteste um die Hand, wohl wissend, daß, wo die Pferde ihre Stärke fühlen, und ihre Gelegenheit ersehen, ihnen leicht das Kollern und wohl noch mehr ankommt, davon ihnen der Muth wächst, und dann ausreißen über Stock und Block, wie der Poet sagt: Fertur equis auriga, nec audit currus habenas. Eben so soll ein verständiger Fürst, Herr und Regent, mit seinen Räthen auch umgehen, ihnen trauen, aber gleichwohl nicht zu viel trauen, den Zügel zwar schießen lassen, aber ihn nichts desto weniger um die Hand winden und fest halten, damit er seines Gefallens umlenken und ihrer mächtig seyn kann.

Ach ein Fürst und Herr ist ein großer Fuhrmann, er reitet große theure Hengste und stattliche Cavallen, die wollen traun des besten Futters voll stecken, den Zaum frei und lang haben, die Sporen nicht leiden, auf den Gassen die quer gehen, um sich schlagen, stoßen, beißen, darüber ganz hochgeehrt und gefürchtet unter dem Sattel und Schmuck ihres Herrn seyn, wenn sie die Laun und das Kollern ankommt, die Herrn auf das Pflaster legen, daß Land und Leute an ihm zu laben und zu kühlen haben; sollte daher ein Herr nicht den Zügel in der Hand fest halten? Dieses wird nun aber fein geschehen können, wenn ein Herr nicht Alles mit fremden Augen sieht, sondern gute Achtung auf das Gouvernament hat, wenn er immer hinten und vorn in der Regierung ist, sich nach allem erkundiget, dem Eigennutz mancher Beamten Schranken setzt, die die armen Unterthanen unter dem Schein ihres Amtes schinden, schaben, unterdrücken, die Sachen verschleppen, nicht fördern, und im Namen des Regenten viel thun, von dem er oft weniger denn nichts weiß, thun, wie jener sagte: Hier fahre Mist, weil du Vogt bist, schneide die besten Pfeifen, weil du im Rohre sitzest. Sive sit raptum, sive captum, modo sit mihi aptum. Nur Alles in meinen Sack und sonst keinem Menschen gedient, wie man es hin und wieder an Fürsten und Herrn Höfen und in den Regimenten sieht, daß hungrige Mücken sich bald belesen und bei ihren Aemtern, da sie doch nicht so große Besoldung haben, reich und fett werden, und ehe man dessen gewahr wird, allen Glanz, der dem Fürsten und Herrn allein gebühret, auf sich ziehen. Daher soll ein Fürst und Herr wissen, daß er seiner Unterthanen Haupt ist, und so wie ein Haupt Augen hat, damit es alles übersieht, Ohren, damit es alles hört, Nase, damit es alles riecht, Zähne, zum Kauen und dem Magen die Speisen zuzuschicken, Mund und Zunge damit es redet, so soll ein Regent auch sein. Wackre Augen soll er haben, und fleißig zusehen, daß seine Räthe in ihrem befohlenen Amte treu und fleißig seyen; Ohren soll er haben, um das Seufzen und Klagen seiner Unterthanen zu hören; Gehirn soll er haben, um über die Staatsgeschäfte nachzudenken;

eine Nase soll er haben, um nach Befinden der Umstände, bald zu riechen, wo und wie die Sachen stehen und der Hund begraben liegt, auch sich mit der Nase nicht herumführen lassen. Mund, Zunge und Zähne soll er haben, um kräftig um sich zu beißen, wenn er vermerkt, daß die Räthe und Beamten den Hund wollen hinken lassen und nicht nach Billigkeit handeln. Wenn die Räthe diese Eigenschaften an einem jungen Regenten bemerken, werden sie in ihrem Fleiße auch nicht nachlassen, viel unrechts wird dadurch verbleiben, und es wird wohl um einen Herrn und sein Regiment stehen. Dem christlichen König Alfonso wird nachgerühmt, daß er die Zeit seines Lebens hindurch vierzehnmal die Bibel soll durchgelesen haben, sich auch sonst der allerbesten und edelsten Bücher beflissen, solche mit sich über Feld geführt und so eine große Lust und Wohlgefallen zu guten Büchern getragen, daß man ihn, wenn er in seinem Zimmer allein gewesen, selten ohne Buch gefunden; daher er auch ein Buch in seinem Wappen geführet. Ja er soll eine Zeit gesagt haben: Er hätte viele feine Leute und vornehme Räthe an seinem Hofe, aber seine Bücher wären viel gerader und treuer, als jene alle mit einander; sie sprechen nicht Mum, Mum, behielten keinen Brey im Maule, nehmen kein Blatt davor, scheuten weder Gnade, noch Ungnade, und predigten ihm getreu, wie er Land und Leute zu regieren habe. Diesen und ähnlichen Beispielen soll ein junger Fürst nachfolgen, gute Bücher schätzen und fleißig lesen, sie seinen Räthen vorziehen, so wird's ihm nicht an Verstand mangeln; denn aus solchen Regenten werden endlich tapfere Leute, die baß zum Regieren dienen, als diejenigen, die nur Gläser leeren und Kreiser umstürzen, und wenn ihnen sonst die Zeit lang wird, allerlei Alefanzereyen treiben.

Da endlich die Welt jetziger Zeit sehr böse ist, und unter den Unterthanen ein wildes, freches, muthwilliges Gesindelein gefunden wird, die sich wider des Fürsten und Herrn treue christliche Räthe mit aller Gewalt setzen, wenn sie diesen oder jenen Bescheid, abschlägliche Antwort im Namen des Herrn geben,

oder dieses und jenes zum Nutzen des Landes ins Werk gesetzt haben, das aber manchen Unterthanen nicht recht, oder wenn ihnen etwas als einen Ungehorsamen verwiesen wird, sie dawider protestiren und sich verlauten lassen: die Sache gehe den Herrn nicht an, mit den Räthen hätten sie zu thun, ungeachtet nur die Räthe ihres Herrn Befehl vollziehen, soll ein regierender Herr seine Räthe, wenn sie recht gehandelt, treulich in Schutz nehmen, den Braten wider gedachte Widerporsten richten, und es so nehmen, als sey er selbst durch seine Räthe angefeindet worden, und müsse daher ihren guten Namen retten. Wenn das fromme, treue Räthe sehen, daß ihr Herr über ihnen hält, und die Ungunst von ihnen entfernt, so werden sie ihr Amt auch um so freudiger verrichten, und thun was recht ist. Wenn aber der Herr bei den Ungehorsamen, besonders wenn es ansehnliche Leute sind, den Namen haben will, als wenn er fromm wäre, und wisse nichts von seiner Räthe Thun, die Räthe daher anfeinden und lästern läßt, da werden die Räthe im Dienste mißmüthig und nachlässig, und lassen viele Dinge hinhosen, welches sonst nicht geschehen würde, wenn ihr Herr sie in gebührlichen Schutz nehme.

Vom fünften Punkt. Wie sich ein junger Fürst oder Herr insgemein gegen sein ganzes Hofgesinde recht und löblich verhalten soll. — Ein junger regierender Fürst oder Herr soll, so viel in dieser Schwachheit des Fleisches immer möglich, seinem Hofgesinde mit einem ehrbaren, gottseligen, christlichen, tugendreichen Leben und Wandel vorgehen, der Prediger göttlichen Worts gern und fleißig anhören, mit Treue meinen, in Ehren halten, lieb und werth haben, und sich in der Kirche, beim Gottesdienste, über Tisch, in der Kleidung, in der Regierung und sonst allenthalben so erweisen, daß das ganze Hofgesinde einen Spiegel aller Gottseligkeit, Ehrbarkeit und fürstlichen Tugenden an ihm haben möge. Malo moribus et auctoritate meus excellere quam diademate et purpura, sagte Alfonsus zu Einem, der ihm verwies, warum er sich so einfältig kleidete. — Solches soll ein Regent nicht allein darum thun, daß er um

so kräftiger das böse Hofgesinde könne strafen, sondern daß er seinen hohen, heiligen Stand, darein ihn Gott gesetzt, nicht verächtlich mache; denn wie Syrach sagt, wer will den bei Ehren erhalten, der seinen Stand selbst unehrt, daß auch seine Hofjunker und alles Gesinde eine feine ehrerbietige Furcht und Scheu vor ihm haben, welches über alle Maaßen einen jungen Regenten ziert. Ach! findet man doch ohne dies bisweilen an Fürsten- und Herrn-Höfen solche unverschämte Wüstlinge, solche grobe Tölpel uud Flegel, grobe Hölzer (man berücksichtigte die oben angeführte Zeit, in der dieses geschrieben worden) aus denen man wohl Sautröge machen könnte; wenn ein junger Herr sich zuweilen erlustiget, sich mit ihnen ein wenig gemein macht, freundlich mit ihnen redet, mit ihnen nach Gelegenheit scherzet, so wächst von Stunde an ihnen der Muth, sie denken, nun seien sie der Meister Fickfack, fangen an, mit dem Herrn ziemlich grob zu scherzen, lassen ihn mit ziemlichen Worten an, und gehen mit ihm ohne alle Ehrerbietung dermaßen um, als wenn sie irgend eines Schusters oder Schneiders Kuecht vor sich hätten. Widerfährt nun dies einem Regenten, wenn er zu Zeiten sich mit den Seinigen kaum ein wenig erlustigen will, daß seine Reputation und Ansehen dadurch gleich fallen oder doch sehr geschmälert werden wird; was geschieht da nicht, wenn ein Herr nicht ein fein ehrbar, züchtiges und christliches Leben vor seinem Hofgesinde führt und sich in aller Leichtfertigkeit übt. Damit aber einem jungen Herrn seine Reputation und Ansehen bleibe, und sich seine Räthe, Hofjunker und Hofgesinde fein vor ihm scheuen, muß ein Regent sich in seinem Christenthume und ganzem Leben fein herrisch zu halten wissen; und wenn er merkt, daß etliche grobe Gesellen, sie mögen unter den Räthen, Hofjunkern oder sonst unter dem gemeinen Gesinde stecken, seine Geselligkeit und Frömmigkeit mißbrauchen und ihn nicht als einen Herrn respektiren wollen, so soll er sich dermaßen ausdrükken, daß sie inne werden, wen sie vor sich haben, und sich von ihnen nicht verachten lassen.

Im weltlichen Regimente hat es auch Ketzer und Rottengeister, die nicht mit dem Schwerdte,

sondern mit der Zunge fechten und kriegen, das ist: An Fürsten- und Herrenhöfen werden gemeiniglich viele Verläumder, Fuchsschwänzer, Ohrenbläser oder Ohrenmelker und Neidhämmel gefunden, die zwar für ihre Person andern Leuten nicht schaden können, sich aber dennoch bei Fürsten und Herrn einflicken, und arme, unschuldige Prediger, gottselige Räthe und fromme Diener auf's allerfeindseligste angießen und verläumden, welches sie heimlich thun. Sie geben dann vor, sie thun solches nicht gern, wollen auch nicht, daß es Viele wissen sollten, können es aber gleich wohl im Vertrauen ihrer Ehre und Pflichten halber dem Herrn nicht bergen; sie müssens Amts- und Gewissenshalben erinnern, stellen sich als willige Diener, hängen den Kopf, falten die Hände, und doch ist all ihr Thun dahin gerichtet, daß sie nicht allein Unschuldige angießen, sondern auch gleich den Fürsten und Herrn mit auf die Leimspindel und ihren Kloben bringen, sie einnehmen und fangen mögen. Wenn nun ein junger Herr ohne Verstand ist und einem solchen Schalk und Ohrenbläser nur ins Maul sieht, dessen Herz er noch nicht kennt, ach! da werden oft unschuldige Leute, fromme treue Diener, die den Nuzzen des Herrn am meisten suchen, jämmerlich gedrückt, an Ehre und Gut beschädiget, und kommen plötzlich in große Ungnade; der Regent giebt ihnen zuweilen einen Blick, dafür sie allen Respekt haben, spricht ihnen nicht mehr zu und sie wissen nicht, wie sie mit ihrer Herrschaft daran sind und woher die Ungnade komme. Merkt nun ein junger Regent, daß er solche Gesellen unter seinem Hofgesinde habe, welche das Maul nach der Tasche richten, andere fromme Diener verschirren, ins Salz hauen und verläumden wollen; soll er ihnen nicht allein nicht die Ohren hinrecken und nichts glauben, sondern sie auch an seinem Hofe nicht leiden, mit Ernst von sich weisen und bedenken, was für großen Jammer und Noth solche Leute zu stiften pflegen. Es nimmt immer zuletzt mit solchen Gesellen ein böses Ende; sie kommen gemeiniglich schändlich um. Teufel sind es, Teufels Lohn bekommen sie auch; ja es geht zuletzt wohl über den Herren aus; denn wenn er leicht glaubt, so ist er, wie Sy-

rach sagt, leichtfertig, unbeständig, und wie eine Boskugel, leicht wie ein Federlein, und läßt sich wie ein Rohr hin und her wehen und treiben, und wird gar oft verführt werden. Wenn aber ein Regent sich bedünken läßt, der Verläumder redet die Wahrheit, er müsse ihn hören, soll er ihn aufs wenigste auch fragen: ob er dasjenige, was er vorbringt, auch geständig seyn wolle? der Wahrheit fleißig nachgehen und, wenn er befindet, daß der verfluchte Neidhard den Ohrenbläser so getrieben, soll er ihn mit gebührlichem Ernste strafen, daß ein Anderer ob diesem Laster einen Abscheu haben möge. Wo das nicht geschieht, ach! da gehts, wie Domitian gesagt: Princeps, qui adulatores non castigat, irritat, und werden die Verläumder in ihrer Bosheit gestärkt. Ein edel Ding ist und steht wohl am Herrenhofe, wenn das Hofgesinde einig ist, dagegen riechts wie Teufelsdreck, wo die Hofräthe, Hofjunker und das gemeine Hofgesinde immer auf einander hacken, schießen und stechen, wie die giftigen Ottern, und in Zwietracht, Zank und Hader leben, da kann nichts guts daraus erfolgen; denn wo Einigkeit ist, da wohnt Gott, der ein Gott des Friedens ist, wo aber Zwietracht und lauter Grunzen, Murren und Argwohn ist, da wohnt der Teufel, und da geht Alles hinter sich. Dieserhalb soll ein Regent keine Uneinigkeit unter seinen Dienern leiden, und, so viel immer möglich, zu Friede und Einigkeit halten. Es hat wohl das Ansehen, als wenn es einem Herrn nützt, wenn Diener uneins sind und einer dem andern auf die Finger sieht; allein in Wahrheit geht solche Uneinigkeit nur über den Herrn und seine Regierung aus, und wird viel Gutes dadurch gehindert, und so viel Böses gestiftet, daß es in kurz nicht kann gesagt werden. Da nun solche Uneinigkeit gemeiniglich aus Hoffahrt entsteht, da sich Einer vor dem Andern vordrängt und mehr seyn will, so soll ein Herr sehen, wie er solcher friedhäßiger, hoffärtiger Leute in gutem könne loswerden, ungeachtet wie groß und hoch sie auch anzusehen und wie weidlich sie sich vor andern hervor zu brechen und zu putzen wissen, welches dann ein Herr nicht achten muß; sieht man doch auch bisweilen einen schönen Wurm, wie der

Molch ist, von vielen Farben, oder wie eine Raupe, als ob sie verbrennt wäre, auch eine schöne Hummel oder einen schönen grünen Goldkäfer, welche fliegen, brummen und summen; aber was ists? ein äußerliches Geplerr und Ansehen; sie wissen, noch können nichts denn stechen, beißen, rauben, fressen und den armen Bienen ihren Honig nehmen. Eben so sind auch einige stolze Centauri, Störzmesser und Thrasonische Hummeln an Herrn- und Fürstenhöfen, die wollen als Hummeln und Wespen immer in Ehren gehalten seyn, immer fressen, saufen, schnorren, porren, stechen und beißen auf andere fromme Diener, richten immer eine Unlust und Uneinigkeit mit ihrer verdammten Hoffarth an. Das soll sich ein junger Herr merken und sprechen: O, ich mag dessen nicht, der stolze Geberden und hohen Muth hat, er wird mir an meinem Hofe nicht viel Gutes schaffen. Letzlich liegts am Tage und kanns Niemand leugnen, daß das erschreckliche, gräuliche, greßliche, vermaledeite, teufliſche Fluchen fast nirgends mehr ohne Scham und Scheu gebraucht werde (man berücksichtige das 16te Jahrhundert) als unter dem Hofgesinde; denn wie ihnen der Rachen aufgeht, so muß das dritte oder vierte Wort eine greuliche Gotteslästerung seyn, und meinen solche Marterhansen und Wundenknechte ihr Hofgespräch lasse sich nicht fein reden, es sei denn mit Gotteslästerung dick und feist gespickt; ja das verdammte Fluchen ist unter ihnen so gemein, daß wenn sie zu Tische sitzen und die edlen Gaben Gottes genießen, es für keine Sünde, sondern für eine Ehre, Zierde und Schmuck ihrer Rede geachtet wird. Solche Hof-Companen sind ärger, als die Türken, die ihren Mohamet in Ehren halten und ihn nicht lästern. Was sage ich von Türken? sie sind ärger denn der Teufel im Abgrunde der Hölle; denn der Teufel zittert und bebt doch vor dem allerheiligsten Namen Gottes, wünscht keinem Christen durch den Namen, Marter, Wunden und Sakrament Gottes etwas Böses: aber diese Unfläter lassen durch ihren verdammten Rachen diese und dergleichen Flüche täglich laufen und wünschen unter Christi Namen Leiden, Marter, Wunden und Sakramenten, damit der ganzen Welt Leben und

Seligkeit erworben und applicirt wird, ihrem Nächsten alles Arges, daß es nicht Wunder wäre, daß die Erde sich aufthäte und solche Lästerer verschlänge, oder der Ort gar umgekehrt würde, wo solche greuliche Flüche getrieben werden. Hier muß nun ein junger Fürst oder Herr wissen, was für eine große himmelschreiende Sünde, es um das Fluchen sei, und solche allezeit, vornämlich aber im Anfange seines Regiments ernstlich verbieten, ja mit allem Ernste strafen, und wenn er weiß, daß er solche Diener an seinem Hofe habe, die der Gotteslästerung gewohnt und davon nicht abgehen wollen, soll er sie nicht an seiuem Hofe leiden, sondern abschaffen. Leidets doch kein Fürst oder Herr, wenn man ihn lästert, es leidets auch kein treuer Unterthan, daß man seinen Landesfürsten oder Herren schmähe und schände; er wäre auch nicht der Ehre werth, wenn ers litte, wie käme denn immer und ewig der allmächtige Himmelsfürst dazu, daß er seinen allerheiligsten Namen mißbrauchen lassen soll; und kein Fürst, Herr und Regent kann mit gutem Gewissen dazu stille schweigen, wenn er hört, daß Gottes und Christi, dessen Vasall und Lehnmann er ist, Blut, Marter, Wunden und Leiden geschmähet wird. — Wohl aber dem Hofe, wo beide, Herr und Diener, diesem Laster von Herzen feind sind, und Gott, ihren Herren und Schöpfer, mit ihren Zungen preisen, da will Gott mit zeitlichem und ewigem Segen wohnen." — So weit der ehrwürdige Hofprediger Glaser.

Wir haben den guten Glaser um zwei Jahrhunderte hinter uns gelassen; aber seine Lehren sind, wenn man das zu sichtbare Hervorstreichen seines Standes abrechnet, der allerdings nach der Majestät, als der ehrwürdigste dasteht, indem ihm das Heiligste des Menschen, die Religion, zu verwalten übertragen worden, aber darum nicht Alles auf sich beziehen darf, bis auf die neueste Zeit in der Praktik als bewährt befunden worden. Er stellt das Prinzip der Souveränität mit einer Treuherzigkeit und Offenheit in das gehörige Licht, welchem noch die derbe Sprache einen

Rahmen leihet. Mosheim und Jerusalem, Schleiermacher und andere ausgezeichnete Theologen des 18ten und 19ten Jahrhunderts würden mit allem ihrem Tiefsinn, in dem seidenen Gewande ihres Vortrages vor zweihundert Jahren an keinem Deutschen Hofe verstanden worden seyn, man hätte ihnen auch geantwortet wie Festus: Paul Du rasest, die große Kunst macht Dich rasend. Wenn man aber mit Ochsen, Schweinen, Flegeln und Eseln von der Kanzel herabpolterte, so verstand es die ganze Welt, das heißt, hoch und niedrig; denn dieses lag damals im Zeitgeiste. Die Nerven, das ganze Gefühlsvermögen der Edlen und derjenigen, die sich ihnen durch ihre Stellung in der Gesellschaft gleich setzten, waren anders organisirt; sie tranken aus ganz andern Bechern, ritten stärkere Rosse, trugen größere Schwerdter an ihrer Seite; ihr ganzer Körperbau war kräftiger, durch Jagd, Turniere und andere ritterliche Spiele und Uebungen abgehärtet; und eben so kräftig war auch ihre Seele, ihre ganze Empfindungskraft und ihre ganze Sittenlehre. „Es wäre gewiß belehrend, sagt ein Schriftsteller, diese wahre oder scheinbare Veränderung, Umtausch und Abwechselung in den Sitten, in guten und schlimmen, durch die Geschichte zu verfolgen, und wie man in großen Gallerien die Folge der Kleidertrachten und Rüstungen zusammenbringen kann, so würde man dadurch auch eine Geschichte der Fürstenmenschen, chronologisch und geographisch betrachtet, in die Hände gespielt bekommen; man würde daraus ersehen, wie die Fürsten mit ihrer Zeit und durch die Menschen, mit und unter denen sie lebten, sich verfeinert, abgeglättet, verdünnert, verbessert oder verschlimmert haben? wie die ehemalige Rauhigkeit der Sitten mit der Festigkeit und dem Trotze des Charakters, mit Maaß und Uebermaaß in Tugenden und Lastern, eben so auch Ton

und Sprache der Wahrheit und Sittenprediger damit in einem beständigen Verhältniß gestanden." —

Ehemals hatte die Herrschaft keine so große Schwierigkeiten, oder wenigstens waren die Schwierigkeiten, die sich dem Herrscher darboten, leicht zu beseitigen, da Alles mit der Faust, dem Degen abgemacht wurde; der rohen Kraft wurde eine ähnliche entgegengesetzt, Redekunst, Ueberredungskunst, diplomatische Feinheiten und dergleichen Mittel, welche die jetzige kultivirte und humanisirte Welt darbietet, um Völker zu empören, zu verführen und zu regieren, kannte man damals nicht, besonders unter den Deutschen. Ueberredungskunst und Diplomatie hielten mit der rohen Kraft gleichen Schritt, wie wir aus so vielen diplomatischen Verhandlungen und den Kanzelreden damaliger Zeit ersehen. Das Volk, an gewisse Fesseln gewöhnt, polterte wohl einmal auf, wenn es sich hart bedrückt glaubte, unterlag aber der Kraft seiner Gebieter, und das Herabdonnern von der Kanzel gegen Unterdrükkung und Verderbtheit der Sitten hatte keinen andern Erfolg, als daß man sich daran nicht kehrte und sein Wesen forttrieb. Die Religion, oder vielmehr der äußere Gottesdienst hatte dasselbe Gepräge; man war religiös; allein auf die Sitten hatte diese Religiösität, wenigstens nicht in der Periode, die auf die Ritterzeit, Minnesänger ꝛc. folgte, keinen Einfluß; man gefiel sich in der Kraft, wenigstens das männliche Geschlecht, und verlachte alle Kultur, als jener entgegen, und daher kam auch der Pedantismus, die Pedanterey bei den Deutschen Gelehrten und Geschäftsmännern, die ihnen noch bis zum zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts anklebte, und von dem sie sich so schwer losmachen konnten. Sie waren daher, obgleich gelehrt, gar nicht geeignet, die Kultur zu steigern und Humanität zu verbreiten, da sie selbst so inhuman waren; und wenn gleich der Reformation einen großen

Antheil an der Verbesserung der Sitten gebührt, so konnte sie wegen der noch nicht ausgebildeten Sprache, die mit Lateinischen, und späterhin, nach dem dreißigjährigen Kriege, mit Französischen Wörtern reichlich gespickt oder gemischt war, und wegen der schon erwähnten Pedanterey der Gelehrten, die sich gleichsam der Welt mit ihrem Wissen in ihrem Studierzimmer verschlossen, nicht wirken. Die Rechte der Herrscher waren demnach in dieser zwar rohen, aber kräftigen Zeit, von Seiten des Volkes gesichert, und alle Händel, alle Kriege, welche entstanden, gingen zum Theil von ihren größern Vasallen oder Lehnsträgern, oder von ihrer Begierde nach Eroberungen, ihrer Eifersucht untereinander, das heißt, Fürsten unter Fürsten, aus, woher sich dann die vielen Kriege entspannen, denen, von der Reformation an, nur zu oft die Religion zum Vorwande dienen mußte, die sich überhaupt von jeher zu so vielen unedlen Zwecken hat müssen brauchen lassen, die aber immer durch die unglücklichen Erfolge, wenn sie als Hebel dienen mußte, triumphirend hervorging. — Ganz anders ist es in neuer und neuester Zeit, bei der steigenden Kultur, bei der sich überall verbreitenden Humanität mit der Souveränität der Fürsten geworden; jetzt gilt nicht mehr die rohe Kraft und der Glanz der Throne allein als Herrschaft, sondern die intellektuelle, die geistige Kraft, und die daraus fließende Humanität. Es ist ein Kampf aller Kräfte, um sich zu einem Ganzen zu consolidiren. Körper- und Geisteskraft, weltliches Regiment und geistliches; es ist ein Kämpfen um Licht und Finsterniß, um Wahrheit und Täuschung; die Resultate sind, wenn gleich nicht mehr zweifelhaft, noch im Hintergrunde. Blicken wir zurück in die Geschichte jener derben, kräftigen Zeit, und vergleichen wir sie mit der gegenwärtigen, so staunen wir ob des Waltens des Zeitgeistes! Eine ganz andere Denk- und Handlungsweise,

ganz andere Sitten und Gebräuche, ja, man könnte fast sagen, ein ganz anderes Volk! Wie würden jetzt Hohe und Niedrige eine Strafpredigt des 15ten und 16ten Jahrhunderts aufnehmen? Welche Wirkung würde eine Rede mit Flegeln und Eseln, mit Ochsen und Schweinen ꝛc. von der Kanzel herab hervorbringen? In der Kultur und der Humanität besteht jetzt die Mündigkeit, die Emancipation der Völker; diese Kultur ergreift alle Stände mehr oder weniger; sie ergreift den Herrscherstand, wie die niedrigeren Stände, keiner kann, nach den Graden, die sie entwickelt, verschont davon bleiben, Alles muß derselben huldigen; dieses ist der Zeitgeist, dessen Wirkung man überall sieht, aber ihn selbst nicht begreift, wenigstens nicht den Strom und schnellen Uebertritt; es ist gleichsam ein geistiger Hauch, der die Völker anweht, der sie emancipirt. Diese Emancipation liegt aber nur in den klarer gewordenen Begriffen von der Herrschaft und der Unterthänigkeit, von dem Rechte und dem Unrechte, von der Würde der Menschheit in der Gesellschaft, im Staate, keinesweges aber, wie so Viele glauben, in einer Umwandlung der Herrschaft des Bestehenden selbst; es ist nur ein Läutern aller Formen, aller Stände durch die Humanität; ein klarer dargelegtes Recht des Herrschers und der Beherrschten. Wer also diese Emancipation in dem Umsturze alles Bestehenden und einer Herrschaft, Souveränität, des Volkes sucht, der hat keinen Begriff von der Kultur, von der Humanität, der versteht die älteste und neueste Geschichte nicht. Keine Nation war nach dem Sturze des Königsthrones stolzer auf ihre Emancipation, als die Römische, und keine Nation ließ zuletzt mehr mit sich spielen, als diese; sie duldete bei aller Kraft Duumvirat und Triumvirat, ließ über sich gebieten nach Gefallen; Patricier und Plebejer, geistige und rohe Kraft wurden geblendet, und die Emancipation dieses wahrhaft

großen Volkes, war nur eine blutige, die eigene Kraft verzehrende Fehde, die mehrere Jahrhunderte dauerte, und die Octavian endigte. Am unwürdigsten erscheint die Emancipation der Franzosen, eines in der Kulturgeschichte so ausgezeichneten Volkes in der neuesten Zeit; der Enthusiasmus, der sie begleitete, war unbeschreiblich und kostete Hunderttausenden das Leben; der Nationalconvent, die Directorialregierung und das Consulat belohnten die Anstrengungen des Volkes durch die Guillotine ꝛc., und Napoleon machte dieser vierzehnjährigen grausamen Nachäfferei der Römer, welche die Blüthe der feinen Sitten bis zur Bestialität herabgewürdigt hatte, ein Ende.

Die Emancipation in der Souveränität des Volkes ist nur ein Ideentraum, ein zwar schöner, aber eben so nichtiger, wie seine Brüder; es ist der Farbenschimmer einer Seifenblase, die nur wenige Minuten entzückt, und nichts als Wasser zurückläßt; sie ist vorhanden, aber ohne Dauer, ohne zusammenwirkende Kraft. Jahrtausende bestand die Souveränität außer dem Volke, und sie wird fortbestehen, weil sie den Beherrschten am besten zusagt, wie auch schon unter politischer Sklaverey, Th. 155, angeführt worden. Die Furcht gebildeter Völker vor jedem politischen Drucke, vor jeder Sklaverey, die der Humanität nicht zusagt, und wogegen Constitutionen ꝛc. ein Gegengewicht seyn sollen, verschwindet, wenn man den Zeitgeist beachtet, der den Regenten, wie die Regierten trifft, und dem jeder huldigen muß, wie auch schon oben angeführt worden. Dieses Einwirken des Zeitgeistes ist keinesweges zerstörend, weil er alle Stände nach ihrer Bildung stufenweise trifft; er ist kein Zerstörer alter Formen, sondern nur ein Veredler derselben; daher veraltet keine Staatsform und kann keine veralten, wohl aber kann sie sich veredeln, indem man das werthvolle Neue, welches der Zeitgeist darreicht,

mit dem eben so werthvollen Alten verbindet. So ist das Annähern der Stände in der neuesten Zeit eine werthvolle Gabe des Zeitgeistes; das Volk bildet so gleichsam eine Familie, ohne Rang und Stand, ohne der Bildung zu schaden, weil der weniger Gebildete sich immer schon in einer gewissen Entfernung erhält. Die Monarchie erhält hierdurch das Werthvolle der Republik. Die Römerrepublik wäre schon weit früher in Trümmer gesunken, weit früher hätte sie schon der Monarchie wieder Platz machen müssen, wenn sich nicht die Patricier den Plebejern durch Heirathen, durch Geldunterstützungen ꝛc. genähert hätten, sie erhielten hierdurch immer Partheien im Volke, hatten immer ihre Clienten, und wurden mit allen Anschlägen, die gegen ihren Stand und gegen die Republik gemacht wurden, früh genug bekannt, um diesen einen Damm entgegen setzen zu können. Die Souveränität kann nur bei einer solchen Einrichtung in einem kultivirten Staat gewinnen, und der Friede und die Ruhe aller Stände, des ganzen Volkes ist gesichert. In einem Staate, wo nur die rohe Kraft gilt, wo die eigentliche Aufklärung nur erst sehr wenige Fortschritte gemacht hat, da kann eine strenge Absonderung der Stände, ein sogenannter Kastengeist, eher bestehen, ohne der Souveränität, dem Ganzen zu schaden, wie wir dieses in China, Japan und in mehreren anderen Reichen sehen; allein in einem kultivirten und dadurch humanisirten Staate ist dieses nicht gut möglich, ohne nicht Reibungen der Stände zu bewirken, wie solches aus der Geschichte, selbst der neuesten, bekannt ist, die immer dem Beherrscher und dem Staate nachtheilig sind. Hier muß daher das Gleichgewicht durch eine Annäherung der Stände erhalten werden, um alle Kräfte zum Zwecke des Staates zu entfalten und zu nutzen, ohne daß eine Kraft sich zu sehr erhebt und der andern schadet; denn nach einer glücklichen Verthei-

lung genießt jeder die Früchte nach seinem Antheile, und ist zufrieden. Der Zeitgeist schadet daher nie der Souveränität, der Herrschaft; er schadet keinen alten Institutionen im weltlichen und geistlichen Regimente; nur das verkehrte Aufgreifen desselben, das sich ihm Entgegenstemmen, das Hindern und Hemmen seiner Verbesserungen, Veredlungen, erzeugt Verwirrungen und Umwälzungen, so wie überhaupt jeder Zwang, jede Despotie, jedes Rückschreiten der Würde kultivirter Staaten schadet; sie erzeugen sich aus der Furcht, wo in der Regel nichts zu befürchten ist; sie verderben den edlen, biedern Charakter einer Nation, erzeugen Verschmitztheit und alle Feinheiten einer verdeckten Rache; sie vernichten das werthvolle Alte, den Typus der Nation, ihre Originalität. Daher hat jene große Vergangenheit, bei allen ihren Schwächen, ihrer Derbheit, ja Grobheit, ihren gelehrten Pedanten ꝛc. immer noch so viel Anziehendes, weil sie Original und durch keine künstliche Mittel, durch keine Pfropfreiser mancherlei Art verdorben war. Biederkeit, Offenheit, Beständigkeit, ungeheuchelte Frömmigkeit, Gastfreundschaft und Freiheit der Aeußerungen seiner Ansichten und Meinungen über alle Angelegenheiten des Lebens, waren der Originaltypus des Deutschen freien Mannes, der sich auch bis auf die Erbunterthanen erstreckte, und jetzt bei den Letztern unverkennbar hervorleuchtet. Er hat alle Perioden der Kraft und der Sentimentalität eben so gut durchgemacht, als andere Nationen. Deutschland hat seine Ritterzeit, seine Meistersänger, seine Heldenzeit, seine Schäfer und Schäferstündchen, seine geheimen Gesellschaften und Ordensverbrüderungen, seine Religionsschwärmereyen, seine gelehrten Narrheiten, seinen Hanswurst und Eulenspiegel, seine Sterndeuter, Räuberrotten, Teufel-, Hexen- und Spukperioden, seine Spielwuth, seine Gallo-, Anglo- und Graecomanie, seine Renommistereien und Zierbenge-

leien, seine Enthusiasten aller Art ꝛc. gehabt, ohne Umwälzungen, ohne Zerstörungen der Herrschaft, der Souveränität; es hat alle Witterungen gesellschaftlicher Narrheiten und Thorheiten, alle Epidemien der Mode und Conversation ertragen, ohne zu verwittern, ein sicherer Beweis seines Originaltypus, den nichts zerstören, aber auch nichts in seinem Strome zur Aufklärung aufhalten kann. Auch die neueste Zeit ist nicht ohne dergleichen Erscheinungen; sie verschwinden und kehren wieder, je nachdem der Zeitgeist es fordert, ohne zerstörende Einwirkung, wenn die Regierung nicht störend eingreift, und selbst die Grenzen vernichtet, über die sie nur zu wachen hat. — Man kann hiermit auch den Art. politische Sklaverey, Th. 155, vergleichen.

Sowerbea, s. den folgenden Artikel.

Sowerbea, Sowerbea, Smith., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und von der Dietrich in seinem Lexicon der Gärtnerei und Botanik, Bd. 9, S. 385, nur eine Gattung anführt, nämlich: die binsenartige Sowerbea, Sowerbea juncea Smith. Es ist eine geruchlose, binsenartige Pflanze, mit faseriger Wurzel, nackten, doldenartigen Blumenschaften, und sechsblättrigen Blumen. Sie wächst in Australien, und verlangt bei uns eine Stelle im Glashause.

Spaabrunnen, Spaawasser, Aqua Spadana, Spadacrene, Fons Spadanus; Fr. Eau de Spaa; Engl. Mineral water of Spaa, ein Stahlwasser, ein Gesundbrunnen, welcher in der Provinz Lüttich im jetzigen Königreiche Belgien liegt. Der Boden auf dem er liegt, ist die ungleiche Vertiefung eines eyrunden Thales, wodurch ein kleiner Bach nach Nordwesten fließt. Auf der Nordseite ist er von einer Reihe hoher und steiler Berge, an deren Fuß und

Wände die Häuser stoßen, in ein Amphitheater eingeschlossen. Die gegen Abend und Mitternacht sich erhebenden Berge, wenn gleich eben so hoch, als die andern gegen Morgen, sind weniger steil und erheben sich sanft, woraus das flache Thal entsteht, das nicht über $\frac{1}{2}$ Meile $= 1969\frac{1}{1\frac{1}{2}}$ Rheinländische Fuß breit ist. Die Gehänge der letzten Berge sind bis an ihre Mitte voll der angenehmsten Wiesen, die hier und da einen Platz Ackerfeld einschließen, weiter hinauf aber mit dichten Eichenwäldern bedeckt sind, da sich auf dem östlichen mehr Buschholz findet. Am südlichen Rande der Vertiefung liegt nun Spaa, mitten inne, doch eher unterwärts an der Südwestseite der Hauptstraße, wo der Pouhont austritt. Die Quelle ist mitten in einem Gewölbe, das viereckigt und mit Platten ausgelegt ist. Man geht einige Stufen hinunter in einen kleinen Dom, der nur so viel Raum einschließt, als sie zur Bedeckung nöthig hat. Die Wasserfläche ist noch ein Paar Fuß tiefer, als das Gewölbe, und die Quelle ist in einem marmornen Becken, das oval und am Rande mit Bley gedeckt ist. Das Wasser tritt ohne Geräusch aus dem Gebirge hervor und nur zuweilen fahren einige Bläschen in die Höhe. Es ist beim Schöpfen vollkommen klar, macht aber gegen das Licht einigen Widerschein, und stößt viele kleine Bläschen auf, hat keinen Geruch, aber einen angenehmen, säuerlichen, erfrischenden, scharfen, und auf der Zunge stechenden Geschmack. Neben dem Gewölbe ist der Trinksaal, und unter demselben wohnt der Apotheker, der die Aufsicht über das Bad, und das Füllen der Flaschen hat. Es sollen jährlich 150,000 Flaschen ausgeführt werden. Zur Belustigung der Brunnengäste ist ein sehr großes Gebäude aufgeführt. In einem Hause nicht fern von der Kirche, ist ein besonderes kaltes Bad angelegt, wohin das Wasser aus dem vorbeifließenden Bache geleitet wird. Es ist ein gro-

ßes viereckiges Behältniß in die Erde gemauert, und in geschloßenen Gewölben wohin man einige Stufen hinunter tritt, oder sich hinunterstürzt. Gleich daneben ist noch ein anderes Bad zu gleicher Absicht so eingerichtet, und ein drittes kann mit warmen Wasser gefüllt werden. Die Berge dieser Gegend bestehen aus grünrothem Thone, der sich in feine Blätter spaltet und weich anzufühlen ist. Es liegen auch überall Eisensteine und schöne Kiese zu Tage. Zehn Tropfen Galläpfel-Tinktur, in 4 Unzen Wasser getröpfelt, machten es sogleich purpurroth, dann schwärzlich, endlich schwarz und undurchsichtig. Nach vierundzwanzig Stunden ward es violett und am Boden lagen flockigte, schwarze Wolken, Lackmustintur wurde karmoisinroth. Die Auflösung des Bleyzuckers machte das Wasser wenig weiß und milchigt, doch hatte sich ein weißgraues Pulver gesetzt. Zerflossenes Weinsteinsalz gab einen strohfarbenen Niederschlag. Die Auflösung der Sublimats machte das Wasser gleich, aber wenig trübe, nachher setzte sich etwas gelbes Pulver zu Boden. Auf der Oberfläche setzte sich eine schillernde Haut. Die Auflösung der Schwefelleber machte das Wasser wenig trübe, die Mischung schmeckte säuerlich und roch faulicht, die Seiten des Glases waren mit Blasen bedeckt. Die Auflösung des Höllensteins machte das Wasser trübe, und bewirkte milchigte Wolken, am folgenden Tage war ein schwarzes Pulver am Boden und an den Seiten des Glases, wodurch das Wasser beim Aufrühren graubraun wurde. Beim Oeffnen einer Flasche, die des Tages zuvor halb ausgeleert worden war, gab das Wasser einen Laut, stieß viele elastische Luft aus, schmeckte wenig säuerlich, gar nicht stechend, scharf, sah gelblich trübe aus, und hatte bräunliche Körper herumschwimmend.

Von den sechs Quellen, Pouhont, Geronster, Sauveniere, Groisbeek, Watroß u. Tonne-

let, hat die erste, der Pouhont, der seinen Namen wahrscheinlich von dem Wallonischen Worte pouhir, welches soviel als puisser oder schöpfen heißt, weil täglich eine große Menge von diesem Wasser zum Getränke der Kranken und Einwohner geschöpft und viele Flaschen damit gefüllt werden, nach Bergemans Untersuchung, welche er in Schweden mit diesem Wasser, also weit entfernt von der Quelle, vornahm, fand er in einer Schwedischen Kanne folgende Bestandtheile.

Säuerstoff	45	Zoll
gesäuerstoffte Kalkerde	$8\frac{1}{2}$	Gran
= = Bittererde	20	=
= = Eisen	$3\frac{1}{2}$	=
= = Mineralalkali	$8\frac{1}{2}$	=

Nach den Bemerkungen, die man mit diesem Wasser an der Quelle, und entfernt davon getrunken, gemacht hat, soll es, von der Quelle entfernt getrunken, wie gemeines Wasser gegen dasjenige an derselben getrunken schmecken. Die zweite Quelle, der Geronster, ist in einem hohen Eichenwalde, eine starke halbe Stunde vom Dorfe südwest. Ueberall strömen kleine Nebenbäche von den umherliegenden Anhöhen herab über den Weg, und stürzen sich brausend in die zur Rechten gelegene Tiefen. Die Quelle selbst ist zur Rechten der Straße, am Abhange einer ausgemauerten Anhöhe in ein rothes marmornes Becken und eine mit Marmorsäulen unterstützte Nische gefaßt, welche 1651 der Graf Conrad von Burgsdorf aus Dankbarkeit für die Dienste, die ihm die Geronster geleistet, errichten ließ; am Ende eines an der Seite offenen, oben bedeckten Ganges, ist die Wohnung des Aufsehers, wo man Milch und andere Bedürfnisse erhalten kann. Das Wasser ist sehr klar und sieht nicht nur gegen das Licht gehalten stahlfarben aus, sondern auch wenn man es in einem Gefäße so hält, daß das Licht darauf fällt; es perlt beim Schöpfen, kommt aber ohne

Blasen aus der Erde, riecht sehr schwefelicht, etwas faul und ekelhaft, schmeckt säuerlich, scharf, stechend auf der Zunge, und so als faule Eyer, wie es auch riecht. Von der Galläpfeltinktur wurde es anfangs wenig verändert, dann ward es nach drei Minuten dunkelgrau, und nach $\frac{1}{4}$ Stunde violett, blieb aber durchsichtig. Lakmustinktur blieb erst blau, nachher wurde sie karmoisinroth; von der Auflösung des Bleyzuckers wurde es milchigt, eben so von zerflossenem Weinsteinsalze. Ueber dem Feuer erwärmt stiegen Blasen in die Höhe, ohne daß es kochte, die Blasen wurden größer, wie die Hitze zunahm; allein die Klarheit blieb, der scharfe Geschmack und der faule schwefelichte Geruch verschwand, dagegen bekam es die Kraft wieder, durch Galläpfeltinktur purpurroth zu werden und die Lakmustinktur karmoisinroth zu färben. Nach einer Tradition soll der Geronster im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts ganz ausgeblieben seyn, welches auch die Ueberbleibsel der vorigen Quelle, die man etwa zwanzig Schritte von der jetzigen neuen erblickt, sehr zu bestätigen scheinen. Nach Einigen soll ein Bauer, der in die umliegende Erde gegraben hatte, an diesem Verluste Schuld gewesen seyn; nach Andern soll dieser Brunnen oder vielmehr diese Quelle dadurch ausgeblieben seyn, weil man ihren Behälter hat tiefer machen wollen, welches auch wahrscheinlicher ist. Nach mehreren Jahren ist denn die Quelle an dem Orte wieder gefunden worden, wo man sie jetzt gewahrt. Der Kaiser von Rußland, Peter der Große, der Spaa zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, seiner Gesundheit wegen, besuchte, hat nicht allein dem Geronster zu Ehren ein marmornes Monument errichten, sondern auch dem Magistrate zu Spaa große Gnadenbezeugungen zufließen lassen. Nähere Nachrichten findet man davon in dem Buche: **Description du magnifique présent que Sa Majesté**

l'Empereur de la Grande Russie a fait au Magistrat de Spaa en reconnoissance de ce que par le secours des eaux de ce lieu il a obtenû l'entier recouvrement de sa santé en 1717. à Liège*).

Die dritte Quelle, der Sauveniere, entspringt auf einem Berge, ebenfalls eine halbe Stunde von Spaa. Sie tritt ohne Geräusch auf einer kleinen Ebene, nahe an einem Hügel, heraus und ist in einer Nische in ein Becken tiefer, als der Boden, gefaßt. Dann ist sie auch noch mit einem bedeckten Gange überbaut, der bis an das Haus reicht. Das Wasser perlt beim Schöpfen wenig, ist aber hell, schmeckt säuerlich, erfrischend und scharf, jedoch weniger, als der Pouhont, und hat nur einen schwachen Geruch. Gallâpfeltinktur machte es langsam grau, nachher etwas violett, Lakmustinktur sogleich karmoisinroth; Bleizukerauflösung machte es etwas milchigt; zerflossenes Weinsteinsalz entwickelte Luftblasen.

Die vierte Quelle, der Groisbeek oder Pequet, der seinen Namen von dem Baron v. Groisbeek hat, der diesen Brunnen im Jahre 1651 mit einem steinernen Gebäude, ohne alle Pracht, geziert hat, liegt nur drei bis vier Schritte vom Sauveniere. Ueber der Oeffnung steht: Vitia tam a vera separavit Groisbeek 1651. Das Wasser dieser Quelle ist, frisch geschöpft, sehr klar und wirft Bläschen in die Höhe; es riecht etwas schwefelicht, schmeckt säuerlich, scharf, stechend auf der Zunge, und schmeckt zuletzt bitterlich. Die Gallâpfeltinktur macht es nach einiger Zeit lichtgrau, und Lakmustinktur schön karmoisinroth. Die Auflösung des Bleyzuckers macht es milchigt, durchsichtig, weiß, und setzt etwas graues Pulver ab;

*) Auch im fünften Versuche der Breslauischen Sammlung vom Jahre 1718, S. 1653.

zerflossenes Weinsteinsalz bewirkte Bläschen. Veilchensaft schäumte und wurde erst nach längerer Zeit grün, besonders am Boden; dieses beweiset also, daß Groisbeek schwächer, als die vorigen, ist.

Die fünfte merkwürdige Quelle, der Watroß, liegt am Wege der Sauveniere, ehe man in den Wald kommt, zur Linken; Spaa liegt sie gegen Südosten, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde davon entfernt. Sie tritt am Abhange einer Waldwiese aus der Erde, und ist ringsum mit sumpfigen Stellen umgeben, aber fast gar nicht gefaßt. Es ist ein unförmliches Loch, über welches ein Kasten gestürzt ist, der die Oeffnung nach dem Abhange des Berges zu hat. Ungefähr 60 Schritte davon liegt eine Bauerhütte, wo man zur Noth ein Trinkglas, sonst aber nichts haben kann. Ungeachtet die Quelle ziemlich stark fließt, so sprudelt sie doch nicht wie kochendes Wasser in die Höhe, sondern rinnt sanft aus dem Gebirge. Das Wasser ist sehr klar und durchsichtig, und spielt ins Stahlfarbene. Es fahren auch keine Bläschen beim Schöpfen nach der Oberfläche. Es hat einen leichten schwefelichten Geruch, schmeckt säuerlich, scharf, hintennach etwas bitter. Von der Galläpfeltinktur wird es grau; von der Lakmustinktur braun, karmoisinroth. Um die Quelle wachsen nur gemeine Wiesenkräuter. Doch gleich daneben der Waldrapunzel mit blauen Blumen (Phyteuma Spicata.)

Die sechste Quelle, Tonnelet, liegt weiter links, Spaa gegen Morgen, $1\frac{1}{2}$ Stunde davon, und ungefähr 350 Schritte vom Watroß weiter hinauf. Die Quelle ist auf einer Ebene von der Westseite eines Hauses in doppelter Einfassung, die viereckigt ungefähr 18 Zoll groß ist, und in einer steinernen Platte, mit Schranken umgeben, angebracht ist. Aus beiden Oeffnungen und am Rande der Platte stößt das Wasser mit dem größten Geräusche und sprudelt hervor.

Dieses Getöse hört man schon in einer gewissen Entfernung. Alles, besonders aber die Stelle, wo es abfließt, ist mit braungelbem Ocher belegt, auch selbst die Platte mehr, als andere Quellen. Das Wasser, frisch geschöpft, hat einen schwachen schwefelichten Geruch, ist stahlfarben und perlt sehr, schmeckt säuerlich, scharf und gelinde zusammenziehend. Galläpfeltinktur machte gelbe Adern, Lakmustinktur färbte sich gleich karmoisinroth. Nach de Preßeux, Chrouet und Springsfeld soll der Geronster, Pouhont und Sauveniere vorzüglich eine steinzermalmende Kraft besitzen, der Watroß soll nicht allein purgieren, sondern auch Brechen machen. Springsfeld empfiehlt daher denen, die viele gallichte und schleimichte Crudiläten haben, diesen Brunnen zuerst zu trinken, ehe sie die Kur anfangen. Den Tonnelet trinkt man bei Tische mit Wein. Auch in der Wassersucht wird das Spaawasser gerühmt. Nach dem Herrn Staatsrathe Hufeland hat das Spaawasser einen Reichthum an kohlensaurem Gas, auflösliche Salze und einen bedeutenden, doch nicht zu starken Stahlgehalt, wodurch es, außer den stärkend belebenden Kräften aller kräftigen Stahlwasser, noch den Vorzug hat, daß es leicht verdauet und leicht vertragen wird, und daher bei sehr empfindlichen, erregbaren, zu Erhitzungen und Blutcongestionen geneigten Körpern, große Eigenthümlichkeiten und Vorzüge hat. Daher ist es bei Lungenschwäche, Nervenschwäche und Brustaffectionen, bei manchen Arten der Hypochondrie mit großer Reizbarkeit, bei weiblichen Krankheiten und sehr zarten Naturen, bei sehr erhöheter Reizbarkeit des Urinsystems, bei Nieren- und Blaseneiterung und Verschleimung, ein ausgezeichnet wohlthätiges, oft durch nichts zu ersetzendes Heilmittel. Auch geben ihm die mannigfaltigen Quellen von verschienenem modificirten Gehalte und Wirkung, die der Ort enthält, einen gro-

ßen Werth, um sie den verschiedenen Constitutionen und Bedürfnissen anpassen zu können, und manchem, dem der Pouhont zu stark ist, wird in dem Geronster oder dem Sauveniere seinen Freund finden oder durch die Verbindung beider seinen Zweck erreichen. Hierin soll aber eine von den ausgezeichneten Annehmlichkeiten und Vortheilen dieser Quelle liegen, daß man, bei der Besuchung mehrerer dieser Quellen, zugleich genöthigt ist, kleine Reisen zu Pferde oder zu Wagen in dem schönen Thale herum zu machen, wo durch die Bewegung und das Luftbad die Kraft des Wassers ungemein erhöhet wird. Da Spaa sehr angenehm liegt, theils im Thale, theils auf einem Hügel in einer wilden, rauhen, jedoch romantischen Gegend, so wird der Brunnen auch von vielen Fremden, besonders von Franzosen und Engländern besucht. Die Anstalten zur Aufnahme der Fremden sind sehr gut eingerichtet, so daß man Bequemlichkeit beim Vergnügen findet. Es giebt an 12 bis 15 große Hotels, wo man speiset, und dann andere öffentliche Gebäude zum Vergnügen, als das Vauxhall, der Redoutensaal, welche von Gesellschaften reicher Kaufleute aufgeführt worden; 5 Säle zu Hasardspielen; außer der Kurzeit zwei gute Gasthöfe, Hôtel de York und Hôtel de Flandre. In der Nähe die schönen Anlagen zweier Engländer. Das Schloß Franchimont und der Wasserfall von Coo. Die Einwohner von Spaa verfertigen viele schöne lackirte Holzwaaren, besonders Stöcke, die großen Lütticher Schuhe; dann sind daselbst auch viele Galanteriehändler, welche alle diejenigen Waaren verkaufen, welche zum Schmuck der Brunnengäste auf den Bällen, sowohl maskirten, als unmaskirten, dienen, so wie alle nur mögliche Eßwaaren, Südfrüchte und andere Gegenstände zum Genuß und zur Ergötzlichkeit der Fremden.

Das Spaawasser wird in Flaschen gefüllt, überall

verfahren, nach Frankreich, Deutschland ꝛc. ꝛc. Die Flaschen haben die Gestalt einer Blase, sind mit Stroh beflochten, und werden in großen Körben zu 100 Stück oder 100 Flaschen versandt. Es mousirt beim Oeffnen der Flasche gleich dem Champagner, hat also noch einen großen Antheil fixer Luft, und einen säuerlich, herben Geschmack. Die Farbe ist stahlfarben, wie schon oben angegeben worden, und der Geruch strenge. Ehemals, und noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, war der Absatz dieses Wassers sehr bedeutend; es wurden jährlich über 150,000 Bouteillen ausgeführt oder verfahren. Der damalige Bischof hatte bloß die Accise, wofür ihm die Gemeine des Orts überhaupt 7000 Livres zahlte, und die übrige Einnahme, die sich ungefähr eben so hoch oder doch nicht um viel höher belief, für sich genoß oder verpachtete. — Was die künstliche Bereitung des Spaawassers betrifft, so ist davon schon unter Mineralischem Wasser, Th. 91, S. 42 u. f. gehandelt worden. Ueber das Spaawasser und dessen Wirkung beim Gebrauche desselben, sehe man nach:

Ryetii T. Observationes super usum fontium pagi Spa ext. cum Gaeringii descriptione, Leod., 1553.

G. Limboth de acidulis quae sunt in Sylva Arduenna; juxta vicum Spa. Antwerpiae, 1559.

G. Philareta Comm. de fontibus Arduennae. Antwerpiae, 1559.

P. Gaeringii Descriptio acidularum pagi Spa et Ferrati Tangrensis e Gallic. latine sacrae a T. Ryetio, una cum Ej. Obss. in eandem aquam. Leod., 1592.

Ab Heer Spadacrene s. Fons spadanus accuratissime descriptus et Obss. med. oppido rarae. L. B. 1605. Leod., 1614, 1634, 1688. Lips., 1645, ed. Michaelis. Franz. von Chrouet, à la Haye, 1739. Letzterer hat auch im Jahre 1714 herausgegeben: La Connaissance des Eaux minerales

d'Aix la Chapelle de Chaud Fontaine et de Spaa, à Leyde.
Ej. Obss. med. acidularum spadanarum. Lipsiae, 1645. L. B. 1685.
J. Junius Aquarum Gryphi s. Aenigmata eorundemque explicatio, Loewen, 1614.
v. Helmont J. B., supplementa de spadanis fontibus, Leod., 1624.
Ebend. Paradoxa VI. de spadanis fontibus in Ej. Initiis physicae inauditis. Amstelod., 1652.
Les fontaines de Spa à Liège, 1654.
Sympsoni (ab) Hydrologia chymica s. chymica anatomia Scarburgensium, aliorumque fontium spadanorum in agro Eboracensi. Lugd., 1668.
Wittie, R. Resp. ad Hydrologiam chymicam Sympsoni. Lugd., 1669.
Nessel, M. Traité des eaux de Spa à Liège, 1699; Engliſch, London, 1715.
Bazin, Traité touchant les eaux de Spa et de Chevron à Liège, 1715.
Hoffmann, F. D., de fontis Spadani et Swalbacensis convenientia. Hal., 1730. Deutſch, Leipzig, 1731.
Spaw, G., Of the mineral waters of Spa. Lond., 1735.
Turners, G. A., Brief account of the mineral waters of Spa. London, 1733.
— Derſelb., Amusements des eaux de Spa, avec fig., Tom. 1. 2. à Amst., 1734, 1735; ib. 1740; in's Deutſche überſetzt von J. G. v. K. Berlin, 1735, m. K. Frankf., 1735.
P. A. de Presseux, D. de Aquis Spadanis. L. B., 1736.
N. Th. le Drou, Principes contenus dans les differentes sources des eaux minerales de Spa à Liège, 1752.
J. Ph. de Limbourg, Traité des eaux minerales de Spa à Liège, 1753, à Leyde, 1754. Ed. II. à Liège, 1756. — Derſelbe, Amusemens des eaux de Spa, à Paris, 1764, mit ſchönen Kupfern. — Deſſelben Recueil d'observations des effets des eaux minerales de Spa, de l'année

1764, avec de remarques sur le systême de Mr. Lucas sur les mêmes eaux minerales à Liège. — Derſelbe, de Nouveaux Amusements des eaux da Spa, ouvrage instructif et utile à ceux qui vont boire ces eaux minerales, sur les lieux orné de fig. en taille douce, à Paris et à Liège, 1763. Gött. Gel. Anz., 1764, S. 407. — Ebenderſelbe, Les amusements de Spa, en deux Vol., à Amsterd., 1782.

Slare, F., Examen of the chalybeat or Spa waters. Phil. Tr. N. 337.

Sanberg, Essai sur les eaux minerales ferrugineuses de Spa, à Liège et Spa, 1788. Reichard's mediciniſches Wochenblatt, 1789, S. 216.

Nouveau Tableau de Spa à Neuwied, 1789.

Voyage de Spa à Bruxelles à Neuwied, 1789.

J. Fr. Zückerts Syſtematiſche Beſchreibung aller Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlands, 2te Auflage, Königsberg, 1776, S. 654.

Syſtematiſche Beſchreibung aller Geſundbrunnen und Bäder der bekannten Länder, vorzüglich Deutſchlands ꝛc. Für Aerzte und jeden, der eine Ueberſicht und Beſchreibung aller bis jetzt exiſtirenden Bäder und Geſundbrunnen verlangt, von einigen Aerzten und Chemiſten herausgegeben. Jena und Leipzig, 1798, S. 209 u. f.

Praktiſche Ueberſicht der vorzüglichſten Heilquellen Teutſchlands, nach eigenen Erfahrungen von Dr. Chr. Wilh. Hufeland. Berlin, 1815, S. 110 u. f.

Spaat, ſ. Spat.

Spaawaſſer, ſ. Spaabrunnen.

Spachat, ſ. Spagat.

Spachen hauen, Späne hauen, im Forſtweſen, iſt ein dem Holzquantum nachtheiliger Kunſtgriff der Holzhauer, beſonders wenn dieſen die Spachen und Späne um einen billigen Preis oder gar als Accidenz überlaſſen werden.

Spacii, in der Handlung, ſ. Wechſelſpachia, unter W.

Spack, spackig, spackerich, Holl. Spaekig, sagt man vom Holze, wenn es zusammengetrocknet, geborsten und verwittert, oder von der Nässe verdorben, verfault und schimmlich geworden. Daher sagt man von hölzernen Gefäßen, wenn sie lange gestanden haben und nicht angefeuchtet worden sind, und daher zusammen zu fallen drohen, weil das Holz zusammengetrocknet ist, sie seyen spack. Dieser Ausdruck ist beim Wasserbau vom Holze und Buschwerke sehr gebräuchlich.

Spadel, s. Spatel.

Spadelandesrecht, in alten Deichordnungen versteht man darunter das Deichrecht.

Spadelente, s. unter Ente, im Supplement.

Spadelkopf, Gryllus Oscycephalus, eine Art Grillen; s. Grille, im Supplement.

Spaden, s. Spaten.

Spadenrecht, das Recht im Deichbaue, mittelst dessen man saumhaften oder unvermögenden Deichen ihr Land abspadet, das ist, sie zwingt, daß sie solches vermittelst eines auf den Deich gesteckten Spadens an denjenigen, der solchen aufzog, abtreten müssen.

Spadenstechen, heißt nach der Churbraunschweigischen Deichordnung, wenn Jemand nicht mehr den ihm zugehörigen Deich in baulichem Stande erhalten will, so steckt er einen Spaden oder Spaten darauf; dann übernimmt ihn der Landesherr, aber mit ihm zugleich die dazu gehörigen Ländereyen.

Spadille, Fr. Espadille, welches aus dem Spanischen herkommt, und im l'Hombre-Spiele der erste und vornehmste Matador ist, in allen Farben das Pik Daus. Wahrscheinlich von dem Spanischen Spado, Spaten, weil die Pik-Farbe in der Deutschen Karte Schippen oder Spaten genannt wird, welche Benennung von den Figuren, die darauf

abgebildet worden, herkommt, welche die Gestalt eines Spatens haben; s. den Art. l'Hombre.

Spadix, der Kolben. Ein gemeinschaftlicher Blumenstiel (Boden), worauf die Blüthen sitzen, welche in der ersten Periode in eine Blumenscheide eingeschlossen sind. Dieser Blüthenstand (Inflorescentia spathacea) kommt bei den Palmen und verschiedenen Gewächsen in der Linniéschen VI und XXI Klasse vor. Der Kolben ist entweder einfach (Spadix simplex) z. B. bei Acorus, Arum etc., oder ästig z. B. Phoenix etc.

Spado, Spadones, bei den Alten, Männer, denen die Hoden (Testes) genommen worden oder welchen sie von Natur fehlten. Nach Einigen sollen diese Verschnittene zuerst zu Spada, einem Dorfe in Persien, gemacht worden seyn, woher sie auch den Namen bekommen; nach Andern sollen sie ihren Ursprung von den Assyriern haben, bei welchem Volke die Semiramis solche zuerst hat machen lassen, welche Verschnittene dann zur Sodomiterey oder besser zur Pedrastie gebraucht wurden, weil sie dauerhafter zu diesem Laster gewesen seyn sollen, als die Unverschnittenen; sie standen daher in großem Ansehen und vermochten bei den Großen und Vornehmen sehr viel, ja oft Alles. Ueber die Verschnittenen sehe man auch die Artikel Verschnittener, unter V. nach, da die Artikel Castrat und Eunuche in der Encyklopädie übergangen worden.

Spadon, eine Art Hellebarden; auch ein langes, zweischneidiges Hauschwerdt, dessen sich die alten Deutschen mit beiden Händen bedienten, und welches noch bei den Schweizern gebräuchlich ist, führt diesen Namen.

Spagat, Spagatfaden, Spagen, ein nur in einigen Süd-Deutschen Gegenden, z. B. in Oesterreich, Böhmen ꝛc., übliches Wort, Bindfaden zu bezeichnen,

wo das Wort auch Spaget, Spacht, Spachter, Spoget ꝛc. lautet, und entweder von dem Italienischen Spago, Spaghetto, dünner Bindfaden, oder auch von dem Böhmischen spogiti, zusammenheften, herkommt.

Spagaten, s. den folgenden Artikel.

Spagatfaden, Spagaten, Bindfaden, siehe Spagat.

Spaget, s. Spagat.

Spagiria, Spagyrica, die Chemie, besonders die geheime.

Spagnolette, beim Schlösser, eine Stange Eisen, die man auf das hohe Rahmenstück einer Thür oder eines Fensterrahmens anmacht, um sie vermittelst einiger Haken zu zuhalten, die am Ende dieser Stange sind, und in Krampen eingreifen, die sich an dem Futter befinden, wenn man die Stange mit einem Hebel umdreht, den man einen Griff nennt; es giebt deren verschiedene Gattungen.

Spagyrica, s. Spagiria.

Späh, die Handlung, da man spähet, ein altes, nur noch im Ober- oder südlichen Deutschland gangbares Wort, wo es z. B. in den Steckbriefen heißt, daß man auf die beschriebene Person gute Späh und Kundschaft haben oder ausstellen soll. In einigen Gegenden Spee, Spech, s. Spähen.

Spähebiene, Spähbienen, Spurbienen, in der Bienenzucht, Bienen, welche aus einem Stocke, wenn derselbe bald schwärmen will, ausgeschickt werden, den besten Platz für die künftige neue Kolonie auszuspähen.

Spähen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort und ein Zeitwort der Mittelgattung. Es ist eines der ältesten Wörter nicht nur der Deutschen, sondern auch aller nur einiger Maßen verwandten Sprachen. In dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutschen ist es

veraltet, bis es in den neuern Zeiten wieder von Einigen in der dichterischen Schreibart ist gebraucht worden. Es bedeutet: 1) Sehen, sowohl schlechthin, als genau und scharf sehen. Man spähet dort mehr Dinge seltener Art. Haged. Bei den ältern Süddeutschen war daher das spähende Leben, vita contemplativa, in der Theologie und Spechunde, eigentlich Spähkunde, die beschauliche Theologie. Das Lateinische specio und spicio sind auf das Genaueste damit verwandt. Im Osnabrückischen ist das Bei- und Nebenwort spee, frey, hell, wo man von Jedermann gesehen werden kann, und im Holländischen werden die Seitenlöcher in den Schiffen Spiegaten genannt. S. auch Spiegel. — 2) Mit den Augen zu entdecken suchen, und in weiterer Bedeutung kundschaften, sowohl im guten und unschuldigen, als nachtheiligen Verstande, eine sehr weit ausgebreitete Bedeutung.

Von Stund an schickt der Held auszuspehen,
An welchem Ort die Feind wären. Theurd. Kap. 90.

Gefällig sucht in meinem Blick
Er jeden Wunsch zu spähen. Weiße.

Im südlichen Deutschland nach Adelung, spegen, spechen, speigen, spee, und intensive spieken; im Niedersächsischen und Holländischen speen, spien, im Dänischen bespeide, im Englischen spy, espy, im Italienischen spiare, im mittlern Latein expiare, im Schwedischen speja, im Spanischen espiar, im Wallisischen yspio, im Polnischen spiegowac, im Lateinischen speculari, daher das alte Spech, Specher, Speher, ein Spion, Engl. Spy, Poln. Spieg, im mittlern Latein Espia, wofür wir das Französische Spion entlehnt haben. — 3) Wirklich entdecken, bei dem Ottfried spichan, und noch jetzt im Oberdeut-

schen spähen. — 4) Nachstellen, in welchem Verstande man noch jetzt im südlichen Deutschland häufig sagt: auf Jemanden spähen, sowohl von Gerichten, wenn sie einen verborgenen Verbrecher nachspähen, nachstellen, als auch von unerlaubten und hinterlistigen Nachstellungen. Aus diesen mehr eigentlichen Bedeutungen sind ehedem, nach Adelung, eine Menge figürlicher, welche aber jetzt veraltet sind, gemacht worden, oder doch im Hochdeutschen nicht vorkommen. Die vornehmsten sind: 1) Glänzen, scheinen, so wie sehen im ähnlichen Verstande gebraucht wird. Daher das alte Oberdeutsche spehe, schön, das Albanische spinn und Wallachische spinnu, neu, eigentlich glänzend, und Lateinisch speciosus, specie etc. lautet. — 2) In die Zukunft sehen. (1) Künftige Dinge vorhersehen und bestimmeu. Daher das Schwedische spä, weissagen, im Dänischen spaa, im Schottländischen spay. (2) Mit Sehnsucht in die Zukunft sehen, hoffen, daher das Lateinische Spes und mit einem andern Suffixo sperare. — 3) Scharfsichtig, weise, verschlagen seyn, eine ehedem sehr gangbare Bedeutung. Schon bei dem Kero ist spahe, weise, im Isidor ꝛc. Spahii, Spahida, Spehi, die Weisheit; das Schwedische spak bedeutet gleichfalls weise. Für listig, verschlagen, spitzfindig kommt es bei dem Winsbeck und andern Schwäbischen Dichtern vor.

Spahi, Spahis, Türkische Reiter, Türkische Cavallerie, die aus der Kammer des Sultans bezahlt wird, und in der Armee dient. Von diesen Reitern dienen nur 10—12,000 Mann (die Capikuly) beständig. Ihre Waffen sind Säbel, Pistolen und Karabiner. Viele, besonders aber die Asiaten, haben Lanzen, Bogen und Pfeile. Die Letzteren haben auch bessere Pferde, nur sind sie nicht so tapfer, als die Europäischen. Sie werden in zwei Klassen getheilt: 1) Si-

lahdari oder Schwerdtträger, die eine gelbe Standarte haben; 2) Spahi-Oglan, Diener der Spahi, die eine rothe Standarte führen, und ungeachtet ihres Namens, denen von der ersten Klasse, die ein älteres Korps ausmachen, vorgehen, weil sie unter dem Sultan Mohamed dem Zweiten ein fast verlorenes Treffen noch gewannen, da jene schon geflohen waren. Ihr Sold ist verschieden und steigt gemeiniglich von 12 bis auf 100 Asper für einen Tag; im letztern Fall wird aber erfordert, daß ein Spahi sich sehr hervorgethan haben muß. Ihr Haupt heißt Spahilar-Agaty und ist der erste General der Reiterey. Im Fall der Noth, bei außerordentlichen Gelegenheiten, werden noch vier Spahikorps errichtet. Bei dem jetzigen Sultan Mahmud, der die Janitscharen gestürzt, und die ganze Armee auf den Europäischen Fuß eingerichtet hat, haben auch die Spahis eine andere Einrichtung erhalten. Diejenigen Spahis, die nicht beständig auf den Beinen sind, sondern nur in Kriegszeiten Dienste thun, sind die Besitzer der Kriegslehen; sie theilen sich in die Zaims, die von ihren Kriegslehen ein Einkommen von 20—100,000 Asper, und die Timarioten, die ein Einkommen von 6—19,999 Asper ziehen. Für jede 5000 Asper Einkünfte muß der Besitzer eines solchen Lehens einen Reiter gerüstet ins Feld stellen. Die Spahis fochten ehemals nur Rottenweise und gingen ohne Ordnung in das Treffen; sie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt und standen in großem Ansehen, daher waren sie übermüthig und zum Aufruhr geneigt. Der Großvezier Kiuperil strafte oder demüthigte sie dieses Uebermuthes wegen, und seit dieser Zeit hatte sich auch ihr Muth verloren. Sobald sie mit dem Sultan und Großvezier zu Felde zogen, mußten sie Wache an ihrem Zelte halten. Wenn der Sultan selbst ins Feld zieht, so bekommt, nach alter Gewohnheit, ein jeder Spahi 5000 Aspern zu

seiner Ausrüstung. Ein Mehreres über das Türkische Militair, s. unter Türkey, in T.

Spähnen, Spänen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur noch in der gewöhnlichen Sprechart üblich ist, und entwöhnen bedeutet. Ein Kind spähnen, es von der Brust der Mutter entwöhnen, damit es nicht mehr säugt, nicht mehr der Mutter Milch trinkt. Man entwöhnt oder spähnt am leichtesten die Kinder, wenn man die Zitzen oder Brustwarzen mit etwas Aloe bestreicht, wenn sie säugen wollen, sie werden dann nicht wieder darnach verlangen. Dieses Mittel ist ganz einfach und nicht schädlich.

Spähnkälber, in der Landwirthschaft, die Absatzkälber; s. unter Rindviehzucht, Th. 124.

Spahrbüchse, Sparbüchse, so wie alle zusammengesetzten Wörter mit Spahr, sind unter Spar nachzusehen.

Spaht, s. Spat.

Spake, ein jeder hölzerner Hebebaum, der sich mit der Hand regieren läßt, vorzüglich diejenigen, welche bei den Spillen und bei dem Geschütze gebraucht werden; s. auch Windebaum, in W.

Spallier, Spalier, Geländer, Fr. Espalier, Ital. Spalliere, im Gartenbaue, ein Geländer von Latten und Pfählen, Bäume, Wein und andere Gewächse daran zu binden und zu ziehen, es mag nun an Wänden und Mauern angebracht seyn oder frei stehen. Wie man die Spalliere macht, wird hier nicht nöthig seyn weitläuftig zu beschreiben, weil man sie in jedem großen Garten, in welchem Früchte und Wein gezogen werden, antrifft, wo man ihre Zusammensetzung sehen kann. Die Spalliere zum Ziehen des Weins bestehen aus aufgerichteten Latten an den Mauern, über welche man Querlatten geschlagen hat, so daß man an die dadurch entstandenen quadrirten Oeffnungen den Wein oder die Gewächse ziehen und bin-

den kann. Die Breite der Latte ist ungefähr 3 Zoll und die Stärke bis 1 Zoll, die Länge ist willkührlich, weil sich dieses nach der Größe des Spalliers richtet, und wo sie nicht ausreichen, da werden sie zusammengesetzt oder gefugt, auch bloß übernagelt. Man macht auch jetzt Spalliere, wo die Hauptlatten von Holz, das heißt, die gerade aufstehenden, die Querlatten aber wegfallen, und dafür ein Drahtgitter herübergezogen wird. Es werden nämlich auf die Hauptlatten Nägel geschlagen, und daran der Draht befestiget. Wenn ein Spallier von Holz in Lustgärten gemacht worden, so läßt man dasselbe, wenn die Latten dazu vorher glatt gehobelt worden, auch wohl mit weißer, grauer oder grüner Oelfarbe anstreichen, nicht allein um es dadurch mehr Dauer vor der Witterung zu geben, sondern damit es auch die Wand, woran es sich befindet, ziere. Die weiße Farbe dazu mische man aus Bleyweiß und gebleichtem Leinöle, wenn sie nämlich recht weiß bleiben soll. Die Zubereitung geschieht, indem man Bleyweiß mit dem genannten Oele auf einem Reibsteine so lange reibt, bis es sich gehörig vermischt hat und fein genug ist. Die Quantität von beiden zu einer gehörigen Mischung wird man leicht ausfindig machen können, da man erst das Bleyweiß auf dem Steine mit dem Läufer zerdrückt, und dann das Oel in gewissen Dosen hinzusetzt, bis die Farbe die zum Anstriche nöthige Consistenz hat. Zur grauen Farbe mischt man zur weißen etwas Frankfurter Schwarz und Berliner Blau, nach dem Verhältniß, wie man den Ton haben will. Zur grünen Farbe nimmt man Französischen Grünspan, der erst zerstoßen oder zerdrückt werden muß, wobei man sich aber, so wie beim Reiben des Bleyweißes, einen Tuch vor Mund und Nase binden muß, weil sowohl der Staub, als auch der strenge Geruch dieser beiden Farben nachtheilig auf die Gesundheit wirkt; dann reibe man denselben mit gekochtem Leinöl (Lein-

ölfirniß), wie beim Bleyweiß angegeben worden. Um die Farbe zu verdünnen, setze man etwas Terpentinöl zu. Der Anstrich geschieht mit einem Borstenpinsel, den man vorher oben etwas mit Bindfaden zusammenbindet, damit er sich nicht spreißt oder von einander giebt während des Streichens, sondern einen glatten, ebenen Strich mache. Im freien Lande macht man auch dergleichen Gerüste von Latten oder Gitterwerke, oder Pfählen, um Bäume daran zu ziehen. Auch hat man kleine Spalliere von Holz für kleinere Gewächse, als zu den Pelargonien oder Geranien, Kranichschnäbeln ꝛc.; sie sind oben breit und gehen nach unten schmal zu. Die Haupthölzer erhalten Oeffnungen oder Löcher, durch welche die Querhölzer hindurch gehen, welche denn durch Zapfen befestiget werden, wie man dergleichen Spalliere hat, um den sogenannten Rosengeranium, Pelargonium roseum, zu ziehen.

Man gebraucht die Spalliere nur um den Mauern und Planken, womit die Gärten umgeben sind, ein besseres Ansehen zu geben, oder um eine Absonderung in den Gärten zu machen. Der Vortheil derselben besteht darin, daß sie 1) dem Garten eine größere Schönheit und besseres Ansehen geben; 2) daß die besten und edelsten Obstarten und Weine dazu ausgesucht werden; 3) daß eben diese Früchte an dem Spalliere, wenn dieses besonders an einer Wand steht, die gegen Mittag liegt, besser wachsen und reifen, schöner und größer werden, als an andern Orten des Gartens; u. endlich 4) daß sie auch in größerer Menge fortkommen. Die Schattenseiten der Spalliere sind dagegen: mehr Kosten, Arbeit und Wartung. — Man nennt auch ein halbleinenes und halbseidenes Gewebe, welches anstatt der Tapeten zum Ausschlagen der Zimmer dient, ein Spallier. — In Hinsicht der Sprache stammt das Wort Spallier, nach Adelung,

aus dem Italienischen Spalliere, welches wieder von dem Lateinischen Palus, ein Pfahl, hergeleitet worden, oder so fern es auch von einer Bekleidung gebraucht wird, scheint es von Pellis, das Fell, abzustammen, weil man, wie schon oben angeführt worden, auch in einigen Gegenden die Tapeten Stuben-Spalliere zu nennen pflegt.

Spallierbaum, Spalierbaum, Spallierbäume, Geländerbäume, beim Gärtner, ein Baum, der am Spalliere gezogen wird, das heißt, an freistehenden Geländern oder an Mauerwänden. Man hat gefunden, daß dasjenige Obst, welches an alten rußigen, schwarzen Wänden gezogen wird, weit schneller reift, als dasjenige, welches an weißen, an hellen Wänden gezogen worden; da also die schwarzen Körper, wie bekannt, im höchsten Grade die Eigenschaft besitzen, das Licht aufzufangen und zu verschlucken, und daß sie sich daher schnell und stark erhitzen, und diese Hitze oder Wärme eine ganze Zeit sich zu erhalten suchen, so ist man auch auf die Idee gekommen, die Früchte der Spallierbäume an schwarzen oder schwärzlichen Mauern zu erziehen, um sie früher zur Reife zu bringen, weil sie den Einfluß der Wärme stärker empfinden. Es ist daher sehr gut, die Mauern, an denen man Spalierbäume erziehen will, oder auch Wein ꝛc., schwarz anzustreichen. Dieser Rath gründet sich nicht bloß auf Grundsätze und Theorie, sondern auf eine funfzehnjährige Erfahrung, die ein Gartenbesitzer in seinem Garten angestellt hat, wo ein Rebenstock von ungeheurer Stärke, welcher selbst in den heißesten Jahren keine ganz reife Früchte gab, vermittelst dieses Verfahrens jedes Jahr vollkommen reife Früchte lieferte. Die übrigen Früchte, welche an derselben Mauer standen, reiften dreißig bis vierzig Tage früher, als an den Spalierwänden der benachbarten Gärten von gleicher Lage. Man kann daher nichts besser

thun, als die Spallierwände, woran man Wein, Obstbäume ꝛc. zieht, mit schwarzer Farbe anstreichen zu lassen, und wo möglich ohne allen Glanz, damit nicht die Strahlen zurückprallen, sondern eingezogen oder eingesogen werden. Man muß daher die schwarze Farbe, (Frankfurter Schwarz, auch Ruß, gebranntes Elfenbein ꝛc.) mit bloßem Leinöl reiben, und darf nur, damit sie schneller trocknet, etwas Terpentinöl dazu thun, so daß sie beim Anstrich matt bleibt; noch besser wäre bloß Leimfarbe, weil solche diese Eigenschaft in einem hohen Grade besitzt, das heißt, man schütte die zerdrückte oder zerstoßene Farbe auf den Reibestein, wenn sie von der Art ist, daß sie gerieben werden muß, wo nicht, so thue man sie nur in einen Topf und gieße Leinwasser darauf, rühre es um, und wenn sich Alles vermischt hat, so streiche man mit einem gewöhnlichen Borstenpinsel diese Farbe auf die Wand. Das Leimwasser darf nur ganz dünn gekocht seyn. Wenn die Farbe gerieben werden muß, so gieße man so viel auf den Stein zu der Farbe, als hinreichend ist. Die Oelfarbe giebt immer einen Glanz und ist daher nicht so gut, als die Leimfarbe, nur ist Letztere nicht so dauerhaft und muß der Anstrich deshalb oftmals wiederholt werden.

Spallieren, eine Wand oder Mauer mit einem Spalliere bekleiden.

Spallierhaken, Haken, welche auf einem sauber geschliffenen Stahle oder auch nur Eisenblech geschweißt werden, welche man mit diesem Bleche an die mit Tapeten bezogene Wände, ohne Verletzung derselben, anmachen kann. Man findet dergleichen Haken schon fertig bei den Eisenhändlern oder Eisenkrämern.

Spallierleder, dasjenige Leder, auf welches Gold- oder Silberblättchen mit allerhand Figuren gepreßt werden.

Spalliernagel, beim Nagelschmidt, eine Gattung

Nägel, von welcher auf der Fabrik zu Roda 1000 Stück $2\frac{1}{2}$ Pfund wiegen und 10 Gr. gelten.

Spallierung, wird die Bekleidung der Gemächer genannt, wenn sie mit Vorhängen und Tapisserien an den Wänden ausgeziert werden.

Spalliere, eine Art wollener Tapeten von allerhand Farben, welche zu Bergamo in Italien verfertiget und überall hin, nach Frankreich, Deutschland, in die Lewante u. s. w. verschickt worden, jetzt aber aus der Mode gekommen sind.

Spalm, in einigen See-Städten des nördlichen Deutschlands, das Schiffspech, welches aus Theer, Pech, Harz und Unschlitt besteht, das Holz und Tauwerck vor der Fäulniß zu bewahren. Es soll von solcher Güte seyn, wenn es nach gehörigem Verhältnisse ist zubereitet worden, daß ein Schiff auf einer Fahrt von neunzehn Monaten, vor aller Fäulniß und Würmer bewahrt geblieben.

Spalmiren, ist gleichbedeutend mit Calfatern.

Spalt, Spalte, von dem Zeitworte spalten. Eine durch Spalten entstandene Oeffnung oder Theilung in die Länge. Durch den Spalt oder durch die Spalte einer Thür sehen. Das Holz bekommt einen Spalt, ist voller Spalte oder Spalten. Ein Spalt in dem Eise. Der Knochenspalt, bei den Wundärzten, eine Spalte in den Knochen, ingleichen der Zustand eines Knochens, das er gespalten ist. Der Spalt oder die Spalte einer Feder. In den Spalt pfropfen, bei den Gärtnern, das Pfropfreis in einen in den Stamm gemachten Spalt setzen. Ein durch Spalten oder Spaltung entstandener Theil, in welchem Verstande, in figürlicher Bedeutung nur die Theile einer gespaltenen, oder der Länge nach getheilten Seite bei den Büchern, im weiblichen Geschlechte die Spalten, und mit einem Lateinischen

Kunstworte Kolumnen genannt werden. Dieser Ausdruck kommt besonders bei dem Buchdrucker vor, wo es auch die Hälfte oder den dritten Theil des Formats bedeutet; eine Seite ist eine Kolumne, daher die Redensart: in gespaltenen Kolumnen, wie bei Wörterbüchern, da die Kolumnen nicht in einer Breite des ganzen Blattes fortgesetzt, sondern in zwei Theile getheilt sind. — Beim Buchbinder sind die Spalten zwei schmale Preßbretter, zwischen welchen das Buch, wenn der Schnitt vergoldet ist, in eine Handpresse gespannt wird, um solchen zu glätten. Der Buchbinder beschabt denselben erst stark mit Stahklingen, vermischt hierauf sechs Theile Brunnenwasser mit einem Theile Scheidewasser, bestreicht damit den Schnitt mit einem Schwamm, und reibt den Schnitt erst warm, dann trocken mit Papierspänen, wodurch der Schnitt einen Glanz erhält; s. unter Buchbinder Th. 7, S. 163. Die Tischler nennen einen Spalt, wenn sie von einem zu breiten Brette etwas wegnehmen. — In der Mineralogie ist der Spalt, nach Jakobson, ein glänzender Stein mit Schuppen, der beinahe so aussieht, wie Krystallgyps vom Montmartre, ist aber auch um einen ansehnlichen Theil weißer. Man findet ihn in Augsburg und in England. Die Schmelzer sollen ihn gebrauchen, um die Metalle schneller in den Fluß zu bringen. Diese Steinart scheint wohl nur eine Spathart zu seyn.

Spaltader, im Forstwesen, bei den in die Quere abgesägten Bäumen die Ader im innern Holze, woran man sehen kann, wo sich das Holz am besten spalten läßt. Man gewahrt dieses besonders am Fichten- und Tannenholze, überhaupt an allen Nadelhölzern, weil diese Adern wegen des Harzes dazwischen sehr kenntlich sind.

Spaltblume, Andrachne, Andrachne, Linn. Diese Pflanzengattung, welche im 2ten Theile dieser

Encyklopädie unter dem Namen Andrachne übergangen worden, und die von Planer und andern Pflanzenforschern auch Spaltblume genannt wird, gehört in die 21ste Klasse (Monoecia Gynandria, Familie der Trikosten) des Linnéischen Pflanzensystems und hat folgenden Charakter: Die Geschlechter sind halb getrennt. Die männliche Blume hat einen fünfblättrigen Kelch, eine fünfblättrige Krone, fünf gespaltene Nektarien und fünf Staubfäden. Die weibliche Blume hat gleichfalls einen fünfblättrigen, bleibenden Kelch, aber keine Krone, drei gespaltene Griffel. Die Kapsel ist dreifächerig, jedes Fach enthält zwei Samen. Man hat von dieser Pflanzengattung zwei Arten: 1) Die niedrige Spaltblume, niedrige Andrachne, das unächte Telephskraut, Andrachne telephioides Linn., und 2) die strauchartige Spaltblume, oder Andrachne, Andrachne fruticosa Linn. Die erste Art wächst in Italien und die zweite in Ostindien. Beide Arten kommen in unsern Gärten und Zimmern nicht vor, auch nicht in der Apotheke und in den Gewerben, und werden nur in botanischen Gärten gezogen, daher übergehe ich hier ihre weitere Beschreibung.

Spalte, bei den Buchdruckern, s. unter Spalt. Auch eine Muschel, Patella Fisura, führt diesen Namen.

Spalten, ein regelmäßiges Zeitwort, welches sowohl aktiv, als auch als ein Zeitwort der Mittelgattung vorkommt. — I Als ein Zeitwort der Mittelgattung, sich mit dem diesem Zeitworte eigenthümlichen Schalle, der Länge oder dem Laufe der Fasern nach, von einander geben, oder theilen. Er prügelte ihn, bis das Rohr spaltete. Das Holz will nicht spalten. Statt dieses neutralen Zeitwortes, ist indessen das folgende thätige in Gestalt eines zurückwirkenden üblicher. — II Als ein thätiges Zeitwort, spalten machen,

der harten, langen Fasern oder Platten, noch mit dem diesem Zeitworte eigenthümlichen Schalle theilen. 1) Eigentlich, wird ein Körper gespalten, wenn sich die Theile weiter von einander geben, als das theilende Werkzeug in den Körper eindringt, welches daher im eigentlichsten Verstande nur bei solchen elastischen Körpern Statt finden kann, welche der Länge nach aus Fasern oder Platten bestehen, bei welchen dann nur der Laut statt findet, welchen dieses Zeitwort zunächst nachahmt. Holz spalten, im gemeinen Leben der Ober- und Niedersachsen Holz spellen oder speltern. Den Schiefer spalten; eine Feder spalten; der Oelberg wird sich spalten, Zachar. 14, 9; so auch rückwirkend, sich spalten, einen Spalt bekommen. Das Holz spaltet sich. Die Thür hat sich gespalten. — 2) Figürlich, wo es (1) in vielen Fällen von mancherlei Arten des Theiles oder der Trennung des körperlichen Zusammenhanges gebraucht wird. Daher gespaltene Klauen haben. Ein gespaltenes Kinn; eine gespaltene Lefze. Die gespaltenen Zungen der Schlangen. Er hat meine Nieren gespaltet (gespalten), Hiob 16, 13. Er liegt mit gespaltetem Haupte, Klopst. Eine gespaltene Seite oder Kolumne, bei den Buchdruckern, welche in zwei oder mehrere Theile der Länge nach getheilt ist; s. unter Spalt. Der Fluß spaltet sich in zwei Arme, wofür man jedoch lieber theilen braucht. Der weit gespaltene Herr erreichte bald das Zimmer, Rost. Der Herr mit den langen Beinen. Gespaltene Bauergüter. in einigen Gegenden für getheilte. — Der Lohgerber nennt spalten, wenn das Schmal- oder Fahlleder, nachdem es aus der letzten Farbe gekommen und rothgar gemacht worden, mit dem Streicheisen auf dem Schabebaum ausgestrichen und von aller

Feuchtigkeit befreit wird, damit es in der Folge bei der fernern Zurichtung das Fett annehmen könne. — Beim Zimmermann heißt spalten, starke Hölzer mit der Säge nach der Länge von einander trennen, zu Balken, Sparren, Pfosten oder Brettern, die man zu Zimmerarbeiten gebraucht. — Bei den Schlössern wird spalten oft für Schroten gebraucht, wenn sie nämlich das warme Eisen nach der Länge mit dem Hammer und Meißel durchschlagen. — 2) Bei den Steinsetzern heißt spalten, einen großen Stein von einander schlagen, und zwei daraus machen, welches auch bei den Steinhauern gebraucht wird, und dasselbe bedeutet. — Das Spalten des Kamelgarns beim Knopfmacher. Das Kamelgarn, welches man zu halbseidenem Kamelgarn, womit an Kleidern öfters Knöpfe u. Knopflöcher verfertiget werden, gebraucht, muß getheilt oder gespalten werden, wenn es mit Seide vereiniget oder zusammengedreht werden soll. Zu diesem Zwecke wird die Strehne des Kamelgarns von einer Winde auf ein Spulrad gespult, aber das Letztere dergestalt umgedreht, daß hierdurch der Doppelfaden aufgedrehet wird. Hierdurch erhält der Knopfmacher zwei einfache und dünne Fäden, die dem Faden der Seide gleich sind, und dreht nachher beide Fäden, Seide und Kamelgarn, zusammen. — Das Spalten der Diamanten. Ehemals wurden die Diamanten durchgängig gesägt, späterhin, vor ungefähr sechzig Jahren, erfand man aber das Spalten derselben. Es geschieht auf folgende Weise. Auf einem hölzernen Griffel wird eine Komposition von Kolophonium und Ziegelstein fein gemahlen, auf- und oben in dieselbe der zu spaltende Diamant eingesetzt; dann nimmt man ein anderes dergleichen Instrument, das auf dieselbe Art mit einem Diamante versehen ist, mit welchem jener gespalten werden soll; hierauf über einem Kästchen, in welches

der Diamantenstaub fällt, der eine gegen den andern gehalten, und mit dem länglichen der andere durch Hin- und Herfahren eingekerbt. Man muß dazu mehrere Schneidediamanten haben, weil sie leicht stumpf werden. Ist dieses geschehen, so wird der auf diese Art eingekerbte Diamant mit seinem hölzernen Griffe in ein Stück Bley, das ein Loch hat, worein das Instrument paßt, gesteckt, in die eingekerbte Vertiefung ein Stahl gesetzt, und nur einmal darauf geschlagen, da dann der Diamant in einer dem Auge unmerklichen Ritze zerspringt, und, wenn die Komposition, in der er eingefaßt ist, über einer Lampe, die durch Weingeist genährt wird oder brennt, weich geworden, er herausgenommen wird und von einander fällt. Die große Kunst bei dieser an sich sehr leicht scheinenden Arbeit, besteht darin, den Diamant dergestalt zu stellen, daß man die Ritze gerade nach der Richtung seiner Blätter anlegt, weil er sich nach keiner andern Lage spalten läßt. Man kann sich nur erst nach langer Uebung mit dieser Natur des Diamanten bekannt machen. Wenn die Diamanten gespalten sind, so werden sie, um sie von dem daran klebenden Unrathe zu befreien, in einem kleinen eisernen Ofen geglüht, wodurch sich ihre Farbe nicht verändert; sie wird nicht weißer; im Gegentheil kann man die Diamanten verderben, wenn das Glühen übertrieben wird. — Figürlich heißt es auch noch durch Uneinigkeit trennen. Die Menge der Stadt spaltete sich, Apost. 14, 4., eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher noch das Hauptwort die Spaltung üblich ist, so auch das Spalten. Eine Spaltung in der Kirche, in der Sitzung, in der Deputirtenkammer, im Parlament ꝛc. Nach Adelung kommt dieses Wort beim Notker und Ottfried vor, und heißt daselbst spaltan, bei dem Stryker spiltan, im Niedersächsischen spellern

und splieten, im Englischen spelt und split, im Schwedischen spjäla; es ahmet, so wie reißen, brechen, und andere ähnliche Zeitwörter zunächst den mit dem Spalten verbundenen Laut nach, welcher vermittelst des intensiven s. zu balen, bellen gehört. Statt des Zeitwortes spalten brauchen die Norddeutschen in einigen Gegenden auch klöben, die Süddeutschen klieben, und die Bergleute greissen für gereissen.

Spalten, die, beim Buchbinder, s. oben, S. 147.

—, die, beim Buchdrucker, s. daselbst.

—, der, im Deichbaue, beim Deichgraben, der Stechscheid, eine aus Buchen-, Rüstern- oder anderem festen, zähen Holze verfertigte, glatte Schaufel, die mit dem Körper und Stiel aus einem einzigen Stücke bestehen muß. Rund umher ist die Schaufel mit einem scharfschneidenden und von gutem Zeuge verfertigten Eisen, $2\frac{1}{2}$ Zoll breit, eingefaßt, und mit glatten Nägeln an das Holz befestiget. Oben an dem Eisen geht ein Stück von solchem 6 Zoll lang aufwärts in die Höhe, um den Stiel in derselben Gegend, wo es am nöthigsten ist, mit der untern Schaufel genauer zu verbinden, und die Stärke des Stiels zu verdoppeln, die dann erfordert wird, wenn der Vorstecher den Wasen vor sich in dem Graben lossticht und durch einen Druck vor sich hin umstürzen will.

—, der Diamanten, s. oben, S. 150.

—, des Holzes, heißt bei den Holzfällern und Holzhauern, wenn das in Stücken gesägte Holz mittelst einer Axt durchgehauen wird, welches Spalten bei großen Kloben mittelst eines Keils geschieht; indem erst ein Spalt mit der Axt gemacht, dann der hölzerne Keil hineingesteckt und mit dem Rücken der Axt darauf geschlagen wird, bis sich die Klobe spaltet. Bei kleingesägtem Holze geschieht das Spalten bloß mit

der Axt oder mit einem Beile, welches Letztere jedoch nur bei dem Küchenholze angewendet wird.

Spalten des Kamelgarn, s. den folgenden Art.

—, beim Knopfmacher, das Spalten des Kamelgarns, s. oben, S. 150.

—, beim Schlösser, s. daselbst.

—, der Steine, s. den folgenden Artikel.

—, beim Steinsetzer und Steinhauer, s. oben, S. 150.

—, beim Tischler, s. das., S. 147.

—, beim Zimmermann, s. das., S. 150.

Spalter, derjenige der etwas spaltet, als Holz, Steine oder auch eine andere Materie. Beim Schieferbrecher, die Arbeiter, die auf den Schieferbrüchen die Schiefer in dünne Tafeln spalten oder theilen. Beim Böttcher, der Dreiklöber, s. unter Böttcher.

Spaltfleck, Phalaena taedella, eine Art Phalänen oder Nachtfalter.

Spaltfuß, Sphex Fissipes, eine Art Afterwespen; s. unter Wespe, in W. — Auch eine Art Meerschwalben, Sterna Fissipes.

Spaltholz, spaltiges Nutzholz, hierunter versteht man solches Holz, welches bei einem gesunden Stammkörper, in verschiedener Stärke, die Eigenschaft besitzt, sich, der Länge nach, leicht und gerade auseinander treiben und in verschiedene willkührliche Theile zertheilen zu lassen. Es darf also nicht gedrehet, maserig, ästig, nicht voller Rindenbeulen, und auch nicht ausgetrocknet seyn. Das Spalten ist also die erste und vorzüglichste Eigenschaft. Denn wenn gleich aus spaltigem Nutzholze andere der übrigen Hauptsortimente erlangt werden können, so schicken sich hingegen jene doch nicht zur Spaltarbeit, zu welcher obige Eigenschaften ganz unentbehrlich sind. Zu verschiedenem Gebrauche werden vielfache Gattungen von Spaltnutzholz gesucht, welche unter zwei Hauptklassen, näm-

lich: 1) in Kohlholz und 2) in Stangenholz zu bringen sind. Das Kohlholz setzt starke einständige Bäume voraus, von welchen entweder a) lange, oder b) kurze Sorten Spaltholz erlangt werden sollen. Das Stangenspaltholz wird in den Laubhölzern aus Schlagholz, in den Nadelhölzern aber aus jungen unterdrückten oder in dem Jahresschlage einzeln vorkommenden jungen Bäumen genommen.

Spaltig, Bei- und Nebenwort, Spalte oder Spalten habend; dann auch, was sich spalten läßt, besonders in den Zusammensetzungen: eine vierspaltige Buche, welche in vier Theile gespalten werden kann; ein sechsspaltiger Baum.

Spaltimpfen, Spaltpfropfen, das Pfropfen durch einen Spalt; s. unter Pfropfen, Th. 112, S. 406.

Spaltkeil, eigentlich ein Keil, etwas damit zu spalten, besonders das Holz oder die Holzkloben. Ein solcher Keil ist oben stark, und geht nach unten dünn und schräge zu, gleich einem Beile oder einer Axt. Er wird mit der Schärfe in den Spalt, den man vorher mit der Axt gehauen hat, gesetzt, und dann mit dem Rükken derselben hineingekeilt, wodurch sich die Klobe von einander giebt oder spaltet; s. auch Spalten des Holzes, oben, S. 152. — Im Bergwerke die Axt, womit das Holz klein gespalten wird.

Spaltklinge, beim Englischen Stuhlmacher, eine 11 Zoll lange, 5 bis 6 Zoll breite Klinge, deren Rükken 1 Zoll dick ist. Die Größe und Schwere ist bei dem Zwecke dieses Instrumentes sehr dienlich, weil der Stuhlmacher mit derselben große Kloben Holz in kleine Theile zerspaltet. Die Klinge hat eine Angel, womit sie in einem Hefte steckt, um solche daran halten zu können. — Beim Böttcher, ein starkes breites Messer, das Holz damit zu kleineren Stäben ꝛc. zu spalten, das Klöbeisen, Kliebeisen, von kliehen, spalten.

Spaltmesser, beim Bürstenbinder, ein starkes schneidendes Werkzeug, beinahe wie ein Hackmesser, nur daß es vorne zugespitzt zuläuft, womit das Bürstenholz gespalten wird. — Beim Gärtner, ein breites Messer, die Stämme und ihre Aeste bei dem Pfropfen damit zu spalten. Das Pfropfmesser, s. unter Pfropfen, Th. 112.

Spaltpfropfen, s. unter Pfropfen, Th. 112, S. 406.

Spaltsäge, s. Stichsäge.

Spaltstücke, Fr. Crenoes, beim Schieferbrecher, die in kleine Stücke zertheilte große Schieferblöcke, woraus hernach die Schiefertafeln gespalten werden.

Spalttopf, ein gespaltener, aus zwei Theilen bestehender Blumentopf, mit einem Loche am Boden, Zweige von Bäumen darein abzusenken, ohne sie auf die Erde biegen zu dürfen. Durch das unten befindliche Loch wird nämlich der Zweig von dem abzusenkenden Gewächse gezogen, der Spalttopf mit guter Erde angefüllt, und so gewartet, daß der Zweig darin eigene Wurzeln schlägt, und das folgende Jahr abgeschnitten werden kann. Man befestiget den Spalttopf entweder an die Bäume selbst, oder macht ein kleines Gerüste dazu. Die Spalttöpfe von Blech sollen die bequemsten seyn, weil sie aus zwei Stücken mit einem Gewinde gemacht werden, sie schließen besser, und lassen sich leicht befestigen, man kann sie auch leicht öffnen und zusehen, ob die Ableger Wurzel gefaßt haben, und nöthigenfalls die Erde erfrischen; dagegen wird aber auch das Blech vom Roste durchfressen und von der Sonne zu sehr erhitzt.

Spalttorf, eine Unterart des Sumpftorfes, s. unter Torf.

Spaltung, ein Hauptwort, welches nur im figürlichen Verstande gebraucht wird, eine Mißhelligkeit in Meinungen und dadurch verursachte Trennung der gesellschaftlichen Gemeinschaft zu bezeichnen. In der Bi-

bel: Lasset nicht Spaltung unter euch seyn, 1 Cor., 1, 10. Es sind Spaltungen unter Euch, Kap. 11, 18. Die Spaltungen in dem gesellschaftlichen Verbande, im Staate, sind sehr mannigfaltig. So giebt es Spaltungen in der Kirche, wenn die Mitglieder derselben verschiedener Meinung und Ansichten in Religionssachen, Glaubensangelegenheiten sind, welches sich besonders auf den äußeren Gottesdienst, die kirchlichen Gebräuche, Feierlichkeiten ꝛc. bezieht. Spaltungen in den Verwaltungszweigen des Staates, besonders in constitutionellen Staaten, in der Deputirtenkammer, der Pairskammer, dem Ober- und Unterhause, um für oder wider ein Gesetz, eine Verordnung ꝛc. zu stimmen. Spaltungen im Staatsrathe, im Kabinette, im Kriegsrathe, in gerichtlichen Sitzungen, kurz in allen Kollegien, wo es etwas zu berathen giebt, welche sich immer auf verschiedene Ansichten und Meinungen beziehen, die der Gegenstand, der berathen werden soll oder berathen wird, darbietet. Dergleichen Spaltungen sind oft von der größten Wichtigkeit und von nicht zu berechnenden Folgen, besonders im höheren Staatsleben, wie solches aus der Geschichte Italiens, Englands und Frankreichs besonders bekannt ist, wo diese Spaltungen zu blutigen Bürgerkriegen Veranlassung gaben. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben giebt es Spaltungen in den Familien, in den Vereinen der Künste, Gewerke ꝛc. ꝛc.

Spaltwirbel, Mantis bicornis, eine Art Fangheuschrecken; s. unter Heuschrecken, im Supplem.

Spaltzwiebel, im gemeinen Leben einiger Gegenden ein Name der Winterzwiebeln, weil sie sich oben zu spalten pflegen, im Süden Deutschlands Schleißzwiebel.

Spalze, Spelze, beim Müller, die gespaltenen Häute oder Schalen des Getreides, besonders der

Gerste, so wie sie bei dem Machen der Gräupen ꝛc. abgesondert werden; eine Art der Kleye.

Spalzmehl, Spelzmehl, bei den Müllern und Bäckern, eine Art des Weitzenmehls, nachdem dasselbe durch verschiedene Gänge gezogen worden; s. unter Mehl, Th. 87.

Span, ein Slavonisches Wort, welches einen Herrn bedeutet, aber in Gespan am üblichsten ist; dann bezeichnet es in Gespan einen Kamerad, s. Gespan. — In einigen Gegenden Nieder-Deutschlands oder Nord-Deutschlands, z. B. in und um Bremen bedeutet es ein Gefäß, einen Zuber. — Im Forstwesen bezeichnet man dadurch das Innerste, den Kern eines Baumes, welcher auch Splint genannt wird. Nach Adelung soll es in dieser Bedeutung von dem alten spanen, spalten, theilen, herkommen oder abgeleitet worden seyn. So wie es bei dem vorhergehenden, wo es ein Gefäß bedeutet, den Begriff der Vertiefung eines hohlen Raumes hat und mit Wannen eines Geschlechtes seyn soll. Im Englischen heißt Spon ein Löffel. — In der Schiffahrt auf der Donau bedeutet es das Profil oder den Durchschnitt eines Donauschiffes, die Vorstellung desselben, als wenn es durchgeschnitten wäre, damit man die innern Theile sehen kann. Der größte Span, der Durchschnitt in der größten Breite. Es soll hier, nach Adelung, von dem veralteten spanen, theilen, herkommen.

Der Span, die Späne, in der Mehrheit. 1. Ein Theil, ein durch Theilung eines Ganzen erhaltenes Stück, eine dem ganzen Umfange nach veraltete Bedeutung, die nur noch in einigen einzelnen Fällen üblich ist. (1) So erhalten die durch Spalten entstandene Bretter den Namen Späne. Im Hüttenwerke nennt man ein kleines, ungefähr 7 Zoll langes und 3 Zoll breites Brettchen, worauf die Proben gelegt werden, einen Span. — Bei den

Dachdeckern heißt man die dünnen durch Spalten entstandene Brettchen, welche $9\frac{1}{2}$ Zoll lang und $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll breit sind, und bei den Ziegeldächern unter die Fugen der Dachsteine gelegt werden, um das Durchdringen der Nässe zu verhindern, Dachspäne, die man hin und wieder auch Splette nennt. — Bei den Buchbindern nennt man die Späne, welche die Buchbinder anstatt der Pappe gebrauchen, und welche von Rothbüchenholz, welches ganz gleich und rein, ohne Aeste, mit großen Hobeln abgehobelt wird, Späne. Da diese Späne kein festes Holz, sondern nur große Hobelspäne sind, und sich sehr leicht von einander splittern, so muß im Zerschneiden mit denselben sehr behutsam umgegangen werden; denn es ist nicht gleich viel, wie sie zerschnitten werden; man müßte sie denn auf der rauhen Seite mit Leim bestreichen oder ganz mit Papier überziehen, um das Aussplittern auf diese Weise abzuwenden. Sie sind von verschiedener Größe und Breite, unter welchen die breitesten und stärksten zu Folio und Quart, die schmalen und dünnen aber zu Octav und Duodez zu gebrauchen sind. Man findet sie auch so stark und breit, daß sie sich zu Folio schicken, weshalb die kleinere Arten doppelt genommen, also übereinander geleimt werden, daß die Fuge weiter hinausgeht, worauf man zu um so besserer Hältniß noch ein Papier überlegen muß. Bei dem Zuschneiden der Späne muß man folgendes beobachten: Daß man vom Obertheile derselben, nämlich an dem Orte, wo der Hobel angesetzt und hinuntergezogen ist, den Anfang macht, und nachdem man den Span ans Buch angelegt, abgemessen und gezeichnet, nach den Stichlöchern das Lineal anlege, so daß es unter dem Stücke liege, welches abgeschnitten werden soll, und dann an dem fest aufgelegten Lineal mit einem scharfen und spitzigen Messer, welches nicht reißt, hindurch schneidet. Dabei ist zu merken, daß

diese Späne, ehe man sie abschneidet, auswendig mit A und B gezeichnet werden müssen, damit man wisse, welcher am Buche vorn oder hinten kommen soll. Was das Ansehen betrifft, so wird stets die rauhe Seite herausgekehrt, die glatte aber an die Flügel angekleistert; denn wenn die glatte Seite auswendig käme, würde sich der Span sehr verwerfen, und in der Hitze ganz krumm laufen; nur, daß man die Späne im Anfange, ehe sie angesetzt werden, oben und unten schneidet, wie lang sie seyn sollen, damit man sie hernach nicht erst am Buche beschneiden darf, sondern nur dieselben vorn am Schnitt beschneidet und vergleicht. Man gebraucht die Späne am meisten zu Leder- oder zu Papparbeiten. Zu dauerhaften Bänden, welche in Leder gebunden werden, muß man gut ausgehobelte rothbüchene Bretter nehmen und sie darein einbinden. Die Späne zerbrechen an den Büchern, wenn man ein Buch, besonders wenn es schwer ist, welches daher rührt, wenn es außer der Materie viele Kupfer enthält, bei den Tafeln aufhebt, und nicht das ganze Buch angreift, ingleichen wenn man ein aufgeschlagenes Buch zu macht und den Rücken nicht erst gleichschiebt. Man muß daher beim Aufheben von großen und schweren Folianten und Quartanten sich sehr in Acht nehmen, wenn man sie aufhebt, und solches nicht bei den einzelnen Deckeln thun. Man kann einen solchen Schaden zwar durch ein Pflaster wieder heilen, indem man nur den Span wieder zusammen leimen und ein Papier überkleistern darf, indessen ist dann das Buch nur geflickt und macht ein schlechtes Ansehen, auch verliert es an Dauerhaftigkeit.

Beim Kupferstecher, sind die Späne, Fr. Coupeaux, diejenigen Theilchen von Kupfer oder einem andern Metalle, welche der Stichel abnimmt, indem er die Platte gräbt, welches mit diesem Werkzeuge geschieht. Man muß, wenn man einige Züge oder

Schraffirungen gestochen hat, mit der Schneide des Grabstichels diese Späne sorgfältig abschaben; man fährt dann mit der Hand darüber, um zu fühlen, ob nicht irgend etwas zurückgeblieben, weil diese Späne die Abzüge verderben. — Beim Böttcher sind die geraspelten Späne, Späne von Büchenholz, die gut trocken, und in gut gefärbten Wein, der das, was man Feuer nennt, besitzt, eingeweicht worden. Die Weinhändler bedienen sich dieser Späne, um die schlechten Weine stark zu machen, ihnen eine Farbe zu geben, oder Weine, die trübe sind, hell zu machen Man läßt die Weine, die wieder gut gemacht oder hergestellt werden sollen, ein- oder zweimal über diese Späne laufen. Nach der Versicherung von Weinhändlern soll das Büchenholz, aus welchem sie gemacht worden, dem Weine einen angenehmen Geschmack mittheilen. — In den Buchdruckereyen bedient man sich der Späne zur Unterlegung der Schriften, wenn solche nicht auf eben den Kegel gegossen sind. Z. B. der Setzer hat ein Werk aus der Tertiaschrift, und was in demselben unterstrichen ist, soll er Textkegel nehmen, damit es in die Augen fällt, so muß er sich der Späne zum Unterlegen bedienen. Der Drucker bedient sich derselben bei Haltung seines Registers, womit er sich helfen kann, nach dem Verse der Alten:

Ein Spänchen hinein, ein Spänchen heraus,
Da macht der Drucker Register daraus.

Bei den Schuhmachern und Pantoffelmachern ist der Span ein dünnes Holz oder vielmehr ein sehr dünnes Brettchen, welches zwischen die Haupt- und Brandsohle gelegt wird, wofür man aber jetzt altes Schuhleder nimmt, weil solches weit haltbarer ist. — Bei den Tuchbereitern, Tuchscheerern, dünne Stücken Pappe, welche diese Handwerker zwischen das Tuch beim Pressen legen. — Bei den Gerbern werden die Abschabsel vom Leder Späne ge-

nannt. — Bei den Salzsiedern sind die Sogspäne Bretter, worauf die gefüllten Salzkörbe gesetzt werden, damit das Wasser ablaufe oder abtriefe. — In den verschiedenen Gewerken nennt man dasjenige Späne, was beim Arbeiten oder Bearbeiten, als beim Spalten, Schneiden, Hauen, Sägen, Raspeln, Stoßen, Mahlen ꝛc., der Gegenstände, der Sachen, abfällt, daher hat man Holz-, Hobel-, Horn-, Papier- ꝛc. Späne, welche von der Bearbeitung der Gegenstände mit dem Hobel fallen, zum Unterschiede von den Zimmerspänen, Drechselspänen, Sägespänen, Raspelspänen, Feilspänen ꝛc. ꝛc.

Figürlich heißt Span, Mißhelligkeit, Uneinigkeit, Streit, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher es ehedem im Oberdeutschen sehr gangbar war und es auch in einigen Gegenden noch ist. Nach Adelung soll das Wort Span von einem veralteten Zeitworte spanen abstammen, welches spalten, theilen, scheiden ꝛc. bedeutet hat.

Span, beim Böttcher, s. oben, S. 160.
— , beim Buchbinder, s. das., S. 158.
— , beim Buchdrucker, s. das., S. 160.
— (Dach-), s. oben, S. 158.
— , beim Dachdecker, s. daselbst.
— , beim Drechsler, s. den folgenden Artikel.
— (Dreh-), Späne, welche beim Drehen abfallen, das heißt, sowohl beim Abdrehen des Holzes, als auch des Hornes.
— (Feil-), s. oben, und Th. 12, S. 479.
— , im Forstwesen, s. oben, S. 157.
— (Ge-), s. daselbst.
— , ein Gefäß, s. das.
— , beim Gerber, s. das., S. 160.
— (Hobel-), s. oben, und Th. 24, S. 48.
— (Holz-), s. das., S. 967.

Span, beim Holzarbeiter, s. Span (Holz-).
— (Horn-), Späne, welche beim Bearbeiten des Hornes abfallen.
—, im Hüttenwerke, s. oben, S. 157.
—, beim Kupferstecher, s. daselbst, S. 159.
—, beim Metallarbeiter, diejenigen Späne, welche bei der Bearbeitung irgend eines Metalles mit der Feile abfallen, die Feilspäne.
— (Papier-), s. oben, S. 161 und Th. 107, S. 219.
— (Preß-), s. Th. 117, S. 328 u. f.
— (Raspel-), Späne, welche beim Raspeln des Holzes abfallen.
— (Säge-), s. oben, S. 161, und Th. 130, S. 541.
—, beim Salzsieder oder in der Salzsiederey, s. oben, S. 161.
—, in der Schiffahrt, s. das., S. 157.
—, beim Schuhmacher, s. das., S. 160.
— (Sog-), s. oben, S. 161.
Späne, beim Tuchbereiter, Tuchscheerer, siehe oben, S. 160.
—, beim Tuchscheerer, s. daselbst.
— (Zimmer-), s. unter Z.
Spanbälge, beim Orgelbauer, die Bälge in den Orgeln, welche vier, sechs oder mehr Falten haben, und mit dem aufgehenden Ende niedrig liegen. In Deutschland setzt man gewöhnlich nur zwei Falten in die Bälge; man macht dagegen aber die Bälge größer, z. B. von 8, 10, 12 Fuß Länge und von 4 bis 12 Fuß Breite. Ein solcher Balg bekommt 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Aufgang, wobei man oben oder unten Druckfedern von Holz in Gestalt einer Gabel anbringt, damit der Wind anfangs stark genug sei, indem die Gewichtsteine im Ablaufen stärker drücken und ihre ganze Wirkung thun. Den Positiven giebt man einen Laternenbalg, unter dem ein Schöpfer liegt. Dieses ist ein kleinerer Balg mit zwei Spänen und einem

Ventil, welcher den Wind von unten schöpft und das Oberventil des Oberbalges aufstößt; außerdem liegt das Oberblatt dieses Balges mit seinem Unterblatte horizontal, folglich nicht schief, und geht von allen vier Seiten wie eine runde papierne Laterne zugleich auf und nieder.

Spanbett, ein hölzernes Bettgestell ohne Himmel oder Decke, zum Unterschiede von den darein gehörigen Federbetten; in einigen Gegenden eine Bettspande. Span und Spande scheinen in beiden Wörtern den Begriff des hohlen Raumes, eines Behältnisses zu haben.

Spanbrief, ein nur noch in einigen Oberdeutschen Gerichten übliches Wort, einen gerichtlichen Befehl zu bezeichnen, vermittelst dessen der Gläubiger in die liegenden Gründe seines Schuldners gesetzt oder die Execution in die Güter des Schuldners erkannt wird. Der Name rührt von dem ehemaligen Gebrauche her, da man zum Zeichen der erlaubten Execution einen Span gerichtlich aus dem Hause des Schuldners hieb und ihn dem Gläubiger gab. Daher nannte man diese Handlung im mittlern Latein auch Festucatio und Exfestucatio.

Späne, s. Span.

Spanen, ein veraltetes Zeitwort, welches ehedem bereden bedeutete.

Spänen, s. Spähnen.

Spanfarbe, Farben oder Farbenkörper in Gestalt der Späne, dergleichen Späne nennt man auch wohl Farbenspäne; das geraspelte Brasilienholz oder der Fernambuck, das Blauholz, Gelbholz, Sandelholz ꝛc. sind dergleichen Spanfarben.

Spanferkel, ein säugendes Ferkel, ein junges Schwein, welches noch an seiner Mutter, der Sau, saugt, s. unter Schwein und Schweinzucht, Th. 151, S. 8.

Spange, Spangen, im Bergbaue, die ausgezimmerten Bäume, welche man auf die Spundstücke bohrt, damit das Fluder um so tiefer werde. Adelung sagt, daß man bei einer näheren Kenntniß dieser Theile, die wahre Bedeutung dieses Wortes wird um so leichter bestimmen können, ob es zu Span, ein Brett, oder zu Span, ein Behältniß, oder zu dem folgenden Spange, oder endlich zu dem Zeitworte spannen gehört. Nach dem genannten Schriftsteller ist im Schwedischen Spang ein Blech, dünnes Brett, oder ein dünner Balken.

Die Spange ist auch eine Spitze oder ein spitziges Ding, ein spitziges Werkzeug, in welchem Verstande es aber veraltet ist; nur im Oesterreichischen und in einigen andern Oberdeutschen Gegenden werden auch die Stecknadeln Spangel, Spingel, Spängelnadeln und Spännadeln genannt, wahrscheinlich wegen ihrer zum Stechen dienlichen Spitze. — In noch weiterer Bedeutung nannte man auch ein spitziges in einem Ringe eingefaßtes Werkzeug, verschiedene Theile der Kleidungsstücke zusammenzuhalten, eine Spange, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen gemeinen Sprecharten üblich ist, wogegen man in den anständigern dafür Schnalle gebraucht. Schuhspangen, Armspangen, Gürtelspangen. — In noch weiterem Verstande werden auch verschiedene Arten des Geschmeides, wenn sie zierlich gearbeitet waren, mit diesem Namen belegt, wenn gleich keine eigentliche Spange darin befindlich war. So sind Armspangen, dergleichen Geschmeide an den Armen, Ohrenspangen, Ohrengehenke ꝛc. In dieser Bedeutung ist es im Hochdeutschen gleichfalls veraltet, ob es gleich in derselben noch mehrmals in der Deutschen Bibel vorkommt. Nach Adelung ist es in dieser hier angeführten Bedeutung noch ungewiß, ob es von dem alten Spange, ein Blech,

herkommt, so daß es eigentlich ein zierlich gearbeitetes Blech zum Putzen bedeuten würde.

Spange (Arm=), s. oben; eine Spange oder einen Reif von edlem Metalle, oder auch ein Band mit einer Schnalle, welches mit Steinen ꝛc. verziert ist, und um den Arm getragen wird, also ein Armband.

—, im Bergbaue, s. oben, S. 164.

— (Gürtel=), Gürtelschnallen, welche man an kurzen Beinkleidern unter dem Knie trug, um solche zu befestigen. Auch der Gurt um den Leib, der Leibgurt, wird Gürtelspange genannt; s. Kleidergurt.

Spange (Haar=), eine Schnalle, welche im Haar getragen wird. Gewöhnlich trug man sie vorne, vor der Stirn, an einem schwarzen Sammtbande, welcher so um die Haare oder um den Kopf gewunden wurde, daß die Schnalle gerade mitten vor die Stirn zu sitzen kam.

— (Halstuch=), Halstuchschnalle, eine Schnalle, durch welche man die Zipfel des Halstuchs zu beiden Seiten durchzog und sie hinten zusammenband, so daß die Schnalle gerade vorn, in der Mitte des Tuches, saß.

Spange (Kleider), Ringe oder Schnallen, die Kleider damit zuzuhalten; s. auch oben, S. 164. Diese Art Spangen trugen die Frauen um den Leib, daher man sie auch Leibbänder, Gurte, Leibspangen nannte, so wie sie auch noch gegenwärtig getragen werden; ein Sammtband oder ein Gurt von dem Zeuge, wovon das Kleid ist, mit einer Schnalle.

— (Leib=) Leibgurtspange, ein Leibband oder Leibgurt mit einer Schnalle; s. Spange (Kleider=).

— (Leibgurt=), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Ohren=), das Ohrengehänge. Der Schmuck in den Ohren, s. oben, S. 164.

Spange (Schuh-), Schuhschnallen, Schnallen, welche man ehemals in den Schuhen trug, womit man die Schuhe befestigte, und die sowohl von den Männern, als Frauen, in allen Formen getragen wurden.

Spangenmacher, eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Benennung eines Gürtlers, weil er Spangen, das ist, Schnallen und andere zum Putze gehörige Stücke aus Metall verfertiget; s. Gürtler, Th. 20, S. 322.

Spangenstein, Räderſteine oder Trochiten, Entrochiten, gewisse Steine, die mit unter die Judensteine gerechnet werden; sie haben die Gestalt runder Säulen oder Cylinder, und werden im Hildesheimschen und in Italien gefunden.

Spängler, Spängeler, in einigen Gegenden des südlichen Deutschlands, ein Name des Klempners. Nach Adelung kann man dieses Wort von Spange, Blech, ableiten, weil das Blech das vornehmste Material dieses Handwerkers ist; daher er von demselben auch Blechschläger genannt wird.

Spangroschen, Spängroschen, im Forstwesen, dasjenige Geld, welches für das Aufleſen, der beim Holzschlagen abgegangenen oder abgefallenen Späne entrichtet wird. Es ist eine Abgabe, welche sich der Grundherr entrichten läßt.

Spangrün, im südlichen Deutschland, ein Name des gemeinen Kupferrostes, Kupferkalks oder Oxids, welches im Hochdeutschen unter dem Namen des Grünspans bekannt ist. Es kommt im 15. Jahrhundert vor, und ist aus Spanisch Grün zusammengesetzt; s. den Art. Grünspan, Th. 20, S. 229 u. f.

Spanhobel, ein großer starke. Hobel, womit man die Späne von Büchenholz für die Buchbinder verfertiget; s. auch unter Hobel.

Spanheftel, Spanhammer, s. Spannhammer.

Spanholz, im Forstwesen, dasjenige Holz, woraus

Späne gespalten werden können; auch die Abgänge der Stabschläger, Balken- und anderer Holzhauer. In einigen Gegenden nennt man auch das Holz des Kernbaumes Spanholz, weil die Landleute ihre Leuchtspäne, deren sie sich statt des Lichtes bedienen, daraus zu spalten pflegen. — Auch führt die Fichte, Pinus Sylvestris, daher den Namen Spanholz.

Spanien, Hispania, Fr. Espagne, ein Königreich, welches an dem südwestlichen Ende von Europa liegt und gegen Westen und Südwesten an Portugal, gegen Osten an das Mittelländische, gegen Süden an das Mittelländische und Atlantische Meer, welche Meere durch die Meerenge bei Gibraltar zusammenhängen, und gegen Norden an das Atlantische Meer und die Pyrenäischen Gebirge gränzt. Dieses Königreich hat daher von drei Seiten Naturgrenzen, nur gegen Westen gränzt es an Portugal. — Die Größe beträgt 8500 Quadratmeilen und die Lage ist von 8° 26′ bis 21° östlicher Länge, und 36° bis 44° nördlicher Breite. Das ganze Land wurde in siebzehen Landschaften, welche theils Königreiche, theils Fürstenthümer und Herrschaften heißen, eingetheilt; jetzt theilt man es in dreißig Provinzen, wozu noch die Stadt Antequera mit ihrem Gebiete und einige Inseln kommen. — Der Boden Spaniens ist gebirgigt. Von den Pyrenäen, einem Gebirge, welches aus abwechselnden, auf Granit sitzenden Thon- und Kalkschichten besteht, laufen verschiedene andere Gebirge in mehreren Armen in das Reich aus. Die zwei vornehmsten sind diejenige Gebirgskette, welche in den nördlichen Provinzen bis an die Vorgebirge Finisterre und Ortegal sich ausdehnt, und diejenige, welche sich in den südlichen Theilen bis an den Felsen von Gibraltar und an die Portugiesische Küste hinzieht. Viele dieser Gebirge sind mit Waldungen besetzt; einige lassen an ihren Theilen nichts als kahles Gestein sehen,

auf andern ruht beständig Schnee oder Eis; zwischen diesen Gebirgen aber laufen anmuthige, ungemein fruchtbare Thäler fort. Besonders zeichnen sich die großen Ebenen des mitteren Theils, und der Strich an den Küsten des Mittelländischen Meeres durch fetten, theils thon-, theils mergel-, theils gypsartigen Boden, und durch einen hohen Grad von Fruchtbarkeit aus; selbst derjenige Theil des Landes, wo der Grund oder der Boden steinigt oder sandig ist, ist die Kultur desselben nicht vergebens betrieben worden. — Die Gewässer Spaniens sind nicht unbedeutend; außer den beiden oben genannten Meeren, die Spaniens Küsten bespülen, besitzt das Reich noch 155 große und kleine Flüsse u. eine Menge Bäche; große Seen giebt es dagegen nicht. Die vorzüglichsten Flüsse sind der Tajo, der Minho, der Douro und die Guadiana, welche ihren Lauf aus Aragonien, Gallicien, Soria, und Neukastilien nach Portugal nehmen, und sich dann in das Atlantische Meer ergießen; ferner der Guadalquivir, der im südlichen Gebirge von Segura entspringt und sich dann außerhalb der Meerenge von Gibraltar mit dem Atlantischen Meere vereiniget; der Ebro, welcher unweit Reynosa an den Grenzen von Asturien und Alt-Kastilen entspringt, und sich unterhalb Tortola mit großer Heftigkeit in das Mittelländische Meer stürzt, und der Tinto oder der Gefärbte, Färbende, welcher seinen Namen von seiner gelben Farbe hat, und die Eigenschaft besitzt, Alles gelb zu färben und zu versteinern. Kein Fisch lebt darin und die Pflanzen verdorren an seinen Ufern. Man schreibt diese Beschaffenheit den Kupfertheilen zu, die er bei sich führt. Nach der Aufnahme meherer kleinen Flüsse verliert er diese Eigenschaft. Unter diesen genannten ansehulichen Flüssen sind nur ein Paar schiffbar; selbst der größte unter ihnen, der Tajo, ist es nicht. Der Guadalquivir ist seiner seichten Stellen und Sandbänke wegen für große

Schiffe nur bis Sevilla und für kleinere bis Cordova schiffbar. Den Mangel an Schiffbarkeit ersetzen nur der große Aragonische mit dem Kanal von Tausta, derjenige von Kastilien, welcher die Verbindung der Pisuerga mit dem Douro unterhält, und der Kanal von Alkazar. Der von Madrid ist nur wenige Meilen lang, und im Sommer seiner Seichtigkeit wegen nicht sehr brauchbar. — Das Klima ist warm, und im Sommer gewöhnlich sehr heiß, besonders in den mittleren Gegenden, wo die Hitze oft sehr unerträglich ist. Es streicht zwar im Norden des Königreiches und in den Gebirgsgegenden eine etwas kältere Luft; allein vermöge der Lage Spaniens in dem südlichen Theile des gemäßigten Erdstriches, zwischen 36 und 44 Grad nördlicher Breite, sind Luft und Witterung auch hier weit mehr gemäßigt, als in den gebirgigten oder nördlichen Strichen manches andern Landes. Gegen die Küsten an dem Mittelländischen und an dem Atlantischen Meere zu, ist die Luft auch weit kälter, als in den davon entfernten Theilen des Landes, wo es auch nur sehr selten regnet. In dem mittlern und südlichen Theile kennt man kaum den Winter. Schnee und Eis sind hier eine außerordentliche Erscheinung; selbst zu dieser Jahreszeit sind nicht selten die Wiesen mit angenehmem Grün überzogen, und die Knospen der Feldblumen fangen an sich zu entfalten. Wenn im Sommer die Hitze am Tage einen hohen Grad erreicht, so ist dagegen des Nachts die Luft sehr kalt, und ihre Feuchtigkeit ersetzt den Mangel an Regen. Alle diese Umstände begünstigen ungemein die Vegetation, aber nicht in gleichem Grade die Gesundheit der Einwohner, die sich sehr vor der schnellen Abwechselung von Wärme zur Kälte in Acht zu nehmen haben; besonders wirkt der schneidende Nordwestwind Gallego, der von den Galizischen Gebirgen kommt, mit dazu, und

nicht selten grassiren dann Fieber, Schlagflüsse, Koliken ꝛc., so wie im Gegentheil der brennende Südwind Solano, der von Afrika herüberkommt, öfters Schwindel, Entzündungen ꝛc. hervorbringt. Er herrscht gewöhnlich zehn bis zwölf Tage, und löset alle Kräfte des Körpers und Geistes auf.

An Naturprodukten ist Spanien sehr reich; denn die Natur spendet hier ihr Füllhorn in vollem Maße aus, besonders hinsichtlich der Produkte aus dem Pflanzenreiche. Man findet nicht nur die gewöhnlichen Gattungen von Getreide auf dem überaus fruchtbaren Boden, sondern auch Reis, Indische Hirse (Panizo), Hülsenfrüchte und die schmackhaftesten Gartengewächse, als: Blumenkohl, Spargel, Artischocken, Melonen, Melanzanäpfel, die eßbare Arumwurzel, woraus das Cyprische Pulver für die Putztische der Damen bereitet wird, Safran, Lavendel ꝛc. Fast überall grünt der wohlriechende Rosmarin, und überall findet sich das Süßholz, der Kapernstrauch und das Spanische Rohr, besonders im Süden. Ferner findet man in einem großen Theile von Spanien das Esparto oder Federgras, welches als Surrogat des nicht in hinlänglicher Menge vorräthigen Flachses und Hanfes angebauet wird. Das den Färbern so wichtige Steinmoos oder die Orseille ist fast auf allen Bergrücken verbreitet, und verschiedene Salzpflanzen kommen in mehreren Gegenden in Menge vor; auch eine Cistusart, woraus Manna gewonnen wird, und andere officinelle oder medizinische Kräuter. Das Haupthandelsprodukt aus dem Pflanzenreiche ist der Wein, von dem mehrere Provinzen die köstlichsten Sorten hervorbringen, wie z. B. die Landschaft Granada den Malaga, Sevilla den Xereswein, Murcia den Wein von Villatobas, Valenzia den köstlichsten Alikantewein, Katalonien den Malvasier, Navarra den Spanischen Sekt ꝛc. Außer den Weinen wird auch mit den Süd-

früchten ein starker Handel nach allen Europäischen Ländern getrieben; denn Spanien gewinnt, außer den Limonien, Citronen und Pomeranzen, auch eine Menge Granatäpfel, Feigen, die sich besonders durch ihre Süßigkeit auszeichnen, aber den Smirnaischen an Größe ꝛc. nicht gleich kommen, Datteln, Mandeln, Pistazien und Oliven. Kastanienbäume sind in solcher Menge vorhanden, daß mit den Früchten derselben die Schweine gemästet werden; auch kommt der Johannisbrodbaum vor, so wie alle Gattungen des gemeinen Obstes. An nützlichen Holzarten fehlt es gleichfalls nicht, Cypressen, Cedern, Kermeseichen, Terpentinbäume, der Mastixbaum, der Gerber- und der nützliche Korkbaum sind Produkte des Spanischen Bodens. — Unter den Produkten des Thierreiches stehen die Schafe oben an, wovon ehemals Spanien einen Hauptgewinn zog, s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138, welche Zucht aber in neuester Zeit, wo dieses Königreich durch bürgerliche Kriege zerrüttet worden, sehr vernachlässigt worden ist. Besonders sind die Merinos wegen ihrer feinen Wolle sehr geschätzt, und haben sich dieselben von Spanien aus durch ganz Europa verbreitet, und dienen überall zur Veredelung der Landesracen. Man hat aber auch Schafe von gröberer Wolle. Ziegen hält man, besonders in Andalusien, in solcher Menge, daß einst Plüer über 85,000 daselbst fand. Das Spanische Hornvieh ist größtentheils schön, aber nicht zahlreich; zahlreicher sind die Schweine vorhanden. Die Spanischen Pferde zeichnen sich durch Schönheit, Schnelligkeit und Dauerhaftigkeit aus, besonders schön sind sie in Andalusien; die Maulesel und Esel durch Stärke und großen Wuchs. Wild aller Art lebt in den Wäldern und auf den Gebirgen, darunter auch Gemsen, Bären und Wölfe. Es fehlt ferner nicht an wilden und zahmen Geflügeln, an guten Gattungen von See- und andern Fischen, und an Austern. So

lästig und schädlich die vielen Mücken und andere Insekten sind, die in ganzen Schwärmen herumziehen, so nützlich sind dagegen die Seidenwürmer in den südlichen Gegenden, von denen man jährlich eine Million Pfund Seide, und in guten Jahren, nach einigen Schriftstellern, an drei Millionen Pfund, welches aber wohl etwas übertrieben ist, erhält; die Bienen, das Kermesinsekt, und die Kantharіden oder Spanischen Fliegen. — Unter den Produkten aus dem Mineralreiche, an denen die Freigebigkeit der Natur überall sehr sichtbar ist, findet man Eisen, Bley, Kupfer, in großer Menge, so daß diese Erze an vielen Orten zu Tage ausgehen. Das häufig vorkommende Zinn wird noch dem Englischen vorgezogen. Der große Reichthum an Queckſilber, welchen das Königreich besitzt, reichte für die Schmelzhütten in Amerika nicht hin, jetzt wird es einen guten, nicht unwichtigen Handelsartikel in Europa abgeben, da Spanien seine Kolonien in Amerika verloren hat. Gold und Silber lagen noch bis auf die neueste Zeit wenig genutzt in der Erde, weil Peru, Chili ꝛc. in Amerika reichere Ausbeuten lieferte, nun diese aber für Spanien verloren gegangen, so wird der eigene Schatz in Europa auch wohl in der Folge wieder benutzt werden, welche Betreibung auf Silber und Gold jetzt nur die Unruhen in diesem Lande hindern. In mehreren Gegenden dieses Reiches brechen Kobalt, Zink, Galmey, Braunstein, Arsenik, Wismuth und reines Spießglas. An Steinarten findet man nicht nur die zum gemeinen Gebrauche nöthigen Mühl- und Schleifsteine, Granit, Schiefer, Gyps, Kalk- und Feuersteine in hinlänglicher Quantität, sondern man findet auch schönen Marmor, Alabaster, Serpentin, Jaspis, schöne Achate, Topase, Amethyste, auch hier und da Rubine, und in dem Flußbette des Manzanares auch Diamanten. Ein dem Königreiche oder der Landschaft Leon eigenes Pro-

dukt ist der Türkis, den man dort aus mehreren Gruben erhält. Unter den Erdarten, wovon fast alle Gattungen in Spanien vorkommen, zeichnet sich, außer der Porzellanerde, bei Camata in Aragonien, die mit der Japanischen große Aehnlichkeit hat, die rothe Almagroerde bei Carthagena, welche zum Poliren der Spiegelgläser, und, wie man behauptet, auch zur Mischung unter den Spanischen Schnupftabak verwendet wird, und die weiße Thonerde Barro aus, woraus man dünne Töpfe verfertiget, worin sich das Wasser im Sommer frisch erhält. — Die brennbaren Mineralien, welche in Spanien vorkommen, sind: Torf in Aragonien in Menge, Steinkohlen in mehreren Landschaften, sehr viel Schwefel in Aragonien, Sevilla und Murcia, Gagat und Bernstein in Aragonien, letzterer auch in Asturien. Bei Scala Dei in Katalonien quillt auch Bergöl aus einem Felsen. — Sehr bedeutend ist der Vorrath an Salz. Die meisten und besten Kochsalzquellen befinden sich in Granada. Steinsalz am meisten bei Cardona in Katalonien, wo man einen Salzfelsen von beinahe 500 Fuß Höhe und einer Meile im Umfange gewahrt. Viel Seesalz wird besonders in Valenzia bei dem See Mata bereitet. Vitriol erhält man aus mehreren Landschaften, und Alaun, der den Römischen an Güte übertreffen soll, vorzüglich in Aragonien und Murcia. — Die Zahl der mineralischen Quellen, mineralischen Wasser, die man in allen Provinzen Spaniens antrifft, soll sich auf 1500 belaufen. Ihre Bestandtheile sind verschieden. Man findet unter denselben viele warme Quellen, z. B. diejenigen von Archeno in Murcia, zu Calderas in Katalonien, zu Tierra Vermeija in Granada ꝛc. ꝛc.

Dieser oben angeführte große Reichthum an Naturprodukten, dessen sich Spanien vor vielen andern Europäischen Ländern rühmen kann, wog und wiegt

aber bei weitem nicht denjenigen auf, den seine außereuropäischen Nebenländer ihm lieferten und noch zum Theil liefern. Aus diesen überseeischen Ländern bezog Spanien ehemals nicht nur Hanf, Bauholz, Häute, Vieh, Fische, sondern auch eine Mannigfaltigkeit allen Europäern unentbehrlich gewordenen Spezereyen, Apotheker-, Färbe- und Luxuswaaren, Wein, Tabak, Baumwolle, Zucker, Cacao, Ingber, Vanille, Sago, Cacao, Ebenholz, Campeche- und andere Farbehölzer, Indigo, Mastix, Sassaparilla, Chinarinde, Vigognewolle, Cochenille und Perlen. Im Jahre 1800 betrug die Ausfuhr an Zucker aus dem Spanischen Westindien allein 400,000 Centner, von Schnupftabak, 30,000, von Tabaksblättern 20,000 Centner, und von Leder 100,000 Ballen. Dann erhielt Spanien aus dem südlichen Amerika Zinn, Bley, Kupfer, Queckfilber, und aus Mexico, Chili und Peru eine große Menge an Gold und Silber. Die Mexikanischen Bergwerke lieferten allein im Jahre 1790 an Gold 5024, an Silber 2,179,455 Mark in die Königliche Münze zu Mexico, welches aber durch das Losreißen dieser Staaten vom Mutterlande aufgehört hat.

Was aber die Bewohner Spaniens anbetrifft, so war ihre Anzahl in den alten und mittleren Zeiten sehr ansehnlich; allein freiwillige und erzwungene Auswanderungen vieler Hunderttausende, verheerende Seuchen, innere und äußere Kriege, Vernachlässigung des Ackerbaues und Erschwerung der Ehen, wovon der Grund in der ehemaligen Staats- und Kirchenverfassung lag, haben diese Bevölkerung, welche auf 18 Millionen angeschlageu werden konnte, in neuerer Zeit auf $10\frac{1}{2}$ Millionen herabgebracht, so daß gegenwärtig auf 1 Quadratmeile nicht mehr, als 1107 Einwohner zu stehen kommen. Die gesammte Volkszahl lebt in 18,716 Städten, Flecken und Dörfern. In der

Hauptstadt Madrid wohnten zu Ende des verwichenen Jahrhunderts noch 168,000 Einwohner, in den ersten Lüstern dieses Jahrhunderts 150,000 und jetzt nur noch 114,000 Einwohner. Toledo, die erste Stadt nach Madrid, zählt jetzt, anstatt seiner ehemaligen 200,000 Einwohner, nicht viel über 25,000. Von 532 Dörfern, die einst in der Nähe dieser Stadt lagen, sind jetzt nur noch 349 übrig. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zählte man im Königreiche 964,571 Tagelöhner, 907,197 Bauern, 270,989 Handwerker, 39,750 Fabrikanten, und 34,337 Kaufleute. Die weniger produktive und mehr verzehrende Klasse war dagegen auch nicht geringe; denn es gab daselbst 980,589 Edelleute, 280,092 Bediente und Knechte, 252,000 Geistliche und zur Geistlichkeit Gezählte, 15,834 Advokaten, Notare und Schreiber. Im Jahre 1821 belief sich die Zahl der Geistlichen auf 148,242, wovon die Meisten Klostergeistliche waren; späterhin sind mehrere Klöster, die 1821 noch bestanden, aufgehoben worden, wodurch sich die Anzahl noch mehr verringert hat. Auch die Zahl der Edelleute hat sich sehr vermindert; denn im Jahre 1787 belief sich die Zahl der Hidalgos auf 479,653, und so hat sie von zehn zu zehn Jahren immer mehr abgenommen, so wie überhaupt die ganze Bevölkerung. Die Verminderung in den frühern Zeiten rührt, wie schon oben angeführt worden, aus mannigfaltigen Ursachen her; dergleichen sind hauptsächlich: das Wegziehen der Araber, die Austreibung der Juden unter Ferdinand dem Katholischen, die Auswanderung nach den Amerikanischen Kolonien, die Austreibung oder Vertreibung der Maranen unter Philipp dem Dritten, die Modesünden der Jugend, die Menge der Klöster, die Schärfe der Inquisition, und die noch oben angeführten Ursachen.

Was ihre Abstammung, ihre Lebensart und ihre

Sitten anbetrifft, so möchte man annehmen, daß hier nur eine einzige Nation ist, worüber die Regierung gebietet, zusammengesetzt aus ehemaligen Iberiern, Cantabriern, Phöniciern, Karthagern, Römern, Westgothen, Arabern und Juden. Es leben zwar im Königreiche Zigeuner, allein sie machen nur einen verhältnißmäßig geringen Theil aus. Durch dieses Gemisch von Nationen und das Klima hat sich denn auch eine eigene Körpergestalt ausgebildet. Der Spanier ist nämlich von mittler Statur, etwas mager, aber von gut gebautem, muskulösem Körper. Die Gesichtsfarbe ist gelbbraun, jedoch kömmt dieses mehr auf die Lage der Provinzen an, ob diese mehr gegen Mittag, oder mehr nördlich liegen, wonach sich auch die Gesichtsfarbe abändert. Die Augen sind feurig, das Haar glänzend schwarz, und der Kopf zwar klein, aber wohlgebildet; hiernach ist auch das weibliche Geschlecht zu beurtheilen, welches auch schöne feurige Augen, eine gelbliche Gesichtsfarbe, schlanken Körper, eine zierliche Hand und zierlichen Fuß hat. Der Charakter des Spaniers ist von ausgezeichneten Eigenschaften. Sie haben einen hohen Grad von Patriotismus, den sie besonders bei der Invasion der Franzosen unter Napoleon bewiesen haben, Zuverläßigkeit an Haltung des gegebenen Wortes, Tapferkeit und tiefes Ehrgefühl. Der Spanier thut nichts ohne reifliche Ueberlegung, hat er aber erst eine Entschließung gefaßt, so führt er sie mit Standhaftigkeit aus, so wie überhaupt ein Gleichgewicht von Feuer und Kaltblütigkeit alle seine Schritte leiten. Dann besitzt der Spanier Edelmuth, Freigebigkeit, Dienstfertigkeit und Geselligkeit, welche Eigenschaften besonders hervorleuchten, wenn er einmal Jemandes Freund geworden ist. Selbst das gemeine Volk, besonders in Kastilien, hat die feinsten Empfindungen der Ehre und treibt diese sogar bis zur Ausschweifung. Dieses

soll noch die Wirkung von dem Geiste der irrenden Ritterschaft seyn, der in diesem Lande herrschte. Diesen guten Eigenschaften treten entgegen Rachsucht, Unversöhnlichkeit und hohe Einbildung von eigenen Vorzügen, indem es sich zur Arbeit zu vornehm dünkt, und seine Geburt zu hoch stellt; indessen ist dasjenige, was man früher von dem Spanier erzählte: daß der gemeine Mann seinen Stammbaum an den Wänden aufhängt, daß der Bauer den Degen beim Pfluge trägt, und daß jeder geringe Edelmann sich einbildet, von eben so vornehmen Geschlechte zu seyn, als der König, nur ein Mährchen. In Hinsicht der einzelnen Völkerschaften, bemerkt man, daß die Katalonier die wirksamsten Menschen zu Handarbeiten, zum Gewerbe und zum Reisen sind. Die Valenzier lieben mehr die Häuslichkeit und haben einen mehr finstern und argwöhnischen Charakter. Die Alt-Kastilier sind sehr arbeitsam, dabei freimüthig, und halten an ihren alten Sitten. Man findet unter ihnen Bauern, die ihren Töchtern an 1000 Dublonen als Heirathsgut mitgeben. Die Neu-Kastilier sind großmüthig und standhaft, aber mehr zur Unthätigkeit geneigt. Die Aragonier sind eine Mischung der Alt-Kastilier und Katalonier, doch mehr den Erstern ähnlich. Die Biscajer sind scharfsinnig und fleißig, und Feinde alles Zwanges. Die Galizier sind zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet und geben sich alle Mühe etwas zu verdienen, daher werden Tausende von ihnen jährlich in andere Gegenden Spaniens, so auch nach Portugal, geschickt, um als Schnitter, Winzer ꝛc. Etwas zu verdienen. Die meisten Spanier gehen noch in ihrer Nationaltracht, dieses versteht sich besonders von denjenigen, die in den Provinzialstädten und auf dem Lande leben, in der Hauptstadt und in den großen Handelsstädten tragen sie sich auch nach dem allgemeinen Europäischen Kleiderschnitt, wie es die Mode gebietet. Die Natio-

naltracht besteht in einem schwarzen Rocke, braunem Mantel, rundem Hute und langem Degen, wie in den älteren Zeiten. Die große Liebe zum Tanze, die der Spanier besitzt, und worin ihm seine natürliche Ernsthaftigkeit nicht im Wege ist, wie man es so oft von der Spanischen Grandezza glaubt, und dann der übermäßige Genuß hitziger Getränke und Gewürze, so wie überhaupt aller gewürzten Sachen, bringen hin und wieder seine Gesundheit in Gefahr.

Was die Erziehung und Bildung zu den Wissenschaften und Künsten betrifft, so lag die erste Bildung der Jugend ehemals ganz in den Händen der Geistlichkeit. Die erste Schulbildung erlangte der Knabe größtentheils in den Klöstern, es konnte daher nicht fehlen, daß sich hier manche Vorurtheile und mancher Aberglaube mit einschlich, und in das reifere Alter übertragen wurde, und so pflanzten sie sich auch von dem Vater wieder in der häuslichen Erziehung auf die Kinder fort; und wenn es hier gleich auch nur auf die Glückseligkeit ankommt, die eben sowohl beim Aberglauben und einer mehr finstern Erziehung erlangt werden kann, als bei einer aufgeklärten; so bringt jene doch in das Geschäftsleben manche schiefe Ansicht und manches unrichtige Urtheil. Unter den öffentlichen Anstalten ist besonders das adeliche Erziehungscollegium zu Bergara in Guipuzcoa die vorzüglichste. Der gelehrte Unterricht, der auf der Königlichen Ritterakademie zu Madrid, auf mehreren akademischen Gymnasien, wovon die meisten für junge Leute von Stande bestimmt sind, und auf 24 Universitäten ertheilt wird, ist zwar in manchen Stücken in neuerer Zeit verbessert worden; allein durch den starken Einfluß der Geistlichkeit sehr beschränkt. Dieser und der Druck der Büchercensur hemmten bisher die Preß- und Lesefreiheit, und unterdrückten dadurch jeden zur fruchtbaren Erweiterung des gelehrten Wissens unumgänglich nöthi-

gen Untersuchungsgeist. Diejenigen Bücher, die daher in Spanien gedruckt worden, haben alle, mehr oder weniger, diesen Geist der Unterdrückung in ihrem Gepräge; auch werden in Spanien nach dem Maaßstabe anderer Reiche, in denen Geistesfreiheit herrscht, nur wenig Bücher gedruckt, und vom Auslande kommen beinahe noch weniger in das Königreich. Es sind zwar in neuerer Zeit einige literarische Journale erschienen; allein bei den Unruhen im Lande zum Theil auch wieder eingegangen, und besonders nach der Vernichtung der Constitution im Jahre 1823; und da überhaupt, wie bekannt, in Ruhe und Frieden nur die Wissenschaften und Künste gedeihen, so wird Spanien bei den gegenwärtigen Spaltungen im Innern wohl noch eine Weile auf einen literarischen Markt, einen ausgedehnten Buchhandel verzichten müssen. Betrachtet man nun die Gelehrsamkeit nach diesem Prospectus, so wird man sich nicht wundern, daß sich die Philosophie, die Theologie, das kritische Studium der Bibel, die Kirchengeschichte und das kanonische Recht nie mit Erfolg haben empor arbeiten können, und daß die Königliche Akademie der heiligen Kanons, der Liturgie, Kirchengeschäfte und kirchlichen Disciplin ꝛc. noch keine große Reformation bewirken konnte. Physik und Chemie blühen in Spanien erst auf; dagegen zeichnen die Spanier sich in den Fächern der Naturgeschichte, besonders in der Botanik, dann in der Arzneikunde und Chirurgie, in der Mathematik, in der theoretischen und praktischen Rechtsgelehrsamkeit, der Philologie, in Rücksicht auf die Muttersprache, und in der Beredsamkeit und Poesie, vorzüglich in Letzterer, aus; auch in der Profan-, besonders der vaterländischen Geschichte, haben sie sich ausgezeichnet. Zu ihrer Kunde in der Naturgeschichte trug besonders die Entdeckung Amerikas, ihre Kolonisirung daselbst, und zur Mathematik ihre ausgebreitete Schifffahrt bei. Zur Hebung der

genannten Fächer des Wissens sind folgende Anstalten vorhanden: Drei Akademien der Wissenschaften zu Madrid, Sevilla und Barzellona; zwei mediciniſche Akademien zu Madrid und zu Valenzia, nebst einem chirurgiſch-mediciniſchen Institute; eine mineralogiſche Schule; eine Königliche Staats-Ingenieurs-Geographengesellschaft; eine geographiſche Gesellschaft zu Valadolid; eine Königliche Akademie der Geſchichte; eine Königliche Lateiniſche Akademie zu Madrid; einige juriſtiſche Akademien ꝛc. Die Königliche Bibliothek zu Madrid, die öffentlichen Bibliotheken der Universitäten, diejenigen mehrerer Domkirchen und Klöſter, die Bibliothek des Eskorials, die Sternwarte zu Madrid und Cadix, das chemiſche Laboratorium, der botaniſche Garten und die Naturalien- und Kunſtkabinette in der Hauptſtadt bieten gute Hülfsmittel zur wiſſenſchaftlichen Vervollkommnung dar. — In den ſchönen Künſten haben ſich die Spanier eben ſo ausgezeichnet, wie in den ſchönen Wiſſenſchaften. Von ihrem Geſchmacke in der Baukunſt zeigt das prachtvolle Escorial, welches von Spaniſchen Baumeiſtern aufgeführt worden. In der Malerkunſt oder Malerey haben ſie Werke geliefert, die denen der Italiener in der glänzendſten Zeit nicht nachſtehen, z. B. von Luiz de Vargas, Ribera, genannt Spagnoletto, Diego Velasquez de Silva, Murillo, Velaſco, Juan de Toledo ꝛc. ꝛc. Die Bildhauerkunſt iſt gleichfalls mit Eifer und Glück bei ihnen getrieben worden, und ein Alonſo Berruguette, Baptiſta Monegro, Baptiſta de Toledo, Juan de Herrera, Montanes, Dominico de la Rioja, Manuel de Contreras, de Meſſa, Pietro de Mena, Joſeph de Mora ꝛc., haben ſchöne Werke geliefert. Die Kupferſtecherkunſt iſt durch Carmona, Selma, Ballaſter ꝛc. in Anſehen bei ihnen gebracht worden,

und in der Stein- und Stempelschneidekunst haben Prieto, Gil, Sepulveda und Cruz ausgezeichnete Stücke geliefert, und auch noch gegenwärtig leben unter ihnen ausgezeichnete Künstler in der Maler-, Bildhauer-, Kupferstecher- und Steinschneidekunst. Zur Belebung dieser Künste giebt es in Madrid eine Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, zu Barzellona eine freie Zeichnenschule, zu Valenzia eine Akademie der schönen Künste, und Gemäldesammlungen in den Schlössern zu San Ildefonso und Madrid, in letzterer Stadt besonders in dem neuen Pallaste, und in Buen Retiro oder dem alten Pallaste. Was die Spanier in der Musik geleistet haben und noch leisten, davon findet man wenig angeführt, indessen darf man glauben, daß sie auch hierin gegen andere Nationen nicht zurückgeblieben sind, besonders in der Kirchenmusik, die in katholischen Ländern vorzüglich kultivirt wird.

Die herrschende Religion ist in Spanien allein die katholische, jedoch nicht mehr mit der Allgewalt und dem brennenden Eifer in Verfolgung anders Denkende durch die heilige Inquisition. Man fängt auch hier endlich an sich zu überzeugen, daß es nicht in dem Sinne des Erlösers, dem wir doch diese Heil und Segen bringende Religion verdanken, gehandelt sey, andere Religions-Verwandte mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, und daß man ein treuer Anhänger seiner Religion seyn kann, ohne Haß im Herzen gegen andere Religions-Verwandte zu tragen. Man findet in Spanien die Ceremonien der christlichen Religion noch in dem alterthümlichen Gewande, mit den sonderbarsten Verzierungen und Auswüchsen, welche ein zu großer Aberglaube giebt; auch findet man in keinem Lande so viele Kirchen, Klöster, Geistliche, Mönche und Nonnen, wie in Spanien: kein Land zählt so viele Wallfahrts- und Gnadenörter, Prozes-

sionen und Andächteleien, wie dieses. Nach einer Zählung vom Jahre 1787 lebten in Spanien 67,700 Mönche, und 34,000 Nonnen, und die Anzahl der Klöster betrug 3352, wovon 2122 Mönchs- und 1130 Nonnenklöster waren. Die Zahl der geistlichen Brüderschaften betrug über 25,000. Man zählt in Madrid allein an 77 Kirchen und 72 Klöster. Die hohe Geistlichkeit besteht aus acht Erzbischöfen, von denen der Erzbischof von Toledo Primas des Reichs ist, und ein und funfzig Bischöfen. Im Jahre 1820 wurde die Inquisition, die sonst überall Schrecken verbreitete, aber in neuester Zeit schon viel von ihrer Macht verloren hatte, aufgehoben; auch wurde die gänzliche Aufhebung der Klöster dekretirt; allein nach dem Sturze der Cortes, im Jahre 1823, wurde dieses Dekret wieder aufgehoben und auch die Inquisition wieder eingeführt. Wenn man zu allen Geistlichen und Kirchenbedienten in Spanien noch die geistlichen Ritterorden von Santiago, Calatrava, Alcantara und Montesa, und die Ritter des Malteserordens, welcher eine beträchtliche Zahl von Commenden in Spanien besaß, hinzufügt, so machte die Geistlichkeit noch im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts beinahe den dreißigsten Theil der ganzen Bevölkerung Spaniens aus.

Die Industrie der Spanier wird zwar durch einige gute, darauf wirkende Anstalten, wie z. B. durch patriotische Gesellschaften, die sich in verschiedenen Städten des Königreichs zur Beförderung der Landwirthschaft und der Gewerbe gebildet haben, aufgemuntert; allein trotz dieser redlichen Bemühungen steht sie im Ganzen noch auf einer sehr niedrigen Stufe, woran zum Theil, wie schon oben bemerkt worden, der Stolz des Spaniers, der sich zur Arbeit zu vornehm dünkt, dann seine Vorurtheile, die höchst unvortheilhafte Art, den Ackerbau zu bestellen, die Menge der Feiertage ꝛc. Schuld sind. Hierzu kommt nun noch sein Hang zur

Andächteley ꝛc. Der Ackerbau, der bei dem äußerst fruchtbaren Boden, wenn er thätig betrieben würde, Millionen fremden Geldes ins Land bringen könnte, ist so sehr vernachläßiget, daß man beinahe jährlich den dreißigsten Theil des Getreidebedarfs vom Auslande einführen muß, nach Bourgoing für 6 Millionen Livres. Ganze Strecken des besten Erdreichs liegen ungebauet, unter denen viele freilich nicht angebauet werden konnten, weil der Weidenzwang für die wandernden Schafherden eingeführt war; nur die arbeitsamen Einwohner von Valenzia haben rauhe Felsen und Moräste mit unsäglicher Mühe in fruchtbare Getreidefelder u. Maulbeerbaumpflanzungen verwandelt; auch sind die Güter der Geistlichen und der Klöster ungleich besser kultivirt, als diejenigen der Weltlichen. — Von allen Getreidearten findet man am häufigsten Weitzen, Gerste und Panizo gebauet. Die Letztere, eine Art Hirse, welche dem Mais ähnliche Aehren, aber nur kleine Körner hat, vervielfältiget sich sehr, und wird nicht nur zum Futter für das Vieh, sondern auch zu Brod gebraucht. Rocken wird nicht so häufig gebauet, und der Hafer ist noch seltener. Eine Art Erbsen, Garavangos genannt, sind sehr gemein im Gebrauche. Ueberhaupt ist zwischen den mittlern und äußern Provinzen, in Ansehung des Anbaues und der Fruchtbarkeit, ein großer Unterschied. Die mittlern oder innern Provinzen sind sehr heiß, haben zum Theil einen dürren, unfruchtbaren Boden und wenige Flüsse, daher hat man sich hier weniger auf den Anbau des Bodens gelegt, als in den äußern, die besser bewässert sind, mehr Schatten haben, und wegen der Lage am Meere, auch ihre Naturprodukte weit besser ausführen können. In den südlichen Provinzen trocknet das Getreide wegen der übergroßen Hitze und des Mangels an Regen sehr schnell, und soll eine Härte gleich dem Liefländischen gedörrten Getreide erhalten, daher wird es

in den Erndte-Monaten, nachdem es abgeschnitten worden, sogleich auf den unter freiem Himmel auf dem Felde liegenden Tennen, die gewöhnlich mit kleinen Kieselsteinen gepflastert sind, ausgedroschen; in den übrigen Landschaften bediente man sich noch bis zu Anfange dieses Jahrhunderts eines viereckigten Brettes, einer Quadratelle groß, das unten eingekerbt und mit kleinen scharfen Feuersteinen Reihenweise besetzt war. Auf dasselbe trat ein Mann, und trieb zwei daran gespannte Maulthiere oder Ochsen auf dem Getreide im Kreise herum. — Flachs- und Hanfbau hat sich in den neuern Zeiten ziemlich stark verbreitet, und in einigen Gegenden ist man auch stark mit dem Bau des Safrans, des Krapps, des Waids, der Baumwolle, und in Granada und Valenzia auch des Zuckerrohrs beschäftiget. — Der Safran wird in la Mancha und Andalusien in so großer Menge gebauet, daß man nicht allein ganz Spanien damit versorgen, sondern auch ganz Europa damit versehen könnte. Die Spanier thun ihn an alle Speisen, er wird auch häufig in andere Länder und nach Amerika ausgeführt; s. auch den Art. Safran. Das Pfund kostete daselbst in guten Jahren 5 Piaster. Um ihn schwer zu machen, wird er mehr als einmal durch Oel gezogen. — Um den Ackerbau zu heben, und den Boden in mehreren Gegenden des Reichs, besonders aber die Sierra Morena urbar zu machen, hatten sich schon mehrere patriotisch denkende edle Männer für das Hinziehen der Kolonisten in solche unbebaute, wüste, rauhe Stellen geäußert; allein ihre Wünsche und Vorschläge wurden immer überhört, bis es dem Grafen Paoli Olavides gelang, daß seine im Jahre 1766, die Urbarmachung der Sierra Morena betreffende Vorstellung zwei Jahre nachher von der Regierung genehmiget und auszuführen befohlen wurde. Die Sierra Morena, ein Gebirge, welches

in Neu-Kastilien zwischen den Landschaften Estremadura, Andalusia und la Mancha liegt, und 15 bis 16 Meilen lang und mit den abhängendsten Klippen besetzt ist, war damals durchgehens nur mit Holz und dem undurchdringlichsten Gesträuche bewachsen, und Reisende, die zu Lande von Madrid nach Cadix den Weg durch diese Gegend nehmen mußten, waren bei jedem Schritte in Gefahr, entweder ein Raub der sich daselbst aufhaltenden reißenden Thiere oder Straßenräuber zu werden. Dieses Land sollte nun urbar gemacht werden, jedoch erlaubte es der Mangel am Volke in Spanien nicht hierzu Anbauer herzugeben, da noch in so vielen andern unkultivirten Gegenden dergleichen Leute nöthig waren. Man deschloß daher sie aus andern Ländern zu holen. Ein Bayerscher Oberstlieutenant, Namens Thurriegel, erhielt den Auftrag oder nahm es über sich 6000 Menschen katholischer Religion, zu diesem Zwecke anzuwerben, und nachdem derselbe eine schriftliche Vollmacht vom Könige erhalten, reisete er durch Frankreich, Lothringen und Deutschland, ließ Zettel drucken und anschlagen, worin er denen, die dieses Anerbieten anzunehmen gesonnen wären, außerordentliche Vortheile, die der König von Spanien ihnen zustehen wolle, zusagte. Diese, zum Theil falsche, Vorspiegelungen waren jedoch nicht hinreichend, in der vorgegebenen Zeit eine solche Anzahl Menschen aus katholischen Ländern herbeizuschaffen oder anzuwerben; man versuchte daher auch die Werbung in protestantischen Ländern, z. B. in Hamburg und an andern Orten, und führte eine gute Anzahl mit der Religions-Verfassung und der Inquisition in Spanien nicht bekannter Leute von da zu Schiffe fort, welchen man eingeschärft hatte, sich bei ihrer Ankunft auf Spanischem Boden für Katholiken auszugeben, und diese waren auch verblendet genug, sich auf die dieserhalb an sie geschehene Anfrage, als

solche zu bekennen. Nachdem die oben festgesetzte Anzahl Leute beisammen war, wurden sie nach dem Orte, der künftig ihnen durch ihren Fleiß die Nahrung reichen sollte, abgeführt; allein ihr Erstaunen war unbeschreiblich groß, als sie statt Häuser, worin sie sich von ihrer langen und beschwerlichen Reise wieder zu erholen glaubten, nichts als Klippen, Holz und undurchdringliches Gebüsch antrafen. Alle Eingewanderte wurden nun in ein nicht sehr geräumiges Kloster, worin sie ein so eben angelangtes Regiment Soldaten und Mönche vorfanden, eingesperrt, und was nicht in diesem Raume Platz hatte, oder nicht darin placirt werden konnte, mußte sich außerhalb desselben, so gut es nur gehen wollte, behelfen. Da nun diese getäuschten Unglücklichen hier keine Hülfe sahen, so brach eine öffentliche Unzufriedenheit unter ihnen aus, die so wenig durch Güte, als durch Ernst zu mildern war. Dieses Mißvergnügen wurde nun noch dnrch einen Deutschen Kapuziner aus Eifer für seine Religion und für sein Vaterland, und von einem geheimen Haß gegen den Grafen Olavides dergestalt vermehrt, daß es zu einer Empörung gekommen seyn würde, wenn diesem Mönche ein längerer Aufenthalt unter ihnen wäre gestattet worden. Man vermuthete, daß die von Letzterem dem Grafen gemachte Beschuldigungen darin bestanden, daß er einen ansehnlichen Theil Protestanten, die nachher ihre Religion bekannt, und das Verlangen, wiewohl vergeblich, geäußert hatten, wieder in ihr Vaterland entlassen zu werden, gegen die mit ihm getroffene Bedingung und wider ihre Glaubensregeln nach Spanien zu bringen gesucht hatte, und diese Vermuthung gewann noch mehr Glauben durch das üble Schicksal, welches den edlen Olavides nachher betraf; denn es wurde ihm nach angestelltem Prozeß folgendes Urtheil bekannt gemacht: daß die heilige Inquisition ihn für einen offenbaren Ketzer und für einen der

heiligen Römisch-katholischen Religion Abtrünnigen erkläre; er ward verdammt, acht Jahre in ein Kloster gesperrt zu werden, wo er die vier ersten Jahre aus dem Catechismus in den Glaubensartikeln unterrichtet, die ganze Zeit über aber alle Freitage mit Wasser und Brod gespeiset wurde; es wurde ihm aufgelegt, täglich sieben Ave Maria, den Rosenkranz und den Glauben kniend zu beten; statt des San benito, dieser Tracht eines überwiesenen Ketzers, wovon man ihn dispensiren wolle, solle er Zeitlebens ein strohfarbenes Kleid von gewöhnlichem Tuche tragen; von allen Ehrenämtern im Reiche ausgeschlossen seyn; jederzeit zu Fuße gehen; auf immer zwanzig Meilen vom Hofe und den Königlichen Schlössern verbannt seyn; geistliche Uebungen anstellen, und keine, als die Werke des Bruders Louis von Granada lesen. Es fehlte also weiter nichts, als das San benito, um den edlen, für sein Vaterland aufrichtig eingenommenen, nur etwas unvorsichtigen Grafen Paoli Olavides auf den Scheiterhaufen zu bringen, und dieses bloß darum, daß er Protestanten in sein Vaterland gezogen. Das Schicksal dieser unglücklichen Kolonie war, daß von den 6000 Seelen, nur etwa die Hälfte als Anbauer ihren Unterhalt fanden, die andere Hälfte, nach den Angaben der Spanier, das Schlachtopfer eines veränderten Himmelsstriches und der gänzlich ausgesetzt gewesenen fremden Luft geworden sind. Hierzu macht der damalige Berichterstatter *) noch die Bemerkung: daß wenn man über die in allen hiergängigen Zeitungen angeführte traurige Geschichte in einem Minorirenkloster zu Alcantara, in der Landschaft Estremadura, fünf mit modernden Menschenkörpern angefüllte Gefängnisse nach einem Brande entdeckt zu haben, nachdenkt, und dabei das bekannte Verhalten der In-

*) Hannöversches Magazin, 1786, St. 53, S. 835 u. f.

quisition, wenn betitelte Ketzer in ihre Hände fallen, in Erwägung zieht, man wegen der Wohlfahrt unserer auf eine so unedle Weise dorthin gelockter vielen deutschen Glaubensgenossen in billiger Besorgniß stehen müsse, wenigstens mit Gewißheit behaupten könne, daß diejenigen, die etwa ihr Leben als Beute davon getragen haben, anders reden müssen, wie sie denken. — Dieses war nun das Schicksal der von der Regierung versuchten Kolonisirung der Ausländer auf dem Boden Spaniens, um den Ackerbau zu befördern. Auf diesen mißlungenen Versuch sind keine andern gefolgt; außer, daß in dem Zeitraume von Napoleons Herrschaft, oder wenigstens unter seinem Einflusse auf Spanien, mehrere Franzosen dahin gezogen sind, besonders mit dem damaligen, von Napoleon eingesetzten Könige Joseph Napoleon, wodurch ein regeres Leben in den Gewerben zwar entstanden, welches aber durch den Krieg und den nachfolgenden Revolutionen wieder vernichtet worden, ja Letztere haben den Ackerbau, der sich hin und wieder neu zu beleben anfing, einen empfindlichen Stoß versetzt, von dem er sich sobald nicht wieder wird erholen können.

Der Gartenbau und die Obstbaumzucht werden auch, nach dem Verhältniß des Bodens und Klimas, nicht stark genug betrieben, nur zwei Gegenstände darin, der Wein- und Oelbau, beschäftigen die Aufmerksamkeit des Spaniers und spornen seinen Fleiß. Aus den Weintrauben bereitet man entweder Wein oder Rosinen, und führt dabei einen großen Theil ins Ausland; aus den schlechteren Gattungen brennt man Branntwein. Die weinreichsten Provinzen sind: Kastilien, Aragonien, Katalonien, Valenzia, Andalusien, Navarra und Galizien. Die Weine sind von verschiedener Farbe, und zum Theil ihrer Stärke, zum Theil ihrer Süßigkeit und Lieblichkeit wegen beliebt, der gewöhnliche Wein, der zu Madrid von Leuten aus al-

len Ständen getrunken wird, ist der aus la Mancha. Der Oelbaum versieht das Land hinreichend mit Oel, obgleich man daselbst eine große Menge jährlich verzehrt.

Was die Viehzucht anbetrifft, so ist besonders die Schafzucht in diesem Königreiche von großer Bedeutung, und ehemals noch mehr, als jetzt. Sie wird das kostbarste Kleinod in der Krone der Könige von Spanien genannt, und zu ihren Gunsten sind mehrere den Ackerbau bedrückende Verordnungen in Hinsicht der Weiden erschienen, um die Wanderschafe darauf zu erhalten. So z. B. hatten die reichen Besitzer der wandernden oder Merinoschafe: der Hof, der hohe Adel, die Geistlichkeit und die Klöster, das Recht ihre zahlreichen Herden auch auf fremden Grund und Boden durchziehen und weiden zu lassen; welches Recht in neuerer Zeit etwas beschränkt worden. Man rechnet auf das ganze Königreich 8 bis 10 Millionen theils wandernder und feinwolliger Merinos, theils stillliegender oder Stallschafe. Es giebt Eigenthümer von 20, 30, auch wohl 40,000 Schafen; der Gewinn an feiner Wolle wird auf 125 bis 130,000 Centner, an Werth 8,330,000 Thaler geschätzt; s. den Artikel Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139. Auf die Schafzucht folgt die Pferdezucht, welche besonders in Andalusien, Asturien und Cordova betrieben wird, aber doch durch den häufigen Gebrauch der Mauleseln und der daher betriebenen Mauleselzucht eine Verminderung erlitten hat. Die Andalusischen Pferde hält man für die schönsten, besonders die Hengste, nnd die Asturier für die stärksten. Die Mauleseln- oder Maulthierzucht wird stärker, als die Pferdezucht betrieben, weil man sich dieser Thiere in den Gebirgen bedient. Die besten findet man in la Mancha. Dasjenige Maulthier, welches den oft aus dreißig Maulthieren bestehenden Zug in den Gebirgen

beschließt, trägt eine große cylinderförmige Glocke, deren Töne in den wilden Schluchten bei dem langsamen Verhallen schauerlich das Ohr treffen sollen. Die schwer belasteten Thiere eines solchen Zuges, Recaa genannt, sind an einander gebunden, und gehen eins hinter dem andern her, und jene Glocke, die den malerischen Namen Zumba führt, sagt dem Führer, daß der Zug bei einander ist. — Die Rindviehzucht wird in Spanien am nachläßigsten betrieben, weil man keine Butter macht, sondern sich statt derselben des Olivenöls, und statt der Kuhmilch der Ziegenmilch bedient; auch Käse wird nur sehr wenig verfertiget. Indessen braucht man die Stiere zum Stiergefechte und zu den Novilladas, Kampfspielen, welche die Stiergefechte im Kleinen nachahmen. Man gebraucht hierzu die jungen Stiere (Novillos), die man aber nicht tödtet, sondern bloß mit kleinen Wurfpfeilen, die mit bunten Flittern ausgeschmückt sind (Banderillas), auf einem Marktplatze herumhetzt. Da diese auf diese Weise geängstigten Thiere nicht selten über die nur niedrigen Schranken oder Barrièren hinwegsetzen und in die Haufen der Zuschauer springen, so werden ihnen die Hörner gestumpft und mit Wulsten von Leder bedeckt, auf welche Weise nicht leicht Schaden angerichtet werden kann. An diesen Spielen, so einförmig sie auch sind, hängt das Volk mit Leib und Leben, und es wird nicht satt, an den wunderlichen Sprüngen des mit Pfeilen beworfenen Stiers sich zu ergötzen. Das übrige Rindvieh wird dann auch noch zum Ziehen der Bauernwagen gebraucht. Man spannt zwei Ochsen vor einen solchen winzigen Bauernwagen, dessen ungeschmierte Räder gar keine Felgen haben, sondern nur eine große Scheibe bilden, welche, statt um die Achse zu laufen, sich mit dieser umdreht, welches ein unerträgliches Gekreische macht, daß man in den Berggegenden sehr weit hören kann, und das, wie man

sagt, dazu dienen soll, die Wölfe zu verscheuchen. — Die Ziegenzucht wird nach der Schafzucht am stärksten betrieben, und die Milch, die wegen der guten Bergweiden, die das Vieh genießt, sehr schmackhaft ist, statt der Kuhmilch, wie auch schon oben angeführt worden, benutzt. Auch Schweine zieht man überall in großer Anzahl. Was die Federviehzucht anbetrifft, so schweigen darüber die meisten Schriftsteller; es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß auch sie, wenn nicht allein des Nutzens wegen, doch auch so ihre Liebhaber daselbst findet oder finden wird, besonders die Hühnerzucht. — Die Bienenzucht wird von den Landleuten in mehreren Gegenden stark betrieben, auch mancher Pfarrer hält bis 5000 Stück, daher ist Honig reichlich vorhanden; allein das Wachs reicht bei der großen Menge Kirchen bei weitem nicht hin, in welchen oft verschwenderisch damit umgegangen wird; daher kommt Wachs noch aus dem Auslande. — Die Seidenzucht wird in den südlichen Provinzen überaus stark betrieben; man schätzt die jährliche Produktion der Seide wenigstens auf zwei Millionen Pfund, in guten Jahren nahe auf drei Millionen. Man baut sie in den Provinzen Valenzia, Murzia, Granada, Estremadura und Aragon; allein die Provinzen Valenzia und Estremadura liefern die feinste. Als die Kaufleute im Jahre 1762 den König bewegten, die Ausfuhr der rohen Seide zu erlauben, machten sie einen Anschlag von der Seidenerndte in ganz Spanien, und rechneten: daß das

Königreich Valenzia jährlich liefert:	1,150,000 Pfd.
= Murcia	400,000 =
= Aragonien	170,000 =
= Granada	100,000 =
	1,820,000 Pfd.

Estremadura ist hier gar nicht angeführt worden.

Was die Jagd und Fischerey anbetrifft, so nährt Erstere wohl hin und wieder einzelne Bewohner, nicht aber ganze Gemeinden, wohl aber Letztere, welche in den Flüssen und im Meere betrieben wird; in dem Letzteren fängt man Thunfische, Sardellen und Makrellen; allein die ehemals starken Auflagen auf das Salz, dann die Unsicherheit auf dem Mittelländischen Meere vor den Afrikanischen Seeräubern, und dann auch die Unthätigkeit der Spanier selbst, hemmten bisher den Fischfang so sehr, daß man jährlich für beinahe 5 Millionen Piaster Fische vom Auslande beziehen mußte. Nur die Einwohner von Galizien und Biscaja betreiben sehr fleißig die Landesfischerei.

Der Bergbau wird in Spanirn größtentheils nur auf unedle Metalle betrieben, seitdem man die edlen aus Amerika bezog. In alten Zeiten waren die Spanischen Bergwerke sehr ergiebig und berühmt; aber bei dem Verfall des Römischen Reichs hörte man auf, sie zu bearbeiten. Die Gothen und andere nördliche Völker gaben sich damit nicht ab; auch findet sich keine Nachricht, daß zur Zeit der Araber oder Mauren in Spanien der Bergbau wieder betrieben worden sei. Erst durch die Entdeckung der neuen Welt und der dortigen reichen Gold- und Silbergruben wurde die Thätigkeit der Spanier in Absicht auf die Bergwerke ihres Landes wieder rege. Unter Karl dem Fünften und seinem Sohne Philipp dem Zweiten fand man viele, die weit reichhaltiger waren, als die Amerikanischen. Es gab dergleichen Werke, da man aus einem Centner Erde 10, 15, 30, 60 ja 100 Mark Silber bekam. Das Bergwerk zu Villa-Gutierre, nicht fern von Sevilla, in welchem 150, ja zum öfteren 300 Menschen arbeiteten, lieferte täglich ungefähr 170 Mark Silber; allein es fehlte schon damals an einer hinlänglichen Zahl verständiger Bergleute, und in den folgenden Regierungen der Könige aus dem Oesterrei-

chischen Hause ward dieser Gegenstand ganz vergessen, weil, wie schon oben bemerkt worden, die Amerikanischen Besitzungen reichliche Ausbeute lieferten; nur erst in der neueren Zeit fing man wieder an, auf die Bergwerke im Lande, die Spanischen, Aufmerksamkeit zu verwenden. In den ersten Lüstres dieses Jahrhunderts arbeitete man nur in einem einzigen Bergwerke auf Silber, nach Gold wurde gar nicht gesucht. Kupfer wurde aus zwei Gruben gewonnen, jährlich ungefähr an 600 Centner. Zinn gewinnt man nur aus einem einzigen Bergwerke bei Monte de Rey. Am stärksten betreibt man den Bergbau auf Eisen, Bley und Queckſilber in mehreren Provinzen. Die reichsten Bleygruben sind in Jaen und Granada. In der Gegend des Städtchens Canjager sind allein 117 Bleygruben im Gange. Die Queckſilberbergwerke bei Almada in la Mancha geben allein 2000 Arbeitern Brod, und liefern jährlich 15—20,000 Centner Queckſilber und ungefähr 60 Centner Zinnober. Ausserdem wird noch in Valenzia auf Queckſilber, und in andern Orten auf Kobalt und auf Galmey gearbeitet. Steinkohlen gräbt man nur in Katalonien, Schwefel aber in Asturien, Aragonien, Granada und Andalusien. Vitriol- und Alaunwerke sind zu Alcares in Aragonien, auch waren viele Mühl-, Schleif- und Baustein-, Marmor- und Alabasterbrüche im Bau.

Was die Manufakturen und Fabriken betrifft, so stehen diese noch lange nicht auf der Höhe, wo sie seyn könnten, wenn in diesen Zweigen mehr Thätigkeit und Aufmerksamkeit herrschte; denn was darin geschieht, ist zwar schon ansehnlich, aber immer noch nicht hinreichend; auch fehlt das Zutraun, besonders bei Ausländern; denn wenn gleich die Regierung geschickten Ausländern ansehnliche Vorrechte gestattet, fähige Inländer in auswärtige Fabrikörter auf ihre Kosten zur Vervollkommnung reisen läßt; denjenigen öffent-

liche Unterstützung giebt, welche große Fabrikanstalten errichten, so konnten bisher diese Zweige der Gewerbsamkeit noch nicht zu der Blüthe gebracht werden, wie es in andern, selbst kleineren, Staaten der Fall ist. Hierzu wirkt nicht allein das Mißtrauen, welches durch so manche unrichtig berechnete Spekulation der Ausländer, durch so manchen Betrug erzeugt worden, sondern auch die Ueberladung der Königlichen Fabriken mit Verwaltungsbeamten, welche den ganzen Gewinn wieder aufzehren; dann auch Mangel an hinlänglicher Achtung des Arbeiters. Die wichtigsten Manufakturen, die das Königreich besitzt, sind die Watten-, Baumwollen- und Seidenmanufakturen. Erstere liefern nicht nur Flanell, Boy, Teppiche, Bänder und Zeuge verschiedener Art, sondern auch sehr feine Tücher. Die Manufaktur zu Segovia liefert jährlich allein über 8000 Stücke Tuch, jedes zu ungefähr 800 Berliner Ellen. Miguel Redondo hat im Jahre 1777 zu Medina Celi einen Weberstuhl erfunden, auf welchem ein Mensch viel leichter die breitesten Tücher verfertigen kann, als vorher gewöhnlich gewesen; und D. Juan de Prado hat die Kunst erfunden, den Wollenzeugen eine bewundrungswürdige Feinheit und weiße Farbe zu geben. Man verfertiget, außer in Segovia, auch feine Tücher in Guadalaxara, Medina Celi, Aloi, und an einigen andern Oertern. So wie die Spanische Vigogne-Wolle, so ist auch der Scharlach vorzüglich berühmt. Baumwollene Zeuge macht man in Barzellona und andern Orten Die Baumwollenmanufakturen haben, besonders seitdem die Einfuhr fremder Baumwollenwaaren verbothen und das rohe Material aus Amerika von den Eigangszöllen befreit worden, an Zahl und Beschäftigung zugenommen; auch die Einführung der Spinmaschiene hat wesentlich zur Verbesserung dieses Zweiges beigetragen. Man berechnete im Jahre 1774

den Werth der gesammten Baumwollenfabrikationen allein in Katalonien auf 40 Millionen Realen. — Seidenmanufakturen giebt es in Valenzia, Talavera de la Reyna, Toledo, Cordova und an andern Orten. Zu Talavera de la Reyna in der Provinz Toledo zählt man 336, und in Valenzia 3300 Seidenweberstühle, wovon jeder jährlich 190 Pfund Seide verarbeitet; sie beschäftigen 25,000 Menschen. Nach einigen andern Angaben sollen daselbst jährlich 900,000 Pfund Seide verarbeitet werden, ehemals über eine Million Pfund. Die Spanischen Damaste, Taffete und Sergen werden sehr geschätzt. Der schon oben angeführte Juan de Prado hat die Kunst erfunden, die Farbe der seidenen Zeuge beständig zu machen. Es giebt auch einige bedeutende Sammetmanufakturen. Die Waaren en haute und basse lice der Tapetenmanufaktur zu Madrid, geben denjenigen der Gobelinsmanufaktur zu Paris nichts nach. Die Zeichnungen und Farben werden von den Königlichen Malern angegeben. Die Teppiche, die man auf die Art der Türkischen verfertiget, sollen so schön, als diese seyn, oder ihnen doch wenigstens nicht viel nachgeben. Die Leinwandmanufakturen, worin auch Esparto verarbeitet wird, haben sich in der neueren Zeit gleichfalls mehr ausgebreitet, und besonders seit dem Jahre 1786, in welchem die Verordnung erschien, daß Flachs und Hanf von allen Auflagen befreit seyn sollten. Katalonien allein liefert jährlich für $1\frac{1}{2}$ Millionen Species-Thaler Leinwand. In andern Manufakturen verfertiget man Tischzeuge, Zwirn, Bänder ꝛc.; auch verfertiget man in einigen Provinzen schöne Spitzen, und weiß der Leinwand einen schönen Glanz zu geben. Die Segeltuchmanufaktur zu Carthagena beschäftiget 86, und diejenige zu Ferrol 100 Stühle. Unter den Hutmanufakturen zeichnet sich diejenige zu Sevilla aus, welche sehr feine Hüte liefert und durch das Verbot der Einfuhr aus-

ländischer Hüte sehr empor gekommen ist. Eine der wichtigsten Anstalten des Reiches ist die Königliche Tabaksfabrik zu Sevilla, die einzige im Königreiche, welche verschiedene Gattungen, sowohl Rauch- als Schnupftabaks, und darunter den in ganz Europa bekannten Spaniol aus Havannaischen Blättern liefert. An 180 Maulthiere treiben wechselsweise die Maschinen, und bei 1000 Personen arbeiten darin. Die Königliche Schatzkammer zog noch zu Anfange dieses Jahrhunderts aus dieser Fabrik jährlich an 20 Millionen Französischer Livres. In der Lederbereitung zeichnen sich die Spanier gleichfalls aus, nur ist der Absatz des Corduans, einer Spanischen Erfindung, nicht mehr so bedeutend, als ehemals, welches aber bloß eine Folge der wechselnden Mode ist. — Unter den Fabriken, worin Metalle, Erden ꝛc. verarbeitet werden, zeichnen sich besonders die Eisen- und Stahlfabriken in Biscaya aus, welche jährlich an 80,000 Centner Eisen in verschiedene Waaren umschaffen; die Flintenfabrik eben daselbst und zu Barzellona, die Klingenfabrik zu Toledo, deren Fabrikate sich durch Biegsamkeit und durch die schärfste Schneide sehr auszeichnen; dann auch der Blechhammer in der Gegend der Stadt Ronda in Granada, und die Drahtzieherey zu Bilbao. Spanien hat auch mehrere Fabriken, welche verschiedene Waaren in Gold, Silber und Komposition liefern; auch ist die Königliche Bijouteriefabrik zu Madrid bemerkenswerth. Ferner giebt es Messer-, Scheeren-, Nadel- ꝛc. Fabriken. In der Königlichen Spiegelfabrik zu San Ildefonso werden Spiegel zu 133 und mehrere Zoll Länge, 65 Zoll Breite und 1 Zoll Dicke in großer Vollkommenheit gegossen; auch macht man daselbst alle Arbeiten von Krystall, und vergoldet sie auch im Feuer. Die Königliche Porzellanfabrik im Schlosse Buen-Retiro in Madrid, die in Chinesischem Geschmacke arbeitete und

viele Arbeiter ernährte, ist gegenwärtig eingegangen. Die Fayancefabrik zu Alcora in Valenzia liefert zwar zierliche Gefäße, allein es fehlt denselben an Haltbarkeit, besonders springt leicht die Glasur ab, oder sie bekommt Risse. Wenn es gleich den Spanischen Fabriken nicht an technischer Fertigkeit fehlt, so mangelt ihnen doch der Geschmack in der Wahl der Form, so z. B. haben die Scheeren und Messer von San Ildefonso keine gefällige Form; auch sind die Preise der Fabrikate oft viel zu hoch, um den Absatz zu befördern; dieses sowohl, als auch die noch lange nicht hinlängliche Anzahl an Manufakturen und Fabriken, um die Nachfrage und den Verbrauch der Fabrikate im Lande zu befriedigen, verursacht, daß noch viele Millionen für auswärtige Manufaktur- und Fabrikwaaren fortgegeben werden. Auch haben die noch nicht ganz gestillten Unruhen in der jüngsten Zeit auf Spaniens Manufakturen und Fabriken einen nachtheiligen Einfluß geübt.

Der Handel Spaniens ist, ungeachtet der vortrefflichen Lage an zwei Meeren und seines Reichthums an natürlichen Produkten, doch mit den Europäischen Staaten größtentheils nur passiv; denn anstatt ihre Weine, Südfrüchte, Oel, Tabak, Kork, Wolle, Eisen, Seesalz ꝛc. den Europäern selbst zu liefern, und diejenigen fremden Produkte, deren die Spanier entweder selbst bedürfen, oder die sie wieder an andere Nationen verhandeln können, auf eigenen Schiffen selbst abzuholen, überlassen sie den Gewinn der Fracht, so wie des Zwischenhandels, den mit ihnen verkehrenden oder handelnden Völkern, welche ihnen ihre und fremde Waaren auf einheimischen oder eigenen Schiffen zuführen, und die Spanischen Produkte dafür abnehmen, wobei das Verhältniß zwischen Ein- und Ausfuhr immer so beschaffen ist, daß Spanien an jede Nation baares Geld herausgeben muß, welches besonders

in neuester Zeit sehr fühlbar geworden ist. Am meisten blüheten Gewerbe und Handel in Spanien im sechzehnten Jahrhunderte, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts fingen sie an abzunehmen, und nur erst unter Ferdinand dem Sechsten, noch mehr aber unter Karl dem Dritten, fingen sie wieder an zuzunehmen, oder sich zu erheben. Unter der Regierung dieses Fürsten wurden die Landstraßen verbessert, viele Abgaben und Bedrückungen aufgehoben, mit Anlegung schiffbarer Kanäle begonnen, auch die Küsten gegen die Seeräuber mehr beschützt, wodurch besonders der innere Handel sehr lebhaft ist betrieben worden. Auch der äußere Handel wurde unter der Regierung Karls des Dritten lebhafter, und der Vortheil, der aus dem Activhandel entsteht, nicht mehr andern zur See handelnden Nationen ausschließlich überlassen, wie es späterhin ihn wieder hat fahren lassen. Wenn gleich früher, als Spanien noch im Besitze der Südamerikanischen Länder Peru, Chili, Rio de la Plata, Mexico ꝛc. war, allen fremden Nationen der Zugang zu diesen Ländern gänzlich verboten war, und sie sich den dortigen Küsten nicht nähern durften, damit die Spanier den Handel und den Verkehr mit ihren Amerikanischen Ländern allein treiben sollten, so haben Letztere doch ein Paar Jahrhunderte hindurch nicht den geringsten Vortheil von ihrer Schiffahrt gehabt, und sind nur Bevollmächtigte der Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener gewesen, die durch sie ihre Waaren nach Amerika geschickt, und immer an der Rückfracht an Gold, Silber und andern Waaren den größten Antheil gehabt haben, so daß die Spanier, die ihren Namen zu diesem Handel hergaben, immer im Nachtheile waren. Denn von den seit den Jahren 1492—1724 aus Amerika nach Spanien öffentlich gekommenen 5000 Millionen Pesos an Silber und Gold, ohne das heimlich eingeführte zu rechnen, so war doch dieses

Land, in Vergleichung der meisten andern Nationen, ärmer, als vor dem Besitze der Amerikanischen Schätze, weil diese alle den Ausländern, besonders den Engländern, Holländern und Franzosen zuflossen, dagegen nahm seine eigene Industrie ab, weil es sich immer mit dem Besitze seiner Amerikanischen Reichthümer schmeichelte, unterließ es den eigenen Bergbau auf edle Metalle, den Ackerbau und viele wichtige Zweige der Industrie; auch lockte es eine große Anzahl fleißiger Bewohner des Mutterlandes zum Auswandern nach den Kolonien, wodurch wiederum jenes verlor. Spanien ist also seit dem Besitze seiner Amerikanischen Länder immer im Nachtheile mit seiner Industrie und seinem Handel gegen andere Nationen gewesen. Und wenn gleich der Regierung dieser Nachtheil im Handel, den andere Nationen unter Spanischem Namen ihm beibrachten, indem die Spanier nur ihre Factoren waren, bekannt war, so duldete sie es doch, aus Gründen, die sich schwer enthüllen lassen, indem selbst der eigene Handel durch drückende Auflagen sehr erschwert wurde. Im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, in den Jahren 1770—1780, machte der Minister Don Joseph Galvez, als Haupt des Indischen Handelskollegiums, dem Könige sehr zweckmäßige Vorschläge zur Beförderung des Handels durch Verminderung der Auflagen auf die Europäischen und Amerikanischen Schiffe und Waaren, die auch vom Könige genehmiget wurden. Die Schiffahrt nach den Inseln über dem Winde (Islas barlovento) und fast nach dem ganzen festen Lande von Amerika, zu welcher vorher nur der Hafen von Cadix das Recht gehabt, ward allen vorzüglichen Häfen Spaniens erlaubt, auch das ausschließende Recht nach Caraccas zu handeln, welches eine Gesellschaft zu S. Sebastian gehabt, ist allen Unterthanen des Königs erlaubt worden. Die heimliche Ausfuhr des Geldes, die durch

kein Verbot gehemmt werden konnte, ist seit dem Jahre 1750 sehr vermindert worden, nachdem der König einem jeden erlaubt hat, das Silber gegen 3 Procent aus dem Lande zu führen, welches jedoch in neuester Zeit, nach dem Verluste der Kolonien, einige Abänderungen erlitten. So ergiebig das Land ist, so hat es dennoch Vieles nöthig, was Bedürfniß und Luxus heut zu Tage unumgänglich fordern, als Spezereyen, Gewürze, Apothekerwaaren, Pelzwerk, Galanterie- und Metallwaaren, Queckſilber :c., sondern auch Vieles, was es bei mehr Industrie selbst erzeugen, auch wohl noch andern Nationen selbst geben könnte, z. B. rohe Häute, Wachs, Leinwand, seidene Zeuge, wollene Tücher und Zeuge, eingesalzenes Fleisch, Butter, Käse 2c. Ehemals hatten die Holländer so ziemlich den Spanischen Handel in Händen, welchen sie vorzüglich im 18. Jahrhunderte mit den Engländern, Franzosen und den Deutschen Handelsstädten theilen mußten. Die vornehmsten Waaren, welche die Holländer nach Spanien führten, waren Leinwand von allen Gattungen, wozu jedoch Holland selbst nur einen ganz kleinen Antheil lieferte, das übrige von diesen Waaren bekamen sie aus Brabant, aus Flandern, überhaupt aus den südlichen Niederlanden, Belgien; dann aus der Piccardie, der Normandie, Bretagne; aus Westphalen und aus Schlesien; ferner führten sie dahin alle Gattungen Ostindischer Kattune, Tressen, allerhand seidene und wollene Zeuge, seidenen Zwirnband, Zwirn, Fächer, kurze oder Quincailleriewaaren, Gewürzwaaren, Spezereyen, Getreide, woran es oft in Spanien fehlt, Schiffbauholz, Pech, Theer, Thauwerke, Segeltuch, Faßholz, Papier, Spielkarten, Juchten oder Juften, allerhand Kriegsbedürfnisse, Heringe, Lachs und andere, theils trockene, theils eingesalzene Fische, Butter und Käse 2c.; dann sehr viel gebleichtes Wachs, welches theils in Spanien, theils in Amerika zu den

Wachskerzen in den Kirchen verbraucht wird; dieser starke Abgang des Wachses in Holland, erhielt besonders die Wachsbleichen in diesem Lande. Unter allen diesen Waaren lieferte es an eigenen Produkten den Spaniern nur die Gewürzwaaren, die Ostindischen Kattune, die Heringe, Butter und Käse; die übrigen Waaren, die es den Spaniern lieferte, zog es aus Frankreich, England und Deutschland, die aber späterhin directe den Handel mit Spanien führten; dagegen lieferte ihnen Spanien eine ansehnliche Menge Wolle, Kastanien und Haselnüsse aus St. Sebastian; Bilbao lieferte: Wolle, Eisen, Safran, Kastanien, Pomeranzen und Citronen; Sevilla: auch Wolle, Oliven, Baumöl, Pomeranzen, Citronen, Corduan und eine ansehnliche Menge Wein; Mallaga: Wolle, Weine, Oliven, Baumöl, Feigen, Rosinen und Mandeln; Alicante: Weine, Feigen, Rosinen, Mandeln, Anies, die Soda oder Sode von der Pflanze Barille, Seife und Salz; Valenzia: Wein, getrocknete Früchte, eine große Menge Mandeln; und Barzellona viel Branntwein. Von der Seide in Spanien, welche, außer der Wolle, eine von den vorzüglichsten und einträglichsten Waaren dieses Königreichs ist, bekamen die Holländer wenig oder gar nichts, weil die Franzosen, die eine große Menge dieser Waare gebrauchen, sie selbst auf direktem Wege nahmen. So lange Cadix der Hauptsitz des Spanischen Handels, sowohl in Europa, als in Amerika war, geschahen alle Rückladungen an Waaren von Cadix aus. Sie bestanden 1) aus Piastern, welche man zu der Handlung nach Ostindien und in die Levante gebraucht; auch fanden damit Speculationen Statt. — 2) Aus Indig oder Indigo von Guatimala, welcher der beste unter allen ist. — 3) Aus Campecheholz und Cochenille. — 4) Aus Cacao von Caraccas, der beste unter allen Cacaosorten. — 5) Aus

Tabak von Varinas, Maracaibo, der Havanna u. v. St. Domingo. — 6) Aus Chinarinde oder Chinin, Sassaparille, Balsam und andern Specereywaaren. — 7) Aus Merinowolle, getrockneten Fellen ꝛc. Die Holländer, Franzosen und Engländer trieben auf verschiedene Arten den Handel nach dem Spanischen Amerika oder Westindien durch Cadix. Sie verkauften in diesem Hafen die Waaren, die zu der Handlung nach Westindien dienten, oder sie ladeten dieselbe auf ein Spanisches Schiff und schickten sie unter dem Namen eines Spaniers nach Peru oder nach Neuspanien, um sie dort auf ihre Rechnung verkaufen zu lassen, und den Betrag daoon erhielten sie durch die Besorgung ihrer Freunde zu Cadix in Piastern oder Naturwaaren zurück, oder sie nahmen Antheil an den Spekulationen, welche die Handlungshäuser in Cadix von Zeit zu Zeit mit gewissen Waaren unternahmen, von welchen sie vermutheten, daß sie am meisten gesucht werden, als gewisse Gattungen von Leinwand, wollenen und seidenen leichten Waaren, dergleichen Spitzen, welche besonders die Holländer in Frankreich, den Niederlanden, in England und Deutschland in ziemlicher Menge einkaufen ließen. Die andere Art die Handlung nach Westindien durch Cadix zu treiben, bestand darin, daß sie sich mit andern in Vergleich einließen, welche Schiffe absendeten, und ihnen eine gewisse Summe Geldes unter der Bedingung vorschossen, daß sie dieselbe, wenn das Schiff glücklich ankommt, mit einem gewissen Gewinne zurück erhalten, oder wofern es verunglücken sollte, verlieren. Dergleichen Gebrauch unter Kaufleuten war beinahe sonst nirgends als in Cadix bei dieser Gattung von Handlung üblich. Die Vortheile dieser Handlung ergaben sich aus dem Course der Versicherungsgelder, die sich eine Reihe von Jahren und bis zu dem Kriege des Jahres 1741 nach Vera Crux, bei 30 bis 33 für Hundert, und in den

übrigen Gegenden von Ostindien nach diesem Verhältnisse erhalten haben. Eben so konnte man auch aus dem folgenden Course, der bis auf vierzehn für Hundert gefallen war, leicht schließen, wie sehr diese Handlung seit jenem Zeitpunkte in Abnahme gerathen ist. Die Abnahme des Europäischen Handels durch Spanien nach den Kolonien ist durch den Handel, den die Kolonien in Amerika unter sich treiben, entstanden, und besonders stark treiben ihn die Engländer und die Nordamerikaner, und jetzt besonders bei der Trennung der Kolonien Spaniens vom Mutterlande. Spanien traf früher alle nur mögliche Maaßregeln, um durch ausgestellte Kriegsschiffe seine Küsten gegen diesen Handel der Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen ꝛc. von ihren Kolonien dahin zu bewahren; allein der Schleichhandel war nicht zu zerstören, und beförderte weit mehr, als in irgend einer andern Gattung von Handlung, den Untergang des rechtmäßigen. Besonders hat die Ueberlegenheit der Engländer das, was die Holländer durch St. Eustache und Kurassao gethan haben, auf etwas sehr geringes heruntergebracht. Diese Handlung war bis zu Anfange des letzten Drittels des verwichenen Jahrhunderts fast ganz in den Händen der Engländer, nur nachdem sich ihre eigenen Kolonien in Nordamerika losgerissen oder getrennt hatten, nahmen diese einen großen Theil des Handels fort. Die Uebermacht der Handlung der Engländer in den Spanischen Kolonien wurde ihnen durch die Stiftungen, die man ihnen durch den letzten Friedensvergleich zu Florida, Kampesche und Honduras überlassen hatte, noch überaus leicht gemacht worden. Dergestalt trieb England durch Amerika mit dem Spanischen Westindien die Hälfte der Handlung, welche alle Nationen in Europa zusammengenommen ehemals durch Cadix trieben. Es war übrigens schwer, dem Mißbrauche des Schleichhandels

in Neuspanien, welcher der rechtmäßigen Handlung aller Europäischen Nationen so großen Schaden zufügte, Einhalt zu thun, oder vielmehr dessen Zunahme, Vermehrung, zu hindern, und es wurde schon zu Ende des zweiten Drittels des verwichenen Jahrhunderts von vielen sich in den Amerikanischen Kolonien aufhaltenden Deutschen und Franzosen gemuthmaßt, daß diese Kolonien sich dem Mutterlande einmal entreißen würden; auch war man zu der Zeit schon besorgt, daß Neuspanien oder die Spanischen Kolonien den damaligen Großbritannischen Kolonien in die Hände fallen oder daß Großbritannien sie erobern würde; dieses hat sich jedoch Alles ganz anders gestaltet, und die Engelländischen Kolonien haben sich früher dem Mutterlande entzogen, denen jetzt die Spanischen gefolgt sind, wozu sie der gesperrte Handel oder der Handelszwang hauptsächlich gebracht hat. Großbritannien ist mit dem Verluste seiner Kolonien bestraft worden, weil es eine Reihe von Jahren einen Schleichhandel auf Kosten des ganzen arbeitsamen Europa's unterstützte und begünstigte, und Spanien zum Theil durch die Bedrückungen seiner Adoptivkinder in seinen ehemaligen Kolonien. Eine Ostindische Handelsgesellschaft betrieb früher einen Theil des Amerikanischen Handels. — Was den Landhandel Spaniens anbetrifft, so ist dieser nur unbedeutend und beschränkt sich bloß auf Frankreich und Portugal. An den Handel der Spanier mit den Kanarischen Inseln, woraus man gegen verschiedene Natur- und Kunstprodukte, Getreide, Wein, Wachs und Honig, Zucker, Orseille, Drachenblut ꝛc. bezieht, haben von jeher Engländer, Holländer und Nordamerikaner Theil genommen, und der Handel mit der Barbarey', woraus die Spanier Getreide und andere Lebensmittel, und mit den West-Afrikanischen Küstenländern, woraus sie Negersklaven für ihre Kolonien holen, ist nicht von großer Bedeu-

tung. Aber wichtig ist der Handel der Spanier außer Amerika auch mit den Philippinischen Inseln oder eigentlich mit Ostindien und China. Den erstern treibt eine Handelsgesellschaft unter dem Namen der Philippinischen oder Ostindischen Handelsgesellschaft, mit einem Fond von 120 Millionen Realen; seitdem aber die Regierung diesen Handel frei gegeben hatte, arbeiteten sich alle Spanische Seeplätze empor, und auch tiefer in das Innere verbreitete sich der Wohlstand der Küstenbewohner. Beinahe jährlich führte Spanien an Kaufmannswaaren über 300 Millionen, und an Gold, Silber und Edelsteinen an 800 Millionen Realen aus Amerika nach Hause, nachdem es dort an anderen Waaren einen Werth von 300 und mehr Millionen zurückgelassen hatte. Die nach Amerika eingeführten Spanischen Produkte der Natur und Kunst, machten etwa den zehnten Theil der gesammten Einfuhr aus, und den reinen Gewinn der Spanischen Kaufleute berechnete man auf 5 Millionen Thaler. Der Hauptmeßplatz für diesen Handel war Portobello; Packetbote, welche ehemals alle Monate einmal bis zweimal an verschiedenen Orten des Spanischen Amerika's und Westindiens, und Posten, die von den dortigen Häfen ins Innere des Landes regelmäßig abgingen, haben diesen Handel sehr befördert; so wie überhaupt in neuer und neuester Zeit sehr für den Handel durch Anlegung von Kanälen und durch gute Straßen, welche von der Hauptstadt nach allen Handelsplätzen und über die Pyrenäen bis nach Frankreich führen, gesorgt worden ist. — Anstalten zur Beförderung und Unterstützung des Handels, zur Handhabung der Handelsgerechtigkeit ꝛc. sind die St. Karls-Bank und die Escontokasse zu Madrid; die Assecuranzgesellschaften zu Cadix und Corunna, das General-Kommerz-, Münz- und Bergwerkskollegium zu Madrid, die demselben untergeordneten Kommerzkollegien, die Han-

delsgerichte zu Madrid und Cadix, und das See- und Landhandlungsconsulat zu Sevilla. Die in fünf Gilden eingetheilte Kaufmannsgesellschaft zu Madrid (los greminos), treibt nicht nur selbst einen starken Handel nach Amerika auf eigenen Schiffen, sondern wirkt auch durch mehrere Zeug- und Leinwandmanufakturen, die sie unterhält, und durch mehrere andere Mittel sehr vortheilhaft auf die Belebung des innern und auswärtigen Handels. Ueber den Handel und die Schifffahrt der Spanier sehe man auch die Artikel Handel, Th. 21, S. 596 u. 601 u. f.; Schiffahrt, Th. 143, S. 721 u. f. nach.

Was die Münzen, Maaße und Gewichte Spaniens anbetrifft, so herrscht darin manche Verschiedenheit oder es finden sich darin viele Abweichungen. In Hinsicht der Münzen oder des Geldes herrscht in Spanien eine große Verschiedenheit, welche aus der öftern Veränderung des Werthes der Münzsorten entstanden. Nach einer Verordnung vom 29. Mai 1772 hat man erst diesen Uebelstand, der dem Handel so nachtheilig ist, zu heben gesucht, und eine mehrere Gleichförmigkeit derselben eingeführt. Der Werth oder die Valuta des in Spanien berechneten Geldes ist entweder Silber (Moneta de plata) oder Kupfermünze (Moneta de Vellon). Gewöhnlich rechnet man aber nach Realen zu 34 Maravedis de Plata oder nach Realen zu 34 Maravedis de Vellon, und verschiedene Kaufleute führen Buch und Rechnung allein nach Maravedis de Vellon, welche sie, wie die Portugiesen ihre Rees, in Tausend und Millionen abtheilen, auch im Zahlen ein Quento Maravedis für eine Million rechnen; im gemeinen Leben rechnet man doch jederzeit nach Realen de Vellon und diese muß man immer verstehen, wenn bloß von Realen die Rede ist. Diese Reales de Vellon bedeuten eigentlich Silbermünze; da sie aber ehemals Kupfer waren, ist ihnen der Name Vellon geblieben; Kauf-

leute verstehen daher immer Silber unter Vellon; denn Kupfer nennen sie Cobre oder Calderilla. Die Reales rechnet man, sie mögen Silber- oder Kupfermünze seyn, zu 16 Quartos oder zu 34 Maravedis, den Quarto zu 4 Maravedis, und 8 Realen de Plata sind 15 Realen 2 Maravedis de Vellon; bei einzelnen Stücken werden aber die zwei Maravedis nicht mitgerechnet. Die vielen in Spanien gebräuchlichen, eingebildeten Rechnungsmünzen, nach welchen man handelt, kauft, verkauft und zahlt, werden in acht verschiedene Münzwährungen vertheilt, nämlich in die Kastilianische, Mexikanische, Katalonische, Majorkanische, Valenzische, Aragonische, Navarrische und Kanarische. — Die Kastilianische Währung, als die Hauptwährung, ist die gangbarste und enthält die gewöhnlichsten Münzen, nach welchen man gemeiniglich in Spanien rechnet; wenigstens rechnet man darnach in Bilbao, Cadix, Madrid, Malaga, Sevilla und zum Theil in Majorka. Es sind Reales de Velon zu 34 Maravedis des Vellon, und Reales de Plata antigua zu 34 Maravedis de Plata antigua. Mehrere Kaufleute führen aber auch Buch und Rechnung allein in Maravedis, welche sie, wie schon oben angeführt worden, in Tausende und Millionen abtheilen, im Zählen aber ein Quento Maravedis für eine Million annehmrn. Das Verhältniß der sämmtlichen gewöhnlichsten Kastilianischen Rechnungsmünzen ist:

Reales de Plata antigua.	Reales de Vellon.	Quartos.	Ochavos.	Maraved. de Plata antigua.	Maraved. de Vellon.	Dineros Castil.
1	$1\frac{15}{17}$	16	32	34	64	640
	1	$8\frac{1}{2}$	17	$18\frac{1}{16}$	34	340
		1	2	$2\frac{1}{8}$	4	40
			1	$1\frac{1}{16}$	2	20
				1	$1\frac{15}{17}$	$18\frac{14}{17}$
					1	10

Oder auch folgende Tabelle wird zur leichteren Uebersicht der Kastilianischen Währung und deren Verhältnisse dienen:

Dineros.	Maravedis de Vellon.	Maravedis de Plata.	Ochavos.	Quartos.	Reales de Vellon.	Real de Pl. antig.	Pesos de Pl.	Doblon.
1								
10	1							
$18\frac{14}{17}$	$1\frac{15}{17}$	1						
20	2	$1\frac{1}{16}$	1					
40	4	$2\frac{1}{8}$	2	1				
340	34	$18\frac{1}{16}$	17	$8\frac{1}{2}$	1			
640	64	34	32	16	$1\frac{15}{17}$	1		
5120	512	272	256	128	$15\frac{1}{17}$	8	1	
20480	2048	1088	1024	512	$60\frac{4}{17}$	32	4	1

Hiernach kann man beständig 17 Realen oder Maravedis de Plata mit 32 Realen oder Maravedis de Vellon vergleichen. — Die alten Wechselmünzen der Kastilianischen Währung werden bei dem Ausländischen Handel, besonders aber zur Bestimmung der Wechselcourse gebraucht, weshalb sie für Spanien allgemein sind. Man theilt sie gemeiniglich und insgesammt in 20 Sueldos, à 12 Dineros, und sie bestehen in dem Ducado di Cambio oder Wechsel-Dukaten von 375 Maravedis de Plata antigua. — Dublonen de Plata antigua oder alte Wechsel-Pistolen, von 32 Reales de Plata antigua. Peso de Plata antigua oder alte Wechsel-Piaster von 8 dergleichen. — Die neuen oder Provinzial-Rechnungsmünzen Kastilianischer Währung, sind bei dem einländischen Handel zum Theil auch in Malaga gebräuchlich. Sie enthalten den Doblon de Plata nueva oder provincial von 60 Reales de Vellon. Peso de Plata nueva oder provincial von 15 dergleichen. Reales de Plata nueva oder provincial von 2 Reales de Vellon oder 34 Maravedis de Plata nuevas. Ducado de Plata zu 11 Reales de Plata antigua, oder 704 Maravedis de Vellon. Ducado de Vellon zu 11 Reales de Vellon oder 374 Maravedis de Vellon. — Die nur bei gewissen Gelegenheiten vorkommenden Kastilianischen Rechnungsmünzen sind: Der Ducado de oro von $45\frac{3}{4}$ Reales de Vellon. Der Fracht-Ducado zu 12 Reales de Plata antigua in Cadix, und $22\frac{1}{2}$ Reales de Vellon in Malaga. Der Escudo al Sol zu 32 Reales de Vellon; der Escudo de oro zu 40 Reales de Vellon; der Escudo de Vellon zu 10 Reales de Vellon; der Real de Plata coriente zu 612 Kastilianische Dineros in Bilbao; der daselbst gewöhnliche Real de Plata von 512 Kastil. Dineros; der Blanca in Malaga, von $\frac{1}{2}$ Maravedi de Vellon;

der Carnado daselbst von $\frac{1}{4}$ dergleichen; der Doblon de oro de Cabeza zu 14 Reales, 9 Maravedis de Vellon; der Ducado de plata nueva zu $16\frac{1}{2}$ Reales de Vellon. Der Werth dieser Kastilianischen Rechnungsmünzen ist für die Köllnische Mark fein Silber $193\frac{1}{2}$ Reales de Vellon; $102\frac{4}{5}$ Reales de Plata antigua, 9,32 Ducado de Cambio, 12,85 Pesos, und 3,2112 Doblones de Plata antigua.

Die Mexikanische Währung war nicht allein im Spanischen Amerika gewöhnlich, sondern nach ihr wurden auch die Spanischen wirklichen Münzsorten ausgeprägt und gestempelt, z. B. 8 Reales auf 1 Spanischen Piaster, worunter man Mexikanische Reales zu verstehen hat. Das Verhältniß ist:

Peso.	Reales.	Quartos.	Mexikan. Maraved.
1	8	128	272
	1	16	34
		1	$2\frac{1}{8}$

Der Zahlwerth ist für die Köllnische Mark fein Silber $9\frac{39}{43}$ Pesos oder $47\frac{17}{43}$ Reales Mex. Währ.

Das Verhältniß der Rechnungsmünzen Katalonischer Währung, wonach Barzellona und zum Theil Majorka rechnen, ist:

Libra Catal.	Reales de Plata Catal.	Reales de Ardites.	Sueldos Catal.	Dineros Catal.	Mallas Catal.
1	$6\frac{2}{3}$	10	20	240	480
	1	$1\frac{1}{2}$	3	36	72
		1	2	24	48
			1	12	24
				1	2

Den Zahlwerth dieser Rechnungsmünzen bestimmt die Köllnische Mark fein Silber zu 18 Libras oder 120 Katalonische und 180 Reales de Ardites.

Das Verhältniß der Rechnungsmünzen Majorkanischer oder Mallorkanischer Währung ist Folgendes:

Libras.	Reales major.	Sueldos.	Tresetas.	Dobleros.	Dineros.	Mallas.
1	10	20	40	120	240	480
	1	2	4	12	24	48
		1	2	6	12	24
			1	3	6	12
				1	2	4
					1	2

In Rechnungen, und besonders bei Fakturen, bedient man sich sowohl der Kastilianischen alten Wechsel Pesos, als auch der Majorkanischen Libras, beide werden dann in 20 Sueldos à 12 Dineros eingetheilt. Der Zahlwerth wird durch die Köllnische Mark fein Silber zu $14\frac{2}{4}\frac{2}{3}$ Libras oder $145\frac{5}{4}\frac{}{3}$ Majorkanische Reales bestimmt.

Das Verhältniß der Rechnungsmünzen Valenzischer Währung, wonach Valenzia und Alikante rechnet, ist Folgendes:

Libra oder Peso.	Reales de Plata			Sueldos.	Dineros.
	antigua.	nuevas.	Valenzia.		
1	8	10	$13\frac{1}{3}$	20	240
	1	$1\frac{1}{4}$	$1\frac{2}{3}$	$2\frac{1}{2}$	30
		1	$1\frac{1}{3}$	2	24
			1	$1\frac{1}{2}$	18
				1	12

Hundert Valenzianische Libras, welche den Kastilianischen Pesos de Plata antiguas vollkommen gleich sind, werden in Conventionsmünze 103 Rthlr. 10 Gr. 2 Pf. werth gehalten.

Die Rechnungsmünzen Arragonischer Währung haben folgendes Verhältniß:

Libras.	Reales.	Sueldos.	Dineros.
1	10	20	320
	1	2	32
		1	16

Hundert Arragonische Libras sind an Werth 129 Rthl. 1 Gr. 1 zu 2 Pf, Conventionsgeld.

Die Rechnungsmünzen Navarrischer Währung haben folgendes Verhältniß:

Ducado de Navarra.	Libras.	Reales.	Carias.	Grosos oder Gruesos.	Ochavos.	Maravedis.	Cornados.
1	$6\frac{8}{15}$	$10\frac{8}{9}$	49	$65\frac{1}{3}$	196	392	784
	1	$1\frac{2}{3}$	$7\frac{1}{2}$	10	30	60	120
		1	$4\frac{1}{2}$	6	18	36	72
			1	$1\frac{1}{3}$	4	8	16
				1	3	6	12
					1	2	4
						1	2

Hundert Navarrische Ducados sind an Werth 141 Rthlr. 8 Gr. 1 Pf. Conventionsgeld, und 100 Libras 21 Rthlr. 15 Gr. und 2 Pf.

Die Rechnungsmünzen Kanarischer Währung haben folgendes Verhältniß:

Peso Corr.	Real. de Plata.	Real. Corr.	Quart. Corr.
1	8	10	80
	1	$1\frac{1}{4}$	10
		1	8

Diese Rechnungsmünzen werden auf den Spanischen bei Afrika gelegenen Inseln Kanaria, Teneriffa, Ferro, Fuerte Ventura, Gomera, Lancerota und Palma gebraucht. Der Zahlwerth wird durch die Cölln. Mark f. Silb. zu $12\frac{17}{20}$ Pesos od. $128\frac{1}{2}$ Reales Corr. bestimmt.

Die wirklich geprägten Spanischen Münzsorten mit ihrem Werthe in Kastilianischen alten Silber-Realen und Reales de Vellon, sind folgende (zur Vergleichung derselben mit den Rechnungsmünzen der Spanischen Währungen, ist in der letzten Linie ihre Größe oder ihr Werth in Kastilianischen Dineros beigefügt):

In Gold.	de Plata		de Vellon		Kastil. Dineros.
	Real.	Qurt.	Real.	Mar.	
Der Doblan de a ocho oder Medalla. Quadrupel oder die vierfache Pistole von 8 Escudos de oro oder 16 Piaster.	170	—	320	—	108800
Der Dublon de a quarto medio Medalla. Doppel-Pistole von 4 Escudos oder 8 Piastern.	85	—	160	—	54400
Der Dublon de oro oder die einfache Pistole oder Doppie von 2 Escudos oder 4 Piastern.	42	8	80	—	27200

	de Plata		de Vellon		
	Real.	Qurt.	Real.	Mar.	Kaſtil. Dineros.
In Gold.					
Der medio Doblon oder Escudo de oro efetivo, oder die halbe Piſtole von 1 Escudo oder 2 Piaſtern.	21	4	40	—	13600
Der Escodilo der Peſo duro de oro medio, Escudo de Oro, Coronilla Durillo v. 1 Piaſter.	10	10	20	—	6800
In Silber.					
Der Peſo duro, fuerte, Escudo de Plata, Piaſter oder Spaniſche Thaler.	10	10	20	—	6800
Der halbe oder Escudo de Vellon.	5	5	10	—	3400
Der $\frac{1}{4}$tel oder Peſeta Mexicana.	2	$10\frac{1}{2}$	5	—	1700
Der $\frac{1}{5}$tel oder Peſeta provincial.	2	2	4	—	1360
Der $\frac{1}{8}$ oder Real de Plata Mexicana.	1	$5\frac{1}{4}$	2	17	850
Der $\frac{1}{10}$ oder Real de Plata provincial.	1	1	2	—	680
Der $\frac{1}{16}$ oder halbe Mexikaniſche Silber Real.	—	$10\frac{5}{8}$	1	$8\frac{1}{2}$	425
Der $\frac{1}{20}$ oder Real de Vellon.	—	$8\frac{1}{2}$	1	—	340
In Kupfer.					
Der Doppel-Quarto.	—	—	—	8	80
Der einfache.	—	—	—	4	40
Der Ochavo oder jetzige neue Maravedi de Plata.	—	—	—	2	20
Der Maravedi de Vellon.	—	—	—	1	10

Von Papiergeld hatte man Vales oder Anweisungen auf die aus Amerika zu erwartenden Silberpiaster, welche dort bei dem vorletzten Kriege mit England wegen der Kaperey zurückgehalten wurden. Sie verlieren gegen Silberpiaster an 60 Procent mehr oder weniger.

Spanische Wechselarten oder Preise nach dem Silberpari.

Cadix und Madrid giebt	empfängt	zu oder in
1 Wechseldukaten von 375 Mar. pl.	104,^{1} Pfd. vls Bco.	
40 Real. de Plata nuev.	25$\frac{9}{16}$ Lira fuori Bco.	Amsterdam
118 Wechselpiaster	100 Pez. à 5$\frac{3}{4}$ L. fuor Bco.	Genua
1 Wechseldukaten	94,85 Pf. vls. Bco.	Hamburg
1 Wechselpistole	2687 Rees	Lissabon
119$\frac{1}{2}$ Wechselpiaster	100 Pezze da atto	Livorno
1 Wechselpiaster	39$\frac{3}{4}$ Pence Sterl.	London
283$\frac{1}{2}$ Marav. de Plata	1 Ducado di Regno	Neapel
1 Wechselpistole	16,^{173} Francs	Paris
1 Wechselpiaster	4,^{0416} =	
338 Marav. de Plat.	1 Duc. Bco.	Venedig

Der Goldpari ist auf Amsterdam 97$\frac{1}{2}$, Genua 23,8 und 128$\frac{2}{5}$; Hamb. 89$\frac{1}{4}$; Lissabon 2242; Livorno 129$\frac{7}{8}$; London 38$\frac{3}{5}$; Neapel 297$\frac{9}{20}$; Paris 15,^{648} und 3,^{912}; Venedig 357$\frac{4}{5}$. Von Cadix aus zieht oder trassirt man auf alle oben genannte Oerter,

ausgenommen Amsterdam à 90 Tage nach Dato, und von Barzellona auf Genua zieht man eigentlich 7 Libras Catal. für $24\frac{7}{20}$ Lire fuor Banko, in Genua nach dem Silberpari. — Der Uso der auf Spanien gezogenen Wechselbriefe ist sechzig Tage nach Dato; bei Französischen Briefen aber nur ein Monat, und für die innerhalb Spanien ausgestellten Wechsel hat man 8 und für die außerhalb Spanien vollzogene 14 Respecttage. Die nach Sicht oder à vista gestellten Wechsel, müssen bei der Präsentation bezahlt oder protestirt werden. Nicht acceptirte Wechsel haben ebenfalls keine Respecttage, sondern müssen protestirt und bis zur Verfallzeit aufgehoben werden, genießen aber, wenn noch vor Ablauf der Verfallzeit acceptirt wird, die üblichen Respecttage. Cadix hat nur 6 Respecttage. Die Spanische, am 2ten Junius 1782 zu Madrid errichtete Nationalbank St. Carlos enthält 150,000 Aktien von 2000 Reales de Vellon, oder überhaupt 300 Millionen Kupfer-Realen an Kapital. Die Geschäfte dieser Bank sind folgende: 1) Man kann bei derselben Wechselbriefe, Anweisungen und Staatspapiere gegen 4 Procent discontiren. 2) Leistet sie alle Zahlungen auf Rechnung des Hofes gegen 1 Procent Provision. 3) Verschafft sie die Bedürfnisse der Spanischen Armee gegen 10 Procent Provision. 4) Giebt sie auch Noten aus, welche im Reiche dem baaren Gelde gleich umlaufen sollen, und von denen die niedrigsten zu 200, die höchsten aber zu 1000 Reales der Vellon sind. 5) Hat diese Bank das ausschließende Recht gehabt, Geld auszuführen; im Jahre 1788 soll aber die Ausfuhr der Piaster dem Publikum gegen 3 Procent Zoll wieder erlaubt worden seyn. — Nach dem Kriege Spaniens mit den Franzosen unter Napoleon, den verschiedenen Regierungs-Wechseln, der Trennung der Spanischen Kolonien in Südamerika von dem Mutterlande, hat

sich Manches in den Geld- und Wechselverhältnissen Spaniens geändert.

Was die Maaße und Gewichte betrifft, so werden von Längenmaaßen überhaupt seit dem Jahre 1766 auf einen Grad des Aequators $16\frac{2}{3}$ Reise-Meilen, 20 gemeine Meilen oder Stunden, $26\frac{2}{3}$ gesetzmäßige Meilen, 80 Migerios oder Millieires, $2666\frac{2}{3}$ Cordeles, $66666\frac{2}{3}$ Orgyes und 80,000 Passos oder geometrische Schritte gerechnet. — Der Estado, Braza oder Toesa, oder Spanischer Faden hält $1\frac{1}{5}$ Passos, 2 Varras, 4 Codos, 6 Pies, 8 große und 24 kleine Palmos, 72 Pulgados, 96 Dedos, 1152 Lineas. — Die Kastilianische Elle, Vara, hält 375,9 Französische Linien oder 0,848 Französische Meter, und ist $27\frac{3}{10}$ Proc. kürzer, als die Berlinische. — Der Pies oder Spanische Schuh hält 125,3 Französische Linien = 0,282 Franz. Meter, und ist 11 Proc. kürzer, als der Rheinländische, oder 10 Spanische = 9 Rheinländische Fuß. Der Estado hält $751\frac{3}{4}$; der Passo $626\frac{4}{5}$; der Codo 178,9; der große Palmo $93,^{97}$; der kleine Palmo $31,^{32}$; der Pulgado $10,^{44}$, der Dedo $7,^{83}$ und die Linea $0,^{65}$ Französische Linien = $1,^{695}$, $1,^{414}$, $0,^{423}$, $0,^{212}$, $0,^{0706}$, $0,^{0235}$, $0,^{0175}$ und $0,^{0014}$ Franz. Meter oder ungefähr $5\frac{2}{3}$, $4\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{3}$ Rheinländische Fuß, und ungefähr $8\frac{1}{10}$, $2\frac{7}{10}$, $\frac{9}{10}$ und $\frac{2}{3}$ Rheinländische Zoll. — Von Land- und Feldmaaß hält der Fanega 4300 □, Varas = 1,344 Berlin. kleine Morgen, und 1 Zugada oder Yugada hält $41\frac{2}{3}$ Fanegas. Man hat auch Fanegas von 500 und Aranzadas von 400 □ Estadales. Der Kastilianische Getreide-Cahiz von 12 Fanegas 144 Celemines oder Almudes u. 576 Quartillos, hält 2881 Franz. Kubikzoll = 5,714 Franz. Dekaliter, u. ist $5\frac{1}{10}$ Procent größer, als der Berlin. Scheffel. — Die Salzlast hat 4 Kahizes, und man rechnet 100 Lasten aus Cadix für 77 Lasten Salz in Danzig,

67 in Königsberg, 69 in Riga, 56 in Reval, 58 in Libau, 11½ Hundert in Amsterdam, und 6410 Buschel in Liverpool. — Der Kastilianische Cantaro zu Wein, Branntwein, Honig ꝛc., wird auch Arroba major genannt, und in 8 Acumbres oder 32 Quartillos vertheilt; er hält 794 Französische Kubikzoll = 15,770 Französische Litre oder circa 13$\frac{1}{11}$ Berliner Quart. — Die Oelarroba menor wiegt 25 Kastilianische Pfund, und hält 620 Französische Kubikzoll = 12,298 Französische Liter oder 24$\frac{5}{8}$ Berlinische Pfund. — Der Moya-Wein hält 16, die Pipa 27, und die Botta 30 Cantaro oder 219, 369½, 410$\frac{5}{8}$ Berlinische Quart. Die beiden letzteren circa 828 und 924 Berlinische Pfund Oel.

Vom Kastilianischen Handelsgewichte wird der Quintal macho zu 6 Arrobas, 150 Libras oder Pfund; der gewöhnliche Quintal aber zu 4 Arrobas oder 100 Libras à 2 Marcos gerechnet. Das Pfund wiegt 9592 Holländische As oder 460,865 Französische Grammen, und ist 1$\frac{3}{8}$ Procent leichter, als das Berlinische. Die Arroba hält 24$\frac{3}{5}$, der Quintal macho 147$\frac{3}{5}$, und der gewöhnliche Quintal 98$\frac{2}{5}$ Berlinische Pfund. — Bei Gold- und Silbergewicht ist die Kastilianische Mark von 8 Oncas, 64 Onchavos, 128 Adarmes, 384 Tomines und 4608 Granos; sie wiegt 4796 Holländische As oder 230,433 Französische Grammen, und ist 1$\frac{5}{12}$ Procent leichter, als die Köllnische Mark. — Das Probiergewicht ist eben diese Mark von 24 Karat à 4 Gran fein Gold, und von 12 Dineros à 24 Granos feines Silber. Der Gran feines Gold Probiergewicht hält 48, feines Silber 16 Grani ordinäres Gold- und Silbergewicht. Verarbeitetes Silber ist 9 Dineros fein = 11 Loth 15 Grän Köll. fein. — Das Juwelen- und Perlengewicht ist die Kastilianische Onca von 140 Quilates à 4 Granos. Der Quilat oder Karat wiegt

4,28 Holländische As. Das jetzige Medizinal- und Apotheker-Gewicht ist die Kastilianische Mark von 8 Oncas, 64 Drachmas, 192 Escrupulos, 384 Oboles, 1152 Carakteres, 4608 Granos, wovon 28 Unzen mit 27 Unzen des Deutschen Apothekergewichtes gleich sind. — Von zählenden Gütern rechnet man 1 Millar zu 1000 Piezas, 1 Gruessa zu 12 Dozenas à 12 Piezas.

Was die Maaße und Gewichte Kataloniens anbetrifft, so wird das Längenmaaß, die Cane von 2 Varras oder 8 Palmos, 701 und 696,6 Französische Linien lang angegeben, wonach sie $137\frac{1}{2}$ oder $135\frac{5}{8}$ Procent länger, als die Berliner Elle ist. Vom Getreidemaaße hat die Salma $1\frac{3}{5}$ Carga, 4 Quartera, 48 Cortanes; die Quartera enthält 3427 Französische Kubikzoll, und ist also 25 Procent größer, als der Berliner Scheffel. Vom Wein- und Branntweinmaaße hat die Carga 12 Arrobas von 26 Pfd. à 12 Unzen, 16 Cortanes, 32 Quarteras, 128 Quartos, und hält 5505 Französische Kubikzoll oder $94\frac{15}{16}$ Berliner Quart. Vom Oelmaaße hat die Carga 11 Arrobas, 30 Cortanes, 120 Quartos, und wiegt = $246\frac{1}{4}$ Berliner Pfund circa, die Arroba zu $22\frac{3}{4}$ Pfd. Kastilianisch gerechnet. Die Pipe Oel von Majorka enthält 107 Cortas oder Cortanes. — Vom Handelsgewicht wird der Quintal zu 4 Arrobas oder 104 Pfund à 12 Unzen gerechnet; das Pfund hält 8512 Holländische As, und ist $14\frac{9}{18}$ Procent leichter, als das Berliner Pfund. Vom Gold- und Silbergewicht rechnet man die Mark zu 8 Unzen, 32 Quartos, 128 Argensos, 4608 Granos; sie wiegt 5595 Holländische As, und ist also 15 Procent schwerer, als die Köllnische Mark.

Die Maaße und Gewichte in Majorka sind folgende: Die Elle oder Cana von 8 Palmos hält 795,6 Französische Linien oder 2,691 Berlinische

Ellen. Der Quartera zu Getreide hält 6 Barcellas, 36 Almudas, und 3637 Französische Kubikzoll, und ist $32\frac{2}{3}$ Procent größer, als der Berlinische Scheffel. Der Wein-Quartera, wovon $6\frac{1}{2}$ einen Quartin, und 26 eine Carga ausmachen, enthält 196 Französische Kubikzoll oder 3,213 Berlinische Quart. Die Oelmesura von 4 Quartans wiegt circa $34\frac{3}{20}$ Berlinische Pfund. Es sollen 108 Quartans auf die Pipe Oel gehen, die in Barzellona nur 107 Quartans hält. Vom Handelsgewicht rechnet man den Quintal zu 100 Pfund, giebt aber dem Käufer 104 Pfund. Das Pfund von 12 Majorcanische und 14 Kastilianische Onzas wiegt 8393 Holl. As, und ist $16\frac{3}{16}$ Procent leichter, als das Berlinische Pfund. Die Last zur Schiffsfracht wird zu 4 Pipenöl gerechnet. Die in Majorka bestehende Mensa oder Tabla numularia universal ist eine Art von Depositenbank, welche Gelder, ohne Zinsen zu geben, annimmt und wieder auszahlt.

Maaße und Gewichte in Valenzia. Vom Längenmaaße hat daselbst die Coerda von 20 Brazas oder 45 Varas à 4 Palmos. Die Elle oder Vara von $407\frac{1}{5}$ Französische Linien oder 0,918 Französische Meter, ist $37\frac{3}{4}$ Procent länger, als die Berliner. Nach Kruse hält die Elle 403 Französische Linien oder 0,909 Französische Meter, sie ist also $36\frac{5}{16}$ Procent länger, als die Berliner. Vom Feldmaaß hat man die Yugada von 6 Cahizades, 36 Fanegades, 7200 □ Brazas à 81 □ Palmos. — Vom Körpermaaß zu Getreide hat der Cahiz 12 Barsellas, 48 Celemines, 192 Quarterones, und hält 10077 Französische Kubikzoll = 19,989 Französische Decaliter oder circa $3\frac{5}{8}$ Berlinische Scheffel. — Vom Maaße zu flüssigen Waaren hat die Wein-Carga 15 Arrobas oder Cantaros. Die Arroba von 4 Acumbres hält 573 Französische Kubikzoll oder 11,366 Französische

Liter oder $9\frac{7}{8}$ Berlinische Quart. — Die Oelcarga von 12 Arrobas oder Cantaros, welche letztere 36 Pfd. von 12 Valenzischen Unzen oder circa $27\frac{1}{2}$ Berlinische Pfund wiegt. — Vom Handelsgewicht enthält die Carga oder Carica 3 Quintal. Der Quintal hat 4 Arrobas, 96 große und 144 kleine Pfund, und soll $106\frac{1}{4}$ Pfund Berlinische wiegen. Die Arroba soll 24 große Pfund zu 18 Unzen oder 36 kleine Pfund zu 12 Unzen oder $26\frac{9}{16}$ Berlinische Pfund wiegen. Das große Pfund soll 10791 und das kleine Pfund 7194 Holl. As wiegen = 518,^{472} und 345,^{679} Französische Grammen; ersteres wäre also $10\frac{1}{16}$ Prozent schwerer, und letzteres $35\frac{9}{16}$ Proz. leichter, als das Berlinische Pfund. Nach Andern enthält die gewöhnliche Arroba zu Zucker, Gewürz, Tabak und andern Waaren 30 Pfund zu 12 Unzen, das ist 24 Pfund zu 15 Unzen = circa $22\frac{3}{4}$ Berlinische Pfund. Außer dem hat man noch Arrobas zu Victualien von 32 bis 36 Pfund à 12 Unzen; diese Unze soll 618 Holländische As oder 29,^{693} Französische Grammen, wiegen, und $15\frac{3}{4}$ derselben auf das Berlinische gehen. Das Valenzische von 12 Unzen hält aber 7426 Holländische As oder 356,^{796} Französische Grammen und ist also $31\frac{5}{16}$ Prozent leichter, als das Berlinische. Von Gold- und Silbergewicht in Valenzia ist die Mark von 8 Oncas, 32 Quartos, 128 Adarmes, 4608 Granos, 4951 Holl. As schwer, = 233,^{075} Französische Grammen, folglich $1\frac{1}{16}$ Prozent leichter, als die Köllnische Mark.

Was die Maaße und Gewichte in Arragonien anbetrifft, so ist vom Ellenmaaße die Arragonische Vara $\frac{1}{2}$ kleiner als die Kastilische, und 347 Französiche Linien lang, also $17\frac{3}{16}$ Prozent länger als die Berliner Elle. — Vom Getraide-Maaße hält der Cahiz 8 Fanegas, 24 Quartales und 96 Almudas oder Celemines. Der Arragonische Fanega enthält

1185 Französische Kubikzoll, und ist 131$\frac{3}{5}$ Prozent kleiner, als der Berliner Scheffel. — Vom Weinmaaße hat der Nietro oder Carga 16 Cantaros, die Cantara oder Arroba hält 479 Fr. Kubikzoll oder 8$\frac{1}{4}$ Berliner Quart. Oel und Honig werden nach dem Gewichte verkauft. — Vom Handelsgewicht rechnet man den Quintal zu 4 Arrobas, 108 Kastilianische Pfund à 16 Unzen, und 144 Arragonische Pfund von 12 Unzen; das Arragonische Pfund wiege 7194 Holl. As und ist 35$\frac{1}{2}$ Prozent leichter, als das Berliner Pfund. Das Pfund zu Fleisch und Fischen hält 36 Unzen oder 21582 Holl. As. Bei dem Gold- und Silbergewichte in Arragonien wird die Mark zu 8 Oncas, 32 Quartos, 128 Ariencos oder Adarmes, oder 4096 Granos à 1$\frac{1}{3}$ Castili. Granos Silbergewicht gerechnet. Die Mark ist 4796 Holl. As gleich, und 1$\frac{3}{7}$ Prozent leichter, als die Köllnische. — In Navarra gelten die oben, S. 217, angeführten Maaße und Gewichte.

Was den Wohlstand der Einwohner und den Finanzzustand des Staats betrifft, so kann man, was den Ersteren betrifft, annehmen, daß der größte Theil der Einwohner arm ist, ungeachtet sie ein Land besitzen, daß nicht nur sie, sondern auch noch viele Millionen Menschen mehr reichlich ernähren könnte. Man schätzte den ganzen Vorrath an baarem Gelde in Spanien im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf 400 Millionen Französischer Livres, von welcher Summe sich bei weitem der größte Theil in den Händen der Geistlichkeit und des Adels befindet. Man kann nun hierzu noch einige Kaufleute und Fabrikanten rechnen, so hat man das ganze Personal, in dessen Händen der Reichthum des Landes steckt. Einigen Wohlstand findet man bei der Gewerbetreibenden Klasse in den großen Städten, wie z. B. bei einzelnen Detaillisten unter den kleinern Kaufleuten, und den Handwerkern; aber große Armuth unter dem ge-

meinen Volke, vom niedrigen Handwerker bis zum Tagelöhner in den kleinen Städten, ja selbst der Bauer ist im Durchschnitt arm, so reich auch der Boden an Produktivität ist, weil er nach dem Verhältniß seines Fleißes viel zu viel abgeben muß, und ihm von seinen Beiträgen nur sehr wenig wieder in die Hände zurückfließt. Die reiche Geistlichkeit verzehrte bisher zum Nachtheil des Geldumlaufes, weit unter ihren Einkünften, und der hohe Adel zog alles Geld in die größeren Städte, wo er sich aufhielt, ohne wieder einen Theil davon dem platten Lande zurückzugeben. Man kann eigentlich den Spanischen Bauer nicht für zu faul schelten; denn es ist nicht so sehr dem Hange zum Müßiggange, als seiner politischen Lage zuzuschreiben, daß er nicht wohlhabend ist; denn was er durch seinen Fleiß hervorbringt, daß gehört größtentheils seinem Herren, und von demjenigen, was ihm eingentlich zugehört, was er sich besonders verdient, muß er einen großen Theil an den Staat wieder abtragen, von welchen Abgaben manche um so drückender waren, weil sie ihn bloß allein und den Bürger trafen, wie z. B. die Familien- oder Vermögenssteuer (15 von 100) oder auf solche Dinge gelegt war, welche die Vermehrung des nutzbaren Eigenthums und die Erwerbung des Auskommens erschwerten, z, B. die Alcavala oder Abgabe von allem, was verkauft oder vertauscht wird, oder weil er genöthiget war, gewisse Lebensbedürfnisse, wofür eine bestimmte Summe an Auflage (Millionen-Steuer) eingehen sollte, von den Königlichen Magazien für willkürliche Preise zu kaufen. In der kurzen historischen Beschreibung der wahren Ursachen von dem Untergange des gothischen Reichs in Spanien, S. 101 und 137, wird der Zustand der arbeitenden Klasse in diesem Lande in ein helles Licht gestellt. Der Grund des nicht großen Vermögens, heißt es daselbst, ist theils in dem vieljährigen ge-

ringen Fleiße, den die Spanier auf Ackerbau, Handwerke und Manufakturen vor Königs Karl des Dritten Regierung wendeten, zu suchen, theils in den starken Abgaben an die Kirchen, Klöster und Rom. Eine große Anzahl Städte, Flecken und Dörfer ist dadurch arm geworden, und in Verfall gerathen, daß die Klöster die Ländereien und Güter derselben, entweder durch Vermächtnisse, oder durch Kauf an sich gebracht haben, die dadurch von allen Abgaben an den König frei geworden; weil aber hierdurch die Königliche Kasse verlor, und dieser Verlust auf eine andere Art ersetzt werden mußte, so wurden die Abgaben der Einwohner erhöhet, damit die auf jeden Ort gesetzte Summe herauskam. Hierdurch wurde nun die Last der Unterthanen von Jahr zu Jahr vergrößert, sie konnten nicht leben und mußten Haus und Hof verlassen. Der oben erwähnte Monarch verordnete jedoch, mit Bewilligung des Pabstes, daß die Mönche von allen seit 1737 an sich gebrachten Gütern, die gewöhnlichen ordentlichen Auflagen entrichten, und künftig keine neue Güter erwerben sollten. Dieses ist hauptsächlich die Ursache, warum Spanien, bei allen seinen großen Geldzuflüssen, immer arm blieb. — Was nun den Finanzzustand Spaniens anbetrifft, so fielen durch den Aufwand, der im 16ten Jahrhunderte zu großen Unternehmungen ꝛc. gemacht wurde, und dann durch einen nicht guten Staatshaushalt bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts die Einkünfte nicht nach Verhältniß der sich je länger je mehr vergrößernden Kronschulden aus, ja sie waren in einem solchen Zustande, daß man vielleicht in der ganzen Geschichte der gegenwärtigen Europäischen Staaten kein ähnliches Beispiel aufweisen kann. Am Ende des 17ten Jahrhunderts beliefen sie sich nicht höher, als auf 7 bis 8 Millionen Franz. Livres. Philipp der Fünfte ließ deshalb den Französischen Kameralisten

Orry dreimal nach Spanien kommen, um Verbesserungen in dem Finanzzustand des Reichs zu machen, welches nicht nur nach Wunsch geschah, sondern man machte auch von Zeit zu Zeit mehrere, besonders unter König Ferdinand dem Sechsten, während des Ministeriums des Staatssekretairs Marquis de la Ensenada. — Die Einkünfte der Krone sind theils allgemeine, theils Provinzialrenten; zu jenen gehören die Zölle, Monopolien mit Tabak, Salz, Queckſilber, Bley, Schießpulver; der Ertrag des Post- und Münzwesens, des Stempelpapiers, der Kreuzbulle; die Gefälle der Großmeisterthume der Ritterorden ꝛc. Die Provinzialrenten treffen eigentlich nur die Kastilianischen Provinzen, und sollen sehr verwickelt und vielfältig seyn. Es gehört darunter die Millionensteuer, welche in einer Auflage auf Wein, Fleisch, Essig, Oel, gesalzene Fische, Zucker, Papier ꝛc. besteht; die Familiensteuer, die nur von Bürgern und Bauern bezahlt wird; die Alcavala, welche 10 von 100 von Allem, was verkauft oder vertauscht wird, nimmt, wenn nämlich der Verkauf aus der ersten Hand geschieht, wenn aber die Sachen vereinzelt werden, 14 von 100; die Auflage auf Getränke ꝛc. Die Aragonischen Provinzen sind besser daran: denn wenn sie gleich unter den Königen aus dem Bourbonischen Stamme mehr bezahlen, als unter denen aus dem Oesterreichischen, so ist doch die Art Steuern aufzulegen ihrer Willkühr überlassen; und das, was ihre Strafe seyn sollte (wegen der Anhänglichkeit an Karl von Oesterreich im Spanischen Successionskriege), wurde für sie, in Vergleichung mit den Provinzen von Kastilien, eine Erleichterung. Navarra ist von den Provinzialrenten völlig und zum Theil auch von den allgemeinen frei; und die übrigen Gefälle werden zur eigenen Bedürfniß des Bodens verwendet. Dieser Finanzzustand hat aber jetzt theilweise eine andere Einrichtung erhalten.

Was nun die Regierung bisher aus diesen und mehreren andern Auflagen, aus den Zöllen, Zehnden und zahlreichen Monopolien zog, soll jährlich 70 Millionen Thaler betragen haben; allein die Staatsausgabe überstieg gewöhnlich die Einnahme, und in keinem Staate Europas sind, wie schon oben angeführt worden, die Finanzen wohl in einem so traurigen Zustande, als hier. Schon im Jahre 1784 belief sich die Staatsschuld auf 96,494,184 Thaler, und im Jahre 1822 betrug dieselbe, die lebenslänglichen Pensionen dazu gerechnet, jedoch ohne das neue Anlehen von 2000 Millionen Realen, 5,561,976,555 Realen, wovon nur 3,492,642,818 Realen zur verzinslichen Schuld gehören. Rechnet man nun, daß 10 Realen einen Conventionsgulden machen, so beträgt die Summe 556,197,655 Conv. Gulden. Nach dem Budget vom Jahre 1822 betrug die Einnahme 562,800,000 Realen, die Ausgabe dagegen 664,813,324, das Deficit betrug also 102,013,324 Realen. Im Jahre 1796 waren an Papiergeld (Vales Reales) 1490 Millionen Realen im Umlaufe; im Jahre 1820 betrug es 7,405,792,028 Realen. Der Mangel an baarem Gelde wird jetzt noch fühlbarer, da die Geldzuflüsse aus Amerika ganz aufgehört haben. — Was die Vertheidigungsmittel Spaniens, seine Marine, Landmacht ꝛc. anbetrifft, s. unter Soldat, Theil 155, S. 331 u. f. und 376.

Was die Staatsverfassung von Spanien anbetrifft, so ist solche absolut monarchisch; denn die Constitution vom Jahre 1820, wonach Spanien eine in männlicher und weiblicher Linie erbliche und eingeschränkte Monarchie bildete, indem der König die gesetzgebende Gewalt mit den Cortes theilte, die vollziehende aber allein besaß, ist im Jahre 1823 durch die Besiegung der Constitutionellen vernichtet worden. Nach der älteren Verfassung, die wieder mit wenigen Ausnahmen eingeführt worden, ist die Reichsfolge

durch Gesetze an gewisse Linien, Grade und Personen gebunden, wovon das erste Beispiel im Jahre 1619 zur Zeit Philipps des Dritten, und das zweite im Jahre 1713 zur Zeit Philipps des Fünften zu finden. Das weibliche Geschlecht ist nur in dem Falle der Krone für fähig erklärt worden, wenn der männliche Stamm erloschen seyn würde. Wenn der Kronprinz noch nicht zur Regierung fähig ist, der verstorbene König aber keine Verordnung wegen der Verwaltung des Reiches hinterlassen hat, so sind die Stände berechtiget, eine bis fünf tüchtige Personen zur vormundschaftlichen Verwaltung des Reiches zu bestellen, jedoch ist die Mutter, wenn eine solche noch am Leben ist, die vornehmste Vormünderin. Sobald ein neuer Monarch den Thron besteigt, so läßt er sich in der Kirche der Hieronymiten zu Buen-Retiro zum Könige ausrufen, und von den Ständen huldigen. Von der Krönung und Salbung weiß man seit einigen Jahrhunderten nichts mehr. Die alten Cortes oder Reichsstände, das ist, die Geistlichen, der Adel und die Abgeordneten der Städte, sind seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts, oder seit den Zeiten Philipps des Dritten, nicht mehr zu dem Reichstage oder den Reichstagen zusammen berufen worden, weil keine andere Versammlungen nach den Spanischen Staatslehrern für nöthig gehalten werden, als solche, zu denen die Deputirten oder Procuradores der großen und kleinen Städte gefordert werden, um die Steuern, Zölle und andere Abgaben einzurichten, und seit der Regierung des Französischen Stammes ist die Königliche Gewalt noch ungebundener und uneingeschränkter, als sie schon vorhin, unter den letzten Königen vom Oesterrechischen Stamme gewesen. — Der König führt den Titel: König beider Spanien, mit dem Prädikate: katholische Majestät. Der vollständige Titel ist: N. N. von Gottes Gnaden, König von

Kastilien, Leon, Aragonien, beider Sicilien, Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valenzia, Galicien, Majorca, Sevilla, Cerdena, Cordova, Corsica, Murcia, Jaen, der Algarves von Algezira, Gibraltar, der Kanarischen Inseln, der Ost- und westlichen Indien, der Inseln und des festen Landes des Weltmeers, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund, Brabant und Mayland, Graf von Habsburg, Flandern, Tyrol und Barzellona, Herr von Biscaja und Molina ꝛc. Den Beinamen eines katholischen Königes führen sie nach Einigen seit dem Jahre 1496, nach Andern vier Jahre später, also seit 1500. Er wurde dem Könige Ferdinand dem Fünften von dem Pabste Alexander dem Sechsten, wegen der Verfolgung der Mauren, gegeben, und ist seit der Zeit beibehalten worden; indessen ist er schon vorher nicht nur seit Ildephonsus dem Ersten erneuert, sondern auch schon viele Jahrhunderte vorher gebraucht worden; denn die Toledische Kirchenversammlung vom Jahre 589 hat schon den Reccharedo Regem catholicum genannt, und er ist ein persönlicher Titel einiger Spanischen auch anderer Könige gewesen. Der Kronprinz führt seit dem Jahre 1388 den Titel eines Prinzen von Asturien, wozu ihn allemal der regierende König feierlich ernennt. Die übrigen königlichen Kinder, Prinzen und Prinzessinnen, werden Infanten und Infantinnen von Spanien genannt. Die Mündigkeit eines Königs von Spanien ist das sechzehnte Jahr. Das kleine und gewöhnlichste Wappen besteht aus einem in vier Feldern abgetheilten Schilde, dessen oberes rechtes und unteres linkes Feld ein goldenes Kastell mit drei Thürmen, wegen Kastilien, das obere linke und das untere rechte, einen rothen Löwen, wegen Leon, und der Mittelschild drei Lilien, wegen Anjou, enthält. Das große Wappen ist ein quadrirter Schild mit einem Mittelschilde. Das

erste Hauptquartier ist wieder quadrirt. Im ersten und vierten Quartiere ist das Wappen von Kastilien, ein goldenes Kastell mit drei Thürmen, schwarzen Mauerstrichen, blauem Thore und Fenstern in rothem Felde; das zweite und dritte Quartier enthält das Wappen des Königreichs Leon, einen rothen gekrönten Löwen, in silbernem Felde. Zwischen den beiden untersten Feldern ist das Wappen von Granada, ein grüner Granatapfel, in der Länge herab geöffnet, in silbernem Felde. Das zweite Hauptquartier ist getheilt. Zur rechten sind vier rothe Pfähle in goldenem Felde, wegen Aragonien; zur Linken ist das Wappen von Sicilien, nämlich ein schräg gevierteter Schild, der oben und unten vier rothe Pfähle in goldenem Felde, auf beiden Seiten aber einen schwarzen Adler in silbernem Felde hat. Das dritte Hauptquartier ist gespalten: oben ein silberner Balken in rothem Felde, wegen Oesterreich, unten ein von Blau und Gold fünfmal rechts durchschnittener Schild, mit rother Einfassung, als das alte Burgundische Wappen. Das vierte Hauptquartier ist auch gespalten: oben das neue Burgundische Wappen, ein blauer, mit goldenen Lilien besäeter Schild, mit einer von Silber und Roth gestickten Einfassung. Unten ist ein goldener Löwe in schwarzem Felde, wegen Brabant. Der Mittelschild ist das Wappen von Anjou, drei goldene Lilien in blauem Felde, mit rother Einfassung. Der Hauptschild ist mit einer Königlichen Krone bedeckt und mit dem Orden des goldenen Vließes umgeben. Die Schildhalter sind zwei Löwen. — Die Ritterorden sind: 1) der Orden des goldenen Vließes; 2) der Orden Karls des Dritten; 3) der Orden von San Jago da Compostella; 4) der Orden von Calatrava; 5) der Orden von Alcantara; 6) der Orden von Montesa; 7) der Johanniter-Orden. Ueber die Orden 3, 4 und 5, als die geistlichen Orden, hat der König Ferdinand der

Katholische im Jahre 1494 verordnet, daß die Großmeisterschaft mit der Krone verbunden seyn soll, und dazu ein eigenes Ordens-Conseil errichtet. Ueber diese Ritterorden sehe man im Art. Ritterorden, Th. 125, das Ausführlichere nach.

Der Hofstaat ist sehr glänzend, und an keinem Hofe band man sich so strenge an die Etiquette oder das Hofceremoniel, als in Spanien unter den Herrschern aus dem Oesterreichischen Hause; allein diese allzustrenge Etiquette ist unter den Regenten aus dem Bourbonischen Stamme, der jetzigen Herrscherlinie, um Vieles geändert worden. Der Hofstaat besteht aus den Großwürdeträgern, nämlich: aus einem Groß-Almosenier, einem Groß-Majordomus, einem Großkämmerer, einem Großstallmeister, einem Großjägermeister und einem Großceremonienmeister; dann aus andern Hofbedienten, als aus Almoseniers, Ehrenkaplanen, Kämmerern, einem Stallmeister, Ceremonienmeister ꝛc. ꝛc.

Durch die verschiedenen Regierungs-Veränderungen ꝛc. seit dem Jahre 1808, hat Spanien noch keine festen Staatsgrundgesetze erhalten können, und das Reich wird gegenwärtig nach der älteren Verfassung, jedoch mit einigen wenigen Modifikationen, regiert. In der kurzen Zeit der Französischen Herrschaft unter dem Brudrr Napoleons ward am 6ten July des Jahres 1808 eine neue Constitution bekannt gemacht, nach welcher die Regierungsform und Thronfolge so bestimmt worden, daß Spanien eine in der männlichen, rechtmäßigen Nachkommenschaft erbliche Monarchie sei, jedoch so, daß wenn gar kein Erbe von der männlichen Linie mehr vorhanden ist, alsdann der älteste Sohn der ältesten Prinzessin des letzten Königs, oder wenn er keine Prinzessin hinterläßt, derjenige, den er selbst dazu bestimmt haben wird, nachfolgen solle. Die Rechte und Verhältnisse des Königs

und seiner Familie waren größtentheils dieselben, die damals in Frankreich unter Napoleon galten. Die Civilliste des Königs wurde auf 2 Millionen Piaster, nebst einigen Domainen festgesetzt, die auch 1 Million Piaster eintragen sollten. Dem Prinzen von Asturien wurden als Appanage 200,000, den Infanten 100,000, den Infantinnen 50,000, und der Königin, als Wittwengehalt, 400,000 harte Piaster ausgesetzt. Die Verhältnisse und Rechte der Staatsbürger waren folgende. Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetze gleich, und keinem gilt irgend ein Privilegium, jedoch giebt es noch Cortes oder eine National-Versammlung, die aus drei Bänken: der Geistlichkeit, dem Adel, und dem Volke, im Ganzen aus 172 Mitgliedern besteht. Unter dem Volke oder auf der dritten Bank sind Deputirte von den Provinzen, von den vornehmen Städten, von den Kaufleuten, und von den Gelehrten und Künstlern begriffen. Die Religion bleibt unumschränkt die katholische, so daß keine andere Religionen neben derselben im Lande geduldet werden. Nach dieser Constitution bildeten sich, nach dem Sturze der Napoleoniden in denen von ihnen usurpirten Reichen, die neuen Cortes mit der von ihnen entworfenen, schon oben angeführten, Constitution, und nach dem Sturze derselben, trat die oben erwähnte alte Verfassung wieder ein.

Was die Staats-Verwaltung betrifft, so ist darin in neuester Zeit auch Manches geändert worden. Sie besteht in einem Staatsrathe, den Ministerien des Cultus, der Justiz, des Krieges, der Finanzen ꝛc. Ferner in dem Königl. Rathe der Ritterorden, dem Königl. Bau- und Forstkollegium (Real Junta de Obras y Bosques), der Real Junta general de Comercio, Moneda, Dependiencias de Estrangeros, y Minas ꝛc. ꝛc. Dann folgen die untern Collegia am

Hofe, die vornehmsten Gerichte in den Landschaften oder Provinzen ꝛc. ꝛc.

Ueber Spanien sehe man nach:

Reise eines Ungenannten durch Spanien im Jahre 1655. Im Deutschen Auszuge. Kempten, 1756.

Reisen durch Portugal und Spanien in den Jahren 1772—73 von R. Twiß; aus dem Englischen mit Anmerkungen von C. D. Ebeling. Leipzig, 1776.

Reise durch Spanien von P. A. de la Puenta, aus dem Spanischen übersetzt von J. A. Dieze. 2 Thle. Leipzig, 1775.

Reisen durch Spanien von C. Ch. Plüer's, aus dessen Handschriften herausgegeben von C. D. Ebeling. Leipzig, 1777.

Reisen durch Spanien und Portugal im Jahre 1774; nebst einer kurzen Nachricht von der Spanischen Unternehmung auf Algier im Jahre 1775 von W. Dalrymple; aus dem Englischen mit Anmerkungen und Zusätzen. Leipzig, 1778.

Versuch über die Staats-Verfassung, Produkte, Einwohner und Industrie von Spanien. Hamburg und Kiel, 1783.

Randels neuere Staatskunde von Spanien, Berlin und Stettin, 2 Thle. 1785—1787.

Neue Reise durch Spanien vom Jahre 1782—88, von Bourgoing; aus dem Französischen von Kayser. 2 Bde. Jena, 1789 und 90; 3r. Th., welcher die Zusätze der 2ten Ausgabe des Originals enthält, übersetzt von Fischer, mit Anmerkungen des Uebersetzers. Jena, 1800.

Townsends Reise durch Spanien; aus dem Englischen mit Anmerkungen von Volkmann. Leipzig, 1792, 2 Bde. Das Original führt den Titel: Townsend's Journey through Spain in the years 1786—87. London, 1791. III. Vol.

Neueste Reisen durch Spanien, vorzüglich in Ansehung der Künste, Handlung, Oekonomie und Manufakturen; aus den besten Nachrichten und neuern Schriften zusammengetragen vom Dr. J. J. Volkmann, 2 Thle. Leipzig, 1785.

Spanien, wie es gegenwärtig ist, in physischer, mo-

ralischer, politischer, religiöser und literarischer Hinsicht, aus den Bemerkungen eines Deutschen während seines Aufenthaltes in Madrid in den Jahren 1790—92. 2 Thle. Gotha, 1797—98.

Bruchstücke einer Reise durch Spanien im Jahre 1802; in der eleganten Zeitung vom Jahre 1807, S. 1455, 1463, 1503, 1513, 1631.

Spanien, unter der Regierung Karls IV. Mannheim, 1808.

Ueberblick des neuesten Zustandes der Königreiche Spanien und Portugal, und ihrer außer europäischen Besitzungen bis zum Ausbruche des jetzigen Krieges. Weimar, 1809.

Ueber den gegenwärtigen Zustand Spaniens in den allgemein geographischen Ephemeriden, 1 Bd. 4s. St.

Milbillers Handbuch der Statistik der europäischen Staaten ꝛc. 1ste Abth., Landshut, 1811, S. 93 und folgende.

Stein's Geographie und Statistik, 1r. Bd. Leipzig, 1825. Artikel Spanien.

Ludovici und Schedel, encyklopädisches Kaufmanns-Lexicon, Th. 6, Artikel Spanien.

Nelkenbrechers Taschenbuch der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde für Banquiers und Kaufleute 12te Aufl. Berlin, 1818. Artikel Spanien ꝛc.

Spanier, wird der Chrysomela octoguttata, eine Art Blattkäfer genannt, auch der Scarabaeus Hispanus. eine Art Mistkäfer; s. Käfer, im Supplement.

Spaniol, eine Art Schnupftabak, welcher aus Spanien kommt und von rothbräunlicher oder mehr gelbbräunlicher Farbe ist. Der ächte oder wahre Spaniol, da man ihn auch in andern Ländern nachmacht, wird im Lande selbst in ausländischen und inländischen oder einheimischen getheilt; jener kommt aus Amerika schon bereitet, dieser wird aber erst in Spanien gemahlen und zubereitet, hernach in bleyerne und blecherne Büchsen eingepackt und versandt. Beide Arten werden aus bloßen in dem Spanischen Amerika gewachsenen Tabaksblättern, ohne weiteren Zusatz verfertiget, und zu einem feinen Pulver gemahlen. Bloß dem

Havanna- und Sevilischen Tabak gebührt der Name Spaniol; auch kommen diese beide Arten nur im Handel der Spanier unter diesem Namen vor; s. auch den Art. Tabak, in T.

Spanisch, Bei- und Nebenwort, 1) aus Spanien gebürtig und daselbst erzeugt oder auch verfertiget, in welchem Verstande allerlei Dinge, welche entweder aus Spanien zu uns gebracht worden, oder auch daselbst erfunden und in Menge verfertiget werden, dieses Beiwort bekommen; s. die folgenden Artikel, die mit diesem Beiworte belegt worden. 2) Nach Art der Spanier, Spanische Schritte machen. Mit Spanischem Ernste; mit Spanischer Grandezza. — 3) In weiterer Bedeutung wird es im gemeinen Leben oft für fremd, ausländisch überhaupt, und im engeren Verstande für seltsam gebraucht, Letzteres vermuthlich, weil sich die Spanier durch ihre Tracht und Sitten vorzüglich von andern Europäischen Völkern zu unterscheiden pflegen; daher sagt man: das kommt mir spanisch vor, fremd, wunderbar, seltsam. Das sind ihm Spanische Dörfer, fremde, unerhörte Dinge, entweder wegen ihres fremd klingenden Namens, oder wie man in diesem Verstande dafür auch Böhmische Dörfer sagt, oder auch wegen der Seltenheit der Dörfer in diesem entvölkerten Lande ꝛc.

Spanische Assecuranz-Gesellschaften, welche die Versicherung der Güter auf den Meeren des handeltreibenden Theils der Nation, oder vielmehr bei welchen jeder Kaufmann seine Güter, die er committirt oder verschrieben hat, oder sich kommen läßt, versichern kann; dergleichen Gesellschaften giebt es zu Cadix und Corunna; s. oben, S. 205.

Spanische Bank, s. oben, unter Spanien, S. 216.

Spanische Barke, eine Art Spanischer kleiner Schiffe.

Spanische Befestigungskunst, Spanische Be-

festigungsmanier, in der Kriegskunst, eine Befestigungsart, die den Italienischen Kriegsbaumeister Michaeli, welcher vom Jahre 1484—1559 lebte, zum Erfinder hatte, und den oben angeführten Namen daher erhalten hat, weil sie zuerst unter der Spanischen Herrschaft im Anfange des 16ten Jahrhunderts ist angewendet worden. Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehören lange Kurtinen, mit kleinen und engen Bollwerken, welche mehrentheils stumpfwinklich sind.

Spanische Befestigungsmanier, s. den vorhergehenden Artikel.

Spanische Biskotten, beim Zuckerbäcker, ein Gebacknes, welches von dem feinsten Mehle, mit Eyern und Zucker, in blechernen oder papiernen Formen, oder bloß auf Papier in Plätzchen gegossen, oder nebst abgeriebenen Mandeln zu einem Teige mit ein wenig Zucker und Mehl abgewirkt und in längliche Würfel gerollt wird, woraus man nachher auch Kronen, Prezzeln ꝛc. bildet oder formt, und bei gelinder Hitze hart bäckt, welche Letztere man ebenfalls Spanische Mandelbretzeln oder Pretzeln zu nennen pflegt. In der Fastenzeit macht man sie ohne Eyer mit Mandelteig. Man kann sie mit Anies, Citronenschalen, Rosenwasser ꝛc. verbessern.

Spanische Brumme, in der Kriegskunst, ein Exercitium oder eine Uebung mit der Pike, indem solche unter dem rechten Arme hin und her geschwungen wird, daß sie brummt. Diesen Artikel, den ich in dem Jablonskieschen Lexicon der Künste und Wissenschaften, Bd. 2, gefunden, ist nicht recht verständlich, weil die Pike beim Hin- und Herschwingen unter dem Arme keinen Ton von sich hören läßt, als vielleicht höchstens die Reibung, die der Arm beim Schwingen macht.

Spanische Caraccas-Gesellschaft, s. Spanische Handelsgesellschaft.

Spanische Carde, s. Th. 7, S. 655.

Spanische Cigarros, Spanische Cigarren, Spanische Glimmstengel oder Glimmtabaksröllchen, eine Art Rauchtabak, welcher in dünne, ungefähr einen Finger lange Röllchen, oder Röhrchen zusammengewunden oder gerollt worden, die an einem Ende angezündet, und an dem andern, von welchem man die zusammengedrehete Spitze mit den Fingern abbricht, in den Mund genommen und so geraucht oder verraucht wird. Man hat jetzt auch kleine Röhrchen oder Spitzen von Bernstein, Elfenbein oder Knochen, Horn ꝛc. ꝛc., gleich denjenigen an den Tabakspfeifen, worein man die Cigarren stecken kann; auch ganz kleine Porzellan- oder Fayance-Pfeifenköpfe, deren Oeffnung nur so groß ist, wie die Stärke oder Dicke des Cigarros und die in das kleine Rohr gesteckt und befestiget sind. In einen solchen Kopf steckt man einen Cigarro, wenn man ihn rauchen will. Das Rauchen dieser Röllchen, der Cigarros, ohne ein Behältniß, ohne Pfeifenkopf, ohne Spitze, ist gar nicht zu empfehlen, weil die Arbeiter beim Zusammenrollen der Tabaksblätter, dem Verfertigen der Cigarros in den Tabaksfabriken, die äußeren Blätter oft mit Speichel benetzen, damit sie fest aneinander halten, und Fälle vorgekommen sind, wo solches von Personen geschehen, die an der Siphilis litten, wodurch denn auch die Raucher dieser Cigarros mit dieser Krankheit angesteckt worden. — Die Spanier haben zwei Sorten von Cigarros oder Cigarren, eigentliche Röllchen von gesponnenen Blättern oder Blättchen, und Papiercigarros. Die erste Sorte ist die feinste, und wird aus Havannatabak gemacht; die zweite macht man aus

grobem Portugiesischem Tabake, den man zerschnitten in kleinen weißen Papierröllchen in Spanien verkauft, ihn aber auf dieselbe Art raucht, als den Ersteren. — Mit den feinen Cigarros treibt man einen großen Luxus in Spanien; es giebt welche, von denen das Pfund 5 bis 6 Piaster kostet, die aber ganz vortrefflich sind, und einen so angenehmen zimmtartigen Geschmack und einen so aromatischen Geruch haben, daß der feinste Kanaster nichts dagegen ist. Der Rauch davon steigt in kleinen blauen Ringelchen empor, und der Cigarro glüht dabei ebenmäßig und langsam fort, ohne die Asche fallen zu lassen. In Spanien, besonders in Madrid, raucht Alles Cigarros, ja er dient oft sogar als ein Zeichen der Freundschaft, und pflegt dann traulich von Mund zu Mund zu gehen, und ein Fremder muß es überhaupt als ein besonders Zeichen des Wohlwollens betrachten, wenn der Spanier ihm seinen Cigarro überreicht, und thut dann der Fremde ein Gleiches, so hat er seine Gunst und seine Freundschaft gewonnen. Es soll indessen wohl manchmal wegen der oben angeführten Ansteckung durch den Speichel, gefährlich seyn, einen solchen Cigarro gleich aus dem Munde eines Unbekannten zu übernehmen. — Auch in Frankreich, bei uns in Deutschland ꝛc. ist in den großen Städten diese Mode der Spanier, Cigarros zu rauchen, nachgeahmt worden. Ueberall auf den Kaffeehäusern, in den öffentlichen Gärten und auf den Spaziergängen vor den Thoren werden von den Personen der gebildeten Klassen, besonders von jungen Leuten, Cigarros geraucht, weil es die bequemste Art Tabak, sowohl für den leidenschaftlichen, als auch insbesondere für den Quartalraucher ist, indem man sich mit keiner Pfeife und keinem Tabaksbeutel zu schleppen nöthig hat, weil man Cigarros avec du feu, wie sich die Verkäufer mit ihrer brennenden Lunte in fremder Zunge auszudrücken pflegen, auf allen öffentlichen

Spaziergängen ꝛc. kaufen kann. Wenn gleich Spanien noch die feinen Cigarros liefert, so werden doch auch in Frankreich, Deutschland, und in andern Ländern eine große Menge Cigarros in den Tabaksfabriken gemacht, und zum Theil auch für ächt Spanische verkauft. Man erhandelt sie zu hundert Stück, auch Dutzendweise, und einzelne Stücke. S. auch den Art. Tabak, in T.

Spanische Citronentorte, s. unter Torte, in T.

Spanische Doblons, Dublonen, s. oben, unter Münzen, Maaße und Gewichte in Spanien, S. 214 und Th. 9, S. 665, den Art. Dublone.

Spanische Dublonen, s. den vorhergehenden Artikel.

Spanische Erde, eine weiche Erde, die sich leicht in der Hand zerreiben läßt, beinahe wie Thon oder Lehm, und von den Goldschmieden gebraucht wird, das Gold damit zu poliren und hell zu machen.

Spanische Elle, s. oben, S. 217.

Spanische Erdäpfelbereitung, oder Erdäpfel à l'Espagnole. Die Erdäpfel werden gewaschen, roh geschält und mit Pfeffer, einem Nachtelöffel voll Spanischer Jus und einer großen Kelle voll Bouillon, $\frac{3}{4}$ Stunden gekocht; dann herausgenommen, auf eine Schüssel geordnet und warm gesetzt. Die Sauce läßt man noch eine kleine Zeit einkochen, legirt sie mit zwei Eydottern, und giebt sie über die Erdäpfel.

Spanische Escudos, s. oben, S. 213, und Th. 11, S. 542.

Spanische Fabriken und Manufacturen, s. oben, unter Spanien, S. 193.

Spanische Feige, Spanische Feigen, Feigen, welche in Spanien gewonnen und, getrocknet, als eine Handelswaare in andere Länder verschickt werden. Man verschickt sie in großen Cabassen; sie sind aber nicht so

beliebt, als die Smyrnaischen, weil sie gemeiniglich zähe und hart sind. S. auch oben, S. 171.

Spanische Finanz-Angelegenheiten, s. oben, unter Spanien, S. 225.

Spanische Fliege, s. unter Fliege, Th. 14, S. 241 u. f.

Spanische Flotte, Spanische Seemacht, s. oben, unter Spanien, S. 226.

Spanische Galanterie, s. Spanische Lebensart.

Spanische Gallionen, s. unt. Schifffahrt, Theil 143, S. 718.

Spanische Gebirge, s. oben, S. 167.

Spanische Geniste, Spanischer Ginst, s. unter Geniste, Th. 17, S. 346.

Spanische Gewässer, s. ob., unt. Spanien, S. 168.

Spanische Gewichte, s. Spanische Münzen, Maaße und Gewichte, oben, S. 206 u. f.

Spanische Goldmünze, Spanische Goldmünzen, s. oben, unter Spanien, S. 213.

Spanische Grandezza, mit diesem Ausdrucke bezeichnet man bei uns ein ernsthaftes, abgemessenes, an Hochmuth und Stolz grenzendes Benehmen einer im Staatsdienste oder sonst einem amtlichen Verhältnisse stehenden Person. Es kommt von dem Titel Grandezza, den die Spanischen Großen, Grandes, erhalten, und der auf ihre Nachkommen erblich übergeht. Da nun ehemals, besonders unter der Herrschaft der Könige aus dem Oesterreichischen Hause, eine sehr strenge Etiquette am Spanischen Hofe herrschte, und alle Verrichtungen der großen Kron- und Hofbeamten nur mit abgemessenen Schritten und mit allen Merkmalen der äußeren Würde geschahen, so hat man diesen Titel bei uns in der eben angeführten Art umgewandelt. Man sagt daher auch: er schreitet mit einer gewissen Grandezza daher, mit abgemessenen Schritten. Alles was er thut, geschieht mit einer gewissen Grandezza, mit

einem gewissen äußeren steifen Anstande, dem jede natürliche leichte Bewegung fehlt ꝛc. ꝛc.

Spanische Handels- oder Handlungsgesellschaft, Spanische Handels- oder Handlungsgesellschaften. Spanien hatte noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts drei Handlungsgesellschaften, welche den überseeischen oder den Handel nach den Kolonien, nach Ost- und Westindien, China ꝛc. betrieben; nämlich: 1) die Spanische Ostindische Gesellschaft, welche im Jahre 1732 auf zwanzig Jahre errichtet wurde, und deren eigentlicher Zweck der Handel nach den Philippinen war; allein die Kunstgriffe der Europäer in Asien vernichteten alle Vortheile, welche Spanien von dieser Gesellschaft hätte hoffen dürfen, so, daß diese Gesellschaft noch lange vor dem Ende ihrer Octroy völlig unthätig gemacht worden war. An ihre Stelle trat im Jahre 1785 eine neue Ostindische Gesellschaft, deren Fonds auf 8 Millionen Piaster festgesetzt ward. Der König selbst, die Gesellschaft von Caraccas, die Madrider Bank, und die Einwohner der Philippinen wurden die Hauptinteressenten. Ein Drittel des Kapitals wurde in 100,000 Aktien, jede zu 1000 Livres vertheilt. Der Beschützer der Kompagnie, der Prinz von Asturien, übernahm es, die Ausrüstungen nach dem Spanischen Amerika zu besorgen, und alle Effecten und Waaren dahin zu schicken; dagegen sollte die Gesellschaft Piaster, Getreide und Früchte einnehmen, sie nach den Philippinischen Inseln bringen und daselbst den Ankauf aller Ostindischen und Chinesischen Waaren besorgen. Zur Beförderung dieses Handels wollte der König allen Nationen die Häfen der Philippinen öffnen, und die Kompagnie sollte für die in Amerika eingenommenen Piaster nur 2 Procent bezahlen, da bisher für ihre Ausfuhr aus Amerika fünf und für die Ausfuhr aus Spanien vier Procent entrichtet worden

waren. Zur Direktion der Kompagnie wurden zu Madrid und zu Manilla Conseils errichtet. 2) Die Spanische Caraccas-Gesellschaft, welche auch den Namen Gesellschaft von St. Sebastian führte, weil in dieser Stadt ihr Hauptsitz war, und der Name Caraccas ist derselben wegen der in Terra firma in Amerika liegenden Provinz Caraccas gegeben worden. Sie ist eigentlich die älteste Handlungs-Gesellschaft in Spanien, und wurde im Jahre 1726 gestiftet. Durch ihre Thätigkeit hat sie den Handel der Provinz Caraccas ungemein gehoben, da vorher innerhalb sechzehn Jahren nicht ein einziges Schiff von Caraccas nach Spanien gekommen war. Die Rückladung nach Europa bestand in Cacao, Tabak, Häuten und baarem Gelde. Besonders ward der Cacao, den sie nach Europa brachte, und der unter dem Namen Cacao von Caraccas bekannt ist, sehr geschätzt; sie trieb mit demselben einen ausschließenden Handel, und setzte davon jährlich in Amerika selbst 40,000 und in Europa 50 bis 60,000 Fanegen ab. Die Gesellschaft war unter diesen Umständen sehr bemittelt, ja in einem großen Wohlstande. Sie hatte das Recht, ihre Schiffe unmittelbar von St. Sebastian auslaufen zu lassen, ihren Rückweg mußten sie aber über Cadix nehmen, um sich daselbst visitiren zu lassen und die Abgaben zu entrichten. Nur den Einwohnern der Canarischen Inseln war es gestattet, jährlich ein Registerschiff nach der Küste von Caraccas zu schicken. — 3) Die Spanische St. Domingogesellschaft. Sie wurde im Jahre 1756 errichtet, und erhielt die Freiheit, von Barzellona aus nach St. Domingo, Portorico und der Margaretheninsel zu handeln, und auch zehn Registerschiffe nach der Hondurasbay und den Häfen von Guatimala zu schicken. Die Fonds dieser Gesellschaft beliefen sich auf eine Million Patagons; allein der Erfolg war nicht günstig, welches allein der Gesell-

schaft zugeschrieben werden mußte, welche die derselben ertheilte Freiheit nicht zu nützen verstand, und jährlich aus einer der thätigsten Städte, in welcher sie ihren Sitz hatte, nur zwei Schiffe nach den Inseln schickte, um Zucker, Tabak, Häute ꝛc. zu holen; sie kam daher nicht zu Kräften, und der Handel wurde im Jahre 1766 allen Spanischen Unterthanen frei gegeben. — Wie es jetzt um die zuerst angeführten Handelsgesellschaften steht, läßt sich nicht genau bestimmen; in den ersten Lüstres dieses Jahrhunderts trieb die zuerst genannte Gesellschaft noch einen lebhaften Handel nach Ostindien, Amerika ꝛc., wie auch schon oben, S. 205, angeführt worden. Nachdem aber der Handel nach Amerika frei gegeben, ist sie nur allein auf den Ostindischen Handel beschränkt worden; die zweite, die Gesellschaft von Caraccas, hat wahrscheinlich schon früher aufgehört, als die Trennung Amerikas vom Mutterlande Statt gefunden, weil der Handel dahin schon früher frei gegeben, wie auch schon oben angezeigt worden.

Spanische Handlungsgesellschaften, s. den vorhergehenden Artikel.

Spanische Industrie, s. oben, unter Spanien, S. 182 u. f.

Spanische Jus. Zu dieser Jus giebt das Kochbuch für die elegante Welt (Leipzig, 1819), S. 293, folgende Anweisung: Man nehme 4 Pfd. Kalbfleisch, 4 Pfd. Schinken, 1 Fasan oder 2 Rebhühner, einige Mohrrüben, einige Zwiebeln, wovon die eine mit Nelken gespickt seyn muß; dieses wird in eine Kasserolle rangirt, eine Bouteille Madeira, nebst einer großen Kelle voll kräftiger Bouillon darauf geschlagen und langsam eingedunstet. Wenn es unten eine goldgelbe Farbe genommen, schlägt man Tafel-Bouillon darauf, und läßt es noch einige Zeit verdampfen. Diese Jus ist sehr kräftig, ja eine der kräftigsten, und man kann sie zu

verschiedenen Saucen gebrauchen; dann wird sie mit etwas Mehl legirt; sie darf aber nicht zu braun, nicht zu dick, und unter keinen Umständen auch nicht zu salzig seyn.

Spanische Kette, beim Gold- und Silberdrahtplätter, ein gekräuselter Lahn, der aus Kantillen geplättet wird. Die Kantillen werden erst mit auseinander gestellten Walzen etwas gequetscht, dann zieht man sie auseinander, jedoch so, daß noch Ringel bleiben, die platt neben einander liegen. Hierauf werden sie auf einer untern Walze geglättet, die in der Mitte der Stirn einen kleinen Reif hat. Die Hälfte der Kantille, welche nicht ausgezogen worden, liegt beim Plätten in dem Reife, und wird daher nicht platt oder flach gedrückt; die andere Hälfte plätten aber die Walzen.

Spanische Kirsche, s. unter Kirsche, Th. 39, S. 60 u. f. Man hat drei Arten dieser Kirsche, die schwarze, weiße und rothe, welche an dem angeführten Orte abgehandelt worden. Diese Kirschen werden auf folgende Weise eingemacht. Die Stiele werden lang an der Frucht abgeschnitten, dann die Kirschen gewaschen, und auf einem Durchschlage trokken ablaufen lassen. Man nehme 1 Pfd. Spanische Kirschen, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker, der mit Wasser zu einem starken, weißen, klaren Syrob gekocht werden muß; in diesen thue man die Früchte, lasse sie nicht zu weich werden, auch so in Acht genommen, daß die Haut der Kirschen glatt und die Frucht klar bleibt, und thue sie kalt in Gläser. Nach zwei Tagen sehe man sie nach, ob sie auch nicht zu viel Saft nachgelassen haben. Ist dieses der Fall, so koche man den Syrob so dick, als möglich, ein, und verbinde die Gefäße, nachdem die Kirschen kalt geworden, gehörig.

Spanische Kleye, siehe unter Tabak, Schnupftabak.

Spanische Klinge, Spanische Klingen, diejenigen Degenklingen, welche in Spanien verfertiget werden, und wegen der Güte des Eisens und Stahls vor den Klingen anderer Art bei den Kennern einen besonderen Vorzug haben.

Spanische Krankheit, eine Benennung, welche einige Schriftsteller dem Koller der Thiere, Theil 43, S. 415 u. f., beilegen.

Spanische Kreide, Venetianische Kreide, Schneiderkreide, Englischer Walkerthon, Seifenstein, Creta Hispanica, s. Cimolia, s. unter Kreide, Th. 48, S. 484, und den Art. Speckstein.

Spanische Landmacht, s. oben, unter Spanien, S. 226.

Spanische Landschnecke, s. Th. 147, S. 184.

Spanische Landwirthschaft, Spanischer Ackerbau, s. oben, unter Spanien, S. 183 u. f.

Spanische Landstraßen und Chausseen, s. Th. 62, S. 394 u. f.

Spanische Laterne, ein Ausdruck im gemeinen Leben einiger Gegenden Deutschlands. Einen mit der Spanischen Laterne nach Hause leuchten, ihn nach Hause prügeln. Adelung ist der Meinung, daß solches von dem Spanischen Rohre müsse abgeleitet worden seyn; und dieses ist auch wahrscheinlich, weil das Spanische Rohr ehemals eine große Wichtigkeit, besonders in der Klasse der Handwerker, hatte, und nicht allein zum Spazierstock, sondern auch in Raufereyen oder Prügeleyen als ein wichtiges Instrument diente.

Spanische Lebensart der feinen Welt, Spanische Galanterie. In Spanien ist der Geist der Chevallerie noch nicht ganz verschwunden, man findet immer noch hin und wieder Anklänge an jene Zeit der irrenden Ritter, die sich kühn den größten Gefahren

Preis gaben, um aus der Hand ihrer Gebieterin, den Lohn für ihre Thaten zu empfangen, oder mit der edel ausgeführten That sich auch die Hand der Geliebten zu erwerben; und wenn auch die jüngere Zeit, die neueren Einrichtungen der Staaten, den ehemaligen ritterlichen Thaten entgegen, und auch dergleichen Gelegenheiten, sich auf eigene Kosten hervorzuthun, verschwunden sind, so blieben doch noch bei einer Nation, die sich in ihrer Urkraft treu und Original geblieben, wie man dieses noch bei den Spaniern in mehreren Provinzen findet, so viele Züge, so viele Merkmale jener Tugenden einer religiös-schwärmerischen, auf das Ehrgefühl und die Tapferkeit sich gründenden Zeit übrig, wie dieses ihre Religiosität, ihre Galanterie, ihre Spiele oder Belustigungen, kurz, ihre ganze Lebensart, ihr ganzes Wesen zeigt. Schon ihre Tracht, ihre ganze Haltung des Körpers zeigt etwas Edles. So giebt dem Spanier der große über die linke Schulter geschlagene Mantel etwas ganz Eigenthümliches, welches sich wohl sehen, aber nicht beschreiben läßt. In diesem Mantel bewegt er sich sehr gewandt und leicht, so daß man von der Unbehülflichkeit, die dieses Kleidungsstück zu geben pflegt, nichts an ihnen bemerkt. Beim Fechten wissen sie sich desselben sehr geschickt als eines Vertheidigungsmittels zu bedienen; eben so hat auch ihr Gang eine gewisse stolze Würde. Sehr charakteristisch ist die Haltung und der Gang der Spanischen Damen, in welchen sich eine stolze Würde ausdrückt. Sie tragen ihren Körper sehr gerade, und zwar so, daß der Rücken etwas zurück und die Brust vortritt. Den Kopf halten sie in die Höhe, doch ohne allen Zwang und Ziererey, vielmehr ist die Natürlichkeit ihres Anstandes, ihres ganzen Benehmens so wahr und einfach, wie wir es bei uns in Deutschland weniger sehen, wo das Naive im Reden und Thun nur zu oft wohl berechnet, und den Spie-

gel verräth, vor dem es gelernt oder studirt worden; es ist keine Deutsche Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit, sondern nur ein Französischer Anstrich, eine Toilettengaloppade. — Alles ist in Spanien auf die Devotion oder Frömmigkeit und die Galanterie berechnet, welche besonders in Madrid ins Unendliche variiren; denn alle religiösen Feste, Ceremonien oder Feierlichkeiten ꝛc. werden hier als eine Art Zeitvertreib angesehen, und man geht in die Messe, in die Vesper ꝛc., wie in Paris auf die Boulevards. Es vergeht keine Woche, wo nicht ein solches Fest einfiele, wobei man sich angenehm zerstreut. Hier ist nun die Galanterie, die Artigkeit im Benehmen Hauptsache, weil die Frauen hier bloß leben, um zu beten und um zu lieben; denn alle geistliche und alle weltliche Parthien werden nur durch Intriguen interessant, dagegen fehlen ihnen alle andere Vergnügungen; denn außer dem Schauspiele, der Promenade, dem Stiergefechte und den Tertulias (gewisse Abendgesellschaften) kennen sie keine Belustigungsörter, wie z. B. in London, Paris, Wien, Berlin, Petersburg ꝛc., welche ihre Kaffeegärten, Treibhäuser, Ressourcen, Pickenicks, Bälle, Konzerte und viele andere öffentliche Belustigungen haben. Hier in Spanien ist Alles nur auf die oben angeführten Vergnügungen beschränkt, und wenn auch die neueste Zeit, besonders der kurze Einfluß der Franzosen auf Spanien unter Napoleon, hierin Manches geändert hat, so ist doch immer noch die frühere Lebensart vorherrschend, und die Galanterie hat sich in nichts geändert; man dient noch immer seiner Schönen auf den Knien, und setzt sich dann zu ihren Füßen auf die Matten nieder, so daß man bei einem Feste, wo Bälle ꝛc. Statt finden, sich in Arkadien versetzt glaubt.

Zur Galanterie der Damen gehört besonders der Fächer (abanïco), dessen eigentlicher Zweck sich abzu-

kühlen seyn soll; allein außer diesem Bedürfnisse in einem südlichen Klima, dient er ihnen zur beredeten Sprache der Liebe. Fischer sagt in seinem Gemälde von Madrid: Unter ihren Händen ist er ein Spielwerk der Grazien, ein Telegraph der Liebe; sie wissen ihn mit Kunst und Leichtigkeit zu gebrauchen, und legen viel Sinn und Bedeutsamkeit in die verschiedenen Bewegungen desselben. Sie entwickeln alle Schönheiten einer niedlichen Hand und eines reizenden Armes, sie zürnen, sie schmeicheln, sie grüßen, sie befehlen mit dem Fächer. Er ist das Joujou der studiertesten Koketterie, der Dollmetscher aller ihrer Empfindungen; und man kann sein Glück nur bei einer Spanierin versuchen, wenn man ihr Dulces (Confitüren, Zuckerwerk) oder einen Abanico giebt. Die Spanierinnen suchen aber nicht allein zu gefallen, sondern auch zu beherrschen, und daher ist ihre Galanterie dem Geliebten wie dem Gatten gefährlich. In ihrer Jugend sind die Spanierinnen die angenehmsten Geschöpfe wegen ihrer Mischung von Temperament und Zurückhaltung, von Verschämtheit und Leichtfertigkeit; selbst in reiferen Jahren entzücken sie noch durch ihre niedlichen Formen, durch ihre reizenden Arme, durch ihre unnachahmliche Lebhaftigkeit und ihren unerschöpflichen Witz ꝛc; allein diese bezaubernden Eigenschaften sind mit einer Heftigkeit, mit einem Egoismus und einer Herrschsucht gepaart, die dem Charakter der Weiblichkeit völlig entgegen stehen; es ist bei ihnen Alles wild und ungestüm, Alles Laune und Eigensinn. Sie empfinden durch lauter Extreme und gehen unaufhörlich von einem zum andern über. Sie betrachten ihren Liebhaber wie ihren Bedienten, und ihren Mann, als ihren Leibeigenen. Von jenem fordern sie Geschenke, Aufmerksamkeiten und kleine Dienste aller Art, von diesem dasselbe und ihren Unterhalt obendrein. Wenn man sie mit unsern Lands-

männinnen, den Deutschen Frauen vergleicht, sagt Fischer, so ist der Vorzug der Letztern entschieden. Die ganze Galanterie der Spanierinnen besteht nur darin, die Männer in einer gewissen Unterwürfigkeit zu erhalten; ja selbst der größte Theil der gesellschaftlichen Spiele hat eigentlich nur diesen Zweck, Cortejos und Santos, Estrechos und Annos, und wie die Spiele der Galanterie ꝛc. alle heißen, haben den Zweck, sich den Gegenstand verbindlich zu machen. Die Cortejos sind Hausfreunde, die Santos werden am Weihnachtsabende gespielt. Es werden nämlich an dem gedachten Abende die Namen eines Herrn und einer Dame, jeder mit dem Namen eines Heiligen nach Art einer Klassenlotterie gezogen; der Herr muß dann dem Heiligen der Dame und sie dem seinigen das ganze Jahr hindurch eine besondere Verehrung bezeigen. Der Herr ist indessen viel zu galant, um dies anzunehmen, obgleich seine Verpflichtung ihre völlige Gültigkeit behält. Bei den Estrechos findet beinahe dasselbe Statt; es ist eine Verloosung eines Paars in der Königsnacht. Die Dame erhält dadurch einen bestimmten Anbeter, einen verpflichteten Liebhaber mehr, dessen Verbindlichkeit sich auf das ganze folgende Jahr erstreckt. Die Annos werden in der Neujahrsnacht gezogen, und ihre Verbindlichkeiten beziehen sich auf ähnliche Aufmerksamkeiten, Geschenke ꝛc., wie bei den vorigen. Bei den Verloosungen der Namen geht es sehr lustig zu, und die sonderbare Zusammenfügung der Paare giebt zu tausend Scherzen Gelegenheit; allein bei allen diesen Belustigungen, welche in der Galanterie ihren Grund haben, und den alten Geist der Chevallerie, obgleich sehr nach einem zwerghaften Maaßstabe modernisirt, kenntlich machen, ist der Despotismus der Spanischen Weiber nicht zu verkennen; und wenn dort die Ritter, sagt Fischer, für ihre

Gebieterin fochten, so bringen sie hier ihrem Heiligen einen Blumenstrauß, wenn sie ihnen dort ihre eroberten Fahnen weiheten, so machen sie ihnen hier Geschenke mit Dulces, dort opferten sie ihnen ihr Leben, hier häufig ihre Dublonen auf. — Um diese Galanterie in ihrem ganzen Umfange zu schätzen und sich an die sklavische Abhängigkeit zu gewöhnen oder solche vielmehr zu ertragen, muß man ein junger Spanischer Stutzer seyn.

Spanische Maaße, s. Maaße und Gewichte unter Spanien, S. 217.

Spanische Mandeln, Valenz-Mandeln. Die Früchte der in Spanien wachsenden Mandelbäume, unter welchen die Valenz-Mandeln, welche man in der Provinz Valenzia gewinnt, vorzüglich geschätzt werden. Da im Art. Mandel, Th. 83, die Spanischen Mandeln gar nicht erwähnt worden, so will ich hier nur kurz die Eigenschaften derselben als Handelswaare anführen. Die Valenzer Mandeln, welche die gangbarste Mandelsorte im Handel ist, ist groß, breit und verhältnißmäßig stark oder dick, so daß sie eine flache, gereifelte eyförmige Gestalt hat, und eine gelblichbraune Farbe. Die Schale ist schön glatt und neu. Man bezieht die Spanischen Mandeln entweder direct aus den Spanischen Handelsstädten, oder auch von Amsterdam, welches auf den Ballen dergleichen Mandeln 6 Pfd. Thara und 2 Procent Gutgewicht giebt.

Spanische Mandelprätzel, Spanische Mandelprätzeln, s. oben, unter Spanische Biskotten.

Spanische Mandeltorte, s. unter Torte, in T.

Spanische Manufakturen, s. Spanische Fabriken und Manufakturen.

Spanische Marine, Spanische Seemacht, Spanische Flotte, s. oben, unter Spanien, S. 226.

Spanische Mehlspeise, eine Mehlspeise, welche

man den Beinamen Spanisch gegeben; ob die Bereitungsart derselben aber aus Spanien stammt, oder ob es ein bloßes Mittel zu deren Anpreisung ist, läßt sich hier schwer bestimmen, da man darüber in den Kochbüchern keinen Aufschluß findet; indessen scheint das Erstere eher möglich zu seyn, weil man sie in den neuesten eleganten Kochbüchern findet. Da man deren Bereitungsart unter Mehlspeise, Th. 87, nicht findet, so führe ich sie hier an. Spanische Mehlspeise von Kartoffeln. Die Kartoffeln werden abgekocht, wenn sie kalt sind abgeschält, und auf dem Reibeisen gerieben. Man nehme $\frac{1}{2}$ Pfund frische Butter, rühre sie zur Sahne; dann die Kartoffeln dazu gethan, auch das Gelbe von 20 Eyern, Citronenzucker, Muskatennuß, 1 Quart saurer Sahne, etwas Parmesankäse und Zucker, und zuletzt den Schnee. Man backe es eine Stunde in einem Rande. — Spanische Mehlspeise von Aepfeln. Man schäle Borstorfer Aepfel, hebe mit einem Ausstecher die Zellen heraus, und marinire die Aepfel mit Rum, Citronenzucker, Zimmet und Nelken. Man koche 1 Pfd. große Rosinen in Malaga, streiche sie durch ein Haarsieb und fülle damit die Aepfel. Von dem Malaga und dem Sude der Aepfel mache man eine feine Crême wie folgt: Man rühre $\frac{1}{4}$ Pfund Mehl mit Malaga klar, dann mit Zucker auf dem Feuer abgerührt, und $\frac{1}{4}$ Pfund frische Butter hinzugesetzt. Hierauf mit dem Gelben von 15 Eyern nach und nach abgerührt, und etwas Schnee dazu gethan. Man lege die Aepfel in eine Randschüssel, Crême darunter und darüber, dann mit Macronen und kleinen Biscuits stark bestreut und eine Stunde gebacken.

Spanische Mineralien, s. oben, unter Spanien, S. 172.

Spanische Münzen, s. Spanische Gewichte.

Spanische Nadeln, eine uneigentliche Benennung

einiger Arten Deutscher Nähnadeln und Stecknadeln, weil sie nach Spanien starken Vertrieb finden.

Spanische Naturprodukte, s. oben, unter Spanien, S. 170 u. f.

Spanische Nessel, s. Spanischen Majoran.

Spanische Orden, s. oben, unter Spanien, S. 229.

Spanische Ostindische Handlungsgesellschaft, s. Spanische Handelsgesellschaft.

Spanische Pastete, s. unter Pastete, Th. 108, S. 59. Hier noch ein Paar Spanische Pasteten aus der höheren Kochkunst nach Sametzky's Anweisung. Spanische Pasteten au Ragout. Man mache einen nicht zu festen Teig von 1 Pfund Mehl, dem Gelben von sechs Eyern und Sahne, rolle ihn wie ein Nudelteig aus, bestreiche ihn mittelst eines Pinsels mit Krebsbutter, und dann fest aufgerollt. Man schneide ihn hierauf kalt mit einem heißen Messer in dünne Scheiben, lege vorher von dem ausgerollten Teige eine Scheibe oder ein Blatt in die Form, das Ragout darauf und dann bestrichen; den ausgerollten Teig mit einem heißen Messer durchgeschnitten, darüber gelegt, das Ragout von Fischen, Krebsen, Champignons und Kräutern, mit Sardellen und Eyern gut legirt, mit Krebsbutter bestrichen und rasch gebacken. — Spanische Pasteten auf eine andere Art. Man bestreiche einen leichten, mürben und ausgerollten Teig ganz mit Schweinfett oder Schmalz, dann mit der Hand wie eine Wurst aufgerollt, und an einem kalten Orte hart werden lassen. Hierauf den Teig mit einem heißen Messer in feine Scheiben geschnitten, und diese in kleine Pastetenformen fest eingedrückt; dann ein Salbicon von Rebhühnern und Trüffeln gemacht, mit Oel abgeschwitzt und dick legirt, kalt auf den Teig gelegt, mit einer ähnlichen

Scheibe Teig wieder bedeckt, mit Schweinfett bestrichen, und rasch gebacken.

Spanische Perrücke, Staatsperrücke, Allongeperrücke, s. unter Perrücke, Th. 108, S. 636, 667 und 672.

Spanische Pesetos, oder Pesetta, eine Silbermünze, s. oben, unter Spanien, S. 214, und Th. 108, S. 827 u. f.

Spanische Peserta, s. Th. 108, S. 782.

Spanische Pesos, s. daselbst.

Spanische Pferde, Spanische Pferde und Pferdezucht, s. oben, unter Spanien, S. 189, und unter Pferd, Th. 110, S. 51.

Spanische Pferdezucht, s. daselbst.

Spanische Piaster, s. oben, unter Spanien, S. 214 und Th. 113, S. 21.

Spanische Pistole, Spanische Pistolen, siehe oben, S. 213, Spanische Doublonen.

Spanische Pocken, eine Benennung der siphilitischen Krankheit, der Venusseuche, s. unter Franzosen der Menschen, Th. 14, S. 752.

Spanischer Ackerbau, s. oben, unter Spanien, S. 183.

Spanischer Anstrich, s. Spanische Schminke.

Spanischer Band, Spanische Bände, beim Buchbinder, der Einband von den gedruckten Büchern in Spanien. Man pflegt in Spanien größtentheils noch die Bücher nach alter Art in lohgares Leder oder schwarzes glattes Ziegenleder zu binden. Den Schnitt färbt man entweder gelb, oder fernambuckroth; daher sind die Bücher in der Regel sehr schlecht gebunden; auch die Haken oder Bänder daran sind schlecht; indessen haben die Spanier in diesem Zweige der Gewerbsamkeit in neuer und neuester Zeit, besonders in der kurzen Zeit der Französischen Invasion, auch schon Fortschritte gemacht, da sie in derselben viele

schön gebundene Bücher aus Frankreich ꝛc. zu sehen bekommen.

Spanische Rechnungsmünzen, s. oben, unter Spanien, S. 207 u. f.

Spanischer Flieder, Spanischer Hohlunder, s. unter Hohlunder, Th. 24, S. 323 u. f.

Spanische Registerschiffe, s. unter Schiff, Th. 142, und unter Schifffahrt, Th. 143, S. 727.

Spanischer Ginst, s. Spanische Geniste.

Spanischer Hacken, im Schiffbaue, s. Laschung.

Spanischer Hohlunder, s. Spanischer Flieder.

Spanischer Handel, s. oben, unter Spanien, S. 197 u. f.

Spanischer Hopfen, s. unter Hopfen, Th. 25, S. 312.

Spanischer Kerbel, s. Spanischer Körbel.

Spanischer Klee, s. unter Klee, Th. 39, S. 422, 536.

Spanischer Körbel, s. unter Kerbel, Th. 37, S. 28.

Spanischer Kork, s. unter Kork, Th. 44, S. 552.

Spanischer Kragen, Paraphimosis, s. Verengung der Vorhaut am männlichen Gliede, unter Vorhaut, in V.

Spanischer Lack, eine Benennung des rothen Siegellacks, weil er in Spanien zuerst gemacht worden seyn soll, und der Hauptbestandtheil desselben der Gummi-Lack oder Schellack ist; s. den Art. Siegellack, Th. 154, S. 79 u. f.

Spanischer Lauch, s. unter Lauch, Th. 65, S. 702.

Spanischer Majoran, Spanische Nessel, von einigen eine Benennung der Balearischen Nessel, s. Th. 102, S. 402.

Spanischer Mantel, ein Strafwerkzeug, in Gestalt eines kurzen runden Spanischen Mantels von Holz

oder auch wie eine Feuertiene mit Eisen beschlagen, worein der Verurtheilte gespannt wurde. Dieses Werkzeug war nämlich so gemacht, daß der Verurtheilte den Kopf durchstecken konnte, und es ihm dann auf den Schultern lag; er hatte also nur den Kopf frei. Er mußte nun mit diesem hölzernen schweren Mantel, der bis zum Knie reichte, eine oder ein Paar Stunden auf öffentlicher Straße vor dem Rathhause, oder wenn es Schiffer betraf, die eigentlich mit dieser Strafe belegt wurden, vor dem Packhofe stehen.

Spanischer Pfeffer, s. unter Pfeffer, Th. 109, S. 553 u. f.

Spanische Rosinen, s. unter Rosine, Th. 127, S. 273 u. f.

Spanische Reiter, Friesischer Reiter, Sturmhaspel, Fr. Cheval de frise, in der Kriegsbaukunst große vier- oder sechseckige Stücken Holz oder Wellen von willkührlicher Länge, je nachdem sie gebraucht werden oder es nöthig ist sie zu gebrauchen; gewöhnlich findet man sie von 6—12 Fuß Länge, und 6 Zoll Dicke. In diese Hölzer oder Wellen, die man Spillen nennt, werden von 6 zu 6 Zollen, 3 bis 6 Fuß lange und 4 Zoll dicke zugespitzte Stäbe ins Kreuz oder so, daß sie Kreuze bilden, eingesetzt, welche man Spieße oder Federn nennt; sie sind zugespitzt und die Spitzen oder Enden mit Eisen beschlagen. Man verbindet die Spanischen Reiter durch eiserne Ketten und Haken, und bringt sie größtentheils im Graben, an den Eingängen und in den Kehlen der Werke ꝛc. als Hindernisse beim Sturme an; so auch an den Eingängen der befestigten Lager, um den Anlauf der Stürmenden aufzuhalten, auch den Anmarsch der Soldaten zu hemmen. Bei diesen letzten Verschanzungen, den Feldverschanzungen, sollen ihre Dienste eben nicht erheblich seyn, da sie vom Feinde leicht abgehauen werden können und ihre Verfertigung viel Zeit kostet; da-

gegen sollen diejenigen Spanischen Reiter, deren Wellen mit Blech beschlagen und deren Federn von Eisen sind, gute Dienste in den Festungen leisten. Fig. 8744 zeigt einen Spanischen Reiter. — Man nennt auch die Kunstreiter Spanische Reiter. Woher diese Benennung eigentlich kommt, ob die ersten Reiter, die Kunststücke, equilibrische Uebungen auf Pferden gemacht haben, aus Spanien gekommen, oder ob man diese Benennung ihnen bloß so beigelegt hatte, weil man die Spanischen Pferde zu solchen Uebungen am geschicktesten gehalten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, so viel ist gewiß, daß die erste Kunstreitergesellschaft, oder die ersten Kunstreiter, die nach Deutschland gekommen, Franzosen waren.

Spanischer Salat, s. unter Salat, Th. 130, S. 705.

Spanischer Seesoldat, s. unter Soldat, Th. 155, S. 376.

Spanischer Sekt, s. Spanischer Wein.

Spanischer Stiefel, Spanische Stiefeln, Beinschrauben, ehemals ein Marterwerkzeug, um einen Verbrecher im zweiten Grade der peinlichen Frage zum Geständniß zu bringen. Es sind hölzerne Schienen, zwischen welche die Beine gelegt, und mit Schrauben stark zusammen geschraubt werden.

Spanischer Stock, s. Spanisches Rohr.

Spanischer Tabak, s. unter Taback, in T.

Spanischer Takel, der große Looper auf den Schiffen.

Spanischer Tanz, ein Tanz, der etwas Gravitätisches und Ernsthaftes hat, jedoch gilt diese Benenung nur von den frühern Spanischen Tänzen; also auch hier nur von denen ihnen ähnlichen. Die gegenwärtigen Tänze der Spanier haben auch einen leichteren Anstrich, nicht mehr jenes Gravitätische und Steife; sie sind bei weitem ungezwungener und heiterer, ja ausgelassener geworden. Unter die alten Spanischen Tänze gehören die Folie d'Espagne und die Sarabande.

Der erstere, ein alter Spanischer Tanz, der von einer männlichen oder einer weiblichen Person getanzt wird, scheint eine Art der Sarabande zu seyn. Der andere, die Sarabande, Sarabanda, war in Spanien sehr beliebt, und ist von dort nach allen andern Ländern Europas gekommen. Noch unter Friedrich Wilhelm dem Ersten tanzte man sie in Berlin, wie aus den Anecdoten dieses Königs bekannt ist, daß ein Tanzmeister, der schnell vor ihm in ein Haus schlüpfte, um daselbst Unterricht in seiner Kunst zu geben, auf Befehl des Monarchen zurückgerufen wurde, und vor ihm auf der Straße eine Sarabande tanzen mußte, um zu beweisen, daß er nicht aus Furcht vor ihm geflohen, sondern ein Tanzmeister sey. Dieser damals sehr beliebte Tanz wird nach einer gravitätischen etwas kurzen Melodie, die zum Tanze den $\frac{3}{4}$, zum Spielen aber zuweilen den $\frac{2}{3}$ Takt, langsam geschlagen, u. zwei Reprisen hat. Nach einer alten Charakterisirung der Sarabande, hat sie keine andere Gemüthsbewegung, als die Ehrsucht; jedoch hat die Tanzsarabande eine engere, aber weit hochtrabendere Verfassung, als die Spiel- und Singesarabande, sie läßt keine laufende Noten zu, weil diese der Grandezza entgegen sind, und behält ihre Ernsthaftigkeit fest und steif bei. Beim Spielen auf dem Klaviere, und auf der Laute gebrauchte man mehr Freiheit, ja man gab sie wohl mit Variationen; dieses geschah aber nicht mit der Gesangsarabande. Was die neueren Nationaltänze der Spanier betrifft, wie der Fandango, Volero ꝛc. so sehe man hierüber das Nöthige unter Tanz, in T. nach. Außer den Nationaltänzen werden in Spanien bei Privatbällen auch Englische und Französische Tänze getanzt; auch der Deutsche Walzer hat seit diesem Jahrhunderte Eingang gefunden. — Auf der Reitschule in Spanien war die Sarabande ein langsamer Tanz, den man für die-

jenigen Pferde brauchte, welche passegirten und im Spanischen Tritte dressirt waren; welche Pferde man daher Danseurs, Tänzer nannte, weil sie die Cadanz beobachteten; auf des Reiters Tempo di Gamba Acht hatten, und also nach dem Takte der Musik Fuß vor Fuß avancirten; auch in der Wendung jedesmal eine hohe Curbette darein machten, und in der Cadanz blieben, welches eine der schönsten, aber auch schwersten Lectionen ist; denn der Reiter muß die Musik, wenigstens den Takt verstehen, damit er solchen dem Pferde beibringen kann.

Spanischer Tritt, s. in dem vorhergehenden Artikel, Sarabande auf der Reitschule.

Spanischer Wasserhandel. Dieser Handel bezieht sich besonders auf Madrid, und ist also bloß ein Stadthandel. Madrid hat nämlich zwei und dreißig große Brunnen, welche die Stadt mit Wasser versehen, da die wenigsten Häuser Wasser haben, Flußwasser wegen der Seichtigkeit des Manzanares nicht vorhanden ist, und das Gesinde daselbst nichts vom Wasserholen, wie bei uns in Deutschland, weiß. Dieses öffentliche Brunnenwasser giebt nun einen Handelszweig ab, und wird von Leuten, die man Aguadores oder Wasserhändler nennt, besorgt. Dieser Wasserhandel wird nun im Großen und Kleinen betrieben. Der en Groshandel befindet sich ausschließlich in den Händen der Gallizier (Gallegas), die auch eine eigene Zunft ausmachen, und die Stadt nach Häusern, Gassen und Vierteln unter sich vertheilt haben, wodurch sich jedes Mitglied gleichsam ein festes Eigenthum erworben, welches sie nach Willkühr an ihre Kinder und Verwandte vererben, oder wenn solches nicht geschieht, so verkaufen sie das sich selbst erworbene Recht an einen ihrer Landsleute. So einträglich nun dieser Handel von der einen Seite ist, so beschwerlich ist er auch wieder von der andern. — Den ganzen Tag müs-

sen sie mit ihren schweren Tonnen herumlaufen, besonders im Sommer, wo der Wasserverbrauch ungeheuer groß ist. Jeder Aguador hat in der Regel zehn bis zwölf Häuser zu bestreiten, wo er für eine Tonne täglich jeden Monat einen Piaster, für zwei das Doppelte ꝛc. erhält. In acht bis zehn Jahren pflegen daher die meisten eine kleine Summe erspart zu haben und in ihr Vaterland zurückzukehren; und wenn sie denn ihre Stelle nicht ihren Angehörigen überlassen, sondern verkaufen, so erhalten sie dafür vierzig bis funfzig Piaster. Die ganze Gesellschaft zahlt übrigens zur Erhaltung der Wasserkunst eine jährliche Summe an die Regierung. Man besoldet in vielen Häusern diese Aguadores auch noch besonders, als Compradores oder Einkäufer, wo nämlich der Mann nicht selbst auf den Markt gehen und einkaufen kann, da nimmt er sich einen Aguador dazu. Da die Preise alle bestimmt sind, und die Taxe auch noch in den öffentlichen Blättern steht, so ist keine Unterschleife dabei zu befürchten. Die zweite Klasse der Aguadores, die den Wasserhandel en detail oder im Kleinen treiben, machen keine besondere Gesellschaft aus; denn wer einen steinernen Krug und ein Paar Gläser kaufen kann, der treibt diesen Handel ohne eine weitere Bescheinigung zu bedürfen. Sie halten aber doch auf eine gewisse Ordnung, damit sie sich nicht ins Gehege kommen. Sie gehen mit ihren großen Krügen auf dem Rücken, und mit der blechernen Maschine, worin die Gläser stehen, unaufhörlich in den Straßen auf und ab, und rufen: Frisches Wasser! Frisches Wasser! Wer hat Lust! So eben kommt es vom Brunnen! (Agua fresca! Agua fresquita! Quien quiere! quien bebe. — Ahora viene de la fuente.) Das Glas kostet nur einen Ochavo; allein bei recht heißem Wetter können sie täglich sechs bis sieben Realen verdienen. Eine dritte

Klasse oder wohl nur ein Ausschuß der vorhergehenden, eine Elite, sind die Eis- und Gerstenwasser-Verkäufer (Agua de nieve! Agua de cebada!) Sie pflegen beides in kleinen hölzernen Tonnen herumzutragen. Das Behältniß zum Eise befindet sich unten an der Tonne angebracht. Ein Glas bloßes Eiswasser kostet einen Quarto, ein Glas Gerstenwasser mit Eis drei Ochavos. Sie ziehen auf allen Straßen und Plätzen Madrids umher.

Spanischer Weber, ein Tuchmacher, der seinen Namen davon erhalten hat, daß er aus Spanischer Wolle feine Tücher webt. Er unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Tuchmacher darin, daß er Kenntniß von der Spanischen Wolle haben muß, um sie zu den verschiedenen Gattungen der Tücher, die daraus gemacht werden sollen, gehörig zu sortiren; dann daß das Weben selbst mit vieler Aufmerksamkeit geschieht, und daß er nicht allein auf dem Stuhle weben kann, sondern beständig zwei Personen die Schütze hin und wieder einschieße, weil das Tuch an drei Ellen breit auf dem Stuhle steht, und daher eine Person die Schützen nicht durchwerfen, auch die schwere Lade nicht gut anschlagen kann. In Deutschland fand man sie ehemals nur in großen Manufakturen, jetzt hat man Maschienen eingeführt, worauf dergleichen Tücher gewebt werden; die Kunst des Spanischen Webers würde sich daher bloß auf die Sortirung der Wolle noch beschränken, und auch hierin ist ihm jetzt schon durch die Wollhändler vorgearbeitet worden, so daß sich seine Kunst beinahe auf 0 reducirt.

Spanischer Wein, Spanische Weine, s. oben unter Spanien, S. 170. Es sind starke, liebliche und feurige Weine, welche in den verschiedenen Provinzen Spaniens und in seinen Kolonien hier und da gezeugt, und in außerordentlicher Menge ausgeführt werden. Die berühmtesten Gattungen sind: 1) die

Weine aus Neu-Kastilien, besonders aus la Mancha, Valdepenas, ein Tischwein, der zu Madrid sehr geschätzt wird; er ist roth an Farbe und dem Burgunder ähnlich. Francarrall unweit Madrid, giebt einen leichten rothen Wein, und Rivadavia einen angenehmen weißen. Diese genannten Sorten können aber nicht weit, am wenigstens südwärts verfahren werden, und halten sich auch nicht über ein Jahr. — 2) die Weine in Granada sind die überall so geschätzten Malagas, die bei der Stadt dieses Namens in mehr als tausend Weinbergen gebauet und gewonnen werden. Die eine Art desselben ist roth, die andere weiß. Der rothe Malaga von Manilva ist von gleicher Güte, aber seltener und daher theurer. Die feinste Sorte des weißen Malagas wächst um die Stadt Guadalkazar. Der nach Deutschland abgehende Malaga, wird erst, wenn er drei Jahre alt geworden und die Probe ausgehalten, ausgeführt; er dauert dann wohl an hundert Jahre. Die Engländer ziehen den jüngeren Gebirgswein, Mountain, vor, welcher angenehmer und weißer von Farbe ist, als der aus den Thälern. Die Stadt Malaga versandte jährlich noch zu Anfange dieses Jahrhunderts, 20 bis 25,000 Bottas Wein ins Ausland. Eine Botta hält 30 Arroben oder nach Deutschem Weinmaaße 12 Anker oder 400 Berliner Quart. — In Sevilla gewinnt man den köstlichen Xereswein, welcher weiß ist. Die feinste Art ist süß, und heißt Paxarete; die andere Sorte ist bitterlich an Geschmack und mehr magenstärkend, und heißt an Ort und Stelle Vinsecco. Von diesem Weine werden jährlich an 20,000 Fässer ausgeführt. — 4) Von den Weinen in der Provinz Murcia liefert Villatobas jährlich einige tausend Fässer. — 5) Valenzia liefert den bekannten süßen Alikantwein, welcher roth oder weiß ist; Ersterer ist der stärkste und wird von den Engländern sehr

geschätzt. Der Beniarlo, ein starker, dicker, rother Wein, welcher häufig auf dem Languedoker Kanal nach Bourdeaux geht, und daselbst mit leichterem Weine vermischt oder umgetauft wird. — 6) Arragonien liefert nur rothe, schwere Weine, die man Garnches nennt, unter welchen der Hospitalwein von Saragossa, Caruena und Hueskar am berühmtesten sind. — 7) Katalonien bringt den bekannten weißen Malavaser, welcher aus Griechenland hierher verpflanzt worden; auch der Garnacha aus dieser Provinz ist ein süßer, rother, sehr guter Wein; so auch der Tinto de los Montanas. Valls ist ein leichter, süßer Wein, so wie auch der Xarelo und Maccabeo, Mataro, Tega, Clega, Calafell, Vendrelle, Campo de Tarragona, und Montplaisir sind feine rothe Weine, und dieser letztere Ort giebt auch weiße Sorten. Die besten weißen Sorten sind Sitges, Ribas, Clanoa, la Selva und Cadaguez. Alle die genannten rothen und weißen Weine aus Katalonien gehen in außerordentlicher Menge nach den übrigen Spanischen Provinzen, z. B. nach Asturien, Gallizien, Andalusien, dann nach England, Holland, Deutschland, nach Indien ꝛc. Ein großer Theil dient zur Versorgung der Königlichen Marine. — 8) Majorka und Minorka liefern gute weiße Weine, und führen sie aus nach andern Ländern. — 9) In Navarra wächst der berühmte Peralta oder der sogenannte Spanische Sekt, ein starker, weißer Wein, s. auch Spanischer Sekt. Geringer fällt dieses Gewächs bei Tudela, wo ein dem Mittelburgunder ähnlicher rother Wein gewonnen wird. Weine dieser Art fallen auch bei Tafalla, Villafranka und Punto de la Reyna. Alle Spanische Weine enthalten bei allem Feuer eine ihnen eigenthümliche Süßigkeit. Am besten sind sie in ihren Mitteljahren; denn jung oder neu führen sie gewöhn-

lich etwas Unreines bei sich; sind sie aber erst sechs und mehrere Jahre alt, so sind sie der Gesundheit nicht recht zuträglich; auch halten sich die meisten, außer dem ächten Malaga, welcher, wie schon oben angeführt worden, eine Ausnahme macht, nicht lange. Von allen andern Weinen unterscheiden sich die Spanischen nicht allein durch ihr heißes Klima, worin sie wachsen und bereitet werden, sondern auch durch ihre eigenthümliche Zubereitungsart. Man läßt nämlich daselbst den Most über gelindem Feuer kochen, füllt ihn hernach in Gebinde, und läßt ihn gähren und abliegen. Weil er durch das Sieden viele von seinen wässerigen Theilen verdunstet hat, so wird er als eingesottener Most davon so dick, als ein dünner Syrob, und süß. Die jungen Weine werden im Februar und März verladen. Die Oerter in Spanien, welche mit inländischen Weinen einen starken Handel nach dem Auslande treiben, sind: San Filippo de Quirol, Selva del Mare, Reus, Salou, Vendrell, Villanueba, Mataro, Batalona, Tarragona, Roses und Barzellona; dann Cadix, San Lucar, Alicante, Malaga, Torreblanca und Velezmalaga. Aus den Kanarischen Inseln zieht Spanien vortreffliche Sorten starker, lieblicher und süßer Sektweine in außerordentlicher Menge in den Handel. Für Europa ist insbesondere der auf der Insel Teneriffa zubereitete Wein ein wichtiger Handelszweig, welcher im sogenannten Malvasir besteht, welches die edelste Sorte, oder in einem weniger süßen oder Sektwein. Der Erstere ist ein einmal gekochter Wein und aus Muskatellertrauben verfertiget. Beide erhalten sich viele Jahre lang. Die Insel Kanaria giebt den eigentlichen Kanariensekt, und Palma den Palmsekt. Ein großer Theil dieser Weine geht nach Amerika, ein andrer nach Spanien, und der übrige Theil wird von den Engländern und Holländern gekauft. Das Faß

Kanarienfekt hält zu Amsterdam 24 bis 25 Steckan. Man zieht diesen Artikel von Cadix, Hamburg und Amsterdam. S. auch unter Wein, in W.

Spanisches Apothekergewicht, s. oben, unter Spanien, S. 219.

Spanisches Braun, eine Benennung der Köllnischen Erde.

Spanische Schafzucht, s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139.

Spanische Schifffahrt, s. unter Schifffahrt, Th. 143, S. 405 u. f.

Spanische Schminke, weiße und rothe, oder Spanisches Weiß und Spanisches Roth, auch Spanischer Anstrich genannt; siehe unter Schminke, Th. 147, S. 52, 54, und S. 63.

Spanische Schminklappchen, Läppchen von Flor, Nesseltuch oder sonst einem feinen Zeuge, oder einer ganz feinen Leinwand, die in eine rothe Farbentinte, Farbenbrühe, aus Cochenille, Fernambuk ꝛc. bereitet, getaucht, und dann wieder getrocknet werden, und zum Färben oder Schminken der Backen oder Wangen von dem Frauenzimmer gebraucht werden; s. auch unter Schminke, Th. 147, S. 60.

Spanische Seemacht, s. oben, unter Spanien, S. 226, und Th. 155, S. 376.

Spanische Seide, s. oben, unter Spanien, S. 172 u. S. 191, und unter Seide, Th. 152.

Spanisches Fliegenpflaster, s. unter Fliege, Th. 14, S. 244.

Spanisches Getreidemaaß, s. oben, unter Spanien, S. 217.

Spanisches Gold- und Silbergewicht, s. daselbst, S. 218.

Spanisches Gras, Bandgras, Gramen striatum, Phalaris arundinacea picta Linn., eine Art des Grases, mit langen, grünen und weißen, nach der

Länge gestreiften, Blättern, welches zur Zierde in den Gärten gezogen wird.

Spanisches Grün, Grünspan, Spangrün, s. Th. 20, S. 229.

Spanisches Handelsgewicht, s. Spanische Gewichte.

Spanisches Hufeisen, s. unter Huf, Th. 25, S. 383 und die dazu gehörige Abbildung, Fig. 1428.

Spanische Silberflotte, s. Silberflotte, Th. 154, S. 288.

Spanische Silberwerke, oder Silberbergwerke, s. oben unter Spanien, S. 172 u. 192, und unter Silbererz, Th. 154, S. 252, 239.

Spanisches Juwelen- und Perlengewicht, s. oben, unter Spanien. S. 218.

Spanisches Korn, ein Name, welchen man auch dem Türkischen Korne beilegt; s. dieses unter Weizen, in W.

Spanisches Kraut, in einigen Gegenden ein Name des Spinats.

Spanisches Lack, s. Spanischer Lack. Auch eine Composition von Benzoe, Storax calamita, Weihrauch, Florentiner Violenwurzel, und feinen weißen Zucker; Alles fein pulverisirt, jedes besonders, zusammengemischt und dann mit dickem Tragantschleime zu einer Masse gemacht. Von dieser Masse, die man auch Spanische Masse nennt, streiche man Etwas an den warmen Ofen, so wird dadurch das Zimmer parfümirt. Man kann statt der Violenwurzel auch Ambra, etwas zerstoßenen Bernstein ꝛc. zusetzen.

Spanisches Militair, s. unter Soldat, Th. 155, S. 331.

Spanische Soda, s. Soda, Th. 155, S. 135.

Spanisches Papiergeld, s. oben, unter Spanien, S. 215, u. S. 226.

Spanisches Pfund, s. Spanisches Gewicht.

Spanisches Rohr, s. unter Rohr, Th. 126, S. 516 und 546 u. f. Hier noch Einiges, als Zusatz zu diesem Artikel. Dieses seit 2½ Jahrhunderten in Europa bekannte Rohr wächst besonders häufig auf Sumatra und Java, und wird kleine Palme, Rohrpalme, Palma baculus, genannt. In Holland führt es den Namen Rotting, und man unterscheidet daselbst zwei Gattungen dieses Rohrs, nämlich Handrotting, das Rohr zum Gehen, das Stockrohr, und Bindrotting, das Stuhlrohr, womit die Sitze der Stühle geflochten werden. Die Benennung Spanisches Rohr ist uneigentlich, es muß eigentlich Indisches Rohr heißen, weil es aus Ostindien zuerst uns zugeführt worden, und auch daselbst wächst, oder dieses Land das Vaterland dieses Rohrs ist. Es kann seyn, daß die Spanier solches zuerst nach Europa gebracht haben, welches jedoch mit mehr Wahrscheinlichkeit von den Holländern geschehen, weil sie die größten Besitzungen in Ostindien, und auch den stärksten Handel dahin gehabt haben; am wahrscheinlichsten ist das Beiwort spanisch nur ein Modewort, wie es mit den Beiwörtern Französisch und Englisch oder Engländisch der Fall ist, die den inländischen Waaren sehr oft als eine Empfehlung beigelegt werden, und Spanien diese Ehre früher genoß, indem Alles, Tracht, Moden, neue Erfindungen ꝛc., Spanisch seyn mußte, Alles à l'Espagnole, wie jetzt à la Française, à l'Anglaise etc., daher hat man noch so viele Benennungen mit dem Worte Spanisch aus jener Zeit, wie z. B. Spanischer Mantel, Spanischer Hut, Spanische Federn, Spanischer Tanz (Sarabande), Spanischer Lack (Siegellack), Spanisches Wachs (Siegelwachs), Spanisches Grün, Spanisches Tuch ꝛc. ꝛc. — Das Spanische Rohr wuchert in Indien so stark, daß oft eine Hauptpflanze

sich durch einen Umkreis von vielen hundert Fußen verbreitet und einen so dicken Wald bildet, daß wer durch will, die Axt zu Hülfe nehmen muß, um sich einen Weg zu bahnen. Dieses kommt daher, weil die Stengel und Blätter sich in lange, dünne, strickförmige Fäden enden, die, sobald sie den Boden berühren, Wurzeln schlagen und einen Stiel hervorbringen, der sich dann mit seinen Stengeln und Blättern weiter verbreitet. Aus dem abgeschnittenen Rohre träufelt ein Saft, den die Indianer trinken, der aber in reichlichem Maaße genossen, heftiges Kopfweh verursachen soll. Unter der stachlichten Rinde, mit der das Rohr umkleidet ist, findet sich ein ähnlicher kaustischer Saft, der die heftigsten Schmerzen verursacht, wenn man ihn an die Haut des Fingers bringt, oder ihn mit den Fingern berührt; dessenungeachtet müssen sich ihm die Sklaven aussetzen, indem man sie dazu gebraucht, das Rohr von seiner stachlichten Rinde zu befreien, und die darunter verborgene klebrige Feuchtigkeit mit Sand und Wasser abzureiben. Nachdem dieser beitzende oder kaustische Ueberzug herunter ist, hat das Rohr eine glänzend gelbe Oberfläche, die wir an vielen Spanischen Rohrstöcken sehen; wenn es aber eine braune Farbe haben soll, so beitzt man es mit ungelöschtem Kalke, soll es aber gesprenkelt oder scheckig werden, so besprengt man es bloß mit diesem Material. Um das Rohr recht steif zu machen, hängt man die einzelnen Stücke mit angebundenen Steinen in den Rauchfang zum Austrocknen, und damit sie geschmeidig bleiben, werden sie während des Trocknens mit Oel getränkt oder fleißig bestrichen, durch das Letztere kann man auch alte Röhre von Zeit zu Zeit verjüngen, jedoch muß die Ueberkleidung, die äußere Hülle, noch nicht abgesprungen seyn, wie dieses zum Theil geschieht, wenn man mit dergleichen Stöcken auf Holz, Eisen ꝛc. schlägt, wo sie denn Risse bekommen

und sich die glänzende Bekleidung ablöset. Sind die Röhre zu dick oder nicht glatt genug auf der Oberfläche, so werden sie abgehobelt und dann lackirt, welches oft so täuschend nach der Natur geschieht, daß der Nichtkenner ein solches Rohr für ächt kauft, und durch Uebertheurung betrogen wird. Ist ein Rohr dem Ansehen nach sehr schön, und wird für einen mäßigen Preis ausgeboten, so kann man schon daran merken, daß die Kunst und nicht die Natur seine Schönheit hervorgebracht hat. Denn dergleichen Gewächse finden sich selten, und wurden zu der Zeit, da die Spanischen Röhre noch ein Modeartikel waren, zu 50 bis 100 Thalern bezahlt. So mußte auch ein schlankes glänzendes Rohr oft mehrere schlechte bezahlt machen, die der Jude auf der Auction in Amsterdam mitgekauft hatte. Man bindet nämlich die auf die oben angeführte Art zubereiteten Röhre Dutzendweise zusammen und so werden sie auf dem Ostindischen Hause zu Amsterdam unter angezeichneten Nummern verauctionirt, auch von Privatpersonen nach 100 Stücken in Gulden verkauft. Man kann wohl von Ersteren die ganzen Bündel einige Tage vorher besehen, keins aber darf geöffnet werden, und man kauft sie daher auf gut Glück, mit Nachtheil oder Vortheil. Sieht der Jude, der mehrentheils diese Waare ersteht, bei dem Oeffnen seiner Bunde etwas Rares, so faßt er es in ein Futteral und zieht so lange damit herum, bis er einen Käufer dazu findet, der es ihm gut bezahlt. Bei der Ostindischen Kompagnie in Amsterdam wurden auch Spanische Röhre mit goldenen Knöpfen verkauft, welche die Ostindische Kompagie von den Indianischen Fürsten zum Geschenke erhielten. Man bezahlte sie nach dem Werthe des Rohrs und des Goldes. Das Bindrotting wird in Amsterdam nach 100 Pfunden in Gulden verkauft, und jeder Kauf von 4000 Pfund genießt 5 Prozent, auf 200 Pfund Aufschlag, und 1

Prozent Kürzung. Man bezieht dieses Rohr jetzt mit weit mehr Vortheil von London.

Spanisches Roth, s. Spanische Schminke, Spanisches Roth auf Blättern, Carta hispanica; s. daselbst.

Spanisches Schwarz, beim Maler, ein aus Kork, welcher in verschlossenen Gefäßen verbrannt wird, erhaltene schwarze Farbe. Sie muß sehr leicht und so wenig, als möglich, sandig seyn.

Spanische Staatseinkünfte, s. oben, unter Spanien, S. 225.

Spanische Staatsverfassung, s. daselbst, S. 226.

Spanisches Stiergefecht, Spanische Stiergefechte, eine Belustigung oder vielmehr ein Schauspiel der Spanier, aber ein etwas tragisches, welches manche Tragödie auf den Brettern an gespannter Erwartung auf den Ausgang, an bebender Aengstlichkeit, welche dasselbe bei den Zuschauern erweckt, übetreffen möchte, und welches ganz im Geschmacke der Nation an Abentheuerlichkeiten liegt, und auch den Geist der irrenden Ritterschaft, um Gefahren aufzusuchen und zu bestehen, nachahmt. Diese Stiergefechte werden nur in den großen Städten ausgeführt, wie z. B. zu Madrid. In dieser Residenz liegt das Colossäum zu diesem Gefechte vor dem Thore der Alcala. Es ist ein großer Circus, mit stufenweisen Sitzen umgeben, über denen sich eine Reihe Logen erhebt. Alles ist bei einem Gefechte mit Zuschauern angefüllt; alle Stände, alle Trachten von Spanien sind bei dieser Gelegenheit beisammen zu sehen. Sobald sich nach einem Zeichen alle Zuschauer auf ihre Plätze begeben haben, nimmt der feierliche Aufzug seinen Anfang. An der Spitze erscheint der Alcalde mit seinen Alguazils in Knotenperrücken, und dann folgen die Picadores zu Pferde in alter Spanischer Rittertracht, und die Banderilleros in bunten bebänderten Westchen mit ihren Banderil-

las. Ihnen folgt zuletzt der Matador, der Held des Gefechtes, mit seinem Schwerdte, und einem Gefolge von Harlekins, verkleideten Sklaven ꝛc. ꝛc. Dieser Aufzug ist gleichsam als das Vorspiel zu betrachten. Jetzt beginnt die feierliche Corrida. Auf ein Zeichen des Corregidors springen zwei furchtsame Alguazils zum Stalle hin; sie schieben den Riegel zitternd und mit bebenden Händen und abgewendetem Gesichte zurück, und in voller Wuth stürzt der schnaubende Stier heraus. Durch das ganze Colosseum ertönt nunmehr ein allgemeines Jubelgeschrei; tausend Stimmen, tausend gellende Pfeifen, um den Stier noch wilder zu machen — Toro! Toro! — Alles tobt in wildem Getümmel durcheinander. Man klatscht in die Hände; man pocht mit den Stöcken; man schlägt auf die Bänke; man schwenkt die Hüte; man figurirt mit den Schnupftüchern und mit den Mänteln; die ganze Versammlung scheint besessen zu seyn. Während der Herauslassung des Stiers halten die Picadores dem Stalle gegenüber; das Pferd zur Seite gedreht, erwarten sie den Anfall des wüthenden Thieres. Plötzlich stürzt es auf den vordersten zu, um Mann und Roß mit seinen Hörnern in die Luft zu schleudern; allein der Picador versetzt ihm mit seiner Lanze eine Wunde am Vorderbug, wendet sein Pferd, und sprengt zurück; dieser glücklich ausgeführte Stoß wird von der Versammlung mit einem: Bien! Bien! der Stoß war vortrefflich geführt, begrüßt. Der Stier verfolgt seinen Feind, und wird vom zweiten Picador empfangen, welcher aber unglücklich ist, indem sein Stoß abgleitet und die Lanze zerbricht. Der Stier schlitzt dem Pferde die Weiche auf, der Picador stürzt herunter, und würde ohne die Chulos verloren seyn. Dieses sind flüchtige Fußkämpfer, welche sogleich heranspringen und den Stier ohne Lanze oder sonst eine Bewaffnung, nur mit einem kleinen Stücke Taffent oder einer kleinen rothen

Fahne beschäftigen, so daß der Picador Zeit hat sich zu retten. Die Geschicklichkeit dieser Chulos, um das wüthende Thier von dieser Eroberung abzubringen, ist unbeschreiblich. Durch die blendenden Farben und durch das beständige Geschrei: Toro! Toro! a mi! suchen sie den Stier auf sich zu hetzen und zu beschäftigen; allein mit außerordentlicher Behendigkeit wissen sie ihm auch im Augenblicke der Gefahr zu entschlüpfen; denn indem er sie verfolgt und alles glaubt, alles zittert, daß er sie erreichen wird, indem er noch ungefähr einen Fuß breit von ihnen ist, lassen sie die Fahnen oder die Stücken Taffent fahren, und sind mit einem Sprunge über die Bretterwand, womit der Circus eingeschlossen ist, in Sicherheit. Auf diese Art ist es dem Picador gelungen ein neues Pferd zu besteigen; und da seine Ehre durch den vorher unglücklichen Stoß gekränkt worden ist, so sucht er den erlittenen Schimpf zu rächen. Muthig sprengt er dem Stiere entgegen und verwundet ihn, und mit dem lauten Beifallsruf: Excelente! Excelente! belohnt ihn die Menge, während ein behender Chulo das Thier von dem Picador zu entfernen sucht. Der Corregidor giebt nun ein Zeichen, Trompeten- und Paukenschall ertönt, und die Picadores ziehen oder entfernen sich vom Schauplatze, und an ihre Stelle treten die Banderilleros, eine andere Art Fußkämpfer, und fangen ihre Künste an. In jeder Hand haben sie eine Banderilla, eine kleine Art Widerhaken, deren hölzerne Stiele mit Papierschnitzeln umwunden, auch zuweilen ausgehöhlt und mit Pulver angefüllt sind; kaum eine Spanne von den Hörnern des Stiers entfernt, suchen sie sich ihm von der Seite zu nähern und folgen vorsichtig allen seinen Bewegungen, bis sie den günstigen Augenblick ersehen, um die Banderillas einhaken zu können. Ist dieses geschehen, so gehen die Schwärmer los und der Stier eilt wüthend im Circus herum. Da nun dieses Schauspiel eine Weile

gewährt und die Zuschauer ermüdet hat, so wird ein neuer Stier verlangt. Stolz und gravitätisch tritt nun der Matador in den Circus und grüßt die Zuschauer. Sein seidener Mantel flattert in die Lüfte, und sein blankes Schwerdt glänzt in der Sonne. Er nähert sich, und der Stier scheint seinen gefährlichsten Feind in ihm zu erkennen, und beide bleiben einander gegenüber stehen. Alle Zuschauer sind gespannt, im ganzen Amphitheater herrscht eine Todtenstille, denn Alles harrt mit Ungeduld und Bangigkeit auf den Ausgang. In dem Augenblicke macht der Stier eine Bewegung und der Matador hält seinen Mantel empor. Ein Augenblick, und der Stoß ist geschehen, der Stier stürzt brüllend zu seinen Füßen nieder. Jetzt belohnt den Matador dasselbe Excelente! Excelente! Viva! Viva! Bien! Bien! Das ganze Colossäum ertönt von Jubelgeschrei, Händeklatschen und Fächerschlagen, Trompeten und Pauken. Es ist ein unbeschreibliches Getümmel, wie auch schon oben, S. 269, angeführt worden. Die Liebhaber, oder vielmehr die Enthusiasten, Exaltirten, steigen in den Circus hinab, um den Stier zu untersuchen, seine Wunden zu sehen und zu messen. Man streitet, zählt die Schritte ab und überhäuft den Matador mit Lobsprüchen. — Alle Wasser und Limonadenverkäufer, alle Orangen- und Confitürenmädchen eilen über den Cirus hin. Alles ist in Bewegung, Alles besucht sich in den Logen; alle Schnupftücher wehen und die ganze Versammlung nimmt die Merienda (Vesperbrod) ein. — Jetzt wird das Thor wieder geöffnet und drei mit Schellen und fliegenden Bändern behangene Maulesel kommen in vollem Galoppe herein. Der Stier wird fortgeschleift, die Arena geebnet, jeder eilt auf seinen Platz zurück. Trompeten und Pauken verkündigen die Ankunft des zweiten Stiers, und so wiederholt sich das Schauspiel, nur mit einigen Veränderungen. Ist der Stier zum Bei-

spiel sehr feig, so wird er mit Hunden gehetzt; ist er sehr wüthend, so gehen oft Dutzende von Pferden darauf. Da sind zum Beispiel Strohmänner mit Bley an den Füßen, die zehnmal vom Stiere in die Luft geschleudert, doch immer wieder zum Stehen kommen; abgerichtete Affen, die ihm zwischen die Hörner springen, und sich bei jedem seiner vergeblichen Stöße auf das possierlichste gebehrden; Harlekins mit großen Ballons; als Weiber verkleidete Chulos mit ungeheuren Fächern ꝛc. Man gewahrt zuweilen auch wohl einen Neger, der dem Stiere auf den Rücken springt, ihm einen mit Stacheln versehenen Riemen um die Schnauze zieht, die Enden mit den Zähnen hält, und auf der Guitarre dazu spielt ꝛc. Zu allerletzt kommt der den Beschluß machende sogenannte Embolado, ein Stier mit ledernen Kugeln an den Hörnen, der den Aficionados oder Liebhabern Preis gegen wird, und nur im Nothfall von einem eigentlichen Matador getödtet wird. — Diese Stiergefechte werden nun im Sommer regelmäßig zweimal die Woche gegeben. Bei jeder Corrida werden 18 Stiere, sechs des Morgens, eigentlich bloß zur Probe, und zwölf des Nachmittags zum eigentlichen Feste gebraucht. Je größer die Hitze ist, desto wüthender sind auch die Stiere. Die Plätze im Colosseum steigen von 2 bis zu 4, 9 und 10 Realen, je nachdem sie in der Sonne, im Schatten, auf den Gradas oder in den Logen sind. Die Corridas werden für das Hospital general administrirt. Der Aufwand wird zu tausend Piastern, die Einnahme wenigstens auf zweitausend berechnet. Ein Matador bekommt 60 bis 80, ein Picador 50 bis 60, ein Chulo und Banderillero 24 bis 30 Piaster ꝛc. — Man hat nun noch eine andere Art Kampfspiele, wozu Stiere gebraucht werden, die Novilladas, die schon oben, S. 190, beschrieben worden. Diese letzteren Spiele findet man in den Provinzialstädten, weil

sie nicht so kostspielig sind, als die eigentlichen Stiergefechte.

Fischers Gemälde von Madrid, Berlin, 1804, S. 345 u. f.

Zeitung für die elegante Welt. Jahrgang 1807, St. 190, S. 1511.

Spanische Stoßklinge, s. Th. 40, S. 570.

Spanische Tabaksfabrik in Sevilla. Diese Königliche Fabrik ist ein Gebäude in Maurischem Geschmacke, welches im Jahre 1772 fertig geworden. Dieses ansehnliche, ganz dem Zwecke entsprechende, Gebäude gleicht einem Königlichen Schlosse, ist ganz aus Steinen im Viereck, zwei Stockwerke hoch, erbauet, und hat zwei Haupthöfe in der Mitte. An der Erde oder im Erdgeschosse sind die Stallungen, worin 340 Pferde zum Dienste der Fabrik stehen, wie auch die Mühlen, von denen 100 beständig im Gange sind. Jede Mühle wird von einem Pferde getrieben, und ein großer Mühlenstein geht aufrecht in dem steinernen Becken herum, welcher den untergelegten Tabak zu feinem Staube zermalmt. Unten im Erdgeschosse befinden sich auch die Magazine des verfertigten Tabaks, nebst verschiedenen Officinen. Die obern Säle sind unter andere Arbeiter vertheilt. Zur Verfertigung des Rauchtabaks ist einer der größten Säle bestimmt. Die Rauchtabaksverfertiger nennt man Cigarros*). In der Fabrik arbeiten beständig 1200 Personen, und alle Administrationen in ganz Spanien werden aus derselben mit Tabak versorgt. Der beste Tabak ist der Garanzatabak. Mit dem Namen Garanza belegt man nämlich dasjenige, was nach der ersten Durchsiebung im Siebe zurückbleibt, und hernach besonders

*) Woher also der Name der Tabaksröllchen, die wir unter diesem Namen rauchen, zu leiten ist. Wie würden sich aber diese Arbeiter wundern, wenn man sie mit dem von unsern Puristen verdeutschten Namen Glimmstengel beehrte.

gemahlen wird. Die Farbe giebt man dem Tabak durch Beimischung eines Eisenochers oder eines röthlichen Eisenoxids, Eisenkalks (Rubrica fabrilis Linn.), welcher in Amerika, auf der Küste des Königreichs Grenada gegraben wird. Es kommen jährlich zwei Schiffladungen davon, jede zu 240 Tonnen, nach Sevilla. Außer dem Havannatabak, welcher der beste ist, braucht die Fabrik auch Brasilianischen, Virginischen und sogar Holländischen und Deutschen, weil sie sonst der Leidenschaft der Käufer nicht Genüge leisten könnte. Der Preis, sowohl des guten, als des schlechten, ist einerlei; das Pfund kostet 32 Realen. In die Königliche Kasse fließen jährlich aus dieser Fabrik, nach Abzug aller Unkosten, über 80 Millionen Realen, und diese Quelle der Staatseinkünfte ist dem Könige so viel werth, als Indien, weil sie eben so viel einträgt. Auch in Kriegszeiten kommen jährlich zwei Schiffladungen Virginischen Tabaks auf Rechnung des Königs nach Sevilla. Von diesem kostete dem Könige das Pfund 10 Maravedis. Der Virginische, Brasilianische und andere fremde Tabak dient zum Rauchtabak. Vom Havannaischen Rauchtabake der besten Art, kostet das Pfund in den ersten Lüstres dieses Jahrhunderts 6 bis 7 Pesos. Im Jahre 1780 war in dieser Fabrik für 20 Millionen Piaster an Tabaksblättern vorräthig. Die reinen Einkünfte werden aber auf 7,330,935 Rthlr. von denen 5 Rthlr. auf einen Louisd'or gehen, gerechnet. Ein Mehreres hierüber, unter Tabak, in T.

Spanische Tracht, die National-Tracht der Spanier beim männlichen Geschlechte ist der schon oben, unter Spanischer Lebensart, angeführte Mantel, jedoch nimmt auch diese Tracht immer mehr ab, und macht der allgemeinen Europäischen nach dem Londner oder Französischen Schnitte Platz, besonders ist dieses Letztere in der Residenz, in Madrid, der Fall, wo man die Spanischen Mäntel nur noch selten als

Nationaltracht sieht, in den übrigen großen Städten der Provinzen und auf dem Lande gewahrt man sie dagegen häufiger. Besonders phantastisch ist die Kleidung oder Tracht der Männer in dem Königreiche Sevilla. Sie tragen gewöhnlich einen hochrothen Mantel von Seide, und darunter ein Jäckchen und eine Weste, die auch von Seide und gestickt ist; auch die Strümpfe sind seiden und die Schuhe oft grün mit großen Schleifen. Der Hut ist rund, mit sehr breiten Krämpen, und von weißer Farbe, der Kopf desselben sehr klein und halb flach, so daß er mit einem schwarzen Bande unter dem Kinne festgebunden wird. Das Spanische Wort Sombrero für Hut, welches von Sombra, Schatten, abgeleitet worden, ist demnach hier sehr passend. In den andern Provinzen des Reichs, Spaniens, tragen sie Mäntel von allen Farben, sogar von himmelblauem und rosenrothem Taffent, jedoch beschränkt sich dieses immer nur auf diejenigen Klassen der Einwohner, die, stolz auf ihre Abkunft und ihr Vaterland, ihren alten Sitten treu geblieben, und von der Mode nicht angesteckt worden. Die weibliche Nationaltracht hat für den ersten Blick etwas Einförmiges und Nonnenhaftes. Das Oberkleid ist schwarz, und der Schleier, welcher vor der Brust zusammengeschlagen wird, meistens weiß, jenes heißt Basquinna, dieser Mantilla, und beide sind Maurischen Ursprungs; allein bei näherer Betrachtung bemerkt man bei dieser Einförmigkeit doch Abwechselung, sowohl im Stoffe, als im Schnitte, und besonders in den Verzierungen. Das oft sehr reich geschmückte Korset, meistens von lebhafter Farbe, roth oder weiß, schimmert auf eine reizende Weise durch den feinen Schleier, und bildet mit dem schwarzseidenen Obergewande einen angenehmen Contrast. Auch den Schleier wissen die Damen auf die mannigfaltigste Weise anzuordnen, und diese Kopfverhüllung gereicht

ihnen zu großer Zierde, und dient, ihren Mienen und Blicken einen besondern Reiz zu geben. Bei uns in Deutschland entstellt diese Tracht mehr, als daß sie eigentlich verschönert, indem der Schleier nur ganz flach auf dem Haupte zu liegen und dicht am Gesichte herabzuhängen pflegt, ohne den geringsten Faltenwurf, wodurch das Ganze erst ein malerisches Ansehen erhält. Die Spanierinnen befestigen ihn daher an eine Art von Wulst oben auf dem Wirbel, so daß er frei herabstrebt und die Fülle des schwarzen Haupthaares nur leicht verhüllt, und bei diesem leichten Herabfallen wirft er die schönsten Falten, und hängt nicht, wie bei uns, gleich einem ausgebreiteten Betttuche vor dem Gesichte, so daß der Faltenwurf durch das Anspielen der Luft unmöglich wird. Eine besondere Aufmerksamkeit verwenden die Spanierinnen auf die Fußbekleidung, die von keiner Schleppe dem Blicke entzogen wird. Die zierlichen Schuhe sind oft reich gestickt, so wie der Zwickel des seidenen blendend weißen Strumpfes, den die langen Franzen des schwarzen Kleides umspielen. S. auch den Art. Kleid, Th. 40, S. 119 u. f. — Die Bauern im nördlichen Spanien tragen gewöhnlich Kapuzinermäntel und spitze Mützen von braunem Tuche, welche Tracht, besonders wenn der Mantel etwas zerrissen ist, bei den langen, hageren, gelben Gesichtern und dem schwarzen Haare, wirklich etwas Abschreckendes hat. Die Bauernweiber tragen sich ungefähr so, wie in einigen Kantonen der Schweiz, schwarz, und das lange rabenschwarze Haar hängt in starken Flechten den Rücken herab. Ein Mehreres hiervon wird noch unter Tracht vorkommen.

Spanische Tuchmanufaktur, siehe unter Tuch und Tuchmanufaktur, in T.

Spanische Vögel, die Benennung eines gewissen Gebackenes, welches die Schüsseln zu verzieren oder zu garniren gebraucht wird.

Spanische Waare, Spanische Handelsartikel, Waaren, welche die Spanier selbst gewinnen oder erzielen. Man theilt sie in Produkte der Natur und Produkte der Kunst. Zu den ersten gehören alle Produkte, welche aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche gewonnen, und als Handels- oder Kaufmannswaaren ausgeführt werden. Aus dem Thierreiche werden Pferde, Esel und Schafe, Wolle, Seide ꝛc.; aus dem Pflanzenreiche: Weine, Oele, Oliven, Rosinen, Feigen, Mandeln, Citronen, Limonien, Pomeranzen, Granatäpfel, Pistazien, Datteln, Maronen, Soda, Safran ꝛc.; aus dem Mineralreiche: Eisen, Seesalz ꝛc. Aus Amerika lieferte Spanien den Ausländern Gold, Silber, Perlen, Smaragde und andere Edelsteine, Cochenille, Cacao, Indigo, Tabak, Leder ꝛc. An Produkten der Kunst: Seife, seidene Zeuge ꝛc. Die Häfen oder vorzüglichen Handelsörter des Reiches, von woher die Waaren bezogen werden, sind: Bilbao, St. Sebastian, Segovia, Madrid, Sevilla, Malaga, Valenzia, St. Lúc, Alikante, Majorka und Cadix; s. auch oben unter Spanien, S. 201.

Spanische Wand, ein aus hölzernen Rahmen bestehendes Gestell, welches durch eiserne Bänder zusammengehalten und auch vermöge derselben auf und zugeklappt werden kann. Ein solches Gestell, welches man einen Bettschirm nennt, weil es vor das Bett, besonders eines Kranken gesetzt oder gestellt wird, besteht aus vier Rahmen; jeder Rahmen 5 Fuß und einige Zoll hoch und ungefähr 2 Fuß breit; die Leisten oder Latten desselben sind 2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll dick, und werden ineinander gefugt und geleimt. Man überzieht diese Rahmen mit grauer oder ungebleichter Leinwand, und darüber klebt man Tapete oder auch Royalpapier, wenn man sie mit Malereyen versehen will. Das Ueberspannen der Leinwand geschieht mit

Nägeln, indem man erst die Leinwand auf einer Seite des Rahmes auf der Kante festnagelt, und sie dann mit der Hand oder einer Zange stark herüberzieht und auf der andern Kante festnagelt, und so macht man es auch mit den beiden entgegengesetzten Seiten der Länge. Wenn die Leinwand auf diese Weise ganz straff herübergezogen oder aufgespannt worden, wobei man die Enden auf den Kanten umlegt, und so festnagelt, damit sie nicht ausplatzen oder ausreißen können, so klebt man die Tapete oder das Papier mit gutem Tapezierkleister, der aus Stärke und etwas Leim besteht, das heißt, aus zu Kleister gekochter Stärke, worunter Leimwasser gegossen worden, auf die Leinwand fest. Wenn das Ueberkleben mit Tapeten geschieht, so wählt man dazu gewöhnlich eine einfache Farbe, als roth, blau, grau in verschiedenen Schattirungen, und klebt dann oben und unten eine geschmackvolle, handbreite Borte darüber, um einem solchen Schirme in einem Zimmer ein gutes Ansehen zu geben. Soll der Schirm aber mit Blumen-, Frucht-, Thier- oder andern Stücken gemalt werden, so muß man die Rahmen mit gutem weißem Royalpapiere überkleben, dieses wird dann grundirt und mit Wasserfarben die gewünschten Gegenstände darauf gemalt, welche man dann, um sie haltbarer zu machen, mit einem weißen Kopalfirniß überziehen kann. Es versteht sich, daß ein Rahmen, wie der andere überzogen und beklebt werden muß; sie werden, wie schon oben angeführt worden, durch Charniere oder eiserne Bänder zusammengefügt, so daß man sie nach Gefallen stellen kann, und jeder Rahmen erhält durch seine fortlaufende Leisten zu beiden Seiten zwei Füße, die über 6 Zoll betragen, so daß die Rahmen mit diesen Füßen an 6 Fuß hoch sind. Man hat auch Schirme von 6 bis 8 Rahmen, nachdem man sie in einem Zimmer gebrauchen will und stellen kann. So

hat man Schirme, die ein ganzes Zimmer theilen, um dahinter Betten zu stellen, oder Toilette zu machen ꝛc. Uebrigens sind diese Schirme bekannt genug und wohl durch ganz Europa in großen Städten verbreitet.

Spanische Weide, s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138, S. 90.

Spanische Wicke, s. unter Wicke, in W.

Spanische Wolle, s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139, und den Art. Wolle, in W.

Spanische Wollwäsche, siehe unter Schaf und Schafzucht, Th. 139, S. 345.

Spanische Zeichnung der Nelken, beim Blumisten, unterscheidet sich von der Französischen Zeichnung dadurch, daß die Mitte des Blattes nicht leer, sondern mit der Pyramidenzeichnung angefüllt ist. Beide Zeichnungen sind daher auffallend verschieden, und es gehört dazu eben kein Kenner, um sie beide zu unterscheiden. Mit der Römischen Zeichnung ist dagegen die Spanische nahe verwandt und nur ein Kennerauge kann sie unterscheiden. Diese Zeichnung hat jedoch zwei Merkmale, die sie sehr deutlich von der Römischen unterscheiden. 1) Ist die Randeinfassung völlig wie bei der Französischen Zeichnung; die kurzen Linien würden nämlich, wenn man sie verlängerte, nicht im Blattstiele, sondern in der Mitte des Blattes zusammenlaufen. — 2) Die vier Seitenlinien neben der Pyramide sind besonders gekrümmt und breit, völlig wie bei der Französischen Zeichnung. Um einen deutlichen Begriff von dieser Zeichnung zu bekommen, nehme man eine Französische Pikotte, und denke sich in der Mitte eines jeden Blattes die Pyramide der Holländischen Zeichnung, so hat man eine vollkommene Spanische Pikotte. Diese Zeichnung ist übrigens noch neu, und wahrscheinlich aus dem Französischen

entstanden. Die wenigen Blumen von dieser Art, die existirten, hat man theils unter die Römischen, theils unter die Französischen gerechnet. Da aber diese Zeichnung von beiden so auffallend verschieden ist, so ist sie davon abgesondert und mit dem Namen der Spanischen Zeichnung belegt worden.

Spanischrohr, s. Spanisches Rohr.

Spanischroth, s. Spanisches Roth.

Spanischweiß, s. Spanisches Weiß.

Spankohle, Grubenkohle, Holzkohlen, welche aus kleinem Holze und Reisig in Gruben, nicht aber in Meilern gebrannt werden, und auch Kleinkohlen, Aestkohlen, Reiserkohlen heißen.

Spankolben, in der Wasserkunst, an den Kunstgezeugen, Pumpen und andern Druckwerken, Röhrenkolben, welche anstatt des Leders mit Spänen von Birkenholz beliedert oder belegt sind; s. unter Kunstgezeug, Th. 55, S. 264 u. f.

Spanlicht, angesteckte Kienspäne zum Leuchten in Gruben ꝛc.

Spanmühle, s. unter Kunstgezeug, Th. 55, S. 276. In den Meinungischen Flecken Judenbach sind zwei dergleichen Mühlen, die folgende Späne um beistehende Preise zu Ende des verwichenen Jahrhunderts verkauften: Quartspäne, 3 Fuß lang 7 Zoll breit; 6 Bund zu 60 Stück zu 1 Rthlr. Schusterspäne, zu 3 Fuß Länge und 5 Zoll Breite, 10 Bund zu 10 Stück für 1 Rthlr. Buchbinderspäne, 3 Fuß lang, 5 Zoll breit, 11 Bund zu 30 Stück für 1 Rthlr.

Spannen, ein nur im gemeinen Leben in dem Ausdrucke spannagelneu übliches Wort, welches gemeiniglich spannnagelneu ausgesprochen wird, völlig neu, glänzend neu, funkelneu, funkelnagelneu. Die Bedeutung des Wortes span ist hier dunkel, sagt Adelung, vielleicht bedeutet der Aus-

druck so neu, als ein frisch gespaltener Span und frisch geschmiedeter Nagel. Es kann auch wohl von spannen, Gespann abgeleitet werden; ein neu Gespann, nämlich Pferde vor einem Wagen, weil ein solches gewöhnlich funkelt, glänzt, wenn es neu aussieht.

Spann, ein Getreidemaaß, welches in Pariser Kubikzoll in Schweden, zu zwei Halbspanne, 3693 enthält. — Im Hollsteinischen, bei dem Deicharbeiter soviel als ein Pflug oder eine Wüppe, weil daselbst der Pflug ein gewisses Landmaaß ist. Spannmann heißt dort ein Deichhaase oder Vorwüppsmann. — Der Spann des Wants, im Schiffbaue, zwei auf einander folgende Haupttaue eines Wants, die von einem Ende eines Wanttroßes gemacht sind, welches mit einer Bugt um den Top des Mastes oder der Stenge, welcher das Want dient, liegt; bei dem ersten in der Rust, bei dem zweiten im Mars, oder auf den Saalings festgesetzt wird. Jedes Want hat auf jeder Seite halb so viel Spann, als es Haupttaue hat. Wenn die Zahl der Haupttaue ungerade ist, so heißt das einzelne ungerade Haupttau an jeder Seite ein Knoopspann ꝛc.—Der erhabene Theil des menschlichen Fußes, zu dessen beiden Seiten sich die Knöchel befinden, wird gleichfalls Spann genannt, wo es wahrscheinlich, nach Adelung, so wie Rist von der Erhöhung, als ein Verwandter von Wand, Wanst, Bohne ꝛc. herkommt, oder auch, weil die Schuhe daselbst zugespannt, das ist, daselbst zugebunden oder zugeschnallt werden.—Spann vor dem Wagen, s. Gespann, Th. 17, S. 715.

Spannader, ein Name der Nerven oder Sehnen des menschlichen und thierischen Körpers; s. Nerve, Th. 102, S. 310.

Spannbaum, beim Seidenwirker oder Seidenweber, der Brustbaum an den Seidenwirkerstühlen,

welcher diesen Namen nur führt, weil der Aufzug des Zeuges oder die Kette damit gespannt wird. Bei dem Sammtweber wird er Pinnebaum genannt.

Spannbett, beim Tischler, eine hölzerne Bettstelle ohne Himmel und Decke, die entweder auf eine oder zwei Personen eingerichtet ist.

Spannbogen, beim Schlosser, ein Werkzeug, womit die Säge oder der Feilbogen ausgespannt wird, wenn das Blatt gehärtet werden soll. Es ist ganz von Eisen und bildet eine Stange, die an dem einen Ende etwas gekrümmt ist, an dem andern Ende ist ein Arm angebracht, der durch seine Zapfen in einem Loche der Stange befestiget ist, sowohl die Stange, als auch der Arm haben am Ende einen Haken, wodurch das Sägeblatt festgehalten und mit dem gedachten Arme ausgespannt wird; denn wenn man die Säge beim Härten nicht auf solche Art ausspannen wollte, so würde sich der Stahl zusammenrollen.

Spannbrett, s. Spannholz.

Spanndienst, Frohndienst, Frohndienste, welche mit einem Spann oder Gespann Pferde verrichtet werden müssen. Fuhrfrohnen, zum Unterschiede von den Hausdiensten, Fußdiensten ꝛc.; daher in einigen Gegenden auch solche zu Spanndiensten verpflichtete Unterthanen, Spanndienster genannt werden. S. Th. 151, S. 162.

Spanndraht, Fr. Tranche file, beim Papiermacher, die beiden messingenen Drähte an der Papierform, welche zunächst an den Leisten des Gestelles liegen. Sie dienen beide anstatt eines Stabes, und das Drahtgitter wird hier durchgezogen.

Spanne, 1) ein Längenmaaß, so weit man nämlich mit ausgespannten Fingern reichen kann, das heißt, mit dem Daumen und Mittelfinger, von der Spitze des Daumens bis zur Spitze des Mittelfingers der ausgespannten Hand, welches ungefähr $\frac{1}{4}$ Elle ist, auch wohl darüber, weil es auf die mehr oder weniger große

Hand oder vielmehr auf die mehr oder weniger längen Finger ankommt, so daß eine Spanne auch wohl 8 bis 9 Zoll beträgt; auch die ausgespannte Hand führt zuweilen den Namen Spanne. Wer faßt den Himmel mit der Spannen (Spnnne), Es. 40, 12. Sechs Spannen lang. Die Form der Spannen, sagt Adelung, ist in der zweiten und dritten einfachen Endung Oberdeutsch, und im Hochdeutschen ungewöhnlich. — 2) Im Forstwesen ist die Spanne ein Maaß, die Bäume nach der Rundung damit zu messen, welches indessen keine bestimmte Größe hat, sondern eine in Klafter, Fuß oder Schuh getheilte Kette ist, womit die Bäume umspannt werden; daher führt es auch den Namen Spannkette. Die Bäume nach der Spanne verkaufen, nach dem Maaße. Nach Adelung ist dieses Wort in dieser Bedeutung schon alt. In dem alten Friesischen Gesetze lautet es Spanna, bei andern Salinischen Schriftstellern des mittleren Zeitalters Spannus, Espanna; in dem alten Fragmente auf Karl den Großen bei dem Schilter Spanne, im Englischen Span, im Italienischen Spanna, im Französischen Empan.

Spanneisen, beim Seidenwirker, ein eiserner Stab, der in ein Loch des vorspringenden Kopfes des Brustbaums an einem Seidenwirkerstuhle gesteckt und damit umgedrehet wird.

Spannen, I. ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, bereden, s. Abspannen u. Abspänstig, Th. 1, S. 156. — 2) Spannen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur im gemeinen Leben gangbar ist, mit angestrengten Sinnen auf etwas merken. Ein jeder spannt voller Aufmerksamkeit, um die Geschichte zu hören. Er spannt sein Ohr, um zu hören, was vorgeht. Auf etwas spannen, lauren, es geschieht nun mit den

Augen oder mit den Ohren. So auch das Spannen, Hauptwort. Nach Adelung soll dieses Wort ein Intensivum von spähen seyn; allein es kann auch eine Figur des folgenden Zeitwortes seyn, und zwar in der Bedeutung der Ausdehnung, der Anstrengung, da es denn eigentlich die Sinne anstrengen deutet.

3. Spannen, ein regelmäßiges Zeitwort, ausdehnen, recken; einen elastischen Körper entweder durch Zusammendrückung oder durch Ausdehnung in den Fall setzen, daß er sich mit Heftigkeit bemühe, wieder in seinen vorigen Stand zu kommen. 1. Durch Zusammendrücken. (1) Eigentlich den Bogen (das Schießgewehr dieses Namens) spannen. Eingespannter Bogen. Die Armbrust spannen, auch den Hahn an einem Feuergewehre spannen oder aufspannen, entweder wird dabei die Feder wirklich gespannt, oder auch als eine von dem Spannen der Bogen und Armbrüsten beibehaltene Redensart. (2) In weiterer Bedeutung, mit einer Schnellkraft befestigen, so daß entweder die befestigte Sache oder die zur Befestigung dienende Theile eine Schnellkraft äußern. (a) Eigentlich. Der Schlosser spannt das Eisen, welches er bearbeiten will, in den Schraubstock; der Drechsler den Körper, welchen er abdrehen will, auf die Drechselbank oder zwischen die Docken; die Fuhrleute spannen den Wagen und die darauf liegende Last mit der Spankette, daher auch die Auf- und Ablader, welche solches verrichten, an einigen Orten Spanner oder Spänner heißen, wo es aber auch zu der folgenden Bedeutung des Bindens, Fesselns, gehören kann. Das gespannte-Roß, in der Zimmermannskunst, wenn zwei Träger so aufeinander gekämmt worden, daß sie eine große Last tragen können. S. Roß und Spannriegel. Das Kleid

spannet, der Schuh spannet, pflegt man zu sagen, wenn die Kleider oder Kleidungsstücke, wozu auch der Schuh, Stiefel ꝛc. gehört, die Theile des Leibes zu sehr pressen und drücken, sie beengen, einschränken, so daß diese ihre elastische Kraft dagegen äußern. (b) Figürlich. α) Einen Fluß spannen oder aufspannen, ihn stämmen, seinen Abfluß hemmen, und dadurch aufschwellen machen, wo es in Ansehung dieses Aufschwellens auch eine Figur der Ausdehnung seyn kann. Einen Fluß oder Mühlenbach einspannen, heißt ihn einfassen, sein Bett einschränken. β) Binden, fesseln, jedoch nur in einigen Fällen. So spannt man in der Landwirthschaft die Pferde, wenn man ihnen auf der Weide die Vorderfüße mit Stricken zusammen schleift, damit sie nicht entlaufen können, welches auch fesseln und in Niedersachsen auch rüdern genannt wird. In einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands sagt man auch einen Gefangenen fesseln oder binden. Am üblichsten ist es von der Befestigung des Zugviehs an den Wagen, Pflug ꝛc. Die Pferde vor den Wagen, die Ochsen an den Pflug oder vor den Pflug spannen. In welcher Bedeutung schon Notker spannen sagt. Die Pferde hinter den Wagen spannen, figürlich, eine Sache verkehrt anfangen. Die Ableitung der figürlichen Redensarten: sie sind mit einander gespannt oder über den Fuß gespannt, von Personen, welche nicht in dem besten Vernehmen mit einander stehen, ohne eben Feinde zu seyn, ist dunkel, sagt Adelung, man könnte spannen hier von dem alten Span, Spänigkeit, Streit, Mißhelligkeit, ableiten, wenn nicht der Beisatz des Fußes diese Ableitung unwahrscheinlich machte.

2. Durch Ausdehnung. (1) Nach allen Richtungen. Einen gespannten Leib haben, wenn

derselbe aufgetrieben und die Haut gleichsam gespannt oder ausgedehnt ist, da es denn auch von der dieser Ausdehnung ähnlichen Empfindung gebraucht wird. Ach, wie spannt mich s auf dem Schienbeine! Gell. — Hierher gehört auch das Spannen eines Siebbodens, oder das sich Ausspannen desselben durch den Druck des unteren Grundes, indem es in die Höhe gebogen wird; auch wenn die Sprenkeln durch den Seitendruck krumm gebogen werden. (2) Der Länge nach von dehnbaren und elastischen Körpern. — (a) Eigentlich. Einen Missethäter auf die Leiter spannen, eine Art Tortur, welche auch der Zug genannt wird. Auf einem straffgespannten Seile tanzen, vom Seiltänzer. Die Saiten auf einem musikalischen Instrumente spannen. Die Saiten höher spannen, seine Forderungen erhöhen. Die Saiten zu hoch spannen, zu viel begehren, die Sache zu weit treiben. Ingleichen durch Ausdehnung befestigen. Zeug in den Rahmen spannen. Leinwand über einen Rahmen spannen. Papier auf das Reisbrett spannen, wenn man es entweder darauf fest klebt oder auch zwischen einem Rahmen befestiget. (b) Figürlich. α) Mit Ausdehnung begreifen, erreichen. So weit, als man sie mit der Hand spannen kann, so weit als man mit den ausgedehnten Fingern der Hand reichen kann. S. Spanne und Umspannen. Ehedem sagte man auch gespannte, das ist ausgestreckte Arme. Nach einer noch weiteren Figur ein weit gespanntes Gewölbe, welches einen großen Bogen macht. — β) Anstrengen, von den Fähigkeiten des Leibes und Geistes. Alle seine Kräfte spannen oder anspannen. Die Spannung der Kräfte. Ueberspannte Empfindungen. Ein zu hoch gespanntes übertriebenes Lob.

So auch das Spannen oder die Spannung, welches Letztere auch in einigen Fällen von der Handlung des Spannens, noch häufiger aber von dem Zustande gebraucht wird, da ein Körper gespannt ist.

Spanner, von dem vorigen Zeitworte. 1. Derjenige, welcher spannt, am häupgsten in einigen Zusammensetzungen, z. B. Anspanner, Aufspanner, Büchsenspanner, Bogenspanner, Einspänner. In einigen Süddeutschen Gegenden, besonders in der Schweiz, nennt man die Auf- und Ablader der Frachtwägen Spanner, Einspänner, weil sie die Güter auf den Wagen spannen. 2) Ein Werkzeug, ein anderes Ding damit zu spannen. So heißt das Werkzeug, womit die Feuerröhre mit den alten Deutschen Schlössern gespannt werden, der Spanner. Das Stöckchen oben an der Säge, womit der Strick umgedrehet und das Sägeblatt gespannt wird, führt gleichfalls diesen Namen. — Beim Sticker ist der Spanner, Fr. Garean, ein Werkzeug von zwei, sechs bis acht Linien starken eisernen Stangen, deren jede nicht so lang ist, als die Breite des Rahmens, den man gerade spannen will. Diese beiden Stangen sind an einem Theile ihrer Länge mit Löchern versehen, damit man sie länger oder kürzer machen kann, wenn man die Schraubenmutter, welche ihnen zur Achse dient, weiter rückt. Sie haben an jedem Ende zwei krumme Füße, die den Rahmbaum umfassen müssen, wenn der Spanner gespannt worden. Man bringt diese beiden Stangen 2 bis 3 Zoll länger, als die Breite des Rahmens, zusammen, alsdann bringt man diese Stangen, wenn man sie vorher mit ihren Füßen gegen die beiden Rahmbäume gestellt hat, durch einen Ruck gleichlaufend zusammen; man befestiget sie darauf mit einem eisernen Schiebering, wodurch man die Rahmbäume, die sich einwärts krümmten, nothwendig wieder gerade richtet, und den Grund

in der Mitte ausdehnt. Ehe man spannt ist es gut, daß man zwischen dem Fuße und dem Rahmbaume ein vielfältig zusammengelegtes Stück Papier einklemme, besonders wenn Zeug darauf gerollt ist. Es giebt auch noch eine andere Art von Spanner, welcher aus zwei durch eine Schraube in einander greifende Stangen besteht, und die man auf folgende Weise in die Länge treibt: Man drehet nämlich mit einem Nagel, der wechselweise in die Löcher gestoßen wird, die auf den vier Seiten einer Nuß vorhanden sind, welche Letztere die Stange hält, wo die Schraube hereinläuft. Dieser Spanner ist einfach und läßt sich gut gebrauchen.

Spänner, ein nur in einigen Gegenden, z. B. in dem Hallischen Salzwerke, übliches Wort, denjenigen zu bezeichnen, welcher etwas mit einem andern gemeinschaftlich besitzt. So sind daselbst Spänner diejenigen, welche ein Salzkoth mit einem Andern gemeinschaftlich besitzen, zum Unterschiede von den Pfännern, deren jeder eine Salzpfanne oder ein Salzkoth allein besitzt. Im Bergbaue ist Einspäner derjenige, welcher eine Zeche allein bauet. Von spannen, verbinden, gleichsam der ein Gespann im Besitze hat. — Bei den Holzflößen auf der Elbe sind die Spänner schwache Scheite oder Tremmel, welche gebraucht werden, die Winden an den Flößen damit anzuziehen und zu befestigen.

Spänner (Acht-), s. Spänner (Ein).

— **(An-)**, Anspanner, ein Kutscher, Fuhrmann, welcher die Pferde vor den Wagen spannt.

— im Bergbaue, s. oben.

— **(Bier-)**, Packhofsspänner, ein mit zwei Pferden bespannter Güterwagen, worauf die Güter oder Waaren der Kaufleute auf dem Packhofe geladen und in ihre Wohnung gebracht werden. Den Bau dieser Art Lastwagen, s. unter Wagen. Woher eigentlich der Name Bierspänner kommt, ist schwer zu be-

stimmen, wahrscheinlich, weil die Brauer das Bier auf ähnlichen Wagen ihren Kunden in das Haus bringen.

Spänner, (Bogen=), Bogenspanner, derjenige, welcher einen Bogen zum Schießen spannt.

— (Büchsen=), Büchsenspänner, s. Th. 7, S. 364.

— (Ein=), ein Wagen mit einer Scheere, worin nur ein Pferd geht; ein (Wagen, Kabriolet, Kalesche oder Chaise) mit einem Pferde. — Ein Zweispänner ist dagegen ein Wagen (Kalesche, Chaise oder Kutsche) vor welchen zwei Pferde gespannt werden. Uneigentlich sagt man auch Vier=, Sechs= und Achtspänner, wenn vor einen Wagen vier, sechs oder acht Pferde gespannt werden; allein hier sagt man besser ein Wagen mit vier oder sechs ꝛc. Pferden bespannt, weil die übrigen Pferde nicht unmittelbar an den Wagen zur Seite der Deichsel gespannt werden, sondern durch Afterhölzer mit dem Ganzen verbunden sind und ziehen.

—, bei den Flößen, s. oben, S. 288.

— (Packhofs=), s. Spänner (Bier=).

— (Säge=) oder Spanner, s. daselbst, S. 287.

— in den Salzwerken, s. das., S. 288.

— (Schloß=), s. daselbst.

— (Sechs=), s. Spänner (Ein=).

—, beim Sticker, s. oben, S. 288.

— (Vier=), s. Spänner (Ein=).

— (Zwei=), s. daselbst.

Spannfeder, im Bergwerke, Federn an einem Wetterkasten, welche auf dem Ladenschneider, der anstatt des Ventils dient, angemacht, und dazu bestimmt sind, die Seiten an dem Wetterkasten anzudrücken, damit der Wind, wenn es nicht nöthig ist, nirgend heraus kann.

Spannfrohne, s. Spandienst.

Spannhäftel, Spannpflöcke, Haupthäftel,

im Jagdwesen, Häftel oder Pflöcke, womit die Garne und Netze gespannt werden.

Spannhaken, beim Grobschmid, kleine Klammern, womit die Griffe der Schmiedezangen, wenn sie die Arbeit gefaßt haben, zusammengehalten werden, damit die Zangen das Eisen nicht fahren lassen.

Spannhammer, bei den Gold- und Silberschmieden, der Planschenhammer, s. unter Silberarbeiter, Th. 154, S. 197.

Spannholz, im Mühlenbaue, diejenigen Querhölzer in dem Rahmen oder Gatter einer Schneidemühle, worin die Sägen eingespannt werden. Man macht sie von Eichenholz und zapft sie in die Seitenhölzer. Von dem untersten Spannholze, auf $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, wird ein Eisen in länglichter Gestalt, von der Breite, als die Sägen sind, und 23 bis 24 Zoll lang, an die inwendige Seite des Rahmens so angeschlagen, daß es nach der Nothwendigkeit auf und nieder zu schieben ist. In diesen werden die Sägen gleichsam als in einer Form eingeschlossen, an dem obern Ende ist solches aber nicht nöthig, weil sie hier frei gehen müssen. — Beim Buchbinder sind die Spannhölzer, Bindehölzer, zwei viereckige Hölzer, die von den Buchbindern gebraucht werden, und an welche sowohl Pergamentriemen, als Bindfaden an beiden Enden fest angebunden werden, wodurch das geheftete Buch gespannt wird, daß es sich wieder in die Gleiche giebt, worauf man nur nach dem Winkelmaaße gerade niederschneiden darf, da dann, wenn man die Heftnadel wieder herauszieht oder die Spannhölzer auflöset, das Buch wieder in die Runde geht, weil es sonst rund zu schneiden unmöglich wäre. Auch die Sperrruthe führt den Namen Spannholz.

Das Spannholz, Spannbrett, Ausbreitebrettchen, ein Holz oder Brett zum Ausspannen der Schmetterlinge, nachdem man sie ge-

fangen hat, um sie dann, wenn dieses Ausspannen geschehen, in das Insektenspinde zu bringen. Eine nähere Beschreibung dieser Brettchen oder Hölzer, s. unter Schmetterling, Th. 146, S. 739 u. f. Fig. 8745 zeigt ein solches Brettchen mit einem darauf ausgespannten Schmetterling. Um die Flügel besser zu spannen und sie in ihrer Lage zu erhalten, legt man Kartenstreifen darüber, die man an beiden Enden mit Nadeln befestiget, wie in der Figur angedeutet worden.

Spannig, Bei- und Nebenwort, welches von spannen und dessen Verwandten abstammt, aber in verschiedenen Bedeutungen üblich ist. 1) Zunächst von Spann, Gespann, ein Mitgesell, Socius, ist spännig nur in einigen Zusammensetzungen üblich. In einigen Gegenden, z. B. in der Provinz Brandenburg, ein einspänniges Bett, ein Bett auf eine Person, ein zweispänniges, auf zwei Personen. In andern gemeinen Mundarten sind dafür die Wörter einmännisch und zweimännisch, einschläfrig und zweischläfrig üblich. Auf ähnliche Art ist einspännig, zweispännig, dreispännig, vierspännig ꝛc. fahren, mit einem, zwei, drei oder vier Pferden. Ein vierspänniger Wagen, welcher mit vier Pferden bespannt ist. In vielen Gegenden sind die Einspänniger, obrigkeitliche Diener zu Pferde oder Fuße, welche in allerlei Verrichtungen einzeln gebraucht werden. S. auch den Art. Einspännig, Th. 10, S. 461. — 2) Von Spannen, dem Maaße im Forstwesen, ist ein spänniger Baum, ein starker, welcher nach der Spanne verkauft wird; das heißt nach einer Spanne in der Stärke oder Dicke. Auch ist daselbst spännig, was ein Spann dick ist.

Spannjoch, im Bergwerke, 1) ein rundes Holz, welches am feigenhangenden anliegt, und an beiden

Enden mit Kehlhölzern unterstützt wird, davon das untere auf einem Bühnloche ruht, das obere aber hohl ausgeschnitten ist, damit das Joch darin fest liegt und nicht herabgleiten kann, und das Gestein gespannt wird. — 2) Ein Steg im Schlammgraben, welcher eingesetzt wird, damit das Leichte, welches sich im Wasser befindet, sich daran stößt, und nicht fortgeht, sondern sich leichter setzt. Fr. le transvers.

Spannkette, eine Kette, mit welcher man etwas spannt oder umspannt, wie z. B. die Kette, womit eine Last auf dem Wagen gespannt wird; auch die Kette bei den Fuhrleuten, womit die Leitern eines beladenen Wagens zusammengezogen werden; die Hemmkette. Die Fuhrleute gebrauchen sie, um die mit Holz beladenen Wagen zusammenzuziehen. Auch Ziehzeug oder Möbel werden auf dem Holzwagen oder Packhofswagen, mit dergleichen Ketten umzogen, damit sie nicht herabfallen. In den Forsten die Kette, womit die Bäume umspannt werden, um ihre Dicke zu erforschen.

Spannkloben, beim Windenmacher, ein kleiner eiserner Schraubenzwinger, womit man das Gehäuse einer Winde zusammenhält, wenn die inneren Theile eingepaßt werden.

Spannkraft, Federkraft, Schnellkraft, Elasticität; Elasticitas; Fr. Elasticité, s. Th. 12, S. 411, und Th. 147, S. 430. Da über Federkraft in den oben erwähnten Theilen, an den bezeichneten Orten, nur sehr wenig gesagt, sondern dieser Artikel nur kurz berührt worden, so will ich hier noch Etwas zur Ergänzung desselben sagen. Die Spann- oder Federkraft ist eine Kraft, die einige Körper besitzen, sich nach ihrer Ausdehnung, die sie durch eine andere von außen auf sie wirkende Kraft erhalten, ihre vorige Gestalt wieder anzunehmen; sie lassen sich also ausdehnen, und treten dann wieder, wenn die ausdehnende Kraft zu wirken aufhört, in ihren vorigen Zu-

stand zurück. Man kann daher die Federkraft, als eine besondere Art der Cohäsion betrachten. Derjenige Körper, der nach der Ausdehnung seine vorige Gestalt wieder annimmt, wird ein vollkommen elastischer Körper genannt, obgleich man diese Eigenschaft bei keinem Körper in dem Grade findet, welchen das Wort vollkommen bezeichnet; denn die Spannkraft geht durch jede gewaltsame Ausdehnung mehr oder weniger verloren; man kann daher nur diese Eigenschaft in so fern auf diese Kraft passend anwenden, als man sagt, daß es eine Gestalt wieder erhält, die von seiner ersten am wenigsten abweicht. So wie es nun keine vollkommen elastische Körper giebt, so giebt es auch keine vollkommen unelastische; denn fast jeder Körper besitzt eine gewisse Elasticität, aber oft in einem so geringen Grade, daß solche zu entdecken oder zu wissen nicht möglich ist. Um die Spann- oder Federkraft, sowohl bei festen, als flüssigen Körpern zu wissen, hat man folgende Versuche angestellt. Man ließ aus einer Höhe von etlichen Schuhen eine marmorne Kugel auf eine ebene, marmorne, mit Oel dünn überstrichene Platte fallen, und fand auf derselben nach erfolgtem Stoße, daß die Kugel die Platte in einer zirkelrunden, ziemlich breiten Fläche berührt hatte, welches nur durch die durch den Stoß verursachte Eindrückung geschehen seyn konnte. Da aber die Kugel keinen Eindruck und die Platte keine Hohlung erhalten, so folgt daraus, daß beide nach dem aufhörenden Stoße ihre erste Figur oder Gestalt wieder erhalten haben. Der Marmor gehört daher in die Klasse der schon in einem ziemlich hohen Grade elastischen Körper. Glas ist gleichfalls sehr elastisch, wenn man dasselbe an einer Schmelzlampe in sehr dünne Faden zieht, so lassen sich solche merklich biegen. Dieses beweiset, daß Körper, die in größeren Massen spröde zu seyn scheinen, wie das

Glas, dessen große Zerbrechlichkeit bekannt ist, dennoch in kleinen Massen sich als elastische Körper zeigen. Man brach die Spitze eines Glastropfens, welcher entsteht, indem man von der weichen Glasmasse einen Tropfen in kaltes Wasser fallen läßt, ab, und der ganze Tropfen wurde sogleich in ein Pulver verwandelt. Dieses geschieht durch die Aufhörung des Gleichgewichtes; denn die Theile des Glases werden durch die schnelle Erkaltung, indem sie in das Wasser fallen, äußerst gespannt und bilden kleine, neben einander liegende, höchst gespannte Federn, die sich einander durch ihren gegenseitigen Druck und Gegendruck das Gleichgewicht halten, wird nun die Spitze des Tropfens abgebrochen, so hört dieses Gleichgewicht auf, die Federn entspannen sich alle zugleich, und der Glastropfen zerfällt in Pulver. Man gewahrt hieraus, wie durch Veränderung der Lagen von kleinen Theilen der Körper, solche aus dem Zustande der elastischen in den Zustand der allersprödesten übergehen können. Man findet gewöhnlich in den Glastropfen Blasen, die das Ansehen der Luftblasen haben; daher haben einige Physiker die Zermalmung der Glastropfen, die auf das Zerbrechen ihrer Spitze folgt, dem schnellen Eintritte der äußern Luft in diesen leeren Räumen zugeschrieben; allein wäre dieses, und nicht die Spannung der Theile an die Pulverung der Glastropfen schuld, so müßten sich im luftleeren Raume nicht dieselben Erscheinungen zeigen, welches aus folgendem Versuche, den man dieserhalb anstellte, hervorgeht. Die Spitze eines Glastropfens wurde im luftleeren Raume abgebrochen, und er wurde, wie in der Luft, zu Pulver verwandelt. Um diesen Satz noch mehr zu bestätigen, daß die Zermalmung oder Zerstörung der Glastropfen nach dem Wegbrechen der Spitze nur von der, durch die schnelle Erkaltung des geschmolzenen Glases hervorgebrachten Spannung der Theile her-

rührt, diente folgender Versuch. Es wurde ein Glastropfen geglühet, nachdem er langsam und stufenweise erkaltet, wurde die Spitze abgebrochen, der übrige Theil blieb ganz. Durch das langsame Abkühlen verlieren die Theile des Glases ihre, durch das vorhergehende schnelle Abkühlen erhaltene, Spannung, und folglich auch die Eigenschaft, durch die Zerbrechung des einen Theils ganz in Pulver zu zerfallen. Die sogenannten Bologneser Flaschen sind sehr dicke, wie kleine Kolben gestaltete Fläschchen, man kann mit einem Hammer darauf schlagen, ohne daß sie zerbrechen; sie sind, wie die Glastropfen, schnell abgekühlt; läßt man nun in diese Fläschchen ein Stückchen Feuerstein, nur wie ein Nadelknopf groß, fallen, so zerfällt die Flasche in Stücken. Die Ursache dieser Erscheinung ist dieselbe, wie bei den Glastropfen. Der Feuerstein verletzt, weil er in das Glas schneidet, dessen Oberfläche, und diese Verletzung verursacht durch das aufgehobene Gleichgewicht, die Losspannung aller durch das schnelle Abkühlen wie Federn gespannten Theile des Glases. Diese Versuche haben nun Beispiele der Elasticität, der Federkraft fester Körper gegeben; allein unter den flüssigen findet man ebenfalls solche, die einen hohen Grad der Elasticität haben. So zum Beispiel ist die Luft in einem hohen Grade elastisch. Um dieses darzuthun, wurde eine Schweinsblase, deren Oeffnung zugebunden und in welcher nur noch ein wenig Luft war, auf den Teller einer Luftpumpe unter einem Rezipienten gebracht, hierauf wurde die Luft in demselben verdünnt. Da nun hierdurch ihr Druck auf die Blase vermindert wurde, so dehnte sich die Luft, welche sie enthielt, desto mehr aus, jemehr die sie umgebende Luft verdünnt wurde. Ließ man die Luft wieder in den Recipienten, so fiel die Blase zusammen, und nahm ihren ersten Umfang wieder ein. Eine mit Queckſilber halb angefüllte und mit ihrer Oeffnung

in Queckſilber untergetauchte Glasröhre, die an dem einen Ende verſchloſſen, an dem andern aber offen war, wurde unter einen Rezipienten gebracht, in welchem man die Luft verdünnte. Die Luft in der Röhre dehnte ſich deſto mehr aus, jemehr die ſie umgebende Luft verdünnt wurde, und da man dieſer ihre vorige Dichtigkeit wieder gegeben, ſo nahm ſie auch wieder den Raum ein, den ſie zuvor eingenommen hatte. Man brachte nun ein halb mit Waſſer angefülltes Glas, durch deſſen obere, ſonſt genau verſchloſſene, Oeffnung eine Glasröhre bis beinahe auf den Boden des Glaſes ging, in verdünnte Luft. Die Luft in dem Glaſe, die nun von der äußern nicht mehr gedrückt wurde, dehnte ſich aus, drückte auf das Waſſer und trieb es in Geſtalt einer Fontaine aus der Oeffnung der Röhre. Dieſe Fontaine iſt unter dem Namen des Heronsballs, vom Namen des Erfinders Heron bekannt. Da nun dieſe Verſuche beweiſen, daß die Luft durch Verminderung einer ſie nach allen Richtungen drückenden Kraft, ihren Raum vergrößert, hingegen ſolchen wieder durch Verſtärkung der ſie drückenden Kraft vermindert, ſo folgt daraus, daß ſie elaſtiſch iſt, wodurch die Elaſticität bei Flüſſigkeiten erwieſen wird. Ein Mehreres über dieſe elaſtiſchen Flüſſigkeiten wird noch weiter unten vorkommen.

Die oben angeführten Verſuche haben nun bewieſen, daß die Feder- oder Spannkraft ſowohl bei feſten, als bei flüſſigen Körpern in der Natur vorhanden iſt. Es iſt daher keine Kraft in der Natur, die dem Menſchen oder deſſen Wirkungskreis in Künſten und Gewerben ſo viele anſehnliche Vortheile darböte, als dieſe. Ohne dieſelbe würde man vielleicht den größten Theil von Maſchinen entbehren müſſen; ſo würde auch der größte Theil der Uhren, das Schießpulver wegfallen; die ganze Muſik würde uns unbekannt ſeyn, und was für Vortheile entſtehen uns nicht aus der Federkraft

der Luft, die hier zu berühren ins Unendliche gehen würden, weil unser eigener Körper daran einen so innigen Theil hat. Die Elasticität offenbart sich demnach auf dreierlei Art bei den Körpern; 1) beim Zusammendrücken, wie z. B. bei der Luft, beim Schwamm ꝛc.; 2) bei dem Biegen oder Beugen, wozu viele Körper gehören, wie z. B. der Degen, Fischbein, das Spanische Rohr ꝛc.; 3) bei dem Ausdehnen, z. B. bei einer gespannten Saite auf musikalischen Instrumenten, beim Federharz oder Gummi Elasticum ꝛc. An einigen Körpern zeigen sich zwei Arten von Federkraft, z. B. in vielen Theilen der Thiere, den Muskeln ꝛc., welche sich ausdehnen und zusammendrücken lassen, und in beiden Fällen das Bestreben äußern, sich in ihren vorigen Zustand zu versetzen. Diese drei verschiedenen Arten der Elasticität kann man beisammen sehen, wenn man ein langes Stück Eisendraht um einen cylindrischen Körper wickelt, und nun darüber wegzieht. Dieser Elator läßt sich beugen oder biegen, zusammendrücken und ausdehnen, und jedesmal springt er in seine vorige Lage zurück. Hieraus gewahrt man zugleich, daß man die Federkraft oder Elasticität sowohl unter den natürlichen, als auch unter den durch die Kunst zubereiteten findet. Von diesen Letztern haben einige einen so großen Grad von Elasticität, als man bei den natürlichen selten antrifft. Hierher gehören aus dem Mineralreiche: die mehrsten Metalle und Halbmetalle, Edelsteine, gemeinen Steine; aus dem Thierreiche: alle Häute, Sehnen, Muskeln, Knochen, Federn, Knorpel, Wolle ꝛc.; aus dem Pflanzenreiche: fast alle Produkte, besonders die Schwämme, frisches Holz, einige Harze, wie z. B. das elastische oder Federharz, Baumwolle ꝛc. Aus dem Elementarreiche: die Luft, das Wasser ꝛc. Die Luft hat einen hohen Grad der Elasticität, denn sie widersteht am meisten, wenn man sie zusammendrücken will, und immer

mehr, je stärker man sie zusammendrückt, und dehnt sich dann mit Gewalt aus, sobald der Druck nachläßt. Beweise hiervon sind die schon oben angeführten Schweinsblasen. Wegen der Elasticität des Wassers hat man sich lange gestritten; allein dieser Streit ist endlich dahin entschieden worden, daß auch das Wasser ein elastischer Körper sei. Der erste, der das Wasser in Hinsicht dieser Eigenschaft untersuchte, und sich dafür entschied, war Baco. Da aber Mehrere, und unter andern die Akademiker zu Florenz durch Versuche bewiesen, daß das Wasser nicht zusammengepreßt werden könne, glaubte man vom Gegentheil überzeugt zu seyn, bis L'Anton an den Erscheinungen am Thermometer sah, daß der darin befindliche flüssige Körper durch das doppelte Gewicht der Atmosphäre um $\frac{1}{10870}$ zusammengepreßt wurde; noch mehr wurde man aber von seiner Elasticität überzeugt, als der Braunschweigische Professor Zimmermann mit einer von Abich erfundenen Maschine das Wasser wirklich zusammenpreßte. Hier wurde nun zugleich bewiesen, daß die in den Zwischenräumen des Wassers befindliche Luft nicht die Ursache des Zusammenpressens sei.

Der Grad der Feder- oder Spannkraft ist bei allen Körpern verschieden. Zu denjenigen Körpern, welche diese Kraft in einem sehr hohen, ja den höchsten Grad haben, gehören: gut gehärteter Stahl, die Luft, das Federharz (Resina elastica s. caothouc), die Knorpel, Edelsteine, elfenbeinerne Kugeln, das Glas ꝛc. Man bemerkt bei einigen, daß eine größere Kraft nöthig ist, sie zu beugen, auszudehnen, oder sie zusammenzudrücken, als bei andern; allein hieraus folgt aber noch nicht, daß der Körper, der zusammengedrückt zu werden eine größere Kraft erfordert, auch elastischer sei, als ein anderer, der mit leichter Mühe zusammengepreßt werden kann. So muß man z. B. eine grö-

ßere Kraft anwenden einen dürren Stab zu beugen, als einen frischen, und dieser ist doch elastischer. Hieraus folgt, daß ein größerer Grad der Elasticität bloß in dem größeren Vermögen besteht, die vorige Gestalt wieder herzustellen. Wenn man nun einen Körper hätte, der seine vorige Gestalt nach der Spannung oder Ausdehnung ohne allen Mangel wieder annehmen könnte, er möchte auch noch so stark und so lange gebogen, zusammengedrückt oder ausgedehnt gewesen seyn, so würde dieses ein vollkommen elastischer Körper seyn; wie auch schon oben, S. 293, angeführt worden; ein solcher ist aber nicht vorhanden, man müßte denn der Luft diese Eigenschaft zuschreiben. Das elastische Harz hat eine außerordentliche Dehnbarkeit oder Spannkraft. Achard hat einen Streif, der 12 Linien lang, $5\frac{1}{2}$ Linien breit und $\frac{3}{4}$ Linien dick war, durch eine Kraft von 7 Pfunden bis auf $37\frac{4}{5}$ Linien ausdehnen und erst durch ein Gewicht von 8 Pfunden zerreißen können. — Wenn man auf die Erscheinungen bei stark elastischen Körpern Acht giebt, so findet man, daß die Kraft, die der Körper anwendet, sich in seinen vorigen Zustand zu setzen, ganz der Kraft gleich ist, welche man zum Ausdehnen, Zusammendrücken oder Beugen gebraucht hat; ferner bemerkt man, daß die Kraft der elastischen Körper in allen ihren Theilen gleich stark ist, wenn diese Theile alle von einerlei Art uud Beschaffenheit sind. Beides gewahrt man genau beim Zusammenpressen der Luft; auch bei guten Stahlfedern und dem elastischen Harze; wenn aber eine Stahlfeder nicht überall gleich gut gehärtet ist, so fällt das Letztere weg. Beim Ausdehnen der hierher gehörigen Körper braucht man anfangs immer die geringste Gewalt, und in der Folge immer mehr und mehr; hieraus folgt, daß der Widerstand, den die Körper äußern, von Anfang am schwächsten ist und nachher immer zunimmt, je mehr sie ausgedehnt werden; dasselbe

findet nun auch beim Beugen und Zusammenpressen Statt. Braucht man bei allen drei Arten von Elasticität zu viel Kraft, so wird endlich der Zusammenhang gehoben, und die Körper brechen und springen in Stücke. Die Luft macht hier unter allen bekannten Körpern eine Ausnahme; denn diese äußert zuletzt einen so starken Widerstand, der immer der Kraft gleich ist, durch welche sie zusammengepreßt wird; wie weit dieser Widerstand gehoben oder wie stark die Luft zusammengepreßt werden kann, ist noch nicht hinlänglich entschieden; s. auch den Art. Luft, Th. 81, S. 255, nach. Uebrigens ist die Bewegung der zusammengepreßten Körper, wenn sie sich in ihren vorigen Zustand versetzen, meistentheils eine beschleunigte Bewegung, wenn nämlich die Kraft, womit sie zusammengepreßt worden, plötzlich nachläßt. Besonders merkwürdig sind noch die klingenden elastischen Körper, welche jederzeit, man mag sie anstoßen oder berühren, wie man will, einerlei Schwingungen machen. Zum Beweis dient eine gespannte Saite und eine angeschlagene Glocke, die immer denselben Schall hervorbringen, man mag sie anschlagen, von welcher Seite man will.

Ueber die Entstehung, Verwendung und Ursache der Elasticität herrscht bis jetzt noch ein tiefes Dunkel, welches den Bemühungen der scharfsinnigsten Naturforscher zu erhellen fruchtlos geblieben; es ist noch Keinem gelungen, auf welche Weise sich diese Kraft äußert, zu entdecken, und man muß sich daher mit bloßen Hypothesen begnügen. So suchten Einige die Ursache in einer in den Zwischenräumen der elastischen Körper eingeschlossenen feinen Materie, die sich immer in Wirbeln bewege, welche nothwendig an die zusammengedrückten kleinsten Theile des Körpers anstoßen mußten, und durch dieses Anstoßen die kleinsten Theile in ihre vorige Lage zurücktreiben. Wenn man den Beweis von dem Daseyn dieser Wirbel und von der

Kraft, die sie in Bewegung erhält, führen könnte; so wäre es möglich; allein so fehlt dieser. Nach der Behauptung von Andern sollen die Zwischenräume bei einem elastischen Körper cylinderförmig seyn, und beim Beugen kegelförmig werden. Wenn nun der feine Aether, der sich immer durch alle Körper bewegt, bei dieser Bewegung auf die engen Spitzen der konischen Zwischenräume käme, so könnte er nicht so gut durch, er drücke nun mit Gewalt auf die Seitenwände, da denn die Pori wieder ihre cylinderförmige, und der ganze Körper also seine vorige Gestalt wieder bekommt; allein auch diese Hypothese läßt, wie die vorhergehende, viele Einwendungen zu. Da man nun mit allen Hypothesen nicht zum Ziele kommen konnte, so dachte man sich den einfließenden Aether elastisch, und nahm im Voraus schon Elasticität an, um Elasticität zu erklären. Auch die Luft wurde als Ursache bei der Erklärung dieser Kraft nicht vergessen; allein man fand sehr bald, daß auch diese nicht die Ursache seyn konnte; denn man beobachtete bei elastischen Körpern ein und eben dasselbe, sowohl in der Luft, als im luftleeren Raume; sie wird weder stärker, noch schwächer, welches schon Boyle, Derham, Hawkesbeer, Achard und mehrere andere Physiker an mehreren Körpern, und namentlich am Glase, den Saiten, der Wolle, dem Fischbein, den Metallen und Schwämmen, untersucht und bewiesen haben. Die in den Körpern befindliche Luft, sagt ein Schriftsteller, für die Ursache annehmen, hieße eben auch Elasticität annehmen, um Elasticität zu erklären. Daß die als Bestandtheile in den Körpern verborgene und also figirte Luft die eigentliche und wahre Ursache sey, ist um deswillen nicht wahrscheinlich, weil man aus sehr elastischen Körpern nicht mehr Luft, als aus unelastischen zu entwickeln vermag. — Es scheint aber doch, daß die Luft die einzige Kraft sey, um Elasticität

in den Körpern zu entwickeln oder ihre Elasticität darzustellen, wie weiter unten angeführt werden soll. — Man nahm auch die Feuertheile zu Hülfe, welche aber selbst elastisch sind; auch bemerkte man, daß je mehr Feuertheile in die Körper gebracht worden, desto weniger Elasticität findet bei ihnen Statt, zum Beweise dient glühender und kalter Stahl, so wie überhaupt Kälte die Elasticität vermehrt. Dieses geht so weit, daß Belidor aus Erfahrungen bewiesen hat, eine Kugel fahre bei einerlei Ladung aus kalten Kanonen weiter, als aus solchen, wo schon eine Weile daraus geschossen worden. Einen merkwürdigen Beweis geben auch die Glocken und Trommeln bei trocknen und kalten Wintertagen. Man kann aber doch nicht allgemein als richtig annehmen, daß Kälte die Elasticität vermehrt; denn bei der Luft geschieht gerade das Gegentheil. Hieraus gewahrt man also, daß die Feuertheilchen bei manchen Körpern eine Hinderniß der Elasticität und bei andern ein Beförderungsmittel derselben werden können. Die neuern Naturkundiger suchen die Ursache in der anziehenden oder Anziehungs-Kraft; sie behaupten, daß diese bei den elastischen Körpern in gewissen Lagen der genauen Berührung weniger stärker, als in andern Lagen sey; wenn nun der Körper in eine andere Lage käme, so müsse er auch wegen der stärkern anziehenden Kraft in seine vorige Lage zurück. Für diese Meinung sind nun folgende Beweise:

1) Findet man immer in allen Fällen, daß beim Zusammenpressen, Beugen oder Ausdehnen, einige Theile der elastischen Körper auseinander und andere näher zusammengebracht werden. Wir sehen dieses zuerst an einer gespannten Saite, wo, so bald sie bewegt wird, der Durchmesser ab- und die Länge zunimmt, wobei nothwendig einige Theile auseinander und andere wieder näher zusammenkommen.

Noch deutlicher gewahrt man dasselbe, wenn man eine schmale und lange stählerne Platte, oder ein hölzernes Lineal, oder ein längliches Stück Horn, oder andere ähnliche Körper an einem Ende auf einem Tische befestiget, und an dem andern ein proportionirtes Gewicht anhängt. Diese Körper machen nun hier einen Bogen, an welchem die obern Theile auseinander und die untern näher zusammentreten. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch an einem Ringe von Federharz oder dünnem Stahle, wenn man ihn zusammendrückt. Auch geschieht dieses an einer elastischen Kugel, besonders von Elfenbein, wenn sie auf einen harten Körper fällt. Nur ein einziger Körper macht hier eine Ausnahme, die Luft, bei welcher, wenn sie zusammengepreßt wird, alle Theile näher aneinander kommen. — 2) Bei vielen Gelegenheiten gewahrt man deutlich, daß die Elasticität sich nach der verschiedenen Dichtigkeit, also nach dem verschiedenen Grade des Zusammenhanges richtet. Die Metalle werden durch Hämmern dichter und mehr elastisch. Nach Musschenbröcks Untersuchungen und Berechnungen verhält sich sehr elastischer Stahl zum weichen wie 7809 zu 7738. So werden Eisen und Stahl auch elastischer, wenn sie glühend in kaltem Wasser abgelöscht werden. — 3) Man bemerkt allgemein, daß die Körper am wenigsten elastisch sind, die in Ansehung ihres Zusammenhanges mit den weichen Körpern größere oder geringere Aehnlichkeit haben. — 4) Macht die Wärme beinahe alle Körper weniger elastisch, welches wahrscheinlich daher kommt, weil sie den Zusammenhang der Körper vermindert.

Wenn man nun auch annimmt, daß die anziehende Kraft den größten Einfluß auf die Elasticität äußert, so ist sie doch nicht die alleinige Ursache, wenn sie gleich sehr viel für sich hat; denn die Luft hat gewiß auch einen großen Antheil; nicht allein die von außen auf die Körper wirkende, sondern auch diejenige, und wohl

am stärksten, die sich im Inneren der Körper, in den Zwischenräumen derselben befindet, und die einem Körper mehr, wie dem andern, wegen seiner größeren oder geringeren Porosität beiwohnt. Sie besitzt diese Kraft im höchsten Grade und theilt sie andern Körpern mit, welches schon daraus hervorgeht, daß die Luft nichts von ihrer Elasticität verliert, wenn sie auch noch so stark und lange Zeit zusammengepreßt erhalten worden, wohl aber andere Körper, wenn man nämlich ihre Spannkraft oft versucht, oder sie sonst an Oertern liegen oder aufbewahrt werden, die ihrer Spannkraft nachtheilig sind. Bei der Luft dient zum Beweise schon eine Windbüchse, die, wenn sie mehrere Jahre mit zusammengepreßter Luft ist geladen worden, eine Kugel noch eben so weit, wie am Anfange zu treiben im Stande ist. Musschenbröck bemerkte in fünf Jahren nicht die geringste Abnahme der Elasticität an zusammengepreßter Luft, und Robervall will dasselbe bei einer Luft bemerkt haben, die er sechzehn Jahre eingeschlossen und zusammengepreßt erhalten hatte. — Die meisten Körper sind mit Luftzellen versehen, einige mehr, die andern weniger, welche durch die Luft gespannt erhalten werden; erhalten sie nun irgend einen Druck von außen, sey es nun durch einen Stoß, Schlag oder auf sonst eine Weise, so wird die Luft in dem Augenblicke, wo dieses geschieht, zusammengepreßt, so bald aber die Wirkung aufhört, erhalten sie ihren vorigen Zustand wieder, weil die Luft wieder ausgedehnt wird. Man hat einen Beweis von verschlossener Luft an einer mit Luft gefüllten Blase, wenn sie nicht ganz straff gespannt ist, so lange man nämlich mit dem Daumen darauf drückt, wird der Theil der Luft, wo der Druck geschieht, gepreßt, so bald man aber den Daumen fortnimmt, so erhält die Blase ganz ihre Kraft wieder. Ein Körper, der also viele Luftzellen besitzt, wird die Spannkraft in einem hohen

Grade zeigen, der weniger besitzt, nur in einem geringern. Dieses wären aber immer nur Beweise von der Elasticität der Luft, keinesweges aber von den Körpern selbst, die Spannkraft besitzen, wie z. B. das Federharz, elastische Harz, der Fischbein, das Stahl ꝛc. ꝛc., hier kann doch die Luft das Zusammenschnellen, das beim Biegen wieder gerade Aufspringen nicht bewirken oder wenigstens muß hier außer der Luft noch eine Kraft in diesen Körpern vorhanden seyn, welche diese Wirkung hervorbringt, oder hervor zu bringen im Stande ist. Wollte man nun hier die Anziehungskraft annehmen, so würde auch diese Kraft erst zu erklären nöthig seyn, um daraus die Spannkraft zu entwickeln. Wenn die anziehende Kraft bei großen Körpern außer allem Zweifel zu seyn scheint, wie wird sie aber bei kleinen Körpern möglich, wie z. B. bei einem Stückchen Federharz, wie oben der Versuch von Achard mit diesem Harze bewiesen. Ein solches Stückchen Harz erfordert eine bedeutende Kraft, um es mit den Händen zu einer gewissen Länge auszudehnen, wobei man es in gerader Richtung hält, und läßt man die eine Hand los, so schnellt es wieder zusammen. Wie läßt sich nun hier die anziehende Kraft erklären? In den Körpern, welche mit Luft angefüllt sind, oder Luftzellen besitzen, die bei jedem Aufhören des Drucks, der auf sie geschieht, gleich wieder ihre vorige Gestalt einnehmen, ist diese Ausdehnung schon zu erklären; allein beim Zusammenschnellen des Federharzes ist dieses ganz anders, hier ist die eigentliche Spannkraft am sichtbarsten, und diese zu erklären, ist dem scharfsinnigsten Naturkundigen noch nicht gelungen.— Hier nun noch einige Erfahrungen über die Spann- oder Federkraft. Bekannt ist es, daß die Feuchtigkeit bei vielen Körpern die Spannkraft vermindert, bei andern ganz hemmt, und bei manchen befördert; so z. B. sind nasse Federn, feuchte Luft, nasse Wolle weniger

elastisch; nasses Leder und Papier verlieren alle merkliche Elasticität; Beweise sind gespannte Saiten, Trommeln und Glocken, die alle bei feuchtem oder Regenwetter weniger schallen. Die mehrsten Theile der Thiere und Pflanzen müssen mit Feuchtigkeit durchdrungen seyn, wenn ihre Elasticität merklich seyn soll, welches die Muskeln, Knochen und andere Theile bei alten Leuten, dann auch frische und trockne Pflanzen und ihre Theile beweisen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß elastische Körper von ihrer Elasticität verlieren, wenn man sie lange Zeit stark gespannt, gebogen oder zusammengedrückt läßt. An einer gespannten Saite, einem gebogenen Degen, an gebogenem Holze, auch an lange zusammengedrückten Badeschwämmen gewahrt man dieses deutlich genug. Diese verschiedenen Erfahrungen lassen sich zur Noth mit der vorher angegebenen Ursache der Elasticität, das heißt, der anziehenden Kraft vereinigen. —

Was die Elasticität des menschlichen Körpers anbetrifft, so bemerkt man in diesem Punkte eine bewunderungswürdige Verschiedenheit; so z. B. äußert sich an einem Körper eine starke, an einem andern eine schlaffere Spannung. Die Spannkraft des Menschenkörpers ist der wesentlichste Grund von der Kreisbewegung aller menschlichen Säfte, selbst in den labyrinthisch verschlungenen feinsten Gefäßen und demjenigen Wesen, worüber die Natur unmittelbar zu gebieten hat, wodurch sich auch die meisten Geheimnisse und wunderbarsten Wirkungen bestimmen lassen. Die Erfahrung hat mehr, als einmal bewiesen, daß eine starke Spannung der festen Theile jederzeit eine merkliche Stärke des Körpers zum Vorschein bringen kann; dagegen erzeugt Schlaffheit, oder schlaff gespannte Theile in demselben eine Schärfe. Daher pflegt man diejenige Beschaffenheit des Körpers, welche ihr Daseyn einer gehörigen Spannung schul-

dig ist, Gesundheit zu nennen; eine widernatürliche Beschaffenheit des Körpers ist diejenige, welche von Schlaffheit zeigt. Es muß daher eine merkliche Körperstärke entstehen, wenn die festen Theile stark gespannt sind. Da aber immer die Kraft eines starken Theils um so viel mehr vermehrt wird, wenn er gar zu scharf gespannt ist, so wird man schon von selbst einsehen, daß eine solche Beschaffenheit des Körpers dem eindringenden und strömenden Blute in die äußeren Theile einen desto stärkeren Widerstand entgegensetzt, das Blut also mit einer größeren Lebhaftigkeit von der Oberfläche der Haut nach den inneren Theilen treiben, aber auch zugleich eine blasse Gesichtsfarbe machen müsse, und das blaß darum, weil auf diese Art keine rothen Blutkügelchen in den äußersten Blutgefäßen zurückbleiben, und folglich keine Röthe durch das zarte Hautgewebe hindurch leuchten lassen können. Daher kann ein Mensch blaß aussehen und doch dabei vollkommen gesund seyn; allein nur diese und keine andere Art von Blässe ist der Natur gemäß. Schon Celsus bestätiget die Wahrheit dieses Satzes, indem er schreibt, daß ein schönes, blühendes, rothes Gesicht sich keiner dauerhaften Gesundheit zu erfreuen habe, welches jedoch nicht immer der Fall ist. Man darf daher glauben, daß eine starke Spannkraft des menschlichen Körpers nichts Gewisseres, als die Gesundheit zum Gegenstande habe, weil ein Mensch, welcher eine solche Beschaffenheit des Körpers besitzt, alle zum natürlichen Leben erforderliche Handlungen, ohne alle Beschwerlichkeiten zu verrichten das Vermögen hat, dergestalt, daß hierauf nicht die mindeste Mattigkeit an den Gliedern verspürt wird. Das Gemüth ist aufgeheitert und lustig; der Magen besitzt hinlängliche Kraft gut zu verdauen und einen guten Nahrungssaft, folglich auch ein gesundes Blut machen zu können, so daß nach

dem Tische wohl ein Schauer, nicht aber eine Schwäche, vielweniger ein Kopfschmerz entsteht. Der Schlaf ist ruhig, so daß ein aufgeräumtes Wesen und eine neue Munterkeit des Körpers davon erfolgt. Diese Klasse von Menschen wird öfters von einem Schauer überfallen, mehrentheils sind ihnen die Hände kalt, sie schwitzen selten, sind aber desto öfter genöthiget, den Urin zu lassen, und die Leibesöffnung ist bei ihnen die gewöhnliche. Ein solcher Mensch ist mehrentheils zu einem flüssigen, selten zu einem verstopften Leibe geneigt. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß der Leib gemeiniglich flüssig zu seyn pflegt, wenn die Theile des Hautgewebes einander in sehr vielen Punkten berühren, und daß der Leib hart ist, wenn das Gegentheil vorhanden ist. Menschen, welche eine starke Spannkraft des Körpers besitzen, sind zu der goldnen Ader geneigt, und bei Frauenzimmern geht die monatliche Reinigung gut von Statten. Solche Menschen genießen auch den Vortheil, daß sie nicht leicht von einer Krankheit befallen werden; sie bekommen selten einen Husten oder Schnupfen, und werden von keinen Blutflüssen geschwächt; auch leiden sie an keiner Entzündung der Augen, verfallen nicht leicht in eine schlechte Beschaffenheit der Säfte; sind zu keiner Verstopfung der Leber, der Milz und der Gekrösdrüsen geneigt, verfallen weder in eine Wassersucht, noch in Lungenkrankheiten, und werden selten von hitzigen Krankheiten ergriffen. Diese Leute sterben gewöhnlich eines natürlichen Todes, das heißt, in einem hohen Alter. Alles, was daher den festen Theilen eine größere Spannkraft zu geben vermag, und Alles, was diese Theile dichter zu machen im Stande ist, kann diese Beschaffenheit des Körpers entwickeln und zum Vorschein bringen. Solche Fähigkeiten besitzen alle kalte Sachen, sie mögen äußerlich gebraucht oder innerlich

genommen worden seyn. Essig und alle saure Sachen, kaltes Wasser, nur nicht bei erhitztem Körper, ingleichen hinlängliche Leibesbewegungen und eine trockne Lebensart sind vermögend dem Körper eine starke Spannkraft zu verschaffen. Selbst Arbeit stärkt den Körper, wie schon Celsus berichtet: Arbeit giebt dem Körper Kraft; Müßiggang macht ihn dagegen schlaff. Auch scharfschmeckende Sachen reizen das Gefühlssystem, ob man ihnen aber auch die Kraft zuschreiben könne, den Körper stark zu machen, daran muß man wohl zweifeln; sie dienen vielleicht der erschlafften Welkheit, der schwachen Spannkraft mehr. Wer kaltes Wasser zu trinken gewohnt ist, sieht stark aus, weil das Wasser den Magen stärkt und vermöge seiner Kälte eine Reizung zu einer guten Verdauung erregt. Man kann sich daher nicht wundern, wenn vermöge dieser Reizung der Nerven ein Schauer öfters den ganzen Leib überfällt. Wer sich saurer und scharfer, jedoch nicht gewürzter Speisen öfters bedient, der wird sich nichts Gewisseres, als eine merkliche Stärke des Körpers zuziehen, weil scharfe und saure Sachen die Vollblütigkeit vermindern, indem sie, vermöge ihrer Schärfe, die zur Absonderung und Saftausleerung bestimmten Werkzeuge reizen, so daß die auszuleerende Feuchtigkeiten in großer Menge abgeführt werden. Da nun das Blut auf diese Art vermindert werden muß, so kann man leicht ein sehen, daß der Körper, wenn er übrigens seinen diätetischen Gang geht, so leicht in keine Schwäche verfallen kann. Wer daher stets mäßig lebt, eine trockne Lebensart führt, und dabei wenig schläft, wird ebenfalls stark von Körper seyn. In allen diesen Fällen wird nur wenig Blut erzeugt, sondern es pflegt auch in den Blutgefäßen eine stärkere und lebhaftere Zusammenziehungskraft zu entstehen, weil keine allzugroße Menge des Bluts den Gefäßen Widerstand

entgegen zu seßen vermögend war; nur auf solche Art wird der Vollblütigkeit Einhalt gethan, und die Spannkraft des Körpers um so mehr befördert.

Dieses ist nun die Spannkraft des Körpers nach dem natürlichen Stande, jeßt aber einen Beweis von derjenigen Spannkraft, die allemal eine Schwäche zum Grunde hat. Man kann das Daseyn oder die Gegenwart derselben aus Folgendem gewahren: Das Angesicht sieht blaß aus, die Lippen sind blau, die Augen fangen an trübe zu werden, es umschließt sie ein bleyfarbiger Kreis; der ganze Körper wird von einer abzehrenden Mattigkeit überfallen, die Hände und Füße fangen an schwer zu werden. Alle Glieder des Körpers sind gleichsam ohne Empfindung und wie abgestorben, das Fleisch welket und schwindet, das Gemüth ist verdrießlich und verliert seine muntere Laune; man wird des Lebens überdrüßig und satt, achtet weder Lust noch Freude, und man nimmt sich aus Verdruß über sich selbst keine Geschäfte mehr mit gespannter Thätigkeit an. Der Magen verdaut schlecht, man hat daher nicht die geringste Lust zum Essen und der Leib fängt an eine Neigung zur Verstopfung zu bekommen. Der Schlaf ist ohne Ruhe und ohne alle Erquickung.

Aus diesen angeführten Kennzeichen kann man nun diejenige Art der Spannkraft des Körpers beurtheilen, welche aus allzu schlaffen und schwach gewordenen festen Theilen entstanden ist; und eben diese Merkmale sind auch jederzeit gegenwärtig und begleiten diese Minusspannkraft, welche eine Krankheit anzeigt, die von einer zu schlaffen und schwachen Beschaffenheit der festen Theile ihren Ursprung herleitet. Dieselben Kennzeichen sind aber auch eingetroffen, wenn die festen Theile von einem Krampfe widernatürlicher Weise zusammengezogen werden, doch mit dem Unterschiede, daß sich diese angegebenen Zeichen erst nach dem Krampfe

äußern und nicht beständig anhalten, sondern sich nach Verlauf von etlichen Stunden, und nachdem die krampfhafte Zusammenziehung nachgelassen hat, wieder verlieren, nicht aber beständig sichtbar bleiben, wie bei derjenigen Beschaffenheit des Körpers, welche ihren Ursprung einer schwachen Spannkraft zuzuschreiben hat. Diejenige Beschaffenheit des Körpers aber, welche von allzu trocknen und steif gewordenen festen Theilen entstanden ist, macht den Körper kraftlos, so daß die Kräfte desselben von Tage zu Tage mehr abnehmen müssen. Der Magen fängt daher an schwach zu werden, sich bald nach dieser, bald nach jener Speise zu sehnen, und der Appetit oder die Eßlust wird eben so rege und lüstern, als die mancher schwangern Frau. Alles, was daher fähig ist, die Elasticität des Körpers zu schwächen, und den festen Theilen ihre Lebhaftigkeit zu benehmen, dieses Alles ist auch vermögend in dem Körper eine Schwäche hervorzubringen. Die Vollblütigkeit ist aber im Stande, vermöge des sich mehr anhäufenden Blutes, die Blutgefäße dergestalt auszudehnen, daß in den vom Blute allzu heftig ausgedehnten Gefäßen kein ordentliches Zusammenziehen erfolgen kann, und daher nothwendig eine Erschlaffung in den festen Theilen erfolgen muß. Allzu heiße Luft macht die Spannkraft des Körpers schlaff; allzu feuchte Luft, allzu nasse Wohnung, eine Gegend, welche an großen Flüssen liegt, erschlafft gleichfalls diese Lebenskraft. Faulheit, zügellose Begierde im Beischlafe, allzu langer und öfterer Schlaf, vorzüglich nach der Mahlzeit, schwächen und entnerven den Körper. Viele Sorgen, lebhafte Traurigkeit und langer Gram, tiefes Nachdenken, so auch vieles Wachen, verursachen ein Gleiches; Neid, heftige Erbitterung im Streite, der Mißbrauch zu heißer Bäder, öfteres Blutlassen, und unmäßiger Gebrauch der warmen Getränke, warmer Brühen, machen die beste Elasticität des Körpers

schlaff, so daß davon eine perennirende Kränklichkeit entstehen muß. Vor allen Dingen muß bemerkt werden, daß die Erschlaffung in der Spannkraft des Körpers nur in solchen Krankheiten Statt findet, welche dem Kranken in sehr langer Zeit das Leben wiedergeben oder den Tod zuziehen, z. B. die Lungensucht, Bleichsucht oder Wassersucht. In denjenigen Krankheiten hingegen, welche in sehr kurzer Zeit entweder Gesundheit oder Tod in ihrem Gefolge haben, dergleichen alle Arten der Entzündungsfieber sind, ist die Erschlaffung an den festen Theilen nicht anzutreffen, hingegen eine gar zu starke Spannung. Ein Frauenzimmer, welches die Bleichsucht hat, leidet aus der Ursache an einer merklichen Körperschwäche, weil ihre allzu schlaffen Organe aus Mangel der Elasticität nicht lebhaft genug in ihre Säfte wirken. Eine Frau, welche an dem weißen Fluß, und ein Jüngling, welcher an zu heftigen Samenergießungen leidet, empfinden beide an ihren Körpern eine starke Entkräftung, weil nämlich die zu schlaff gewordenen Gefäße beider Personen nicht im Stande sind, die gedachten Säfte bei sich zu behalten, sondern solche wie ein Sieb von sich zu lassen, so wird auf diese Art den gesammten Gliedern des ganzen Körpers nothwendig alle Nahrung entzogen werden müssen, so daß aus Mangel der Säfte nichts Gewisseres, als eine auffallende Schwäche im Körper entstehen muß, welche eine offenbare Anzeige zu seyn pflegt, daß der Körper von einer abzehrenden Krankheit ausgemergelt worden. Auch diejenigen pflegen entkräftet zu seyn, welche aus Mangel und aus Abnahme der Spannkraft eine schlechte Saftmischung besitzen; denn da die zu schlaffen Organe mit gar keiner lebhaften Thätigkeit in die Säfte wirken, so wird auch kein gutes Blut gemacht, geschieht dieses aber, so wird sowohl die körperliche Munterkeit, als die der Seele nach und nach verschwinden,

das Fleisch welken und abnehmen, und eine vollkommene Ermattung erfolgen. Auch diejenigen, welche bis in die späte Nacht auffitzen und studieren, empfinden eine Schwäche in der Elasticität ihres gesammten Körperbaues, davon die Magenschwäche ein empfindsames Zeugniß ablegt. Nach Celsus leiden gemeiniglich diejenigen an einem schwachen Magen, welche die Wissenschaften studieren. Wenn nun die Gelehrten einen schwachen Magen haben, so kann bei ihnen die Verdauung der Speisen nicht gehörig geschehen; ist nun diese nicht in der Ordnung, so wird auch der Nahrungssaft von schlechter Beschaffenheit seyn, und dieser ist unfähig, den Körper gehörig zu ernähren. Wird nun der Körper nicht ernährt, so muß der Körper abnehmen, und eine übermäßige Schwäche leiden, welche mehr, als zu fähig ist, unzählige Krankheiten zum Vorschein zu bringeu. Diejenigen, welche von allzu großen Nahrungssorgen oder andern Bekümmernissen beunruhiget werden, und den Körper durch zu vieles Wachen entkräften, schaffen sich eine schwache Spannungskraft. Von einer zu heftigen Begierde nach dem Genusse einer Sache, und von jeder unbändigen Leidenschaft, kann auch eine merkliche Schwäche des Körpers entstehen. Beide Gemüthsanstrengungen verzehren die Kräfte der Spannkraft oder Elasticität, und trocknen den Körper aus, wie eine zu große Sonnenhitze das Gras dahinwelken macht. Ein starker Durchfall, welcher dem Körper die Kräfte raubt, und ein starker abgehender Schweiß, welcher dem Körper die Säfte entzieht, und stets ein Gefährte der Seelenkrankheit und der Lungensucht ist, sind beide mächtig genug, die Spannkraft des Körpers aufzulösen. Eine krampfhafte Spannung der festen Theile kann eine Zurückweichung der Säfte von den äußeren Theilen veranlassen, aber nicht eine solche, die beständig sichtbar zu seyn pflegt, sondern nur so

lange gegenwärtig bleibt, als der Krampf die Glieder erschüttert. Sobald aber der Krampf nachläßt, so fängt auch diese Art des Saftrücktritts an, sich wieder zu verlieren. Dieses begegnet auch Personen, welche in Ohnmacht fallen, aber nur so lange, als diese anhält. Wenn alle Glieder von einem solchen Krampfe steif werden, welcher den ganzen Körper unbiegsam und erstarrend macht, oder wenn ein Mensch von einem solchen krampfhaften Spannungsübel angegriffen wird, welches den Körper vorwärts zu beugen fähig ist, so daß der Kopf und die Füße rückwärts gezogen werden, so entsteht ebenfalls eine solche Zurückweichung der Säfte. Menschen, welche in eine gänzliche Erstarrung verfallen, in welcher ein Mensch in eben der Stellung bleibt, darin er sich befand, als ihn die Erstarrung überfiel, z. B. im Stehen, Sitzen oder Liegen, haben dasselbe Schicksal, weil von diesen Krämpfen alles Blut von den äußern nach den innern Theilen hingepreßt wird. Dasselbe ereignet sich auch bei der fallenden Sucht, welche dieses vor andern Krankheiten zum voraus hat, daß davon der Körper und alle Glieder erschüttert und geworfen werden, so daß sich die Augen verdrehen, der Mund einen Schaum und die Geburtsglieder den Samen ohne Empfindung von sich geben, und sowohl der Urin, als auch der Koth ohne alles Bewußtseyn fortgeht. Der Blutrücktritt von den äußern Theilen ereignet sich auch vermöge der Spannkraft bei den Wechselfiebern, wenn sich der Frost einstellt. Diese Zurückweichung ist aber von keiner langen Dauer, sondern verschwindet, sobald sich die Hitze einfindet, da dann anstatt der Zurückweichung ein stärkerer Zufluß der Säfte durch eine merkliche Röthe in der Haut sich zu erkennen giebt, vor welcher der Körper dergestalt in Hitze gesetzt und das Blut gleichsam entflammt wird, daß darauf nichts gewisser, als ein heftiger Durst erfolgt, welcher den Schlund

ganz trocken zu machen pflegt. Doch es bleibt nach einem geheilten Fieber stets einige Zeitlang die Zurückweichung der äußerlichen Säfte sichtbar. Heftig angreifende Darmschmerzen, Schmerzen, die ein Stein in den Nierengängen oder in der Harnröhre verursacht, Magenkrämpfe, Mutterbeschwerungen und die Milzsucht sind alle von der Art, daß sie insgesammt durch den Reiz der Nerven in den äußern Theilen einen Zurücktritt des Bluts zuwege bringen. Auf diese Art verräth sich auch die Furchtsamkeit; denn da vermöge dieser Leidenschaft alles Blut, Kraft der zusammengezogenen Haut, von der Oberfläche derselben nach der Lunge und dem Herzen zu getrieben wird, so muß freilich eine solche Zurückweichung zum Vorschein kommen; zugleich aber auch in der Brust eine um so größere Beängstigung daraus entstehen. Wenn ein anhaltender, erschütternder Gram, und eine gar zu lebhafte Traurigkeit das Gemüth in Verwirrung setzt, so werden, wie von einem nagenden Wurme, alle Glieder des Körpers dergestalt ausgezehrt, daß sich aus diesem Grunde ein Zurücktreten der Säfte aus den äußeren Theilen äußern muß. Daher haben alle neidische Menschen ein eingeschrumpftes Gesicht, welches seinen Ursprung daher nimmt, weil durch diese thörichte Leidenschaft, sowohl dem Körper, als dem Gemüthe alle Lebhaftigkeit und Munterkeit geraubt wird, so daß davon der Körper aus der daraus herrührenden Schwäche der Elasticität in eine Abzehrung verfallen muß, welche den Tod nach sich zu ziehen mehr als je fähig ist. Das Erschrecken kann ebenfalls ein Zusammenziehen der äußern Theile hervorbringen. Aufbrausender Zorn und heftiges Gezänk, so wie alle Leidenschaften, welche die Vernunftsgränze überschreiten, sind Ursache, daß der Körper einschrumpft und abfällt, welches daraus entsteht, weil das Blut durch die krampfartige Zusammenzie-

hung der Haut nach inwendig getrieben wird, so daß sich an derselben keine Spur von Lebhaftigkeit offenbaren kann. Steif und trocken gewordene feste Theile müssen nothwendig an dem ausgemergelten Körper den Anblick des Verfalls sichtbar machen, und dieses vermögen sie bloß aus dem Grunde, weil ihre Nerven von solcher Beschaffenheit sind, daß sie das Blut nicht in die äußerst zarte Blutgefäße treiben können, welche das Hautgewebe unterhalten und ernähren. Wird aber kein Blut in dieselbe getrieben, so verlieren sie nach und nach ihre Höhlung und die Blutgefäße fallen zusammen, schrumpfen ein, und trocknen endlich aus. Dadurch muß die Elasticität ihres Faserngewebes endlich unvermögend werden diejenigen Säfte einzusaugen, durch welche die äußern Theile des Körpers genährt werden müssen. Bekommen die zusammengefallenen Blutgefäße keine Nahrung mehr, so werden auch diejenigen Theile, aus welchen sie verwebt sind, keine Nahrungssäfte mehr bekommen, folglich müssen diese Gefäße und ihre Zweige vertrocknen und steif werden. Man gewahrt dieses offenbar an sehr alten Personen und an denjenigen, welche ihres Alters wegen, das ist, nach dem Laufe der Natur und ohne alle Krankheit sterben. Diejenigen, welche ein schleichendes und abzehrendes Fieber haben, diejenigen, welchen ein beständiger Schweiß die Kräfte raubt, oder welchen ein langer anhaltender Durchfall die Lebenskräfte entführt, haben gewöhnlich wegen der Abnahme der Spannkraft eine tödtliche Verfallenheit in dem Gesichte, und alle gestorbene Personen zeigen im Sarge eben diese Gesichtszüge. Man gewahrt, daß bei einem Sterbenden durch Verminderung der Elasticität aller Fasern und Organe das sämmtliche Blut von den äußeren Theilen nach den inneren getrieben wird; auch fängt das Blut an stille zu stehen und in eine vollkommene Stockung zu gerathen. Die Erfahrung

zeigt, daß jederzeit der Tod erfolgt, wenn die Elasticität aufhört die Säfte nach den Umlaufsregeln fortzutreiben, dergestalt, daß dieselben endlich stehen bleiben, indem das belebende Wesen langsam oder rasch Abschied nimmt. Wenn flüssige Körper nicht mehr bewegt werden, so fangen solche an, durch verschiedene Grade in Fäulniß überzugehen, und in ihre ehemalige sichtbare Grundtheile zersetzt zu werden. Wenn der Oberleib von der Schnürbrust gewaltsam eingepreßt wird, so pflegt eine der Gesundheit höchst nachtheilige Abnahme der Spannkraft zu entstehen, weil durch das Einpressen des Oberleibs in den Organen die Spannkraft größtentheils gehemmt wird, das Blut kann daher nicht in alle seine Gefäße hineindringen, und da diese kein Blut bekommen, so können sie auch nicht, ihrem Bedürfnisse gemäß, genährt werden. Erhalten sie nun nicht ihre gehörige Nahrung, so müssen die Blutgefäße eintrocknen, ihre innere Höhlung wird immer enger und verwächst endlich, und wenn dieses geschieht, so muß daraus eine allmählige Abzehrung im ganzen Körper erfolgen. Ein allzufestes Einschnüren ist vermögend die größten Ohnmachten zu verursachen. Es entsteht davon, sonderlich bei heftigen Leidenschaften und Thätigkeit, ein Herzklopfen, eine Engbrüstigkeit und Beängstigung, so daß aus diesen Ursachen ein eiskalter Schweiß über den ganzen Körper herausgetrieben wird. Es kann nicht der periodische Kraftdruck der beiden großen animalischen Hauptfedern, des Herzens und der Lunge, seinen freien Gang behalten, wenn man denselben durch kindische Bande einsperrt, und die wesentliche Elasticität gewaltsam einkerkert. — Auch der Mißbrauch des Branntweins ist vermögend die Elasticität unseres Körpers zu entkräften; denn wenn gleich anfangs beim Genusse desselben die Elasticität der Magenorgane gewinnt und diese heftig gespannt werden, so entstehen

doch nachher, nach den zitternden Schwankungen, Geschwülste, Wassersucht und verschiedene abzehrende Krankheiten. Selbst der Tod wird durch den täglichen und übermäßigen Gebrauch dieses Getränkes herbeigeführt, weil durch die Schwächung der animalischen Spannkraft das Geblüt leidet und zähe gemacht wird, so daß es seinen freien Umlauf nicht mehr verrichten kann, und die elastischen Fasern der Organe zuletzt, von dem unaufhörlichen Reize ermattet, einschrumpfen.

Hier nun einige Regeln, wie man sich eine natürliche Spannung oder Elasticität eigen machen kann. Alles, was die festen Theile stärken und in denselben eine lebhafte Kraft zu wirken hervorbringen kann, ist auch vermögend dem Körper eine regelmäßige Spannung zu verschaffen. Wenn man daher dem Körper die gehörige Spannkraft erhalten und gesund bleiben will, so muß man zum öfteren kalte Wasserbäder nehmen, und sich dann solcher innerlichen Mittel bedienen, welche im Stande sind, den Saft, welcher von der Natur dazu bestimmt ist, die Nerven in ihrer natürlichen Spannung zu erhalten, in angemessener Menge abzusetzen. Man bediene sich zum ordentlichen Getränke des reinen kalten Wassers, in kleinen Zügen und außer aller Erhitzung, so wie zum Waschen des Kopfes und ganzen Leibes. Will man solches nicht ungemischt trinken, so kann man ihm etwas guten Weinessig und Zucker, oder Citronensaft und Zucker oder etwas Honig, auch Johannisbeer- und Kirschsaft beimischen, oder man kann auch dem Trinkwasser mit einem guten Rheinweine oder einem etwas säuerlichen Weine einen angenehmen Geschmack geben. Auch etwas versüßten Salpetergeist, Hoffmannischen Liquor oder eine andere saure Tinktur, wie die Rosen- oder Violentinktur dem Wasser zugesetzt, ist dem Körper sehr dienlich. Wer an den Wein gewöhnt ist,

der wähle sich zu seinem Gebrauche solche Weine, die leicht und gut abgelegen sind. Ein Biertrinker hat darauf vorzüglich zu sehen, daß dieses Getränk gehörig gegohren, abgelegen hat, und von solcher Beschaffenheit sei, daß es nicht leicht berausche; daß man besonders von den braunen gehopften Bieren nicht auf einmal zu viel trinke, weil es sonst beim Ueberflusse den Magen zu schwächen pflegt. Eine gute Lebensordnung trägt überhaupt viel zu einer guten Spannkraft bei, obgleich man sich nicht gern einer pedantischen Diät unterwirft, gewöhnlich dann erst, wenn die Lebenskräfte anfangen sich zu erschöpfen und zu ermatten. Wer daher eine gute Spannkraft seinem Körper erhalten will, der muß seine Gaumen und seine Zunge im Zaume erhalten. Ueberhaupt, sagt ein Schriftsteller, vermag ein gesunder und muntrer Körper mehr zur Erreichung seiner Glücksaussichten durch innere Thätigkeit beizutragen, als ein großes Vermögen, ob dieses gleich durch gute Pflege eine kränkliche Lage erträglicher machen kann, aber nicht den abgenutzten Körper wieder umzuschaffen vermögend ist. Wer sich die nöthige Spannkraft eigen machen und sich dieselbe in dem erforderlichen Grade erhalten will, der laße sich folgende Lebensordnung gefallen. Man bediene sich des oben empfohlenen Getränkes und wähle zur Speise, um den Körper eine gesunde Elasticität zu verschaffen, oft Salat, als: Brunnenkresse, Spanische Kresse, Gurken, Rettig mit Citronensaft, Essig und Baumöl zugerichtet. Ferner gehören, nach dem Dr. Bach zu den Speisen, welche die Elasticität oder Spannkraft des Körpers befördern, noch folgende: Meerrettig, entweder mit Wein oder mit Essig und Zucker, oder auch in Wasser oder Milch erweilt. Die gekochten Fleischspeisen müssen säuerlich, mit Knoblauch, Zwiebeln, Ingber, Pfeffer und Lorbeerblättern und Basilienkraute zugerichtet werden.

In Suppen kann man sich des Petersilienkrautes, der Selleriewurzeln und der Petersilienwurzeln bedienen. Man soll überhaupt mehr gebratene, geräucherte und eingepöckelte Gerichte, als gekochte auftischen, und dabei Senf, der mit Wein, Citronensaft oder Essig angerieben worden, wie auch eingemachte Heidelbeeren, Johannisbeeren, saure Kirschen oder auch in Essig eingelegte und saure Gurken, aufgewellte Selleriewurzeln mit Essig und Baumöl genießen. Zur Abwechselung können auch alle Arten von Fischen, sie mögen frisch gesotten, eingesalzen oder getrocknet seyn, gegessen werden. Der frisch gesottenen Fische kann man sich mit Essig oder Citronensaft und Baumöl mit gutem Nutzen bedienen, oder auch diese, wie auch die getrockneten, mit einer sauren Brühe zubereitet essen. Man kann auch solche gebraten genießen. Die Hauptsache ist aber immer bei dem Genusse aller Speisen die Mäßigkeit, weil uns auf diese Weise die Speisen das Nahrhafte am leichtesten mittheilen können; wenn man seinem Magen ein gewisses Maaß täglich des Mittags, nach dem Verhältnisse seiner Konstitution, giebt, und des Abends nur wenig genießt. In einem kleinen Maaße bekommen uns alle Gerichte, nur das Zuviel vergiftet auch die gesundesten Speisen. Das Thee- oder Kaffeetrinken zum Frühstücke, und das Mittagsessen mit einer heißen Kraftbrühe anzufangen, sind dem Magen höchst schädlich, und nur die Gewohnheit kann diesen Genuß minder schädlich machen; denn der heiße Kaffee, Thee ꝛc. erschlafft die ganze Verdauungskraft und Elasticität des Magens für den ganzen Tag und verdünnt den Speichel. Man esse daher zum Frühstücke trockene Semmel oder Brod, trockene Speisen, mit welcher man auch das Mittagsessen anfängt, vermeide alles Zwischenessen zwischen den Mahlzeiten, halte Maaß, und verwerfe den so beliebten Branntwein, als den sichersten Zer-

störer der Verdauung. Wer es kann, da mache ein Glas Wein den Beschluß der Mittagstafel. Diese trockene Lebensart stärket den Körper weit mehr, als viele Quarte Wein und Bier, die Einige, das Geblüt zu verdünnen, eigentlich um viel Urin zu machen, täglich in den Magen gießen, wodurch man seine Verdauung um viele Stunden verzögert und die Nahrungssäfte immer wässeriger und unwirksamer macht, so daß man immer mehr zu essen und zu naschen wünscht, um den Körper elastisch zu erhalten, ohne jemals diese Absicht erreichen zu können; die größten Schnaps- und Weintrinker frieren beständig. Außer den Speisen sei man nun auch bedacht, um die natürliche Spannkraft dem Körper zu erhalten, daß man dem Körper nicht zu viel Ruhe gönne, also ist das zu viele Sitzen, ein zu langer Schlaf dem Körper schädlich. Man gewöhne sich daher, statt des langen Schlafes und des beständigen Sitzens, seinem übermäßigen Hange zur körperlichen Ruhe nach und nach etwas Gewalt anzuthun, schlafe nur täglich sechs Stunden, und mache sich in der Folge mehr thätige Geschäfte durch eine mäßige Leibesbewegung, besonders in freier Luft. Die Leibesbewegung vermehrt die Elasticität und die sämmtlichen Kräfte des Körpers. Sie befördert den wesentlichen Umlauf des Blutes selbst nach den vom Herzen entfernten Gefäßen der Haut, die davon besser, als zu Hause genährt wird; sie veranlaßt die wesentlichen Absonderungen und Ausleerungen der verschiedenen Säfte, und hat noch außer dem den besonderen Nutzen, daß man, so lange man sich bewegt, bei jedem Schritte eine freie Luftwelle einathmet; und unsere Ausathmung und ganze Ausdünstung des Körpers auf der Stelle verweht wird. Bei dem vielen Sitzen macht unser Ein- und Ausathmen die Luft, welche mit uns eingeschlossen ist, nebst unserer Lunge unelastisch, und so wird uns in wenigen

Minuten, den Tabaksrauch mit in Anschlag gebracht, jede Stubenluft schädlich. Gestattet es nicht die Witterung, daß man sich durch einen Spaziergang, durch Reiten oder Fahren öfters eine Bewegung macht, so muß man den Körper zu Hause, z. B. durch etwas Holzsägen, täglich, vornehmlich vor dem Mittagessen, in eine hinlängliche Thätigkeit setzen. Besonders trifft dieses die Gelehrten, deren Körper Tag und Nacht, oft ganze funfzig Jahre lang schläft, indessen der Geist und das Auge ununterbrochen denkt und liest. — Ferner ist es noch nöthig auf die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu achten. Es ist eine entschiedene Sache, daß alle lebhafte Aufwallungen des Blutes auf den Körper und dessen Gesundheit einen mächtigen Einfluß haben, indem der Affekt die Nerven lebhaft spannt und erschüttert, und als ein Organ durch alle Nerven und Blutorgane wüthend stürmt. Ist die Seele mißmüthig, so leidet auch die Spannkraft des Körpers dadurch, und das ganze Lebenssystem wirkt nun mißmüthig, so wie der Körper, wenn er sich nicht recht wohl befindet, ebenfalls das Gemüth verdrießlich und den Gang seiner Geschäfte stockend macht. Soll aber der Körper völlig gesund seyn, das ist, seine gehörige Elasticität ausüben, so muß sich auch die Seele in einer ungestörten Zufriedenheit und in gehöriger unleidenschaftlicher Geistesruhe befinden. In der That kann man nicht vorsichtig genug seyn, allen unangenehmen Empfindungen der Seele vorzubeugen, weil man nicht Herr von den Lebensauftritten ist, welche uns mittelbar oder gar unmittelbar erschüttern. Man bemühe sich, die Seele durch keine andere, als ruhig angenehme Vorstellungen zu unterhalten. Man entwöhne sich also von allen Unarten, und überlasse sich nicht der Wuth des Zorns, den Gezänken, dem Hange des Rechthabens und dem Neide. Man weiche dem Gram mit aller Sorgfalt aus, und man

verschaffe sich durch das eigene Bewußtseyn nach Vernunft und Tugend zu handeln, so viel es in unseren Kräften steht, eine dauerhafte Gemüthsruhe. Man suche den Umgang gesitteter Gesellschaften und die Heiterkeit durch angenehme Zerstreuungen; denn wenn man geschäftslos und sich selbst überlassen seine Jahre verlebt, leidet die Gesundheit. Man bemühe sich durch öfiere Spaziergänge, durch Fahren, durch Ergötzungen auf dem Lande, durch eine gute Musik, durch eine gute Lektüre, wozu eben keine Geistesanstrengung erfordert wird, das Gemüth zu zerstreuen. Kurz man richte bei seiner Lage das Augenmerk jederzeit dahin, wie man sich eine unschuldige Gemüthsfreude verschafft, um dadurch seinen Körper durch Eigenmachung einer guten Spannkraft vor vielen Krankheiten zu sichern. Der Dr. Bach will so viele Beobachtungen in Hinsicht der Spannkraft beim Körper des Menschen gemacht haben, die alle nach der obigen Vorschrift glücklich ausgefallen; er giebt daher den Rath die oben angeführte Regeln in Hinsicht der körperlichen und geistigen Diät genau zu befolgen, wo man dann eine höchst schätzbare Spannkraft des Körpers genießen wird, welche der Haupthebel in dem Lebensmechanismus ist, der sowohl dem Könige, als Bettler, von unschätzbarer Güte ist, und zwar aus dem Grunde, weil durch alles dieses der Vollblütigkeit Einhalt geschieht, zu welcher Viele schon von Natur und durch eine sitzende Lebensart und gute Pflege vorbereitet werden. Da aber durch die vorgeschriebene Lebensordnung der Vollblütigkeit in der That und geradeweges vorgebeugt wird, weil auf diese Art sehr wenig Nahrungssaft und folglich auch sehr wenig Geblüt sich erzeugt, so wird man zu seinem eigenen Vortheile sehr viele Krankheiten ausweichen, welche im entgegengesetzten Falle aus der Vollblütigkeit, die ohnedies eine ergiebige Quelle verschiedener

unangenehmer Zufälle, besonders der lebhaften Wallungen zu seyn pflegt, ihren wesentlichen Ursprung herzunehmen pflegen. — Man überlege, wie groß der Vorzug, wie mannigfaltig der Nutzen dieser höchst nöthigen Spannkraft sey, die man in Wahrheit für eine nicht geringe Glückseligkeit anzusehen Ursache hat, weil sie der Grundpfeiler von unserer ganzen Gesundheit und folglich von einem langen geruhigen Leben enthält, u. das Ziel, welches der allgemeine Wunsch unseren Jahren ausstekt, nach dem ordentlichen Laufe der Dinge erreichen läßt.

Ueber die Elasticität oder Spannkraft des Körpers vom Dr. Bach. In der fortgesetzten Magie oder den Zauberkräften der Natur ꝛc. von Joh. Sam. Halle. 8r Bd. Berlin, 1796, S. 254 u. f.

Spannleute, Spanndienster, in einigen Gegenden ein Name der Abspänner, das ist, derjenigen Bauern, welche zur Bestellung ihres Ackers Zugvieh halten, und zu Spanndiensten verpflichtet sind; s. auch oben, Spanndienst.

Spannloch, beim Müller, das im Beutelkasten einer Mühle 9 Zoll lange und 6 Zoll hohe Loch, wodurch das Mehl aus dem Beutelkasten genommen wird.

Spannmann, s. oben, unter Spann.

Spannmesser oder Spannenmesser, Hirundo Geometra, eine Benennung der Fensterschwalbe, s. unter Schwalbe. — Auch eine Benennung mehrerer Nachtfalter, wie des Eckflügels, Ausspanners; des Rundflügels; des Eckflügels mit Borstenfühlhörnern; des Rundflügels mit Borstenfühlhörnern, Phalaena Geometrae.

Spännadel, s. unter Stecknadel, Th. 100, S. 453.

Spännadelmacher, s. daselbst.

Spannnagel, Schloßnagel, Krollnagel, Halbnagel, beim Grobschmidt, ein starker runder eiserner Nagel oder Bolzen mit einem Kopfe, wie

ein Nagel, der am andern Ende ein Loch hat, wodurch ein Splinth oder Keil gesteckt wird, um diesen Nagel fest zu halten, wenn er durch das Obergestell und das Untergestell eines Wagens durchgesteckt, beide zusammen vereiniget; er vereiniget daher den Hinterwagen mit dem vordern. S. auch Th. 57, S. 336. Es kommt her von spannen, welches ehedem auch verbinden überhaupt bedeutete.

Spannpflock in der Jägerey, s. Spannhäftel.

Spannrahmen, beim Müller, ein Stück des Grieswerks, um das Wasser damit zu stemmen.

Spannraupe, Spannraupen, diejenigen Raupen, welche in Gesellschaft bei einander sind, zum Unterschiede von den einsamen Blatt- oder Ringelraupen; s. unter Raupe, Th. 121, S. 236. Bei Einigen werden diejenigen Raupen, welchen die zwei oder drei ersten Paare der Bauchfüße fehlen, Spannraupen genannt; Andere nennen sie Spannmesser, Geometrae Linn. Nach Adelung kommt dieses Wort von Span, Gespan, Gesell, oder auch von spinnen her, weil sie in ihrem Gespinnste beisammen liegen.

Spannreif, bei den Böttchern, ein Reif, womit die Faßdauben in ihrer runden Gestalt ausgespannt erhalten werden, bis der Boden eingefugt werden kann.

Spannribbe, s. Spannrippe.

Spannriegel, Brustriegel, beim Zimmermann, das starke Stück Holz eines Dachgesperres, welches die zwei liegenden Stuckhauben unter dem Kehlbalken oberwärts faßt und spannt, damit sie nicht gegeneinander fallen können.

Spannriemen, ein jeder Riemen, etwas damit zu spannen. Beim Schuhmacher führt diesen Namen derjenige Riemen, womit der Schuh oder Stiefel auf dem Leisten während der Arbeit auf dem Knie festge-

halten wird; der Knieriemen, s. auch unter Schuh, Th. 148, S. 643.

Spannring, ein Ring, etwas damit zusammen zu spannen. Bei den Schmieden ist es derjenige Ring, womit die Zangengriffe zusammengespannt werden; der Sperring.

Spannrippe, Spannribbe, bei den Fleischern, an einem geschlachteten Rinde das Rippenstück, welches gleich bei dem Kamme an den Vordertheilen zu finden ist.

Spannsäckchen, beim Bortenwirker, an den Weberstühlen, die kleinen, mit Stückchen Ziegelsteinen angefüllten Säckchen, womit die Anschweifrollen ausgespannt werden.

Spannsäge, eine Handsäge des Böttchers zu allerlei Gebrauch; s. unter Säge.

Spannseime, beim Jäger, eins von den Seimen oder Leinen der Vogelstellergarne.

Spannspan, beim Perrückenmacher, ein kleines Stückchen Holz, welches an den beiden Spitzen, oder Enden einen Kerb hat, womit man die beiden Fäden der Tressen, wenn die Haare tressirt worden, und öfters sehr dicht nebeneinander ausgespannt sind, von einander sperret ꝛc.; s. unter Perrücke, Th. 108, S. 661.

Spannstab, beim Weber, s. Spanruthe.

Spannstock, bei den Pferden, s. Th. 57, S. 459. Beim Weber, s. Spannstab.

Spannstrick, in der Landwirthschaft, die Vorderfüße der Pferde zu binden, s. unter Spannen.

Spannung, beim Maurer, wenn zwei in einem Gebäude gegen einander überstehende Mauern mit einem Bogen verbunden werden, welches man auch die Weite eines Gewölbes nennt.

Spannwinde, eine Handwinde, den stählernen Bogen der Armbrust damit zu spannen.

Spannwüste, bei den Fleischern, ein Stück Fleisch aus dem Hintertiertel eines geschlachteten Rindes, zum Unterschiede von der Zwergwüste, s. unter Wüste, in W.

Spannzange, beim Goldschläger, eine eiserne Zange, die viel Aehnlichkeit mit einem Brenneisen der Perrückenmacher hat, vorne mit breiten runden Knöpfen oder Kneipen, den Rücken der Form auf dem Tische damit zusammenzuklemmen, wenn man die geschlagenen Goldblätter zwischen den Enden der Form hineinschieben will; s. unter Zange, in Z.

Spannzettel, in den Haushaltungen einiger Gegenden, ein Zettel, welcher jedem Dienstboten, sowohl weiblichen, als männlichen Geschlechtes, bei dem Antritte seines Dienstes gegeben wird, worauf dessen Name, die Zeit, wenn er den Dienst angetreten, und der ihm bewilligte jährliche Lohn verzeichnet ist oder worden.

Spansau, in der Landwirthschaft, s. Spannferkel.

Spanschachtel, beim Buchdrucker, dasjenige Behältniß, worin die Späne liegen, die der Drucker zu den Formaten beim Pressen gebraucht.

Spanten, im Schiffbaue, die Hölzer, welche die Rippen des Schiffes bilden; s. unter Schiffbaukunst, Th. 143, S. 17, 256.

Spantenauflagen, s. daselbst.

Spantenriß, s. das., S. 281.

Spantenstützen, eine Benennung der Auflagen im Schiffbaue, s. diese.

Spar, s. Haussperling, unter Sperling.

Sparadrap, in der Chirurgie, wenn Leinwand durch ein geschmeidiges und dünn gemachtes Pflaster gezogen, und davon auf beiden Seiten, obgleich dünn, bekleidet worden.

Sparagan, ein sehr schlechter wollner Zeug, welcher

in England verfertiget und von da nach Spanien geschickt wird, obgleich nur in kleinen Quantitäten, weil man ihn im Lande größtentheils verbraucht.

Sparblock, in der Schiffbaukunst oder beim Schiffszimmermann, ein starkes Stück Holz, welches mit dem Bladen eines Flußkahns, einer Holzgölle, gerade in der Mitte des Schiffbodens aufgenagelt wird, und worin der Mastbaum an seinem untern Ende eingezapft wird. Dieser Block muß 18 Zoll breit und in seiner Mitte 10 Zoll hoch seyn. Die Länge hängt von der Breite des Bodens in seiner Mitte ab, weil er nach der Breite des Bodens mit dem Bladen parallel liegt. Man sägt ihn aus einer 10 Zoll starken Bohle aus. Die vier Fuß lange Erhöhung in der Mitte seiner obern beiden Seiten, heißt der Sattel; s. auch unter Schiffbaukunst, Th. 143.

Sparbrachsme, ein zu dem Meer- oder Seebrasmen oder Brassen, Sparus, gehörender Fisch, dessen nähere Beschreibung aber hier übergangen werden muß, weil er in der Oekonomie von keinem weiteren Nutzen ist, als daß man ihn, wo er im Mittelmeere gefangen wird, wegen seines angenehmen Fleisches gebraten ißt, wie den Geißbrassen und Goldbrassen, Sparus Sargus et Sparus aurata.

Sparbrett, bei den Maurern, ein viereckiges Brett, mit einer auf der untern Seite befindlichen Handhabe, den Kalk und Mörtel darauf zu thun, auch das Handbrett genannt.

Sparbüchse, eine Büchse von Thon oder Irden, Holz oder von Blech, in welche man dasjenige Geld, welches man zu irgend einem Zwecke sammeln oder sparen will, von Zeit zu Zeit thut und aufbewahrt. Diese Büchsen haben oben eine Spalte, bei den Büchsen von Thon, die aber spitz zugehen, ist die Spalte von der einen Seite, und wenn man das Geld herausshaben will, so muß man es durch Schütteln und mit

Hülfe eines dünnen Messers herausziehen, oder die Büchse zerschlagen, welches wohl das beste ist; denn wenn sie angefüllt ist, so stopft sich das Geld vor der Oeffnung und es kostet Mühe, es herauszubringen. Die Büchsen von Holz und Blech sind so eingerichtet, daß man ein Schloß vorlegen kann. Die Größe dieser Büchsen richtet sich nach dem Gelde, welches gespart werden soll, und auch nach der Länge der Zeit, in welcher es geschieht. Im Niedersächsischen Sparpott.

Sparen, I, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, schimmeln, faulen, in die Fäulniß gerathen, die Anwesenheit des Schimmels durch den Geruch verrathen, eine nur in einigen Süddeutschen Gegenden übliche Bedeutung; eben daselbst ist auch der Sparen, der Schimmel, die Fäulniß.

II. Als ein thätiges Zeitwort, in die Fäulniß bringen. Die Weißgerber sparen die Felle, wenn sie solche in eine schwache Kalkbrühe einweichen um sie zur starken vorzubereiten, wahrscheinlich, sagt Adelung, weil die Felle daselbst in einen geringen Grad der Fäulniß gesetzt werden. Der genannte Schriftsteller ist aber der Meinung, da die Franzosen diese Arbeit sauver nennen, daß es zu dem folgenden Zeitworte gerechnet werden muß, so daß der Begriff des sparsamen Gebrauches der Kalkbrühe der herrschende ist. In einigen Gegenden lautet dieses Wort in der ersten Bedeutung spuren, wo spurig auch schimmlicht, feucht ist. Der Keller spuret, ist spurig, wenn er durch den Geruch verdorbene Feuchtigkeit verräth. Ehemals war Spork, Koth, Unreinigkeit, und im Bergbaue wird es noch von allem tauben Gesteine an den Erzen gebraucht. Das Latein. spurcus, das Franz. pourri, von putridus, und andere mehr sind damit verwandt.

Sparen II, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches in verschiedenen, sehr nahe verwandten Bedeutungen gebraucht wird. 1. Zum künftigen Gebrauche aufheben. (1) Eigentlich. Spare deine Weisheit bis zur andern Zeit, Sir. 32, 6. Du spareſt die Gottloſen, daß ſie gewürget werden, Jer. 12, 3. Der Himmel und die Erde werden durch ſein Wort geſparet, daß ſie zum Feuer behalten werden, 2, Petr. 3, 7. Spare dein Geld bis zu einer andern Zeit. Erſchöpfe deine Kräfte nicht über einen Verſtorbenen, ſondern ſpare ſie für die Lebendigen. — (2) Figürlich, wo der Nebenbegriff des künftigen Gebrauches verſchwindet. (a) Erhalten, die unverletzte Fortdauer eines Dinges bewirken, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. In einigen Gegenden des nördlichen Dentſchlands ſagt man noch: Gott ſpare dich geſund, erhalte dich geſund. Auf eben dieſelbe Art heißt es ſchon im Ottfried: then spar er nu ze libe, den erhalte er nur beim Leben. — (b) Aufſchieben, verſchieben. Spare deine Buße nicht, bis du krank werdeſt. Sir. 18, 22. Die Arbeit bis auf eine andere Zeit ſparen, in welcher Bedeutung doch verſparen üblicher iſt. — 2. In Anwendung einer Sache nicht mehr davon anwenden, als zur jedesmaligen Abſicht unentbehrlich nothwendig iſt. (1) Eigentlich. Ich will die Wahrheit nicht ſparen, Weish. 6, 24. Der Landwirth ſparet das Heu, wenn er allen nicht äußerſt nothwendigen Gebrauch deſſelben unterläßt. Sie hatte keine Schminke geſparet, ihre Geſichtsfarbe zu heben. Keinen Fleiß und keine Koſten ſparen. Im Oberdeutſchen braucht man es in dieſer Bedeutung gern mit der zweiten Endung. Bereite aus die Teppiche deiner Wohnung, ſpare ſein nicht, Eſ. 54, 2.

Sparet der Pfeile nicht, Jer. 50, 14. — (2) Mit verschiedenen Nebenbegriffen. (a) Durch wenigen oder unterlassenen Gebrauch in unverletztem Stande erhalten, wofür in der anständigern Sprechart schonen üblicher ist. Seine Kleider sparen, in welcher Bedeutung es schon alt ist. (b) Mit dem Nebenbegriffe des Gebrauchs auf künftige Zeiten ist sparen in enger Bedeutung, nicht mehr Geld ausgeben, als die höchste Nothdurft erfordert, um solches zu künftigen Bedürfnissen vorräthig zu haben, wo es sowohl absolute und in Gestalt eines Zeitwortes der Mittelgattung, als auch thätig und mit der vierten Endung gebraucht wird. Welcher karget und sparet, Sir. 11, 18. Hier sparet er, dort verschwendet er. Wer in der Jugend sparet, der darbt im Alter nicht, Gell. Viel Geld zusammensparen. c) Den Gebrauch einer Sache völlig unterlassen, so daß der Begriff des künftigen Gebrauchs völlig wegfällt, oder doch sehr schwach wird. Spare dein Geld, deinen Witz, deine Verweise. Diese Entschuldigungen kannst du sparen. Ueber das Sparen, s. den Art. Sparkasse. Die Entstehung oder Ableitung dieses Wortes wird von mehreren alten Sprachforschern verschiedentlich angegeben; so z. B. leitet es Wachter von wara, in bewahren, Helwig von dem Griechischen σπαιρος selten, Frisch und Ihre aber von dem Lateinischen parcere, sparen, schonen her. Alle drei Ableitungen, sagt Adelung, haben ihre Wahrscheinlichkeit, indem das s von einem Mitlauter oft ein müßiger, oft ein intensiver Zusatz ist. Man hält jedoch das Lateinische parcere und das Griechische σπαιρος richtiger für Seitenverwandte, als für die nächsten Stammwörter. Was die zweite Ableitung betrifft, so giebt das Norddeutsche Spier, eine zarte Spitze,

figürlich ein Weniges, ein noch näheres Stammwort, als das Griechische σπαρνος. Sparen, sagt Adelung, hat sowohl den Begriff des Bewahrens erhalten, als auch den Begriff des Wenigen in der Anwendung. — In der Malerkunst heißt sparen, Fr. menager, sorgfältig und in dem rechten Maaße den Pinsel und die Farben brauchen, also die geschickte Anwendung des Pinsels und der Farben; daher sagt man: ein wohlgeführter Pinsel, Fr. un pinceau menagé, der nach den Regeln der Kunst, oder vielmehr, da sich die Kunst in keine sklavische Regeln bringen läßt, nach der Geschicklichkeit des Künstlers geistreich geführt worden. Wohl angebrachte und gut ausgetheilte Farben, Fr. Couleurs menagées, wenn der Maler die hellsten und stärksten Farben zu den Gegenständen gebraucht hat, die am meisten abstechen sollen, oder auf dem Vorgrunde stehen; wenn die Farben saftig und markig sind und gut vertheilt werden. Man sagt von einem schönen Gemälde: Die Schatten und Lichter sind gut ausgespart, Fr. Les lumières et les ombres sont bien menagées; man sagt auch wohl ein gut ausgespartes Licht. Das Sparen beim Maler ist daher keine Beschränkung des Pinsels und der Farben oder der Farbengebung, sondern nur eine richtige Anwendung des Ersteren und eine glückliche Vertheilung der Letzteren.

Sparer, derjenige, welcher spart, das ist, Geld zum künftigen Gebrauche sammelt, der das nach Bestreitung seiner Haushaltung, überhaupt aller seiner Bedürfnisse, ihm übrig gebliebene Geld seines Einkommens zurücklegt, um in außerordentlichen Fällen Gebrauch davon zu machen. Hierher gehören auch die Sprüchwörter: Ein Sparer will einen Zehrer haben, oder: nach dem Sparer kömmt ein Zehrer, das heißt, erspartes Vermögen wird gemeiniglich wieder von einem Verschwender durchgebracht.

Sparganium, der Lateinische Name des Igelkopfs, einer Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der 21sten Klasse (Monoecia Triandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und Th. 29, Seite 428, unter Igelskolbe beschrieben worden.

Spargatte, ein Schuh, der noch hin und wieder in Spanien im Gebrauche ist. Die Sohle besteht aus Faden, von einem Grase (Stipa tenacissima Linn.), gewebt. Man bearbeitet dieses Gras auf die Art wie den Flachs, läßt es im Winter rösten, trocknet und schlägt es hernach, und macht dann Schnüre daraus. Mit diesen Schuhen wird in und außer Spanien, vornämlich nach Indien, ein starker Handel getrieben, indem sie für die Bewohner warmer Länder sehr bequem sind.

Spargel, Asparagus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der sechsten Klasse (Hexandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Die Krone hat sechs Blätter, die am Grunde zusammenhangen; die drei inneren sind an der Spitze zurückgeschlagen; der Kelch fehlt, der Staubfäden sind sechs, mit rundlich-schildförmigen Antheren gekrönt. Die Beere ist dreifächerig, jedes Fach mit zwei eckigen Samen versehen. Uebrigens gehört diese Pflanze zu der Familie der Sarmentaceen. Von dieser Pflanzengattung hat man folgende Arten:

1) Gemeiner Spargel, Asparagus offic., caule herb. erecto, foliis setac., stipulis duabus interioribus, una exteriore. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 448. α) Asparagus maritimus, crassiore folio. Bauh. pin. 490. β) Asparagus sylvestris, tenuissimo folio. Bauh. pin. 490. γ) Asparagus altilis sativa. Bauh. pin. 489. Franz. Asperge; Englisch Common Asparagus; Schwed. Sparis; Dänisch Spargis, Asparris; Ital. Asparago do-

mestico; Holländ. Aspergus, Sparagus. — Der Stengel dieser Pflanze ist aufrecht, ästig, glatt. Die Blätter und Afterblätter sind borstenförmig, erstere stehen immer zu zwei bis drei oder fünf beisammen. Die Blumen kommen im Juni und Juli aus den Winkeln der Zweige, und stehen einzeln auf schwachen fadenförmigen Stielen. Die Blumen dieser Art sind oft getrennten Geschlechtes. Man findet den gemeinen Spargel wildwachsend hin und wieder in Deutschland auf sandigen Stellen, auf trocknen Wiesen, Wiesenrändern und hochliegenden Gegenden; allein man kultivirt ihn auch schon seit längerer Zeit in unsern Gärten, als eines der vorzüglichsten Gemüse, wodurch er sehr veredelt worden. Man bedient sich zur Anlegung neuer Spargelbeete vornämlich dreierlei Abarten, als: 1) des grünen, 2) des weißen und 3) des rothen Spargels, welche wenig in der Eigenschaft und nur in der Farbe verschieden sind.

Kultur oder Erziehung des Spargels. Man erzieht den Spargel nur aus Samen, und nicht, wie viele andere perennirende Gewächse, durch Zertheilung der alten Stöcke. Beim Anlegen der Spargelbeete muß man vorzüglich auf guten Samen sehen, nnd diesen von einem erfahrenen Gärtner zu bekommen suchen, von dem man versichert seyn kann, daß er solchen nicht nur von guten, zum Samen besonders ausgewählten Stangen oder Stengeln aufgenommen habe, sondern auch wirklich guten Samen gebe. Wer aber selbst gute Spargelbeete hat, thut besser, wenn er selbst Samen aufnimmt, und dazu gleich im Frühjahre, (weil der erst nach verflossener Spargelzeit zum Samen in die Höhe gehende Spargel, nur in einem recht warmen Sommer und sehr günstigen Herbste völlig reifen Samen giebt) eine hinreichende Anzahl recht guter Stengel auszeichnet, und solche, ohne sie erst zu stechen, gleich vom Anfange zu Samen in die Höhe gehen

läßt. Man wählt hierzu die dicksten und rundesten, langsam ins Kraut geschossene Stangen aus, deren Kopf recht glatt geschlossen ist, nicht aber solche, welche in die Breite gewachsen oder ihren Kopf zu bald öffnen. Von diesen nehme man nun die Samenkörner, schütte sie in eine Schüssel mit Wasser, rühre das Ganze wohl um, und lasse nur diejenigen Spargelkörner abtrocknen, welche zu Boden gefallen sind. — Was den Boden zur Anlegung der Spargelbeete betrifft, so ist ein aus Lehm und Sand, oder aus Sand und schwarzer Gartenerde gemischter Boden, der keine sehr feuchte und kalte Lage hat, der beste; auch in bloßem Lehm- oder Thonboden gedeihet der Spargel, nur wächst er darin etwas später. Ueberhaupt sehe man auf einen guten Boden; denn je besser der Boden, desto wohlschmeckender der Spargel. — Bei der Anlegung der Beete sehe man darauf, daß solche so lang, als es angeht, gemacht werden, weil dieses weniger Mühe und Arbeit im Anlegen und Abwarten verursacht; aber nur 3 und höchstens $3\frac{1}{2}$ Fuß breit, und lasse zwischen jedem Beete einen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breiten Weg liegen; denn werden die Beete breiter angelegt, so ist man beim Ausstechen des Spargels auf der Mitte des Beetes genöthiget, auf ein Brett zu treten, und dabei doch noch in Gefahr, die so eben herauskommenden Stangen zu zerdrücken. Jedes zum Spargelbaue bestimmte Stück Gartenland, oder jedes 3 oder $3\frac{1}{2}$ Fuß breit abgemessene Beet, muß an den vier Ecken mit starken, 6 bis 8 Zoll aus der Erde hervorragenden Pfählen versehen und dann einen Fuß tief ausgegraben werden; die ausgegrabene Erde wird auf die Seite geworfen. Diese Ausgrabung wird nun mit gutem, kurzem Kuhmiste bis oben an ausgefüllt, und wenn dieser fehlt, mit Pferde-, Schaf- und Federvieh-Miste, der jedoch insgesammt vorher ein Jahr, wenigstens ein halbes Jahr, über einen Haufen

gelegen hat, einige Male durchstochen, und so gleichsam abgebrannt und mürbe gemacht worden ist. Wenn man die erste Schicht des Mistes über das Beet gefahren hat, so ist derselbe entweder fest zu treten, oder bloß mit der Mistgabel fest zu schlagen, und dann so lange wieder mit Mist zu überfahren, bis er eine Hand hoch über der Erdoberfläche des Gartens steht. In diesem Zustande bleibt das Beet vierundzwanzig Stunden ruhig liegen, und wenn Regen einfallen sollte, so lange bis es zu regnen aufhört und der Mist wieder abgetrocknet ist, weil er sonst schimmeln und dem Wachsthume des Spargels hinderlich seyn würde. Nach vierundzwanzig Stunden, oder nach dem Abtrocknen, muß der Gärtner den Mist derb bis auf 6 Zoll tief niedertreten, und den 6 Zoll tiefen, leeren Raum mit der von Steinen, Unkraut und Wurzeln sorgfältig gereinigten, ausgegrabenen Erde bei trockner Witterung, und wo möglich beim Sonnenschein, bis an die übrige Oberfläche des Gartens ausfüllen, und einige Tage ruhig stehen lassen. Hierauf wird endlich die noch übrige gut gereinigte Erde über das Beet gefahren, gut zusammengetreten, auf den Seiten und auf der ganzen Oberfläche glatt geharkt und geebnet, so daß die Oberfläche dieser angelegten Spargelbeete wenigstens 6 Zoll über der Oberfläche oder Ebene des Gartens erhaben ist. Ein auf diese Weise verarbeitetes Stück Gartenland kann entweder von dem Gärtner a in drei Fuß breite, oder b in drei und einen halben Fuß breite Beete abgetheilt, und zwischen jedem die nöthigen Wege c gelassen, Ersteres aber nur mit zwei, und Letzteres mit drei Reihen Spargelstöcken angelegt werden. Man nehme nun bei dem Beete a, s. unten die Figur, die Gartenschnur, und ziehe einen Fuß weit von dem anderthalb Fuß breiten Zwischenraume d eine Linie; einen Fuß breit von dieser wieder eine e, und nach der Weite von einem Fuße folgt dann der anderthalb

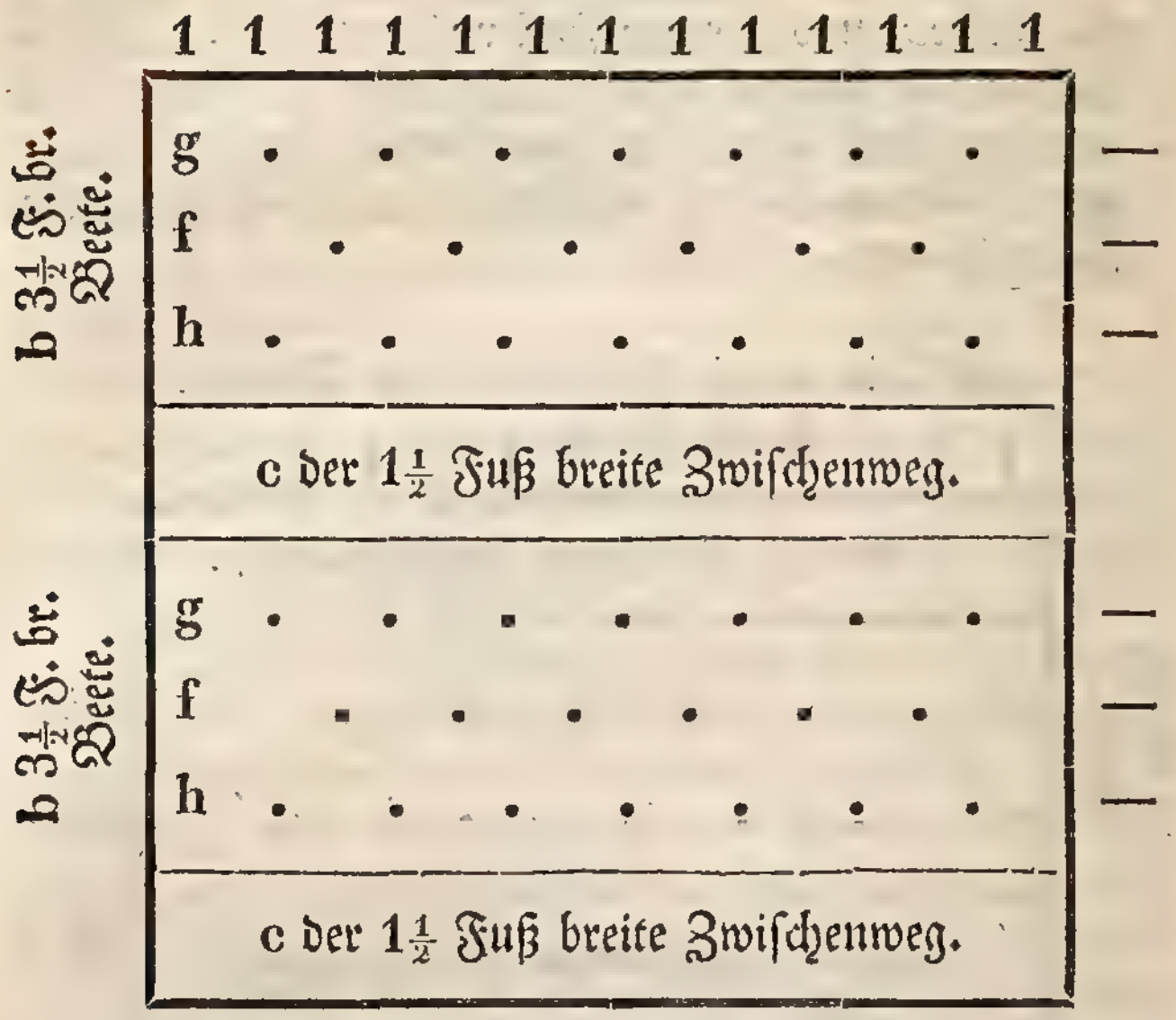
Fuß breite Zwischenweg. Dagegen nehme man bei den Beeten b die Gartenlinie und ziehe sie auf f der Mitte des Beetes hinunter, stecke nach dem Gartenmaaßstabe eine Linie g und h einen Fuß weit davon ab, und bezeichne jede Linie d und e, f, g und h in der Weite von zwei Fuß übers Kreuz mit einem dünnen ellenlangen Stäbchen, so daß die Beete a und b folgende Gestalt erhalten:

a) Die drei Fuß breiten Beete.

1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1

	c der $1\frac{1}{2}$ Fuß breite Zwischenweg.
a 3 F. br. Beete.	d . . . . . 1F.– e 2F.–
	c der $1\frac{1}{2}$ Fuß breite Zwischenweg. 3F.–
a 3 F. br. Beete.	d . . . . . 1F.– e 2F.–
	c der $1\frac{1}{2}$ Fuß breite Zwischenweg. 3F.–

b) Die drei und einen halben Fuß breite Beete.



Auf jedem der vorgezeichneten mit dem oben bemerkten Stäbchen besteckten Punkte mache man ein oben 12 Zoll im Durchschnitt haltendes, 6 Zoll tiefes zuckerhutförmiges Loch, in welchem aber das Stäbchen stecken bleibt; und damit man die Reihen am Rande der Quartiere beim künftigen Umgraben beständig vor Augen hat, so muß man auf einer breiten und einer langen Seite auf den mit einem Querstriche bezeichneten Stellen Pfähle einschlagen, welche einen Fuß hoch über das Brett hervorragen. Die aus den nach unten spitzig zulaufenden Löchern ausgegrabene Erde müssen die Arbeiter unterdessen in die mit c bezeichneten Zwischenwege werfen. Wenn nun die Beete bis auf die Einlegung des Samens fertig sind, so nehme man

von den oben angeführten guten Samenkörnern, und stecke oder lege in die um das Stäbchen herum in einer Weite von einem Zolle mit dem Zeigefinger gemachten, einen Zoll tiefen Löcher, in jedes nur ein einziges Spargelkorn, und mache sie dann zu; das große zuckerhutförmige Loch bleibt aber offen stehen. Beim Einlegen der Körner muß man genau darauf achten, daß nicht mehr als ein Samenkorn in ein Loch fällt, weil man sonst nach dem Aufgehen der Pflanzen im Ausheben derselben sich großen Schaden thun würde, indem aus einem Korne drei, vier und mehr zarte Stengel hervorschießen, die bei mehreren Körnern zusammenwachsen, so daß man bei Zertheilung derselben leicht die bloßen schwachtreibenden Nebensprossen, nicht aber die Hauptpflanzen stehen lassen dürfte. Wenn diese Saat im Herbste, wo es eigentlich geschehen sollte, gemacht worden ist, so gehen die Samenkörner im Anfange des Aprils mit drei bis vier Stengeln auf, und müssen in den während des Winters zum Theil zugefallenen großen zuckerhutförmigen Löchern sowohl, als auch auf dem ganzen Beete vom Unkraute rein gehalten werden, jedoch ohne eine von den Spargelpflanzen zu beschädigen. Macht aber der Gärtner erst die Saat im März, so muß er die Samenkörner vorher in einem warmen Zimmer in Leinwand bis zum Aufplatzen der Keime sechs bis sieben Tage lang einschlagen, und dieselben entweder mit lauwarmen oder überschlagenem Fluß- und Regenwasser, oder mit aufgelöfetem Schneewasser immer feucht erhalten, und dann bei guter Witterung auf die vorher beschriebene Art in die Erde bringen, wenn sie im April aufgehen und nicht verderben sollen. Nach einigen Schriftstellern soll das Legen der Spargelsamenkörner am besten im Februar, auch März geschehen, und das gute, fette Land dazu recht klar und eben geharkt werden, und damit der Samen gut unter die Erde komme, soll man ihn Fuß

vor Fuß eintreten, und dann das Beet wieder eben harken. Bei diesem Verfahren scheint das Einlegen des Samens nicht nach der ersten Methode zu geschehen, weil sonst durch das Harken leicht die nur einen Zoll tief gesteckten Körner wieder von der Erde entblößt werden können; daher müssen sie hier wohl tiefer untergebracht werden.

Sobald die jungen Spargelpflanzen eine Höhe von 4 bis 6 Zoll erreicht haben, muß der Gärtner bei jedem Stäbchen nur eine einzige, und zwar die stärkste Pflanze stehen lassen, die übrigen aber behutsam ausheben, und entweder in ein dazu vorbereitetes Pflanzenbeet auf unvorherzusehende Unfälle in Vorrath verpflanzen oder verkaufen. Beim Ausziehen selbst muß man vorher die Erde um die auszuziehende Pflanze locker und los machen, und die Pflanze selbst mit allen Wurzeln gehörig ausheben, weil sonst jede in der Erde bleibende Wurzelfaser wieder dünne Stangen treibt, wodurch nicht nur ein unordentliches Spargelbeet entsteht, sondern auch die Hauptpflanze durch diese jetzt gleichsam zu betrachtende Schmarotzerpflanze an Kraft verliert, und dadurch die Pflanze in ihrem Wachsthume gehindert wird. Ferner ist es auch nöthig das Unkraut mit allem Fleiße den ganzen Sommer über auszuziehen, und geschieht dieses, so werden die Pflanzen gedeihen und man wird bis zum October weiter nichts auf dem Spargelfelde zu besorgen haben. Manche Gärtner pflegen auf den Spargelbeeten noch als Nebennutzung Salat, Kohl ꝛc. zu erziehen, welches aber nicht zu empfehlen ist, wenn man recht dicken und saftigen Spargel erziehen will, und ist nur da zu entschuldigen, wo man ein Spargelbeet bloß als eine Nebensache betrachtet, und aus den andern Produkten einen größeren Gewinn zieht, worauf doch ein Gärtner sehen muß, dem seine Produkte eine Handelswaare sind. Damit die jungen

Spargelpflanzen im Frühjahre bei anhaltend trockner Witterung, und austrocknenden Morgenwinden nicht leiden, müssen sie in den Mittagsstunden, und im Sommer gegen Abend etwas begossen werden, damit sie nicht verdorren.

Die Anlegung neuer Spargelbeete aus jungen Pflanzen geschieht am besten durch selbst gezogene Pflanzen, auch durch erkaufte auf folgende Weise. Man muß entweder im November und December, welche Saat den Vorzug behält, oder im März in eine sehr klare, fette und mit kurzem Kuhmiste gut gedüngte 6 Zoll weit von einander in Fußweite von einander entfernte Reihen, jedesmal ein einziges nach der oben, S. 335, angezeigten Weise geprobtes Körnchen legen, und das Beet behutsam einharken, damit die Samenkörner nicht von ihrer Stelle kommen, bei der Frühlingssaat aber das Beet noch überdies wegen der Lockerheit des Bodens festtreten. Während des Frühjahrs und Sommers muß man die jungen Spargelpflanzen sorgfältig vom Unkraute reinigen, im November die trocken werdenden Stengel derselben 4—6″ hoch über der Erde wegschneiden und das Beet mit kurzem Mist bedecken. Nach dieser Arbeit müssen die Spargelbeete regelmäßig im October und November auf die oben beschriebene Methode angelegt und mit Löchern versehen werden. — Die Londner Küchen-Gärtner wählen zu Spargelbeeten einen guten, fetten, mittelmäßig leichten Boden in einer freien und sonnenreichen Lage. Das dazu bestimmte Stück Land wird entweder nur einen oder auch zwei Spadenstiche tief riolet, und mit 6 oder 8 oder auch wohl mit 10 oder 12 Zoll hoch Mist gedüngt. Dieser wird dann in jeden Graben ganz eben und so eingelegt, daß wenn nur einen Spadenstich riolet worden, der Mist unten in den Graben eingelegt und mit einem Spadenstiche hoch Erde aus dem fol-

genden Graben bedeckt, wenn aber zwei Spadenstiche tief riolet worden, der Mist zwischen die zwei Spadenstiche eingelegt wird, und also in beiden Fällen 10 bis 12 Zoll hoch Erde über sich hat. Wenn diese Arbeit im Winter oder doch eine geraume Zeit vor der Pflanzung des Spargels verrichtet worden, wird der obere Spadenstich Erde auf den jedesmal vorhergehenden Graben nicht eben, sondern so aufgeworfen, daß die Erde über jeden Graben entlang in einer hohen spitzen Reihe zu liegen komme, und diese Erdreihen erst dann geebnet, wenn der Spargel wirklich gelegt werden soll. — Wenn nun das Frühjahr bei selbst erst zu erziehenden Pflanzen später, bei erkauften schon früher kommt, so muß man die Spargelpflanzen bei guter Witterung durch einen Arbeiter mit der langen dreizackigten Mistgabel sehr behutsam eine nach der andern, jedoch ohne ihre Nebenschoße und Keime zu verletzen, ausheben, die kleinen, schwach bewurzelten und beschädigten wegwerfen, die großen, dicken und starkbewurzelten aber aussuchen, an den Wurzelspitzen beschneiden, und von einem andern Arbeiter sogleich in jedes Loch eine einzige Pflanze setzen lassen, damit Luft und Sonne ihre Feuchtigkeit nicht aussaugen können; denn mehrere Pflanzen in ein Loch zu setzen, ist eben so schädlich, als wenn man mehrere junge Obstbäume in ein Loch pflanzen wollte. Beim Einpflanzen zieht der Pflanzer aus jedem Loche erst das Stäbchen aus, macht mit den Fingern eine kleine Erderhöhung in der Mitte des Loches, setzt darauf die Krone der Pflanze aufrecht, breitet die übrigen Wurzeln gleich zirkelförmig, wie die Speichen am Rade, aus, bedeckt hierauf die Wurzeln mit einer Hand voll Erde, welche er etwas andrückt, und füllt endlich das Loch im festern Boden 6 bis 8 Zoll, in lockerm Boden aber 9 bis 12 Zoll hoch mit Erde an, jedoch ohne diese aufgeschüttete Erde anzudrücken, damit die Krone und Nebenschoße oder Augen nicht ab-

gebrochen werden. Hierauf erscheinen im April und Mai die gelegten Pflanzen, welche dann ebenfalls den ganzen Sommer hindurch bis zum November hin ganz rein vom Unkraute zu halten, und die etwa noch auf dem Pflanzenbeete stehen gebliebenen Pflanzen, im Falle auf dem Spargelbeete einige eingehen, zur Ergänzung vorräthig zu erhalten sind. Auch diese Spargelbeete dürfen weder mit Salat, noch mit sonst einem Gewächse bepflanzt werden, weil man sonst keinen Tafel-, sondern Suppenspargel erzieht. Auch bei diesem Boden muß man die Gartenschnur gebrauchen und solche der Länge hinauf ganz straff anschlagen, und daran die Pflanzen setzen; denn wenn das Einpflanzen die Schnur entlang geschehen oder die erste Reihe vollendet ist, wird die Gartenschnur aufgezogen, 1 Fuß weit davon abermals angeschlagen, und die Pflanzen auf eben die Art, wie die erste Reihe, eingepflanzt, und so bis zum Ende von Reihe zu Reihe fortgefahren werden, wie schon oben durch die Zeichnung gezeigt worden. Damit man zwischen dem Spargel gehen und ihn stechen kann, rathen viele Gärtner, statt der oben vorgeschriebenen $1\frac{1}{2}$ Fuß, zwischen jeden vier Reihen einen 2 Fuß 4 Zoll breiten Weg zu lassen. Einige Gärtner besäen das Land, wenn es mit Pflanzen belegt und wieder eben geharkt worden, mit etwas Zipollensamen, welches dem Spargel, wenn der Same nur nicht zu dicht gesäet worden, keinen Schaden thun soll; allein das Eintreten desselben, wie man in einigen Gartenschriften findet, ist wohl ein Fehler oder Irrthum; denn das Beet würde dadurch um ein Paar Zoll niedriger und so die Kronen der Spargelpflanzen zertreten werden. Um aber den übrigen gesäeten Zipollensamen einen festen Boden zu geben, damit Sonne und Luft die Winterfeuchtigkeit nicht bald wegnehmen, und die Zipollen dann bei erfolgter Dürre aus Mangel der Feuchtigkeit nicht

wachsen können, soll man das Beet unmittelbar vor der Einlegung der Spargelpflanzen Fuß vor Fuß festtreten, weil dann auch die für die Pflanzen zu machenden Furchen besser stehen; auch die Pflanzen selbst bei erfolgender Dürre in einem zusammengetretenen Boden mehr Nahrung zum Wachsthume finden. Nur muß in diesem Falle mit darauf gesehen werden, daß die Erde auch dann, wenn sie zusammengetreten ist, über dem Miste noch völlig 6 Zoll hoch sey, weil die Spargelpflanzen, wenn ihre Wurzeln den Mist berühren, bei trockner Witterung großen Schaden leiden, und leicht vertrocknen.

Die Anlegung der Spargelbeete ohne Mist fängt im April an, und Alles, was von der Behandlung und Wahl des Bodens oben, S. 335, gesagt worden, gilt auch hier, nur daß zu den ohne Mist anzulegenden Beeten der fetteste Boden ausgesucht werden muß, den man auf seinem Lande finden kann. Dieser Boden darf nicht eher, als in einer Tiefe von 2 Fuß aus Thon, Lehm oder Steinlagen bestehen, weil sonst das Wasser sich nicht einziehen könnte, und die Spargelwurzeln zerstören würde. Sollte ein fetter Boden fehlen, so ist dieser zu erlangen: 1) durch die ausgegrabene Erde in den Bansen der Scheunen; 2) durch Holzerde, welche aus den Holzschuppen oder auf den Holzplätzen ausgegraben worden; 3) durch Teich- und Schlammerde, welche ein Jahr in Haufen gelegen hat und oft durchgearbeitet worden ist; 4) durch eben so starkes Düngen des Bodens, als wenn Kohlpflanzen darauf kommen sollten, und 5) durch die Wahl solcher Beete, die eben Kohlarten getragen haben und übrigens sehr guten Boden enthalten. Man gräbt nun einen solchen Boden im Herbste $1\frac{1}{2}$ Fuß tief um, und theilt ihn im Frühjahre, im März oder April, in 3 Fuß breite Beete mit einem Fuß breite Zwischenwege ab; denn weil die Wurzeln des Spar-

gels nicht senkrecht in die Tiefe eindringen, s. unten, S. 349, sondern flach auf den Seiten herauswachsen, und hier ihre Nahrung mehr aus dem über denselben liegenden Erdreiche erhalten, so ist zur Erziehung recht dicker, starker und wohlschmeckender Spargelstangen bloß nöthig, daß die Pflanzen oder Samenkörner 1) weitläuftiger, das heißt, in 2 Fuß weit von einander entfernten Reihen, 2 Fuß weit von einander zu stehen kommen; 2) wenigstens einen und höchstens $1\frac{1}{2}$ Fuß Erde über sich haben; 3) allemal im November mit fettem Miste bedeckt, und davon im März oder April befreiet werden; 4) endlich nicht länger, als bis in die zweite Woche des Junius gestochen werden. Im Monat April oder auch schon im März giebt man dem Spargelquartiere folgende Gestalt.

Das Löchermachen selbst und das Pflanzen und Samenkörnerlegen geschieht auf die S. 399. angezeigte Art.

In den Leipzigiger Kohlgärten, die auch wegen ihres Spargelbaues berühmt sind, wählt man gewöhnlich einen lockren, güten Boden, wo vorher Kopfsalat oder Kohlarten gestanden haben, welche in denselben, nach der Gestalt der Würfelfünfe, 2 Fuß weit von einander stehende, eine Elle oder 2 Fuß im Durchschnitte haltende $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefe Löcher, wirft von der obern Erde einen Fuß tief auf eine Seite, und die übrige auf die andere. Hierauf schütten Einige kurz gefaulten Dünger ungefähr 6 Zoll hoch in das Loch, und hierauf die Hälfte der zuerst ausgegrabenen Dammerde, setzen die Spargelpflanzen darauf, und machen das Loch zu; Andere und zwar die Meisten füllen hingegen das Loch erst gegen 6 Zoll hoch mit gut gefaulter fetter Gartenerde, in der noch nichts gewachsen ist, zu, setzen auf diese die Pflanzen, schütten noch etwas von der gedachten guten Erde darüber, und füllen dann das Loch vollends mit der zuerst ausgegrabenen, endlich oben darauf mit der ganz unten aus dem Loche ausgegrabenen Erde zu. Einige wollen, daß man im ersten und zweiten Jahre die zwei Fuß breiten Zwischenräume auf den Beeten mit Salat bepflanze, der aber nicht in Samen schießen darf; Andere wollen aber auch hier auf diese Beete nichts gepflanzt wissen, wenn man nicht jährlich im Winter gut düngen kann. — Da in den oben angeführten Monaten auf den Spargelbeeten troß aller beim Abschneiden der Stengel angewandten Vorsicht, dennoch aus den abgefallenen Beeren hin und wieder junge Spargelpflanzen hervorkeimen, so muß sie der Gärtner auf das Sorgfältigste ausjäten, damit die angelegten Spargelreihen dadurch nicht in Unordnung gerathen. Sollte es an jungen Spargelpflanzen fehlen, so können diese von selbst ausgefallenen Samen in besondere Pflanzenbeete gesetzt werden, sonst wirft man sie weg.

Hier noch einige Methoden des Spargelbaues. Ein Liebhaber der Gärtnerey, der sich besonders mit dem Spargelbaue beschäftigte, giebt folgende durch mehrjährige Erfahrung erprobte Methode den Spargel mit wenigen Kosten zur größten Vollkommenheit zu bringen. Man nehme guten Spargelsamen und lege ihn im Frühjahre, Monat May, in eine Grube, die $\frac{3}{4}$ bis eine Elle tief in die Erde gemacht worden. Man lege nämlich erst in einen Nelkentopf recht guten vermoderten Mist, über welchen man zwei Finger hoch gute Gartenerde schüttet, und auf diese lege man drei Samenkörner und dedecke sie wieder mit einem Finger hoch Erde. Wenn die Pflanzen vier Wochen gestanden haben, so ziehe man die schwächsten davon aus, und laße die stärkste stehen. Im Herbste nimmt man wieder vermoderten Mist, umlegt damit die junge Pflanze, und zwar so hoch, als ungefähr die Hälfte von ihrer Höhe austrägt, und macht einen Finger hoch Erde über den Mist. Das junge Kraut von der Pflanze schneide man nicht ab, sondern lasse es daran sitzen, so daß die Grube wieder halbvoll ist. Zum Frühjahre lockert man die Erde wieder auf, ohne der Pflanze zu nahe zu kommen, welche in diesem Jahre schon $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch wachsen wird. Man mache nun im Herbste die Grube mit klarem verrodetem Dünger und guter Gartenerde dem andern Erdboden gleich, schneide das Kraut eine Viertelelle hoch über der Erde ab, und grabe zum Frühjahre das ganze Beet 4 Zoll tief um. Zum Herbste belege man jede Spargelpflanze mit einem Nelkentopf voll klarem, verrodetem Dünger, und den Ueberrest beschütte man mit guter Gartenerde, und erhöhe das ganze Beet eine Viertelelle mit solcher Erde. Die Stangen werden wieder eine Viertelelle lang abgeschnitten, und solches darum, daß die Wurzel, die beinahe $\frac{3}{4}$ Ellen tief liegt, durch die offnen Röhren

etwas Zugang von der äußern Luft erhalten kann, und die jungen Schößlinge im Frühjahre leichter durchdringen können; auch ist dann die Spargelpflanze sehr wenig dem Verfaulen unterworfen. Das Beet wird nun mit Brettern eingefaßt, und mit klarem Dünger, wie Gartenland, bestellt und umgegraben; denn nun trifft keine Spitze des Grabscheids die Wurzel mehr, die zu tief liegt, um Schaden zu leiden. Im vierten Frühjahre oder nach verflossenen drei vollen Jahren sticht man den Spargel, und erhält von jedem 4 bis 6 löthige Stangen, wenn man diese Anweisung befolgt. Auf einem Beete von 5 Fuß Breite und 80 Fuß Länge, lege man in zwei Reihen ein Schock Pflanzen, welches an Feld ungefähr eine Metze Hafer Aussaat betragen möchte, und zwar, daß die Pflanzen einen Fuß vom Gange ab, und jede Pflanzenreihe 3 Fuß auseinander zu liegen komme. Legt man sie nun nicht gerade gegen einander über, sondern ins Kreuz, so werden sich die Wurzeln nicht hindern. An Dünger wird man dazu im Ganzen alle drei Jahre ein Fuder gebrauchen. — Ein anderer Praktiker im Spargelbaue verwirft zwar den Mist oder Dünger bei dessen Anbau nicht gänzlich, will jedoch nicht, daß er gerade zur Hauptsache gemacht werde; denn seine Versuche, die er im Spargelbaue ohne Mist angestellt, haben schon im zweiten Jahre die größten Hoffnungen zu einer guten Spargelerndte gegeben, ja man hat nicht einmal nöthig $\frac{1}{2}$ Fuß hoch Mist unter denselben zu bringen; denn man gewahrt ja oft genug hier und da in den Gärten, theils zwischen andern Küchengewächsen, theils an Ackerranden, an Mauern und in Winkeln, theils an und zwischen Hecken Spargel, und zwar oft sehr schönen und starken, hervortreiben, und denselben alle Jahre auf's Neue hervorkommen, ungeachtet er nie mit Fleiß dahin gepflanzt, nie bearbeitet und mit Mist gedüngt worden, und

weiter keine Pflege genießt, als daß er entweder oft mit dem ausgegäteten Unkraute beschüttet wird, oder daß ihn das von den Hecken und Bäumen abfallende Laub stärkt, oder wenn er von ungefähr in einem Gartenbeete steht, von dem Dünger Nahrung hat, womit solches Beet zur Erziehung der darauf zu pflanzenden Gewächse gedüngt wird. Man hat Spargelstöcke sogar zwischen Johannisbeersträuchern wachsen sehen, die keinen andern, auch noch so starken etwas nachgaben; ja man hat Beispiele, daß sogar Stöcke oder Stengel aus einer Mauer herausgewachsen sind, und dennoch sehr starke Stangen getrieben haben; so auch in einem sehr niedrig gelegenen Garten, welcher wegen der Ueberschwemmung mit staubigem Sande einige Fuß erhöhet worden, wuchsen im klaren Sande an der Seite des Gartens, wohin nie Mist gekommen, Spargelstöcke, welche sehr gute und schmackhafte Stangen trieben. Man gewahrt also hieraus, daß fetter Dünger eben nicht nöthig ist, um guten, starken Spargel zu erziehen. Das so oft angerathene tiefe Riolen der Beete ist gleichfalls nicht nöthig, wie man schon daraus gewahrt, daß der aus der Mauer hervorgewachsene Stock gewiß die wenigste Erde hatte, und doch sehr gut gedeihete. Daß die Wurzeln so tief schießen oder eindringen, wie in mehreren Gartenbüchern angeführt worden, ist gleichfalls unrichtig; denn wenn man einen Spargelstock aus der Erde nimmt, wird man an demselben nicht finden, daß er seine Wurzeln viel tiefer getrieben habe, als er eingelegt worden; denn man wird solche vielmehr so, wie sie eingelegt worden, beinahe gerade aus und fast horizontal gewachsen finden. Es bedarf daher keines kostbaren und mühsamen Riolens, wenn anders der Boden unter dem Spargel noch einige Fuß tief gute Erde oder auch nur Sand hat, damit das Wasser unter ihn einsinken kann und nicht an seiner Wurzel

stehen bleibt; denn wenn dieses geschehe, könnte er eben so wenig gedeihen, so wie irgend ein anderes unter der Erde wachsendes Gewächs wachsen kann, wenn es einen steinigen oder lehmigen Boden hat, und sich daher das Regen- oder Schneewasser nicht weiter einsenken kann. Jedes Gartenbeet, was unter dem Fuße des Spargels 2 Fuß oder wenigstens 1 Fuß tief ordentliche Erde oder Sand hat, ist tüchtig ohne vorhergehendes Riolen mit Spargel belegt zu werden. — Da der Spargel seine Wurzeln nicht senkrecht, sondern fast horizontal treibt, so sucht er seine Nahrung auch nicht eigentlich in der Tiefe, sondern meistens in dem Schichte des Beetes, wohin man die Pflanzen gelegt hat. Je weiter man ihn folglich auseinander legt, um so mehr Nahrung können seine Wurzeln seiner Krone zuführen. Kein Spargel kann daher starke Stangen treiben, der nicht weit genug auseinander gelegt worden. Er treibt nun schon in dem ersten Jahre nach seiner Erziehung aus Körnern in gutem Erdreiche oft Wurzeln, die zum Theil einen Fuß lang sind, wie Speichen eines Rades herumgehen, und in den folgenden Jahren noch länger werden. Die neben einer Pflanze stehenden andern Pflanzen treiben eben so lange Wurzeln; wachsen diese eine in die andere, so entziehen sie sich eine der andern die Nahrung. Folglich kann kein Spargel stark werden, der unter 2 Fuß Breite Raum hat, und er sollte eigentlich, um recht stark zu werden, 3 Fuß Raum haben. Je fetter das Erdreich ist, um so mehr Nahrung findet der Spargel in demselben. Er muß also eine von Natur fette Erde haben, oder man muß die natürliche durch Moder, Schlamm, Mist oder sonst eine andere fette Erde zu verbessern suchen, wie auch schon oben, S. 344, angeführt worden. Der kürzeste Weg ist eine gewöhnliche Düngung, die aber nur dann nöthig ist, wenn das Beet seit einigen Jahren

nicht wäre gedüngt worden; ist dieses aber geschehen, so erspart man den Mist und braucht das Beet nur einige Fuß tief riolen zu lassen, welches zwar mühsamer, jedoch aber bei Ermangelung des Düngers oder neuer Erde eben so gut ist; weil dann aus der Tiefe neue Erde heraufkommt, in welche sich seit mehreren Jahren die nahrhaften Theile des Mistes hinabgesenkt haben. In einem Erdreiche, in welchem schon Spargel gestanden, kann man keinen neuen Spargel anlegen, weil aus diesem die ihm eigenthümlich nöthigen Säfte längst ausgezogen worden. Je tiefer der Spargel liegt, desto mehr Feuchtigkeit kann sich in der über ihm liegenden Erde aufhalten, die den Wurzeln dann durch den Regen das ganze Jahr über nach und nach zugeführt wird; je tiefer er also liegt, desto mehr Nahrung hat er, starke Stangen zu treiben. Auch Torferde ist dem Spargelbaue sehr günstig, so wie überhaupt alle Erde, die nicht fest zusammentrocknet und nicht zu feucht bleibt, wie der Lehm- oder Thonboden; denn in einem solchen Boden, der in einer Zeit zu naß, in der andern zu trocken ist, kann nie Spargel wachsen und gedeihen. Hier nun noch eine Bemerkung beim Spargelbaue, nämlich: wenn man Spargelbeete im Herbste erhöhet, so schneide man die aufgeschossenen Stengel nie vorher, sondern erst nach geschehener Erhöhung ab, damit die Stürzen über der Erde hervorstehen. Durch diese Stürzen behält die Spargelstaude mit der äußeren Luft eine Verbindung, und treibt aus der Tiefe neben den nachher wie Schilf verdorrenden, vorigjährigen Stangen, die neuen Stengel hervor, oder die neuen Stengel treiben auch wohl in den nun ausgetrockneten und inwendig hohl gewordenen, vorjährigen Stangen als aus einem Futterale herauf. Schneidet man aber die dürren Stengel im Herbste über der Erde ab, und erhöhet dann das Beet, so daß die Stürzen mit Erde bedeckt werden, so wird

der nun tief liegenden Pflanze mit der äußeren Luft die Gemeinschaft benommen, und sie erstickt. Ein Spargelbauer verlor hierdurch zwei schöne Beete; denn nicht eine einzige Pflanze trieb, sie waren alle vermultert. Es geht dann den Pflanzen, wie den Fischen in einem zugefrornen Teiche, dem man nicht Luft gemacht hat, denn nur dadurch, daß man Löcher in denselben haut, und darin einen Strohwisch steckt, bleiben sie leben, sonst sterben sie alle.

Des Doktors Dietrich in Eisenach Methode den Spargel den Winter über im Freien zu treiben. Im Winter der Jahre 1793 und 1794 ließ derselbe in dem Großherzoglichen Garten zu Weimar ein Stück Land, auf welchem Italienische Pappeln gestanden, und wo die Oberfläche des Bodens ganz mit Quecken (Triticum repens) bedeckt war, drei Fuß tief riolen und zum Spargelbaue zubereiten. Nachdem dieses geschehen, wurde das Land eben gemacht und die Beete $4\frac{1}{2}$ Fuß breit abgetheilt. Zwischen jedem zum Spargelpflanzen bestimmten Beete wurde ein drei Fuß breiter Raum gelassen, der nicht mit Spargel bepflanzt wurde. Dieser Zwischenraum dient dazu, daß im Winter, wenn mit dem Treiben der Anfang gemacht wird, die Erde herausgenommen und dann frischer Pferdedünger eingebracht wird. Die Zubereitung der Beete und das Einlegen der drei Jahr alten Spargelpflanzen in die Erde wurde auf dieselbe Art und Weise behandelt, wie gegenwärtig in den meisten Küchengärten zu geschehen pflegt. Im ersten Herbste nach der Anpflanzung wurden die neuen Spargelbeete mit altem Pferdedünger, der schon zum Treiben gedient hatte, etwa einen Fuß hoch bedeckt. Dieser Dünger, der den Winter über faulte und fast zur Erde wurde, blieb auf den Beeten liegen, wurde im Frühjahre nur leicht umgegraben und von dem sogenannten Unkraute gereiniget. Nach dieser Behand-

lung hatten die Pflanzen schon im zweiten Jahre nach dem Einlegen eine bedeutende Größe erreicht, sie mußten aber noch ein Jahr wachsen, und im dritten Jahre wurde mit dem Treiben der Anfang gemacht. Diese Treiberey im freien Lande besteht ungefähr aus folgenden Kunstgriffen. Die Erde wird zuerst aus dem Zwischenraume oder aus dem drei Fuß breiten Beete, das nicht mit Spargel bepflanzt ist, herausgebracht und ein drei Fuß tiefer Graben gefertiget. Die Erde, welche aus diesem Graben gebracht wird, muß in der Nähe der Spargelbeete auf einen besonderen Platz gelegt werden, damit sie im Frühjahre, wenn die Treiberey geendiget und die Gräben wieder gefüllt werden, nicht zu weit zu transportiren ist. In der Hälfte des Novembers oder mit dem Anfange des Decembers wird nun der Graben nach der gegebenen Vorschrift gemacht und dann bis oben an mit frischem Pferdedünger gefüllt. Die Gräben müssen aber an allen Seiten des Beets, welches man treiben will, zu gleicher Zeit angelegt werden, so daß das Beet überall mit Dünger umgeben ist. So wie nun der Dünger eingelegt worden und die Gräben dicht mit demselben angefüllt sind, so werden oben auf das Beet in der Länge hin gewöhnliche Mistbeetkasten aneinander gestellt, oder man läßt solche Kasten von 1 Fuß Höhe verfertigen, welche mehrere Jahre zu diesem Zwecke gebraucht werden können. Noch leichter ist es, wenn man an beiden Seiten des Beets Pfähle senkrecht in die Erde schlägt und die Bretter der Länge nach an diese Pfähle mit Nägeln befestiget; auch ist es dem Zwecke entsprechend, wenn die Kasten 6 bis 8 Zoll Höhe haben oder so hoch über die Erdfläche stehen, als ein Beet von mittlerer Breite ist. Diese Kasten werden nicht mit Fenstern, sondern bloß mit Laden bedeckt, welche von Brettern gefertiget und gut aneinander gefugt sind. Ehe man aber die Laden auflegt,

muß das Spargelbeet gegraben und nach der gewöhnlichen Art zubereitet werden. Sobald die Laden aufgelegt worden, legt man auf diese etwa 1 Fuß hohen Pferdedünger, und füllt die an den Seiten befindlichen Gruben eben so hoch mit frischem Pferdedünger, daß sie mit dem auf den Laden liegenden Dünger gleiche Höhe haben, und das nun von Dünger ganz umgebene Beet überall vor eindringendem Froste gesichert ist. Wenn der Dünger die gehörige Wärme giebt, so kann man nach Verlauf von 10—14 Tagen das Beet an einem Orte öffnen und untersuchen, ob sich die Spargelstengel über der Erde zeigen. Beobachtet man dieses, so wird der Dünger von den Laden abgenommen, Letztere immer einer nach dem andern abgelegt und der Spargel nach gewöhnlicher Art gestochen. Hierbei ist zu bemerken, daß der Spargel, da er aus dem warmen Beete kommt, gleich vor strenger Kälte bewahrt wird. Eben so nothwendig ist es auch, daß das Beet, so wie der Spargel gestochen worden, sogleich wieder mit der Decke von frischem Pferdedünger belegt wird, und wenn sich der in dem Graben befindliche Dünger zusammengesetzt haben sollte, so muß wieder neuer hinzugebracht werden; denn dieser muß beständig die Höhe mit dem auf dem Laden liegenden Dünger haben. So wie die Kälte zunimmt, so muß auch die Decke stärker aufgelegt werden, daß der Frost nicht eindringen kann. Ist die Anlage des Spargelbeets einmal so weit gediehen, daß sich in dem Beete Spargelkeime zeigen, so muß das Ausstechen derselben immer über den zweiten Tag unternommen werden; wenn der Dünger noch die gehörige Wirkung thut, und die Witterung gelinde ist, so kann man auch das Beet alle Tage öffnen und die Keime ausstechen. Noch ist zu bemerken, daß die Anlage eines neuen Beetes nicht bei strenger Kälte unternommen werden darf; denn der Dünger erwärmt sich nicht leicht, wenn

er vor dem Einlegen in die Graben gefroren ist. Ein solches Beet, welches man in einem Jahre zum Treiben benutzt hat, ist in dem folgenden dazu nicht wieder zu gebrauchen, wenigstens ist der Ertrag viel geringer, als in dem ersten Jahre; daher ist es vortheilhafter, wenn man mehrere Beete nach der oben gegebenen Vorschrift angelegt hat, und mit diesen wechseln kann. Auch kann man zwischen den Beeten, die schon zum Treiben gebraucht worden sind, nämlich den Zwischenraum, der beim Treiben die Mistgraben ausmachte, mit der ausgetragenen Erde wieder ausfüllen, an beiden Seiten der alten Beete etwas abnehmen, und diesen mit dreijährigen Spargelpflanzen von neuem anlegen. Die alten Beete werden nun einige Jahre nach der gewöhnlichen Art benutzt, bis die in die Zwischenräume gelegten Pflanzen zum Treiben stark genug sind; dann werden die alten entkräfteten Pflanzen ausgestochen, und der Mistgraben kommt nun an die Stelle der alten Beete. Man könnte hier zwar einwenden, daß auf diese Art viele Pflanzen nöthig wären; allein in großen Gärtnereyen kann es nicht schwer fallen, auf einem nicht allzugroßen Beete immer so viele junge Pflanzen zu ziehen, als man hierzu nöthig hat. Uebrigens können auch die Beete, welche den Winter über zum Treiben benutzt worden sind, im Frühjahre mit andern Gemüsearten besetzt und doppelt benutzt werden.

In den Küchengärten London's erzieht man den Spar- im Winter auch in Mistbeeten, wodurch er früher, als im Lande zum Treiben gebracht wird. In dieser Absicht werden die Beete von frischem Pferdedünger angelegt, dann die alten Spargelpflanzen, die keinen reichlichen Ertrag mehr liefern, aus dem Lande gehoben und in dem Treibbeete dicht aneinander gesetzt. Man bedeckt die Beete mit Fenstern und Laden. — In London, überhaupt in England, wird folgende

Methode zur Anlegung der Spargeltreibebeete empfohlen. Man suche sich zuerst eine hinlängliche Anzahl guter Spargelpflanzen zu versichern, welche man entweder selbst gezogen oder von den damit handelnden Gärtnern bekommen hat, und die schon vor zwei oder drei Jahren aus dem Samenbeete verpflanzt gewesen sind. Wenn die Zeit bestimmt worden, auf welche man Spargelstangen verlangt, so lasse man ungefähr sechs oder sieben Wochen vor derselben eine hinreichende Menge frischen Pferdemist auf einen Haufen zusammenschlagen, mische etwas Steinkohlenasche darunter, laße ihn zehn bis zwölf Tage liegen, daß er sich erwärme, laße ihn dann umstechen, gut aufschütteln, und wieder auf einen Haufen werfen, und so noch acht Tage liegen, in welcher Zeit er zum Spargeltreiben gut seyn wird. Man laße nun zu dem Treibebeete eine Grube ausgraben, so weit, als es die Breite der dazu bestimmten Mistbeetfenster erfordert, und so lang, als es nach dem Verhältniß der Menge, in welcher man Spargel treiben will, nöthig ist. Für eine kleine Familie pflegen drei bis vier Fenster hinreichend zu seyn; für einen zahlreicheren Tisch werden sechs bis acht Fenster nicht zu viel seyn. In die Grube lasse man nun den Mist werfen, ordentlich aufrühren oder umschippen, zurecht legen, und ihn dann mit einer Mistgabel recht fest zusammenschlagen, so daß der Mist, wenn es im December ist, 3 Fuß dick oder auch noch etwas dicker liege. Auf den Mist lasse man etwa 6 Zoll hoch Erde bringen, solche recht fein zerstoßen und recht klar und eben harken. Dann fange man an einer Seite des Beetes an die Pflanzen auf dessen Oberfläche gegen eine kleine, etwa 4 Zoll hohe, an den Rand gelegte Erdreihe Reihenweise aufrecht, so dicht, als möglich, aneinander und so zu stellen, daß die Kronen aller Pflanzen gleich hoch hervorragen. Nach Einigen soll man zwischen jede zwei

Reihen nur ein ganz wenig feine Erde schütten; nach Mawe aber sollen die Spargelpflanzen, gegen die am Rande gemachte, und nach seiner Vorschrift 6 Zoll hohe Erdreihe, eine Reihe an die andere, ohne zwischen die Reihe etwas Erde zu legen, auf der Oberfläche des Beets, so gedrängt, als möglich, gestellt werden. Sobald die Arbeit über das ganze Beet vollendet ist, bedeckt man die bloß stehenden Wurzeln der Pflanzen an den Außenseiten des Beets mit etwas steifer Erde, damit sie nicht austrocknen, und stößt zuletzt zwei oder drei zugespitzte, etwa zwei Fuß lange Stäbe mitten in das Beet, zwischen die auf dasselbe gestellten Pflanzen, in einer gewissen Entfernung von einander. Der Zweck dieser Stäbe ist, vermittelst derselben, wenn man sie herauszieht und ihr unteres Ende mit der Hand befühlt, die Stärke der Hitze in dem Beete zu erfahren. Wenn man dasselbe acht Tage nach der Pflanzung des Spargels noch nicht warm genug findet, muß man zur Beförderung der Wärme, ringsherum an den Seiten des Beets und oben auf dasselbe, etwas Stroh, oder Streustroh legen; wenn man es aber so heiß findet, daß die Wurzeln der Pflanzen in Gefahr gerathen können zu verbrennen, muß es ganz unbedeckt liegen bleiben; dagegen muß man aber an jeder Seite des Beets an zwei bis drei Stellen mit einem dicken Pfahl Löcher horizontal in den Mist stoßen, damit die zu starke Hitze sich vermindere, weil das Beet hierdurch Luft erhält und auf den gehörigen Grad der Wärme zurückgebracht wird. Ist dieser Grad eingetreten, müssen die Luftlöcher wieder mit Mist verstopft werden. Vierzehn Tage nach der Verfertigung des Beets müssen die Kronen der Pflanzen, etwa 2 Zoll hoch, mit feiner Erde bedeckt, und sobald der Spargel durch dieselbe nachher hervorzustehen beginnt, muß noch mehr, und zwar noch etwa 3 Zoll hoch Erde aufgebracht werden, damit die Krone

überhaupt 5 Zoll hoch Erde, nach Andern wenigstens 5 bis 6 Zoll, über sich habe, welches hinreichend ist. Dann muß man 4 Zoll dicke Strohseile an allen Seiten ringsherum um das Beet, an hin und wieder in den Rand des Beetes eingeschlagene, gerade, etwa 2 Fuß lange zugespitzte Pfähle befestigen, daß sie mit der Oberfläche des Beets eine gleiche Höhe haben; auf diese Strohseile müssen die Mistbeetkasten gesetzt, und dann die Fenster aufgelegt werden. Wenn man drei Wochen nach der Verfertigung des Beets findet, daß die Wärme in demselben abnimmt, muß es, um dieselbe zu erneuen, ringsherum mit frischem Pferdemiste umlegt, die Fenster sowohl bei übler Witterung, als die Nacht über, mit Matten und Stroh bedeckt, bei Tage aber, besonders wenn die Sonne scheint, diese Bedeckung abgenommen werden, damit sie durch die Fenster scheine und den Spargelstangen eine gute Farbe geben könne. Ein mit dieser Vorschrift angelegtes Beet pflegt nach etwa fünf bis sechs Wochen, und dann etwa drei Wochen lang, gestochen werden zu können, und wenn die Stangen die gehörige Stärke gehabt haben, pflegt jedes Fenster während dieser Zeit etwa 300 Stangen zu geben. Wenn man daher von getriebenem Spargel bis zu der ordentlichen Spargelzeit die Folge verlangt, muß man von der Zeit an, da man das erste Treibbeet gemacht hat, bis an den Anfang des März, jedesmal um die dritte Woche, ein neues Treibbeet anlegen, und dann pflegt — weil die letzten Beete gemeiniglich vierzehn Tage eher gestochen werden können, als diejenigen, welche um Weihnachten gemacht sind — das Letzte in den ersten acht Tagen des März gemachte Beet so lange vorzuhalten, bis man wieder aus dem freien Garten Spargel haben kann. Die letztern Treibbeete pflegen auch stärkere und auch zugleich, weil sie mehr Sonne haben, besser gefärbte Stangen zu geben. Wenn man nach

dieser Vorschrift Spargel treiben will, muß man, wenn man die dazu nöthigen Pflanzen nicht etwa von Anderen kaufen will, zu diesem Zwecke jährlich aufs Neue so viele Pflanzen auspflanzen, als man nachher zum Treiben nöthig zu haben glaubt. Wie viele Pflanzen man zu jedem Fenster nöthig habe, kann man leicht nach folgendem Maaßstabe bestimmen. Wenn sie nämlich ausdrücklich in der Absicht ausgepflanzt werden, daß sie nach zwei oder drei Jahren zum Treiben gebraucht werden sollen, und man folglich auf jedes Pflanzenbeet sechs Reihen pflanzt, vier Reihen nur 10 Zoll weit von einander macht, und die Pflanzen in den Reihen nur 8 bis 9 Zoll von einander setzt, die Pflanzung gut einschlägt, und nur wenig Pflanzen zurück bleiben; so pflegt eine Ruthe Land so viele Pflanzen zu fassen, als unter ein Fenster nöthig sind. Wenn aber die Reihen weiter auseinander und auf ein Beet weniger Reihen gemacht werden, dann muß man auf ein Fenster ein größeres Stück Land rechnen. Eine Ruthe solcher zum Treiben gezogener Pflanzen pflegen die Londner Pflanzengärtner, nachdem die Pflanzen entweder erst zwei oder schon drei Jahre verpflanzt gestanden haben, und die Reihen mehr oder weniger vollzählig sind, für 6 bis 10 Schilling Sterl. zu verkaufen. Zu einem Treibbeete von drei Fenstern sind, je nachdem die Pflanzen entweder stärker oder schwächer sind, 5, 6 bis 700 und oft noch mehr Pflanzen nöthig. Die Londner Küchengärtner nehmen zum Treiben meistens solche Pflanzen, welche zwei Jahre verpflanzt gestanden haben. Wenn aber der Boden, in welchem sie stehen, nicht vorzüglich gut ist, so ist es besser sie drei Jahre stehen zu lassen; denn schwache Pflanzen treiben nur dünne Stangen, wie auch schon oben, S. 348, angeführt worden, und sind der Mühe des Treibens nicht werth. Der beste Boden für die zum Treiben bestimmten zu versetzenden

Pflanzen, ist, wenn man starke Pflanzen verlangt, ein feuchter und fetter Boden, hingegen für solchen Spargel, welcher nicht zum Treiben gebraucht werden soll, ein Boden von mittlerer Mischung, der nicht zu feucht und nicht zu trocken, aber immer in einem gewissen Grade fett ist, wie schon oben, S. 350, angeführt worden.

Die Erziehung und Einsammlung des Spargelsamens geschieht auf folgende Weise. Man wähle eine Anzahl guter Spargelpflanzen zum Samentragen aus, und schlage bei jeder Pflanze, ohne jedoch die Krone der Spargelpflanze zu vernichten, einen Stab oder Stock, Stecken, $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch in die Erde, um sie im Herbste von den erst noch in Samen gegangenen späteren Stengel unterscheiden zu können. An diese Stäbe oder Pfähle werden nachher ihre in die Höhe gegangenen Stengel angebunden, weil solche sonst, wenn sie erst Seitenzweige getrieben haben, besonders so lange man den übrigen Spargel noch nicht hat in die Höhe gehen lassen, und sie sich an demselben noch nicht halten können, sehr leicht vom Winde abgebrochen werden können. Da sich die Spargelpflanzen in männliche und weibliche eintheilen lassen, so muß man auch eine größere Anzahl Stengel zum Samen auswählen, als nöthig seyn würde, wenn man gewiß wüßte, daß sie alle Beeren oder Samen bekämen; aber so tragen nur die weiblichen Pflanzen Beeren, die männlichen bloß Blüthen oder Blumen, die wie kleine Glöckchen an den Zweigen hängen, aber keine Beeren haben. Wenn man nun in der Mitte des Junius aufhört den Spargel zu stechen, so wachsen die Stengel oder Stangen in die Höhe und das Spargelbeet zeigt einen Wald im Kleinen. Hier kann man nun eine Musterung anstellen, und wird finden, daß Blumen und Samen sich nie an einem und demselben Stengel finden, sondern jedes seine eigne

Wurzel hat; denn auf einem Beete, wo man in einem Jahre lauter Stengel findet, welche Blumen haben, die männlich sind, wird im folgenden Jahre nie ein Stengel mit rothen Beeren hervorkommen, sondern männlich und weiblich bleibt immer verschieden; eben so verschieden ist aber auch der Geschmack der Spargelstangen. Die männlichen schmecken milder und angenehmer, als die weiblichen, und wenn beide untereinander gemischt zu Tische kommen, lassen sich die weiblichen von den männlichen durch einen abweichenden Geschmack leicht unterscheiden. Ein Liebhaber der Gärtnerey hatte in seinem Garten zwei ziemlich alte Spargelbeete neben einander, auf dem einen waren Pflanzen männlichen Geschlechts, auf dem andern mehrere des weiblichen. Da er nun bemerkte, daß der Geschmack der Beete nicht einerlei sei, so gab er genau auf das eine Beet acht, indem er Samen davon erwartete, mit dem er ein neues Beet anlegen wollte, da die Spargelstangen so wohlschmeckend waren. Es zeigte sich aber auf diesem Beete niemals ein einziger Stengel, der Beeren oder Samen gebracht hätte. Dieses giebt den Beweis, daß man, wie schon oben angeführt worden, eine größere Anzahl Stengel zum Samen aussuchen muß. Da an einem Stengel ziemlich viel Beeren wachsen, deren jede zwei bis drei Körner in sich enthält, so räth ein Praktiker an, einige Dutzend zum Samen zu bestimmen; denn wenn man nicht auf männliche Pflanzen zu rechnen nöthig hätte, würde man von einigen Stengeln schon genug Samen bekommen. Der Same ist jedoch dann nur fruchtbar, wenn er vom Samenstaube männlicher Pflanzen ist befruchtet worden. Gegen das Ende des Septembers pflegen die Samenbeeren völlig reif zu seyn. Der Laye im Spargelbaue glaubt öfters bei dem ersten Anblicke schwarzer Samen, daß auch die erst nach der gewöhnlichen Spargelzeit, das ist, nach Johannis, in

die Höhe gehende Stangen oder Stengel immer reifen Samen geben, weil die Samenbeeren im Herbste roth und die Körner in denselben schwarz geworden; allein es ist ein großer Unterschied unter ganz rothen und gelbrothen Beeren. Der erste nach Johannis aufschießende Spargel bekommt gemeiniglich nur gelbrothe Beeren, und die in diesen Beeren liegende Körner, wenn sie gleich schwarz werden, sind aber nicht völlig reif. Die Ursache davon ist vielleicht, ja am wahrscheinlichsten der Frost, dessen sie oft ausgesetzt sind, wenn nämlich die Beete vom Froste einen Stoß bekommen, ehe sie völlig roth und die Körner völlig reif sind, so leidet der Keim der Körner, und diese gehen dann, wenn sie eingesetzt werden, nicht auf. Die Körner in allen Beeren leiden zwar nicht immer von einem frühen Nachtfroste, weil es auf die Lage und den Schutz des Beets ankommt; denn wie z. B. in einer solchen Nacht nicht allezeit alle Weintrauben, sondern meistens nur diejenigen, welche frei hangen und keinen Schutz haben, erfrieren, eben so kann auch ein ganzes Spargelbeet in einer Nacht, worin die Körner auf andern Beeten überall einen Stoß bekommen, vom Froste verschont bleiben, wenn es eine Lage hat, in welcher es gegen den Nord- und Ostwind Schutz hat. In diesem angeführten Satze liegt vielleicht die Ursache der Klagen, daß auf neu aus Samen angelegten Beeten so oft Lücken bleiben. Sobald der Same in den Beeren völlig reif ist, müssen die Stengel üaer der Erde abgeschnitten, die Beeren von demselben ab und in einen Zuber oder sonst ein dazu bestimmtes Gefäß gestreift, darin zerdrückt, die schwarzen Körner in aufgegossenem Wasser so lange bis sie völlig rein sind, gerieben, das Wasser, in welchem die Hülsen der Beeren oben aufschwimmen, abgegossen, die gereinigten Körner auf Brettern an der Luft so lange, bis sie völlig trocken sind, ausgebreitet, und

dann bis auf die Zeit des Gebrauchs aufbewahrt werden. Einige rathen an, die Beeren in dem Gefäße, worin sie von der Pflanze abgestreift worden, drei bis vier Wochen erst liegen zu lassen, damit die Hülsen, weil sie hier in eine gewisse Gährung und Fäulniß gerathen, sich leichter von den Körnern lösen können; dann Wasser darauf gegossen, tüchtig die Masse in dem Gefäße umgerührt, und dann das Wasser mit den oben auf schwimmenden Hülsen abgegossen. Die auf dem Boden liegen gebliebenen Samenkörner werden dann auf Matten oder leinene Tücher geschüttet, ausgebreitet, und an die Sonne und Luft zum vollkommenen Austrockenen gelegt; wenn sie trocken geworden, werden sie in einen Beutel geschüttet, und bis zum Gebrauche in einem trockenen Zimmer aufgehangen. Er hält sich, so aufbewahrt, drei Jahre lang.

Das Spargelstechen geschieht gewöhnlich im dritten Jahre; man pflegt zwar von neu angelegtem Spargel schon im zweiten Frühjahre einige Stangen zu stechen; allein es ist besser, ihn bis ins dritte Frühjahr ungestochen zu lassen. Sobald er aber gestochen werden darf, müssen die Beete im Frühjahre, einige Zeit vorher, ehe die Stangen hervorkommen, mit einer eigenthümlichen plattzinkigten Spargelgabel so vorsichtig und leicht aufgelockert werden, daß die Zacken der Gabel nicht zu tief fassen und die Krone der Stöcke verletzen; nachher aber, wenn die Stengel wirklich hervorkommen wollen, müssen sie, damit das hervorkommende Unkraut zerstört werde, wieder eben geharkt werden. Sie pflegen nach einer solchen Behandlung viel länger rein zu bleiben, als wenn sie entweder gar nicht, oder schon gleich nach dem Auflockern wieder eben geharkt wären. Wenn nun die Stangen über der Erde 4 oder 5 Zoll lang sind, müssen sie gestochen werden, nicht aber alle ohne Ausnahme, sondern nur die dicken Stangen, die dünnen Stangen

müssen, damit der Stock stärker wird, in die Höhe gehen; denn je mehr Stangen man sticht, desto mehr Stangen treibt der Stock; aber um so dünner werden auch die Stangen, und um so eher gehen die Stöcke zu Ende. Zum Stechen bedient man sich eines scharfen Messers, mit einer ziemlich langen, schmalen und vorne nicht rund gebogenen, sondern spitz zugehenden Klinge. Eine vorne brüchige Klinge schneidet die Stangen nicht gerade ab, sondern macht, daß man zum Nachtheile des Stocks nachstechen muß, und die Stange nicht mit einem Schnitte abschneiden kann. Wenn man eine Stange stechen will, muß man erst nachsehen, ob nicht neben derselben noch mehr Stangen hervortreiben, die man sonst beim Abschneiden beschädigen könnte; ist dieses nun nicht der Fall, so muß man an der einen Seite der Stange die Erde mit dem Messer einige Zoll tief behutsam zur Seite scharren, und dann unten in dieser gemachten Oeffnung schräge in der Stange hinunter und sie mit einem Schnitte abschneiden. Schnitte man die Stange in die Quere ab, so würde man diejenige, welche etwa neben ihr hervortreibt, verletzen, und ihr Hervortreiben hindern; schneidet man, wenn der Spargel nicht tief genug liegt, mit dem Messer in die Krone des Stockes, so tödtet man den ganzen Stock. Nie müssen Stangen gestochen werden, welche bereits über 2 Zoll hoch hervorgeschossen sind. In recht warmen Tagen treibt der Spargel sehr häufig hervor, und wenn man ihn nun alle Morgen sticht, so verliert derjenige, welcher gleich nach dem Stechen hervorgeschossen ist, und bis an den andern Morgen stehen bleibt, seine Farbe. Um ihm nun sowohl die Farbe, als auch ihn selbst zart zu erhalten, lasse man sich, nachdem man viel Spargel hat, von dem Töpfer hundert oder mehr 3 Zoll hohe Kruken, von der Art, wie man sie in den Apotheken zu den Salben gebraucht, das heißt, worein man die

Salbe, die der Verwundete erhält, thut, machen, und decke solche über die nach dem Stechen den Tag über hervorkommenden Stangen. Man hat davon, außer dem, daß der Spargel weiß und zart bleibt, auch die Bequemlichkeit, daß man am andern Morgen die Stangen alle findet und keine übersieht. Wenn man dergleichen Kruken oder Töpfchen, die nicht glasirt zu seyn brauchen, bei Hunderten machen läßt, wird für das Stück nur sehr wenig bezahlt. — Man sehe über die Erziehung des Spargels nach älteren Methoden, auch den Art. Asparagus, Th. 2, S. 530 u. f. nach, oder vergleiche diesen Artikel mit dem eben abgehandelten.

Benutzung des Spargels in der Haushaltung oder Zubereitung desselben in der Küche. Der Spargel gehört zu den angenehmsten Frühlingsfrüchten, die unsere Küchengärten liefern. Der Genuß desselben ist nicht nur angenehm, sondern auch gesund, und er wird, leicht und gut zubereitet, von manchen Aerzten als eine vortheilhafte Speise, wenn man mit fieberhaften Zufällen geplagt wird, angepriesen. Indessen muß man doch eine Auswahl beim Spargel treffen; denn ein Spargel, der täglich, wie er gestochen worden, zum Feuer und zu Tische kommt, hat einen Vorzug vor demjenigen, der abgestochen ist und einen oder ein Paar Tage aufbewahrt wird, ehe man ihm zum Genusse gebraucht. Diese Veränderung im Geschmacke hat ihren Grund zum Theil in dem Boden, in welchem der Spargel erzogen worden, theils aber auch in der Spargelpflanze selbst. So z. B. schmeckt derjenige Spargel, der von den männlichen Spargelpflanzen genommen worden, weit milder und angenehmer, als der von weiblichen, wie auch schon oben, S. 361, angeführt worden. Man muß daher den Spargel, wenn er gut seyn soll, von Gärtnern kaufen, die man genau kennt, und von

denen man seinen Bedarf an Gartengewächsen immer nimmt; sie werden Einem gewiß guten Spargel liefern. Jetzt nun zu den Zubereitungen des Spargels in den Küchen.

Spargel mit dicker Butter. Man nehme starken Spargel, der zu dieser Zubereitungsart am besten ist und putze ihn nur leicht ab, damit nichts von seiner Stärke verloren geht; dann sauber gewaschen, mit Bindfaden in mäßige Bunde, alle mit den Köpfen beisammen, gebunden, und mit kaltem Wasser und ein wenig Salz abgekocht, jedoch nicht zu weich, weil er sonst nicht angenehm zum Essen ist. Hierzu giebt man nun eine Englische Plainbutter; s. unter Sauce, Th. 137, S. 64, oder auch eine Sauce naturelle, s. daselbst, S. 53. Auf eine andere Art. Schöner großer Spargel wird gleich geschnitten, in Wasser gesotten, als wenn man ihn kalt auf den Tisch geben wollte, weil er etwas hart bleiben muß. Man läßt nun einen guten Theil Butter zergehen, von einer Citrone den Saft darein gedrückt und untereinander gerührt. Wenn nun der Spargel gekocht worden, wird er geseihet, in eine warme Schüssel geschüttet oder geordnet, die abgerührte Butter daraufgethan und Pfeffer und etwas Muskatennuß, gestoßen, darüber gestreut. Oder man ordnet den Spargel, wie den vorigen, in eine Schüssel, und gießt eine Sauce darüber, die man in einem Topfe mit Fleischbrühe, ziemlich viel Butter, Pfeffer und Muskatenblüthe zusammen gemacht, gekocht und über den Spargel angerichtet hat.

Brod mit Spargelspitzen, Spargelbrod. Man schneide so viel Spargel, als zum Ragout und zur Brodfüllung nöthig ist, in Stücke, welle ihn in siedendem Wasser auf, lasse ihn dann ablaufen, in eine Kasserolle gethan, und einige Male umgeschwenkt; Kalbfleischjus daran gegossen, und wenn

es gar ist, ein Paar Eydotter mit Rahm zerlassen, den Spargel damit dicklich gemacht, und noch ein wenig Zucker dazu gethan. Man nehme nun ein rundes Milchbrod, welches keine Oeffnung oder Ritze hat, mache unten eine Oeffnung hinein, behalte aber das herausgenommene Stück, nehme die Krume so viel, als möglich, heraus und fülle es mit der Spargelmasse, verdecke die Oeffnung wieder mit dem herausgeschnittenen Stücke Rinde, umwinde es mit Bindfaden, weiche es in Milch und backe es in Schweinfett.

Spargel mit Jus. Man breche den Spargel in Stücke, schmore ihn mit reinem Schweinschmalze, wenn die Butter nicht zu kostbar ist, kann man Butter nehmen, gehackte Petersilie und Körbel, und thue dazu eine kleine Zwiebel, die man aber nachher wieder wegnimmt; dann wird er mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß gewürzt und mit etwas Fleischbrühe langsam gekocht. Wenn er gahr ist, abgefettet, eine Jus von Hammelfleisch und etwas Citronensaft hinzugegossen, und ihn mit nur wenig Brühe warm angerichtet.

Spargel mit saurer Brühe. Wenn der Spargel gehörig geputzt worden, wird er in Wasser und Salz gahr gekocht, dann in eine Kasserolle gethan, Wein und Essig, von jedem gleich viel, nebst Muskatennuß und weißem Pfeffer, Butter und etwas Zucker, wie auch etwas Semmelkrume dazu gethan, und die Brühe etwas dicklich einkochen lassen. Man kann auch den Spargel erst gahr kochen und dann die Sauce darüber geben.

Spargel mit Holländischer Sauce. Der Spargel wird geputzt, abgewaschen, in Bündchen gebunden, und in Wasser und gehörig Salz weich gekocht; dann auf eine Schüssel rangirt oder geordnet und die Holländische Sauce, unter Sauce, Th. 137, in einer Saucière besonders gegeben, damit sich ein

jeder nach Gefallen derselben zum Spargel bedienen kann.

Spargel zum Gemüse. Man nimmt hierzu mittelmäßigen Spargel, putzt das Harte davon ab, dann in Stücke von der Länge eines Fingers geschnitten, abgebrüht, und nachher mit ein wenig Butter geschwitzt. Man thue einen Löffel Mehl hinzu, fülle Bouillon auf, und lasse ihn gar kochen. Wenn man nun noch etwas Zucker und gehackte Petersilie hinzugethan und das Ganze mit ein Paar Eyern ablegirt hat, so kann man den Spargel mit grillirtem Aal, Lachs, Grillade und farcirten Kalbsbrüsten, Hammelkeule ꝛc. geben.

Spargel mit Rührey. Der Spargel muß geputzt und bloß die Spitzen mit Salz und Wasser $\frac{3}{4}$ gar gekocht werden. Man gieße das Wasser ab und lasse denselben in frischer Butter weiter gahr schwitzen. Man schlage zwölf Eyer in eine Kasserolle und rühre sie mit $\frac{1}{4}$ Quart Sahne, $\frac{1}{4}$ Pfund Butter, Muskatennuß und Pfeffer, auch ein wenig Petersilie gut durcheinander; dann auf einem nicht zu starkem Feuer mit Vorsicht abgerührt, daß es nicht sengrig, oder sich ansetzt und zu steif wird, weil ein Rührey stets nachbäckt. Man kann den Sud des Spargels noch unter das Rührey nehmen. Der Spargel wird angerichtet und das Rührey darüber gegeben.

Spargel mit Rahm oder Sahne. Wenn der Spargel gehörig vorbereitet worden, breche man ihn in kleine Stücke, welle diese in Wasser auf, dann in eine Kasserolle mit guter Butter, auch wohl mit Schweinfett, gethan, jedoch muß nicht zu viel Fett daran bleiben; dann Milch und Sahne dazu gethan, ein wenig gewürzt und ein Bündel feiner Kräuter hinzugeworfen. Vor dem Anrichten thue man ein oder zwei Eyerdotter, in Rahm abgequirlt, hinzu, damit die Brühe dicklich werde, auch etwas Zucker, und sogleich angerichtet.

Spargel aufzubewahren. Man nehme den Spargel, putze ihn rein, dann in Salzwasser abblanchirt, daß er nicht weich wird, und in diesem Wasser kalt werden lassen. Man schütte ihn nun in Einmachegläser, gieße diese mit guter Butter so zu, daß wenn er kalt geworden, er noch einen recht klaren Butterguß erhält; dann, wenn er kalt geworden, mit Blase verbunden, so erhält er sich weich und wohlschmeckend bis spät in den Winter, und die Butter kann dann auch noch gebraucht werden. — Ein Mehreres über die noch andern Zubereitungsarten des Spargels, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 557 u. f.

Die übrigen Spargelarten, die in Deutschland nur in botanischen Gärten gezogen, aber in der Küche nicht gebraucht werden, will ich hier nur kurz berühren, da Mehrere davon unter Asparagus, Th. 2, S. 532, 533, schon dem Namen nach erwähnt worden. Es sind: 1) der gebogene Spargel, Asparagus declinatus Linn., mit blaßgelben, glockenförmigen Blumen, welcher am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst, und bei uns in einem Glashause oder sonst einem Pflanzenbehälter von 1—5 Grad Wärme überwintert werden muß. — 2) Der liegende Spargel, Asparagus decumbens Jacq., mit auf der Erde liegendem Stengel, mit einer rückwärts gebogenen, glockenförmigen Blume. Er hat mit dem vorhergehenden gleiches Vaterland und auch einen gleichen Standort. — 3) Der bogige Spargel, Asparagus flexuosus Thunb., mit einem krautartigen Stengel und lanzettförmigen Blättern. Vaterland und Kultur, wie bei den vorhergehenden Arten. — 4) Der kletternde Spargel, Asparagus scandens Thunb., mit sichelförmig gebogenen Blättern. Vaterland und Kultur, wie bei der vorigen Art. — 5) Der Aethiopische Spar-

gel, Asparagus Aethiopicus Linn., mit eckigen, etwas gebogenen Zweigen, die mit einzelnen Stacheln und linien-lanzettförmigen Blättern besetzt sind. Mit den vorigen gleiches Vaterland und Kultur. — 6) Der sichelförmige Spargel, Asparagus falcatus Linn., mit sichelförmig gebogenen Blättern, welche in Büscheln bei einander stehen. Das Vaterland ist Zeylon, und der Standort im Winter ein Treib- oder auch ein Glashaus von 3 bis 8 Grad Wärme Reaum. 7) Der traubenblüthige Spargel, Asparagus racemosus Willd., mit linien-pfriemenförmigen, sichelförmig gebogenen Blättern, die büschelförmig gehäuft stehen. Die Blumen sind in Trauben gesammelt. Das Vaterland ist Ostindien. Im Winter verlangt derselbe einen Stand im Treibhause. — 8) Der Lerchenbaumblätterige Spargel, Asparagus retrofractus Linn., welcher in Afrika wildwachsend angetroffen wird, und mit gehäuft büschelförmigen, linien-borstenförmigen Blättern besetzt ist. Er verlangt eine Stelle im Glashause. — 9) Der weiße Spargel, Asparagus albus Linn., mit weißem Stengel und büschelförmig gehäuften Blättern. Das Vaterland ist Portugal und Spanien. Die Ueberwinterung geschieht im Glashause. — 10) Der spitzblätterige Spargel, Asparagus acutifolius Linn., mit schmalen pfriemenförmigen Blättern, die sich in eine scharfe Spitze endigen. Vaterland und Kultur wie bei den vorigen, nur ist diese Pflanze etwas zärtlicher, und verlangt daher im Glashause einen Platz von 3—8 Grad Wärme. — 11) Der pfriemenförmige Spargel, Asparagus subulatus Th., mit pfriemenförmigen Blättern. Wächst am Kap der guten Hoffn. u. verlangt eine Stelle im Treibhause. — 12) Der hängende Spargel, Asparag. dependens Th., hat pfriemenförmige Blätter, wächst am Kap, und verlangt eine Stelle im Glas-

hause zur Durchwinterung. — 13) Der wirtelblättrige Spargel, Asparagus verticillaris Linn., mit linien-lanzettförmigen, quirlförmig stehenden Blättern. Das Vaterland ist der Orient. Die Ueberwinterung geschieht im Glashause bei 4—5 Grad Wärme Reaum. — 14) Der lanzettblätterige Spargel, Asparagus lanceus Thunb., mit lanzettformigen, fast sichelförmig gebogenen Blättern. Das Vaterland ist das Kap, und die Ueberwinterung geschieht im Glashause.

Alle die oben angeführten Spargelarten halten in Deutschland im Freien nicht aus; sie können daher nicht in Gartenbeeten in unsrem Klima erzogen werden, weil ihre Wurzeln leicht vom Froste leiden. Man erzieht diese Spargelarten aus Samen, den man ins Mistbeet säet. Einige Arten lassen sich auch durch Zertheilung und Sprößlinge, und einige strauchartige, wie der sichelblättrige, der traubenblüthige, der spitzblätterige ꝛc. Spargel, auch durch Stecklinge vermehren und fortpflanzen. Sie lieben, wie der gemeine, bei uns einheimische Spargel, Asparagus officinalis, ein kräftiges Erdreich, z. B. Damm- oder Mistbeeterde, die gehörig mit Flußsand und etwas verbessertem Lehme gemischt seyn kann; im Garten einen Stand im Sommer gegen Morgen und im Winter eine Stelle im Glashause, wie auch schon oben bei einer jeden Spargelart ist bemerkt worden. Hauptsächlich muß man die Wurzeln vor jedem leichten Froste schützen, weil sowohl die nicht strauchartigen, wie die strauchartigen von demselben bald ergriffen werden.

Spargel (Aethiopischer), s. oben, S. 369.
— (bogiger), s. daselbst.
— (Garten-), eine Benennung des gemeinen Spargels, s. oben, Spargel, und Th. 2, S. 531.
— (gebogener), s. oben, S. 369.

Spargel (gemeiner), s. oben, S. 333 u. f.
— (hängender), s. das., S. 370.
— (holländischer), s. Th. 2, S. 531.
— (kletternder), s. oben, S. 369.
— (lanzettblättriger), s. das., S. 371.
— (lerchenbaumblätteriger), s. das., S. 370.
— (liegender), s. das., S. 369.
— (pfriemförmiger), s. das., S. 370.
— (Polnischer), s. Th. 2, S. 531.
— (sichelförmiger), s. oben, S. 370.
— (spitzblätteriger), s. daselbst.
— (Suppen-), s. daselbst, S. 343.
— (traubenblätteriger), s. das., S. 370.
— (Wald-), Wiesenspargel, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 532.
— (weißer), s. oben, S. 370.
— (Wiesen-), s. Spargel (Wald-).
— (wirtelblätteriger), s. das., S. 371.

Spargelarten, Spargelsorten, s. oben, S. 369. u. f.

Spargelbau, s. oben, unter Spargel, S. 334 u. f., und Th. 2, unter Asparagus., S. 534 u. f.

Spargelbeet, s. ob., unt. Spargel, an mehr. Orten.

Spargelbohne, s. Spargelerbse.

Spargelbrod, s. oben, S. 366.

Spargelbrühe, Spargelsauce, Saucen, welche zum Spargel gegeben werden, besonders aber eine Benennung der gelben Holländischen Sauce, weil der Spargel sehr oft mit derselben gegessen wird; s. unter Sauce, Th. 137.

Spargelerbse, Spargelbohne, Lotus tetragonolobus Linn., s. unter Klee, Th. 39, S. 566. Die Samen dieser Pflanze werden in den fußweiten Reihen nur einen Zoll tief, aber sechs Zoll weit von einander gelegt. In England zieht man sie in den nördlichen Provinzen dieses Reichs in den Gärten noch

jetzt zum Küchenbedarf, und richtet ihre grünen Schalen, Spargelerbsenschalen, noch jetzt zur Speise zu, nur in den Gärten um London erzieht man sie gegenwärtig bloß in den Blumengärten ihrer Blüthen wegen. In Deutschland gebraucht man sie zu einfachen Salaten.

Spargelhähnchen, Chrysomela asparagi, der Kreuzkäfer, eine Art Blattkäfer, welcher sich gern mit seiner Raupe auf dem Spargel aufhält; s. unter Käfer, im Supplement.

Spargelhandel. Der Handel mit Spargel wird in den großen Städten von den Gärtnern betrieben. Man verkauft ihn Bundweise oder Bündelweise, auch Mandel- und Schockweise auf den Wochen- oder Gemüse-Märkten, und in den Fruchtmagazinen der Gärtner.

Spargelklee, s. unter Klee, Th. 39, S. 592.

Spargelkohl, s. unter Kohl, Th. 42, S. 623 und 687.

Spargelkraut, ein zartes Kraut oder Gewächs, dessen junge Stengel oder Wurzelsprossen wie Spargel gegessen werden.

Spargelkuppe, Spargelspitze, der rundliche, in eine Spitze auslaufende Knopf des Spargels, der grünlich, auch röthlich von Farbe ist.

Spargelmesser, ein Messer, den Spargel damit zu stechen, abzuschneiden, s. oben, unter Spargel, S. 364.

Spargelmistbeet, s. oben, unter Spargel, S. 355.

Spargelpastete, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 563.

Spargelpflanze, Spargelpflanzen, der aus dem Spargelsamen emporschießende oder wachsende Stengel mit seinen Blättern, Blüthen und Samen; s. oben, Spargel.

Spargelpotage, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 563.

Spargelraupe, Spargelraupen, die kleinen Räup-

chen, aus welchen bei der Verwandlung das Spargelhähnchen, der Kreuzkäfer entsteht; s. Spargelhähnchen.

Spargelsalat, s. unter Asparagus, Th. 2., S. 564.

Spargelsamen, s. oben, unt. Spargel, S. 334, 360.

Spargelsauce, s. Spargelbrühe.

Spargelschnitte, das Schneiden oder Abstechen des Spargels, s. oben, unter Spargel, S. 363.

Spargelschale, Spargelschalen, die grünen Schalen der Spargelerbsen.

Spargelstechen, s. oben, unter Spargel, S. 363.

Spargelstengel, die Stengel oder Stiele, welche aus dem Spargelsamen hervortreiben, die eigentliche Spargelpflanze; s. oben, Spargel.

Spargelsuppe, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 564.

Spargeltreibebeete, s. oben, unter Spargel, S. 352 u. f.

Spargeltorte, s. unter Asparagus, Th. 2, S. 564.

Spargelzange, in der Haushaltung, eine zierliche Zange in Gestalt einer Scheere, damit Spargel vorzulegen. Man hat sie von Silber, auch von Komposition aus Kupfer und Zink ꝛc.

Spargelzubereitung, s. oben, unter Spargel, S. 365 u. f.

Spark, Spergula Linn., s Spargel.

Sparkalk, s. unter Kalk, Th. 32, S. 621 und 730, und unter Gyps, Th. 20, S. 419 u. f.

Sparkasse, Sparcasse. nicht nur die Sparbüchse oder der Sparkasten, worin sich das ersparte Geld befindet, sondern auch das Geld selbst, welches man zu einem gewissen Zwecke erspart hat; so wie auch dasjenige Geschäftslokal, Büreau, welches ersparte Gelder in Empfang nimmt und sie so lange verzinset, bis man das Kapital wieder zurückbegehrt, Sparkasse genannt wird. Ob Sparkassen bei Kindern und erwachsenen jungen Leuten von Nutzen sind, ob sie zur Beförderung gewisser häuslichen Tugenden beitragen,

ist schon oft ein Gegenstand der Untersuchung von Eltern und Erziehern oder Pädagogen gewesen; man hat sich dafür und dawider ausgesprochen, und hat die Abweichungen von der Bahn, Geiz und Verschwendung, wohl erwogen, in deren Mitte nun die Sparsamkeit tritt, die für die Sparkassen, selbst bei Kindern, spricht, und die Mehrheit der Stimmen ist dem Dafür beigetreten. — Man klagte mit lauter Stimme über den steigenden Luxus schon vor mehreren Jahrhunderten, besonders aber in dem 17ten und 18ten Jahrhunderte, wo er alle Stände zu ergreifen anfing, und sich nicht mehr auf die höheren Stände und den Reichthum allein beschränkte, nicht mehr die Luxuriösen, sondern auch manchen arbeitsamen, ökonomischen und rechtschaffenen Bürger des Staats traf und ihn zum Gegenstande des Mitleid's machte. Ein sich zu weit ausbreitender Luxus ist eine Quelle der Zerrüttung häuslicher Glückseligkeit; er stört die Ruhe einer Familie und verbreitet Unzufriedenheit; so wie das Wohl des Staats durch häufig entstehende Concurse, durch Eingriffe in die anvertrauten öffentlichen und Privat-Kassen, durch Unterschlagung der von der Regierung verordneten Abgaben, heimliche Entweichungen, Angewöhnung des Trunkes ꝛc. offenbar gehindert wird. Daher ist es wohl von nicht geringer Wichtigkeit die häusliche Erziehung so einzurichten, daß Kinder, und Jünglinge oder Jungfrauen schon früh auf eine vernünftige Art gewöhnt werden, mit dem Gelde ökonomisch umzugehen, und wenn man die Jünglinge, vom Knaben an, auf eine weise Sparsamkeit, einen weisen Gebrauch des Geldes aufmerksam macht, und ihnen das wöchentliche Taschengeld, oder die kleinen Geschenke an Gelde mit der Deutung, außer kleinen Ausgaben, das Uebrige zu größern Zwecken zu ersparen, giebt, so muß man Letztere, die Jungfrauen, vom kleinen Mädchen an, insbesondere auf den unnützen Putz aufmerksam machen, ihnen nie in früher Zeit Toilette

zu machen gestatten, wie es in manchen Familien zu geschehen pflegt, die eine Affenliebe für ihre Kinder, besonders aber für die Töchter haben, sie nie zu den Arbeiten anhalten, die doch die höchste Zierde ihres Geschlechts sind, zur Häuslichkeit, zur Wirthlichkeit oder Wirthschaftlichkeit, sondern sie nur für die große Welt erziehen, für den Prunk, Putz, Staat, kurz für alle äußeren Reize, um zu Gefallen, aber nicht für diejenigen Tugenden, wodurch die zukünftige junge Hausfrau erst liebenswürdig wird, wodurch sie ihren Mann fesselt, ja ihn vor so manchen Abwegen bewahrt, so daß er Geschmack an Häuslichkeit findet, sich nur glücklich in seiner Familie fühlt, und seine Zerstreuungen, seine Erholungen nach angestrengter Arbeit, nur in seinem Hause, an seinem Herde ꝛc. findet. Der Putz und die Sucht zu glänzen, zu gefallen, unterdrückt, ja verderbt die edelsten Gefühle, vernichtet die Häuslichkeit, erzeigt einen Hang nach öffentlichen Vergnügungen, nach Lustbarkeiten, welches auf eine zwiefache Weise nachtheilig auf den Hausstand wirket; denn erstens müssen alle Moden in der Kleidung mitgemacht werden, sonst würde man sich nicht sehen lassen können, und zweitens müssen alle kostspieligen Vergnügungen, wie Bälle, Redouten, Schauspiele, Concerte ꝛc. ꝛc. besucht werden, nicht allein des Genusses wegen, den diese Vergnügungen dann und wann genossen, gewähren, sondern um sich im Kostüm zu zeigen, um zu glänzen und die Augen Aller, wo möglich, auf sich zu ziehen; dieses Alles sind die Fehler frührer Erziehung, die so nachtheilig auf den Hausstand, auf das Familienleben wirken, ja es oft ganz zerstören. — Man darf aber hier das Wort Luxus nicht in dem Sinne nehmen, worin es überhaupt eine reichliche Anschaffung der Gegenstände der Sinnlichkeit, zum Genusse der sinnlichen Vergnügungen und Bequemlichkeiten bedeutet, die nicht störend auf den Hausstand wirken, sondern nach den

Kräften der Kasse, nach dem Einkommen berechnet worden, und in großen Städten vortheilhaft auf Künste und Gewerbe wirken; sondern im Mißbrauche des Luxus: Ueppigkeit und Verschwendung, da man jenen Aufwand ohne vernünftige Rücksicht auf seinen Stand und auf sein Vermögen, sein Einkommen macht; den sinnlichen Genuß, Aufwand in Kleidern, Möbeln, Speisen und Getränken, öffentlichen Vergnügungen zum Hauptzwecke seines Lebens erhebt, den Körper und das Vermögen oder Einkommen durch solchen Genuß zerstört, und die Kraft der Seele zu den edelsten Tugenden, der Thätigkeit, Menschenliebe Redlichkeit ꝛc. schwächt. Hieraus wird man gewahren, wie nothwendig es ist, in der Erziehung dahin zu wirken, daß Neigungen zum Luxus ꝛc. unterdrückt werden, welches am besten bei der weiblichen Jugend durch das Anhalten zur Hauslichkeit und einer weisen Sparsamkeit geschieht, und bei der mannlichen durch nützliche Beschäftigungen, welche Körper und Geist stärken, und durch das Anhalten zur nützlichen Verwendung des Taschengeldes und zur Sparkasse.

Daß es für Kinder und Jünglinge von besonderem Nutzen ist, wenn sie auf eine vernüftige Art gewöhnt werden, mit dem Gelde ökonomisch umzugehen, leidet gewiß keinen Zweifel. Wie viele Beispiele sind nicht von Jünglingen vorhanden, die nicht eher Geld zu einer freien Disposition bekamen, bis sie die Hochschule oder Universität bezogeu, und die so wenig mit der praktischen Rechenkunst Bescheid wüßten, daß sie sehr bald in Schulden geriethen, welches also daher kam, daß man ihnen gleich das Größere vertraute, ohne sie durch kleinere Versuche geübt und auf das Größere vorbereitet zu haben; man glaubt genug zu thun, wenn man ihnen die gut gemeinte Regel, ja ordentlich mit dem Gelde hauszuhalten, und dann Remessen zu erwarten, mit auf den Weg giebt. Andere

hatten früh zu ihrer Disposition Geld erhalten; allein sie waren mit der praktischen Rechenkunst im Haushalten nicht besser bekannt, wie jene, weil man sich um die Art, wie sie das Geld verwendeten, zu wenig bekümmerte. Ein praktischer Erzieher stellt hier folgenden Satz, als Frage auf: Sollte nicht das Kind (Knabe und Mädchen, die an das Jünglings- oder Jungfrauen-Alter gränzen) über die Einnahme und Verwendung des Geldes, welches ihm die Eltern unter dem Namen des monatlichen oder wöchentlichen Taschengeldes geben, Rechnung halten, solche nach dem Verlaufe einer Woche, oder eines Monats vorzeigen, und ein der Verwendung des Geldes und geführten Rechnung gemäßes belehrendes Urtheil erwarten müssen? Die Erklärung und Beantwortung desselben ist nun ungefähr folgende: Nur unter der Voraussezzung, daß dieses regelmäßig und pünktlich geschehe, ist jene Einnahme und Ausgabe zu billigen und anzurathen. Betrachtet man zunächst die Sache von der Seite, daß in der Seele des Kindes leicht Argwohn entsteht, es sei ihm dieses oder jenes entwand, wenn es sich nicht erinnert, wofür es dieses oder jenes ausgegeben habe. Wer mit Kindern, die Geld unter Händen hatten und keine Rechnung führten, umgegangen ist, wird diese Bemerkung leicht gemacht haben. Eine musterhafte Hausfrau führt als einen Hauptgrund, warum sie ihre Ausgaben genau anschreibe, obgleich ihr Gemahl keine Ablegung geführter Rechnungen von ihr fordre, dieses an: daß sie vor ungegründetem Verdachte gegen ihre Domestiken gesichert seyn möchte. Das Kind vor solchem Argwohn zu bewahren, verdient die ganze Aufmerksamkeit der Erzieher. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß kein Weg sicherer zum Luxus, zur nachtheiligen Anwendung des Geldes führt, als wenn dem kleinen sinnlichen Knaben oder Mädchen die beliebige Disposition über seine größeren oder geringeren Einnahmen frei stehen. Die Verstattung

dieser Freiheit in Anwendung des Geldes ist nicht in dem zu großen Zutrauen zu suchen, welches die Eltern in ihre Kinder setzen, daß sie das Geld zweckmäßig verwenden werden, als vielmehr in gewissen Scheingründen, mit welchen die Eltern ihr Verfahren zu rechtfertigen suchen. Nicht selten ist Geringschätzung einer kleineren Geldsumme von Seiten der Eltern der Grund, daß sie auf die Art, wie die Kinder das ihnen gegebene Geld verwenden, wenig achten. Ihr Ausspruch dabei ist: „Es ist nur eine geringe Summe, wenn sie gleich diese nicht nützlich und zweckmäßig verwenden, so ist der Schaden für uns zu geringe, als daß wir ihnen deswegen Vorwürfe machen oder Lehren ertheilen sollten. Man muß die Kinder auch nicht zu sehr binden und einschränken, von einem Kinde darf man keine kluge Haushaltung erwarten ꝛc. Eine Sprache, welche Großmuth und Liebe zu äußern scheint, viel Wahres enthält, und doch nicht selten Aeußerungen der Unbesorgsamkeit für das Beste des Kindes sind. Zergliedert man nun diesen Ausspruch, diese Aeußerungen „die Summe ist nur geringe." Die Art aber, liebe Eltern, wie das Kind diese im Ganzen genommen verwendet, kann die Neigung des Kindes so sehr bestimmen, daß es in der Folge größere Summen auf eine ähnliche, nützliche oder schädliche, kluge oder thörigte Art anlegt. — „Der Schaden ist für uns zu geringe, als daß wir dem Kinde Vorwürfe machen sollten". Wenn aber das Kind schon früh, vermöge seiner kleinern Einnahmen, sich an allerlei Leckerbissen gewöhnte, dem Körper schadete, seinen Gaumen verwöhnte, und in der Folge die größeren Summen auf ähnliche Art an den Mann brächte; dann wäre doch, die Sache erst von der ökonomischen Seite in unmittelbarer Rücksicht auf die Eltern bezogen, jener so geringe geachtete Schaden, als Quelle der angezeigten Folgen so unbedeutend nicht. Eltern wollen für ihre Kinder sorgen; allein hierbei kommen

wichtigere Fragen in Betracht, als die ist, ob jene Aufführung den Eltern unmittelbar schade. Die Vorwürfe, welche man den Kindern nicht gern machen will, sind auch nicht zu empfehlen, wenn von beschimpfenden Vorwürfen die Rede ist; allein es giebt auch gewisse belehrende und sanft beschämende Vorwürfe, die man nicht immer vermeiden kann und von welchen man sich gute Wirkungen versprechen darf *) — „Man muß die Kinder auch nicht so sehr binden und einschränken." Dieses ist eine goldene Regel, wenn sie richtig verstanden und angewendet wird, die aber hier die bezielte besondere Anwendung nicht leidet. Jede vernünftige Anweisung zur Ordnung, Sparsamkeit, Genügsamkeit und Redlichkeit ist Anweisung zur Pflicht. Pflichten aber, welche auf unsere sittliche Verbesserung, innere und äußere Glückseligkeit und Wohlfahrt Beziehung haben, legen uns nie eine Einschränkung auf, über die wir zu klagen Ursache hätten, sondern entwickeln, je deutlicher wir sie erkennen, und je sorgfältiger wir ihnen nachkommen, desto gewisser die wesentlichen Anlagen unserer moralischen Natur zur Ordnung, Genügsamkeit, Redlichkeit und andern tugendhaften Eigenschaften. Gewisse Schranken in Ansehung der

*) Gedike macht diesen feinen, aber richtigen Unterschied zwischen Beschimpfung und Beschämung in Ansehung der Strafen. Allgem. Revis. des ges. Schul- und Erziehungswesens, 10r Th., S. 547. — Auch Gellert wendet in seinen Fabeln die Beschämung bei einem jungen Fürsten an, der sich des Oheims Gunst empfohlen, und von diesem zweihundert Stück Pistolen mit der Weisung: damit gut umzugehen, erhielt. Der junge Fürst gab aber von dem Gelde nichts aus, und bei der Erkundigung des Oheims, auf welche Weise er das Geld angewendet habe, glaubte er demselben mit Vorzeigung der erhaltenen Baarschaft eine Freude zu machen; allein der Oheim beschämte ihn dadurch, daß er das Geld ihm nahm und auf die Gasse warf, mit der Belehrung: daß ein Fürst darum viel Geld in Händen habe, um es nutzbar anzuwenden und Vielen damit zu dienen, also seinem Lande damit wohl zu thun.

Begierden muß sich der Mensch immer gefallen lassen, so lange er lebt; sie sind ihm von der Natur gezeichnet, und werden ihm oft auch von denen gesetzt, von welchen er nie glaubt abzuhängen. Wohl dem Manne, der früh die Kunst lernte, seinen Wünschen und Begierden freiwillig die Grenzen zu setzen, ohne in den Zustand der Willenlosigkeit zu versinken. Die natürlichste Abhängigkeit ist die der Kinder von ihren Eltern. Diese haben das unbezweifelte Recht zu fordern, daß ihre Wohlthaten ihrer Absicht gemäß, welche nach den Wünschen einer wahren Liebe nur gerecht und gut seyn kann, angewandt, und daß sie von dieser Anwendung versichert werden.

Selbst der erwachsene Sohn, den der Vater auf der Universität erhält, darf sich nicht beschweren, wenn der Vater von ihm verlangte, daß er genaue Rechnung von der Anwendung des Geldes ablegen solle, welches ihm jener zu wichtigen Zwecken und in der Hoffnung, daß sie erreicht werden, mit Freuden, obgleich unter mancherlei Beschwerden, und nicht ohne Einschränkung eigener Bequemlichkeit und Versagung mancher Annehmlichkeiten, verschafft. Niemand würde, wenn er nach Gründen unpartheiisch urtheilen sollte, jene Forderung ungerecht finden, der vernünftige Sohn sich gern derselben zu seiner eigenen Beruhigung unterwerfen, und nur derjenige sie hart finden, welcher voraussähe, daß er mit Schande bestehen würde, oder seine besonderen Begriffe von Freiheit, welche doch immer von dem Geldbeutel seines Vaters abhängt, mit jener Forderung nicht vereinigen könne. Man würde selbst diese gerechte Forderung als zweckmäßig allgemeiner empfehlen können, wenn nicht die Abwesenheit der Väter sie hinderte, sich von der Wahrheit und Zuverlässigkeit der abgelegten Rechnungen zu überführen, und wenn nicht zu besorgen wäre, daß der dem Luxus schon ergebene Jüngling zu der Unwahrheit seine Zuflucht

nehmen möchte, welche nur zu leicht zur Hülfe gerufen wird, wenn man gewahrt, daß jener ohne diese nicht bestehen könne. Certificate über jene Rechnungen ausstellen zu lassen, wäre in mehr als einer Rücksicht nicht gut möglich, und für den unsträflichen Jüngling, welcher sich seiner Wahrheitsliebe bewußt oder wahrheitsliebend ist, vielleicht kränkend, ob er gleich als Diener des Staats sich ähnliche Forderungen wird gefallen lassen müssen. Oeffentliche Anstalten zur Sicherung des Geldes der Eltern für ihre studirenden Söhne, in deren Sparsamkeit oder ökonomische Erfahrenheit sie kein Zutrauen setzen, wie sie schon auf einigen Universitäten bestanden und wohl noch bestehen, scheinen ein gutes Mittel zu seyn, dessen man aber nicht zu bedürfen wünschen möchte, Jünglingen, denen im Staate nicht selten große Geldsummen anvertraut werden, und die so oft an dem Orte, wo sie täglich die Stimme der Weisheit hören, den Grund zum ausschweifendsten Luxus legen, der früher oder später in Abgründe stürzt, den Weg zu verengen. Gewiß ist es, daß dasjenige, welches durch Uebung zur Gewohnheit geworden, sich in einer veränderten Lage und bei veränderten Umständen nicht so leicht wieder einschränken und verbessern läßt, als Viele meinen. Die Einnahmen werden nicht nach Verhältniß des gestiegenen Luxus vermehrt, und der Hang zu demselben ist einmal da; woher nicht selten Unzufriedenheit mancher Männer über Amt und Stand, welcher ihrer Neigung kein Genüge leistet. Folgender Brief giebt einen Beweis von dem oben Gesagten:

Hochgeehrtester Herr!

Ew. ꝛc. verlangen, daß ich Ihnen von der Aufführung des jungen S—, welcher sich jetzt ein Jahr in unserm Orte aufhält, Nachricht gebe. Bei der sicheren Voraussetzung, daß die Befolgung Ihres Willens, dem ich nicht ausweichen darf, Ihnen zum Besten des Jünglings zu wirken, in mehr als einer

Rücksicht Veranlassung geben könne, schreibe ich Ihnen offenherzig, was ich von ihm weiß. Männer von Gewicht in ihrem Urtheile rühmen die guten Anlagen seines Verstandes, und glauben, daß er der besten Ausbildung fähig sei. Nach einem gewissen Plane aber zu studiren und ausdauernd zu arbeiten, dies schien — oder lassen Sie mich deutlich reden — dies war bisher so wenig das Ziel seiner Bemühungen, als seine Oekonomie nach dem Verhältnisse zur Einnahme einzurichten. Durch Sie empfohlen, machte ich gern seine Bekanntschaft, und durch seinen offenen Blick und ein anständiges gerades Wesen für ihn eingenommen, bat ich ihn, mich so oft zu besuchen, als seine Geschäfte es erlauben wollten, und seine Neigung ihn zu mir einladen würde. Nur bekannt mit wenigen Freunden, besuchte er mich oft, und mein ganzes Betragen mußte es ihm fühlbar machen, daß seine Besuche mir angenehm waren. Sie wissen aber, daß ich häuslich und oekonomisch lebe, das heißt, ich suche die Pflichten zu beobachten, mich nach meiner Lage, und nach meinen besonderen Umständen zu richten, wie moralische und politische Gründe es fordern. Sie wissen ferner, daß ich als ein Mann, dem es nicht ganz an Erfahrung fehlt und der bei seinem Haushalte nicht unzufrieden seyn durfte, in Gesellschaft, besonders mit Jünglingen, gegen Ueppigkeit und Verschwendung laut rede, die schädlichen Folgen dieser Abirrungen schildere, durch Beispiele beweise, und allerlei Regeln, welche die Erfahrung als tauglich bewährte, Andern empfehle, damit sie nicht auch in den Abgrund stürzen, welcher schon Tausende verschlang und täglich neue Unglückliche, die auf der Höhe keinen festen Fuß mehr fassen können, in seine Finsterniß aufnimmt. Diese ökonomischen Gespräche und wohlgemeinten Lehren scheinen den jungen S— nach und nach von mir entfernt zu haben; denn bald wurden seine Besuche sparsamer, und seit langer Zeit schien er meinen Umgang zu meiden. Die Ursache dieser Veränderung in seinem Betragen gegen mich, konnte mir nicht lange verborgen bleiben. Ich sah ihn bald in Verbindungen, welche mich zum Voraus nichts Gutes erwarten

ließen, in Verbindungen mit solchen, welchen er im äußeren Glanze gleich zu kommen suchte, so wenig auch seine Wechsel den ihrigen gleich sind. Sein Aufwand in Kleidungen ꝛc. vermehrten sich täglich, und Summen, welche einem guten Haushalter, bei reicheren Einkünften, immer beträchtlich sind, schienen ihm Kleinigkeit. Ich weiß, daß der junge Mann nicht so leben kann, als ich alter, vielleicht etwas wunderlicher Oekonom; aber Sie wissen auch, daß ich nicht so denken kann, wie manche junge Herren, welche meinen, daß Fortgang und Ende wie der Anfang seyn werden, obgleich dieser ohne Ueberlegung gemacht wurde, und in der Rücksicht mit den weiteren Fortschritten übereinstimmt. Thun Sie, was Sie unter diesen Umständen für das Beste halten, Ihren und meinen jungen Freund auf einen andern Weg zu bringen. Ist es ungegründet, wenn ich glaube, daß bei seiner Erziehung etwas versäumt und seinen sinnlichen Begierden die Herrschaft früh verstattet sey? Ich verharre ꝛc.

Die Vermuthung in Absicht auf die Fehler der Erziehung war richtig. Der junge Mann ward von seiner nicht unbemittelten, jedoch nicht reichen Mutter zärtlich geliebt. Er erhielt nicht nur als Knabe in dem Hause seiner Mutter Alles, was seinen sinnlichen Begierden gelüstete, sondern hatte auch früher und reichlicher, als Andere unter seinen Bekannten, Geld zur beliebigen Disposition unter Händen. Die Mutter fragte nie, wie ihr Sohn jenes verwandte, um ihn vorsichtiger und verständig zu machen, sondern freute sich über Alles, was dem jungen Liebling angenehm war. Sie sah sich daher genöthiget, früh genug für den Knaben Schulden zu bezahlen, da sie ihm bald auf sein Bitten mehr gab, als sie ihm anfänglich bestimmt hatte, ohne einmal zu wissen, daß seine Gläubiger ihn drängten; bald aber, da auch die Zulage nicht hinreichte, wurden neue Schulden gemacht, und so reifte der Knabe zum Jüngling heran,

ohne die geringste Einschränkung in Hinsicht seiner Bedürfnisse erhalten zu haben. Man gewahrt hieraus, daß durch die unzeitige Fürsorge der Eltern, Alles für ihre Kinder zu thun, ihnen jeden Schaden zu ersetzen und jeden Wunsch zu erfüllen, der Leichtsinn, die Unerfahrenheit, und daher die verschwenderische Unachtsamkeit ungemein vermehrt wird. Wofür soll derjenige sorgen, dem Andere seine Bedürfnisse, seine Phantasien in Allem befriedigen? Was soll er mit seinem Gelde anfangen, wozu soll er's ersparen, aufbewahren, oder sich die Mühe geben, es zu Rathe zu halten, wenn er versichert ist, daß es ihm an nichts fehlen wird? Junge Leute rechnen nicht auf die Zukunft, sondern sind bloß für die Gegenwart bedacht. Werden sie nun nicht mit einer gewissen Beschränkung in Hinsicht ihrer Oekonomie erzogen, so verliert sich auch der Reiz zur Vorsicht und Klugheit. Eine natürliche Unachtsamkeit ist nicht furchtbar, wohl aber eine Unachtsamkeit, die aus Verhätschelung entsteht. Erstere wird durch die tägliche Erfahrung verbessert; Letztere kann aber nicht verbessert werden, weil die Erfahrungen dabei gar nicht berücksichtiget werden, oder keine Schlüsse aus der Erfahrung gezogen werden können, weil man diese gar nicht kennt.

Am besten ist es, dem Kinde nicht eher Geld unter die Hände zu geben, bis es wenigstens die vier Species der Rechenkunst gelernt hätte, und durch seine zu führende Rechnung den praktischen Nutzen jener Kunst gleich anschaulich erkennen kann. Das Kind wird gewiß dadurch zu einem größeren Fleiße in dieser Kunst ermuntert, wenn man ihm verspräche durch Anlegung einer kleinen Kasse, den reellen Nutzen seiner erlernten Kunst einzusehen. Ist Belohnung oder Ermunterung des Fleißes durch Geld in irgend einem Falle zuläßig, ohne die übeln Folgen befürchten zu dürfen, welche bei Erweiterung eines solchen Erzie-

hungsplanes ohne Zweifel entstehen würden, so ist sie es gewiß in dem Punkte, wovon die Rede ist, weil das Geld mit dieser Kunst in einem so nahen Verhältnisse steht. Der Satz: Daß man von einem Kinde keine kluge Haushaltung erwarten dürfe, ist richtig, wenn von einer großen Haushaltung und von der Klugheit, die nur mit dem reifen Alter verbunden ist, die Rede seyn soll. Man darf aber aus jener an sich richtigen Bemerkung nicht mehr schließen, als aus derselben gefolgert werden darf; denn kann das Kind, der Knabe oder das Mädchen, noch nicht haushalten als Mann, so lasse man es haushalten als Kind. Man versuche das im Kleinen, was einst im Großen geschehen soll. Oder man sei unbekümmert um die Haushaltung des Kindes; unbekümmert um Belehrung und Leitung zur Vorsicht, Ordnung und Klugheit, welche kluge Haushaltung darf man nach diesem Plane oder vielmehr nach dieser Planlosigkeit der Erziehung dann erwarten, wenn das Kind Jüngling, und der Jüngling Mann wird? Daß eigene Erfahrung den Erwachsenen ohne Anweisung klug machen wird, ist wahr, mehr denn zu wahr; allein sehr oft erst mit großen Verlusten, mit großem Schaden, so daß er es gewiß bedauert, nicht früher klug geworden zu seyn. Die Erfahrung wird ihn klug machen, wie die äußerste Noth Jemanden klug macht oder machen kann; allein wird auch die reifere Vernunft so leicht über herrschende Gefühle oder Gewohnheiten siegen? und werden diese nicht das Aeußerste versuchen, sich zu behaupten?— Diese oben von Eltern und Erziehern aufgestellten Sätze führen nun auf die Sparkassen für Kinder von einem gewissen Alter. Mehrere Eltern und Erzieher sind gegen die Sparkassen, und widerrathen sie aus dem Grunde, weil sie ein Mittel abgeben, die Kinder eigennützig und geizig zu machen. Ganz un-

richtig ist dieser Einwurf nicht, wenn man die Sparkassen als Mittel zum Zwecke betrachtet, und die Kinder mit ihrem empfangenen Gelde nur auf die Sparbüchse verweiset, das heißt, daß sie keinen andern Gebrauch von dem Gelde machen sollen, als es in die Sparbüchse zu thun, um sich auf diese Weise ein kleines Kapital zu erwerben. Wenn man dabei noch die Lehren giebt: daß man alle Bedürfnisse beschränken, alle Genüsse zu entbehren suchen müsse, um nur seine Sparkasse zu vermehren. Eine solche Erziehung würde natürlich den beabsichtigten Zweck, die Kinder an einen gewissen ökonomischen Haushalte zu gewöhnen und schon früh mit dem Gelde umgehen zu lernen verfehlen. Nein dieses ist der Zweck der Sparkassen nicht, Kinder nur Liebe zum Gelde beizubringen, in ihnen nur den Sinn für das blanke Metall zu erwekken. Auch findet sich bei den Kindern nicht so leicht diese Neigung, sie müßte denn eine von den Eltern übertragene, ein Erbfehler seyn. Die Anwendung von Sparkassen, Sparbüchsen, in Familien für die Kinder hat den Zweck, daß von dem wöchentlichen oder monatlichen Taschengelde erübrigte Geld aufzubewahren, um es späterhin zu besonderen Zwecken, als bei einem Geburtstage der Eltern, Geschwister, zu dem Weihnachtsfeste ꝛc., um kleine Geschenke zu kaufen, anzuwenden. Es wird hierdurch dem Kinde bloß die Lehre gegeben, mit dem Gelde zweckmäßig umzugehen, es nicht zu nutzlosen Spielereyen und Leckerbissen zu verwenden, sondern zu nützlichen Sachen, wobei aber wieder das Alter des Kindes berücksichtiget werden muß, indem nur Kinder, die noch in den Jahren sind, wo sie an Spielwerken Vergnügen finden, man ihnen auch diese zu kaufen erlauben, jedoch ihre Wahl dabei immer auf solche Gegenstände leiten muß, die zugleich einen Nutzen, und Gelegenheit die Wißbegierde der Kinder zu reizen geben, wobei

man sie über dieses oder jenes unterrichten oder belehren kann. So ist nichts zweckmäßiger, als den Kindern Liebe zu Naturkörpern, Naturprodukten ꝛc. beizubringen, und kleine Ausgaben für dergleichen Gegenstände zu billigen, will diese Belohnung gewähren und von andern nutzlosen Spielereyen abhalten. Ueberhaupt ist es wohl gut, wenn Kinder von der Verwendung ihres wöchentlichen Taschengeldes Rechnung ablegen, und die sich angeschafften oder angekauften Sachen den Eltern oder Erziehern vorzeigen müssen; sie würden sich dadurch an eine gewisse Ordnung gewöhnen, und verhindert werden, Näschereyen oder Naschwerk und andere nutzlose Gegenstände zu kaufen. Es kommt also bei den Sparkassen alles auf die zweckmäßige Belehrung und auf das ganze Benehmen der Eltern und Erzieher an. Sparkassen allein wären daher, wenn nicht das Kind auch Geld zu gewöhnlichen Ausgaben hätte, zu widerrathen, weil es früh die Gewohnheit zu nehmen erlangte, ohne zum Geben eine verhältnißmäßige Gelegenheit zu haben. Auf diese Art wird es leicht den Werth des Geldes unrichtig beurtheilen, und die Lehren, welche man ihm ertheilte, um dieses zu verhüten, für nichts mehr, als theoretische Sätze ansehen, für welche es die Anwendung in der eigenen Erfahrung vergeblich suchte. Es muß also, wenn es überhaupt mit Geld umgehen soll, dieses nicht allein empfangen, sondern auch wieder verwenden, und zwar 1) nur zur Anschaffung solcher Gegenstände und zur Verschaffung solcher Vergnügungen, welche die Eltern und Erzieher nach einem der Sittlichkeit des Vergnügens, dem Alter, den Bedürfnissen und besonderen Umständen gemäßen Urtheil ihm erlauben. — 2) Daß nicht bloß das eigene Vergnügen befördert werde. — 3) Daß Einnahme und Ausgabe im gehörigen Verhältnisse stehen. Man lasse nun das Kind nach jenen Regeln selbst handeln, und

berichtige dann, was man nöthig findet. Hat es z. B. zu theuer eingekauft, so ertheile man ihm den Rath in solchen Fällen, wo es den Werth der Dinge noch nicht kennt, Erfahrene zu befragen, und mache es mit dem Preise bekannt; oder gebe ihm auch die Anweisung, die Klugheitsregel, bei Gegenständen, welche keine festen Preise, sondern willkührliche haben, oder deren Werth im Gelde so gesetzt ist, daß man dabei etwas herabhandeln kann, erst bei mehreren damit Handelnden im Orte sich nach dem Preise zu erkundigen, um so den billigsten zu erfahren, wobei sie aber auch auf die Güte der Waare aufmerksam gemacht werden müssen, bei welcher auch der Preis verschieden seyn kann; denn eine gute Waare, von welcher Art sie auch seyn mag, ist immer theurer, als eine schlechte, die manchmal für den nicht Kenner von außen so ziemlich denselben Anstrich, denselben Gehalt, dasselbe Gepräge hat oder zu haben scheint; allein nach dem innern Gehalte sehr verschieden ist. Bei dieser Belehrung muß man aber mit aller Vorsicht zu Werke gehen, daß das Kind zwar vorsichtiger, aber nicht ängstlich und argwöhnisch werde. Ein Erzieher ist hier der Meinung, worin ihm gewiß Viele beipflichten werden, daß es gut sey, dem Kinde bei dem Einkaufe so mancher Bedürfnisse zu erzählen, wie dieses oder jenes verfertiget werde, wie viel erst habe geschehen müssen, daß es zu einem solchen verkäuflichen Produkte geworden, wie viele Hände sich mit demselben beschäftigen, in welcher Menge es verfertiget werde, um aus diesem allen den Preis herzuleiten und zu bestimmen. Auf solche Art erweitern sich die Begriffe des Kindes; man verbindet angenehme Gedanken mit der Bemerkung: daß es bei einem Einkaufe vielleicht betrogen sei, nicht um das Betriegen und Betrogenwerden von einer gefälligen Seite ihm vorzustellen, sondern um jene Engherzigkeit zu verhüten, welche

leicht entstehen kann, wenn man das Kind nur den Gedanken festhalten ließe: du bist betrogen, und dieses ihm mit unfreundlicher Miene entgegen schrie, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was diese unfreundliche Darstellung betriegerischer Menschen in der Seele des Kindes wirke; es könnte leicht zu allgemeinen Schlüssen Veranlassung geben, welche selbst gegen Freunde und Wohlthäter argwöhnisch machten. Ganz anders ist es, wenn der Knabe oder das Mädchen fähig ist, folgenden Schluß zu machen: dieser Verkäufer hat sich meine Unerfahrenheit zu Nutze gemacht und mich betrogen; allein viele Menschen haben zu meinem Nutzen und Vergnügen an diesem Gegenstande gearbeitet, und dieserhalb, wenn ich es gleich bekenne, daß ich betrogen worden, betrachte ich nur die Arbeit, die das, was ich dafür gegeben, noch übertrifft. Es wird also vorsichtiger, ohne jene argwöhnische Aengstlichkeit. Oder wenn sich ein Kind, Knabe oder Mädchen, Etwas angeschafft hat, welches man ihm zwar zu kaufen erlaubt, wobei man es aber seiner Klugheit überlassen hat, ob es nicht andere nützlichere oder nothwendigere Gegenstände vorziehen wolle. Man beurtheile jene Wahl mit Nachsicht und bedenke: daß man von einem Kinde noch nicht die kluge Haushaltung des Mannes erwarten dürfe, daß oft der Mann nicht viel weiser handle, als das Kind. Man gebe erst entfernte Winke, daß dergleichen Ausgaben nicht oft vorfallen dürfen, und zeige ihm dann, wenn es öfter auf solche Gegenstände fällt, wie es sein Geld besser hätte anlegen können, und hoffentlich in der Folge lieber verwenden werde. Die Liebe und das Zutrauen des Kindes werden seinem kindlichen Verstande zu Hülfe kommen. Auf solche Art lernt es das Bessere, Nöthigere und Nützlichere nicht bloß durch Lehre, sondern auch durch eigenes Handeln früher erkennen und vorziehen. Je mehr man, um diese Absicht zu errei-

chen, seine leitende Hand verbergen kann, desto besser; denn der kürzeste Weg ist immer der beste. Geldausgaben für Gegenstände oder Vergnügungen, die man verboten hat, oder wenn ein Knabe Kleinigkeiten kauft und sie nicht bezahlt, sondern sie von dem zu empfangenden Taschengelde zu bezahlen verspricht; alle dergleichen Sachen müssen hier schonend, aber doch auf eine fühlbare Weise gerügt werden. So müßte die bisher gewöhnliche Einnahme, das Taschengeld, sogleich zur Tilgung der Schuld angewendet werden, so müßte sich auch der junge Schuldner zur Strafe andere Einschränkungen und Entbehrungen gefallen lassen. — Das Gefühl der Abhängigkeit von seinen Eltern würde um so wohlthätiger auf ihn wirken, je mehr jene den Anschein der Willkührlichkeit in ihrem Verfahren zu vermeiden und die Strafen als natürliche Folgen des vorhergegangenen Verhaltens dem Kinde begreiflich zu machen wüßten. Will man die Absicht erreichen, daß das Kind sich nach den Umständen richte, das Schuldenmachen als etwas Gefährliches und Schädliches ansehe, wovon es die Ausnahmen früh genug finden wird, ohne sich in seinem Alter und in seiner Lage auf solche berufen zu dürfen ꝛc., so suche man durch vernünftige Belehrung auch dieses zu verhüten, daß es die Sache nicht bloß von der politischen Seite ansehe. Es ist daher wohl anzurathen, dem Kinde keine gewisse Summe zum wöchentlichen oder monatlichen Taschengelde zu bestimmen, sondern ihm solches in unbestimmten kleinen Summen, das heißt, bald mehr, bald weniger zu geben, nicht allein deswegen, weil die Einnahmen des Gebers oft unbestimmt sind, sondern auch wegen des auf jede erlaubte Art zu unterhaltenden wohlthätigen Gefühls der Abhängigkeit des Kindes von seinen Eltern. Manche Wohlthaten verlieren gleichsam durch Verjährung in den Augen der Kinder das Ansehen der Wohlthaten, weil sie ih-

nen immer zu einer bestimmten Zeit und auf völlig gleiche Weise erwiesen werden. In gleicher Absicht, um so wohl die Empfindung der Abhängigkeit, als auch die Dankbarkeit desto gewisser zu unterhalten, werden die Hauptbedürfnisse des Kindes von den Eltern unmittelbar befriediget. Ein Erzieher schlägt vor*), die Erziehung der Kinder so einzurichten, daß sie fühlen, daß Fleiß und Geschicklichkeit reich, glücklich und froh, Faulheit und Ungeschicklichkeit aber arm, unglücklich und mißvergnügt mache, und daß es von ihnen abhängt, was sie von beiden seyn wollen. Um dahin zu gelangen, nützen aber keine Theorien, keine bloßen Belehrungen ohne praktische Anwendung, ohne Beispiel, sondern die eigene Erfahrung. In dieser Absicht sollen Kinder, sobald sie einigermaßen zu Verstande kommen, nicht als willenlose und bei dem Laufe der Welt gar nicht interessirte Geschöpfe, sondern so behandelt werden, daß von ihrem eigenen Verhalten ihr glücklicher oder unglücklicher Zustand abhängt. Die Eltern sollen ihnen daher Alles, was sie mit ihren Händen und mit ihrem Kopfe arbeiten oder liefern, baar bezahlen, und nur über den daraus erwachsenen Geldvorrath der Kinder, da, wo es nöthig ist, Aufsicht führen. Damit aber diese Erziehung den Eltern nicht mehr koste, als die vorige, so sollen ihnen die Kinder dagegen Wohnung, Essen und Trinken, und Alles, was sie brauchen, bezahlen; auch für Kleidung und andere Nothwendigkeiten des Lebens unter dem guten Rathe und Beistande der Eltern selbst sorgen, wobei jedoch vorausgesetzt werden muß, daß auch die unvollkommene Arbeit des Kindes im Ganzen eben so reichlich bezahlt werde, damit seine Ausgabe die Einnahme nicht übersteige. Wenn das Kind nicht so viel erspart

*) Hannöversches Magazin, Jahrgang 1788, 22stes Stück, Seite 349 u. f.

oder in der Sparkasse hat, daß es das gewöhnliche Essen und Trinken oder Kleidung bezahlen kann, so müssen die Eltern demselben auf Rechnung oder gegen Zinsen vorschießen, wenn das Kind an dem Mangel unschuldig ist; im andern Falle soll es nicht mit an der Eltern Tisch essen, sondern geringere Kost, allenfalls Brod und Wasser, auch nur die unumgänglich nöthige Kleidung bekommen, nicht weil die Eltern es strafen wollen, sondern weil es der natürliche Gang der Welt ist, daß Niemand mehr Annehmlichkeiten des Lebens genieße, als die er verdient oder bezahlen kann. Der hier gemachte Vorschlag soll nun auf alle Kinder gehen, sie mögen für Kopf- oder für Handarbeit erzogen werden. Der Knabe, der ein Exercitium macht, oder etwas auswendig lernt, muß solches eben so wohl bezahlt bekommen, als ein Mädchen, das ein Paar Strümpfe gestrickt, oder ein Loop Garn gesponnen, oder sonst eine weibliche Handarbeit gemacht hat. In beiden Fällen, setzt der Verfasser hinzu, werden die Eltern nicht ärmer, aber ihre Kinder fühlen es handgreiflich, daß Fleiß und Geschicklichkeit der sicherste Weg zum Glücke ist. Auf diese Weise wird die Jugend mit tausend andern Gegenständen, als: Rechnen und Schreiben, Handel und Wandel ꝛc. auf die leichteste Art bekannt, und lernt sie ausüben.

Diese vorgeschlagene Erziehungsmethode, um Kinder schon früh den Gebrauch der Zeit und des Geldes, Fleiß und Sparsamkeit zu lehren, wird gewiß die meisten Gegner finden, weil sie die kindliche Liebe vernichtet und gleichsam schon früh die Kinder zu einer gewissen Selbstständigkeit berechtiget, von deren Werth sie noch keinen richtigen Begriff haben und haben dürfen, weil dieser sie nur in den Jahren ohne Erfahrung, ohne den Kompaß der Vernunft, zur Selbstliebe, zum Eigendünkel, zum Stolz und zu so vielen andern damit verknüpften Neigungen führen würde, welche in

den Jahren, wo der Jüngling sich zu seinem künftigen Berufe, das Mädchen zur künftigen Hausfrau ausbilden sollen, sie oft in dem Umgange mit Andern unausstehlich macht, weil Rechthaberei, Unbescheidenheit, Neid ꝛc. ihre Gefährten sind. Blicken wir zuerst auf die Kinder armer Eltern in der niedern Sphäre des Lebens, so würde bei diesen die oben angeführte Erziehungsmethode am meisten nachtheilig wirken; denn hier sind die Kinder oft genöthiget außer dem Hause, in Fabriken, Manufakturen und andern Gewerben durch Handarbeiten etwas zu verdienen, und diesen wöchentlichen Verdienst ihren armen Eltern zu ihrem Unterhalte zu bringen. Nimmt man nun an, daß diese Kinder, nach Verhältniß ihrer Kräfte, oft für einen geringen Lohn schon angestrengt arbeiten müssen, und sie nach ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße, auch die Thätigkeit und den Fleiß ihrer Eltern beurtheilen und berechnen wollen, ohne die andere häusliche Lage, die kleineren Geschwister ꝛc. zu berücksichtigen, welche die Mutter beschäftigen und in Thätigkeit erhalten, wobei also diese mit Handarbeiten nichts verdienen kann, und nun die Vorwürfe ihrer Kinder, die auf ihren Verdienst, auf ihre Erwerbsquelle trotzen, und diese den Eltern als Maaßstab zu ihrem Erwerbe entgegenstellen; müßte dieses nicht die so nöthige Liebe der Eltern und Kinder zu einander schwächen, ja ersticken, und zu vielen Mißhelligkeiten Veranlassung geben, besonders wenn die Kinder zu Jünglingen und Jungfrauen heranreifen? Sie würden dann die Dankbarkeit, die sie den Eltern, so lange diese leben, schuldig sind, und die auch thätig zu beweisen ihnen Pflicht ist, vergessen, oder sie nicht für Pflicht achten, weil sie schon von den frühesten Jahren, den Kinderjahren an, sich ihr Brod erwerben mußten, also für sich gleichsam zu sorgen gezwungen worden; sie würden also späterhin ihre Selbstständigkeit nur auf ihre

Selbstsucht gründen, und den Eltern auch nicht das Geringste, außer allenfalls ihre Geburt, ihr Daseyn, verdanken wollen. Eine solche verbreitete Erziehung könnte nur nachtheilig auf das Familien- und Staatsleben wirken. — Betrachtet man nun diese Erziehung bei den Kindern der höheren und gebildeteren Klassen, so entsteht hier derselbe Nachtheil für das Familien- und Staatsleben, wenn gleich in einem andern Grade, weil hier die Kinder in der jüngsten Zeit oft schon den Eltern durch eine fremdartige oder auch durch eine von den Eltern ferne Erziehung entfremdet werden, den Eltern also nicht nahe stehen, und gleichsam von ihrem Wesen, ihren Eigenthümlichkeiten, die oft so wohlthätig beim Zusammenleben auf den Charakter der Kinder wirken, den ursprünglichen Nationaltypus bewahren, nichts, gar nichts an sich tragen, und mit ganz andern Gesinnungen und in ganz anderer Gestalt auf den Schauplatz der Welt treten, und da um den Beifall der Menge geizen, dessen Früchte zu Resultaten führen, die in der neuesten Zeit keines Commentars bedürfen, um verstanden zu werden. Diese vorgeschlagene Erziehungsmethode, um den Grund zur künftigen Sparsamkeit zu legen, und die Kinder zur nützlichen Verwendung des Erworbenen frühzeitig anzuhalten, und auf den Verdienst durch Fleiß aufmerksam zu machen, wirkt gerade diesem Zwecke entgegen. Ueberhaupt hat man in neuerer Zeit so viele Methoden ersonnen, ausgeheckt, um Menschen für den Staat mit mannigfaltigen Eigenschaften zu erziehen, so viele Erziehungstheorien ins Leben treten lassen, von denen viele aber in der Anwendung scheiterten und scheitern, statt die Menschen zu erziehen, sie verziehen. Viele dieser Erziehungsmethoden gehen von Männern aus, die das Volksleben gar nicht kennen, die nie mit dem Volke in nähere und in eine solche Berührung gekommen sind, wo sie dessen häuslichen Verkehr, dessen ei-

genthümliches Leben haben kennen lernen; sie beurtheilen das Volk daher nicht nach der Wirklichkeit, sondern nur nach Idealen, und hierauf gründen sich auch ihre Methoden; diese sind für ein Volk, wie es keines giebt. Viel praktischer und in das Volksleben eingreifend war die Erziehung der Alten; sie richteten mit der Einfachheit derselben mehr aus, als wir mit allen Philantropinen, erhabenen Erziehungsmethoden ꝛc., welche den Treibhäusern und Mistbeeten gleichen, die zwar frühzeitige, aber keine kraft- und saftvolle Pflanzen erziehen. Die Jugend wird um ihre schönsten Jahre, die Kinderjahre, bei einer solchen Erziehung betrogen. — Ein Herr von Pufendorf*) macht über den oben, S. 392, angeführten Vorschlag auch einige beherzigenswerthe Bemerkungen, welche hier noch verdienen angeführt zu werden.

Die Absicht dieses Vorschlages ist sehr gut, nemlich die Kinder frühzeitig lernen zu lassen, daß man ohne Fleiß und Thätigkeit nicht reich und glücklich werden könne, und daß anderer Seits Armuth und Mangel natürliche Folgen von Faulheit und Müßiggang seyen. Weniger thätige und | fleißige Kinder sollen deswegen auch schlechtere Kost genießen, bis sie durch ihre Arbeit so viel verdienen, daß sie bessere Kost bezahlen können ꝛc. Dieses Alles ist lobenswerth, wenn nur diese Methode mit Sicherheit angewendet werden dürfte, ohne davon nachtheilige Wirkungen befürchten zu müssen, welche den beabsichtigten Nutzen um vieles überwiegen dürften. Denn bei einer näheren Beleuchtung des Vorschlages möchte sich der vortheilhafte Anschein desselben wohl um nichts vermindern, und ohne gehörige Einschränkung und Modifikation möchte er von den Revisoren des gesammten Erziehungswesens schwerlich gebilliget werden. Ich habe gegen jenen Vorschlag folgendes zu erinnern. Jedermann wird eingestehen, daß der Erfolg einer

*) Hannöversches Magazin, Jahrgang 1788, St. 68, S. 1073 u. f.

guten Erziehungsmethode hauptsächlich auf der Liebe und dem Vertrauen beruhe, welches Kinder zu ihren Eltern, als Erziehern, haben, und daß diese Liebe und dieses Vertrauen sich vorzüglich auf den Begriff der Kinder, daß sie alles Gute, was sie haben und genießen, von ihren Eltern empfangen haben, gründen und sie sich daher zum Gefühl der Dankbarkeit gegen jene verpflichtet fühlen. Wie sehr muß aber durch dieses Verfahren der Eigendünkel der Kinder erregt und genährt werden! Wenn ihnen ihre wenigen, geringen und unvollkommenen Arbeiten so reichlich bezahlt werden sollen, daß sie von ihrem Verdienste alle ihre Bedürfnisse erkaufen und bezahlen können; so müssen sie nothwendig einen übertriebenen hohen Begriff von der Wichtigkeit und dem Werthe ihrer Arbeiten bekommen, so verlieren sie schon früh das Gefühl der Abhängigkeit von ihren Eltern und werden diesen nicht ohne Widerstreben Gehorsam und Folge leisten; nur Dankbarkeit und Liebe gegen die Eltern, Demuth, Bescheidenheit nicht allein, sondern auch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit, Mitleiden, Wohlwollen und Wohlthätigkeit sind in Gefahr dadurch im Keime erstickt zu werden. Denn das Kind, welches nichts ohne Bezahlung erhält, wird auch schwerlich etwas umsonst weggeben, oder eine Gefälligkeit und einen Dienst zu erweisen bereit seyn, wo es nicht entweder Gegengefälligkeit und Gegendienst, oder doch baare Vergeltung zu erwarten habe. Die Bezahlungsmethode ohne Einschränkung und Modifikation, wie sie in jenem Vorschlage empfohlen wird, kann zwar recht fleißige, thätige, arbeitsame Erwerber und brauchbare Geschäftsmänner, dabei aber auch stolze, eigensinnige und eigennützige, allein nie, wie zu glauben ist, dankbare, bescheidene, gefällige, wohlthätige, edle und großmüthige Menschen bilden. Ob endlich eine so frühzeitige Aufregung und Anreizung der Geldliebe nicht höchst gefährlich für die Moralität der jungen Seelen werden könne, und ob die dabei zum Ziele gesetzte Uebung und Schärfung des Verstandes jenen nachtheiligen Wirkungen die Wage halte, ist ein psychologisches und pädagogisches Problem, welches ich denen zur Auflösung überlasse, die mehr Seelenkunde,

als ich, besitzen. — Will man die Kinder früh mit dem Gelde umgehen und haushalten lehren, und sie dadurch zu Fleiß und Thätigkeit anspornen, so bezahle man ihnen zu Zeiten eine besonders aufgegebene Arbeit, und laße sie für das dadurch erworbene Geld dieses und jenes Spielzeug oder sonst etwas, das nicht im allerstrengsten Verstande zu den Lebensbedürfnissen gehört, ein musikalisches Instrument, oder Naturalien und allenfalls Obst ꝛc. kaufen, und gebe ihnen dabei Gelegenheit etwas davon zu wohlthätigen Zwecken anzuwenden, wobei man sie aber frei und ohne allen Zwang handeln lassen muß. Reizen kann man zwar zur Wohlthätigkeit, und muß es oft bei solchen verdorbenen Kindern, die Kaltblütigkeit, Hartherzigkeit und keine Theilnahme an dem Schicksale ihres Nebenmenschen zeigen; allein das Reizen muß nie unmittelbar durch bloße trockne Vermahnungen, oder bloße Erhitzung der Einbildungskraft geschehen, sondern hauptsächlich durch lehrreiche und Eindruck machende Beispiele und durch Erregung der Aufmerksamkeit, aber allezeit auf eine so feine Art, daß das Kind die Absicht nicht merke, daß man auf sein Herz zu wirken suche. Bei sehr trägen und Arbeit scheuenden Kindern wäre die Bezahlungsmethode schon mit weniger Einschränkungen anzuwenden, als bei andern, und könnte vielleicht mit Nutzen als ein Reizungsmittel dienen, ihre schlummernde Thätigkeit zu wecken und anzuspornen.

Ein Herr Villaume sagt im 5ten Theile der allgemeinen Revision des gesammten Erziehungswesens, Abtheilung 1, Kap. 24, S. 620, in Absicht des Geizes im Ersparen des Geldes: „Man belohne nicht jedes Wohlverhalten des Kindes mit Geld — und bei freudigen Veranlassungen suche man nicht immer durch Geschenke an Gelde die Kinder an der Freude Theil nehmen zu lassen, sonst gewöhnen sie sich mit der Idee der Freude, die Idee von Geld zu verbinden, und dann wissen sie von keiner andern Freude, dann kennen sie keine andere Belohnung, als Geld.“ —

Hier ist nun nicht der Ort, um diesen Gegenstand noch weiter auseinander zu setzen, was hierüber noch gesagt werden muß, wird unter Volkserziehung, unter V. vorkommen. Wenden wir uns daher wieder zur Sparkasse und der Sparsamkeit. Herr Dörrien*) in Hannover, von dem ich oben, S. 378 u. f., schon manches Zweckmäßige über diesen Gegenstand angeführt habe, sagt: Wenn man Sparkassen verstattet, so muß durch selbige dem Kinde die Lehre sinnlich nahe gebracht werden. Der Vorsichtige sorgt auch dafür, daß er für außerordentliche oder ungewöhnlichere Fälle etwas aufbewahrt habe, daß er z. B. bei entstehenden Krankheiten Arzt und Arzenei bezahlen könne ꝛc. Wenn aber dieser Zweck erreicht werden soll, so muß man den Kindern Gelegenheit geben, jene Fälle, welche unerwartete und größere Ausgaben erfordern, von den gewöhnlicheren zu unterscheiden, und wenn jene eintreten, seine sogenannte Sparkasse anzugreifen. Würde z. B. der Knabe, welcher eine solche Kasse hat, krank, so könnte der Vater von ihm fordern, daß er aus seinem Geldvorrathe etwas hergebe, um die gebrauchte Arzenei oder den Arzt zu bezahlen. Der Vater zeigt dem Kinde durch die Rechnung, die er erhielt, was die Arzenei kostete, tilgt einen Theil jener Rechnung mit, und macht den Genesenden aufmerksam, wie wohlthätig es sei, den Rath eines geschickten Arztes gebrauchen und sich Arzneien verschaffen zu können, da manche arme Kranke diesen Vorzug entbehren, welche aber oft mitleidige Menschen finden, die sich ihrer annehmen. Die Rede muß aber kurz, eindringend und gut seyn; denn lange Reden ermüden das Kind, und der Eindruck wird gehindert. Ein anderes Mal wird es der Vater mit außerordentlichen Unglücksfällen einer Familie

*) Hannöversches Magazin, Jahrg. 1788, St. 94., S. 1497 u. f.

oder eines Ortes bekannt machen, ohne seinen verhältnißmäßigen Beistand auch nur entfernt zu fordern; es kommt vorzüglich darauf an, wie das Gefühl des Wohlwollens bei ihm geweckt und gestärkt ist. Geschah dieses früh und zweckmäßig, war die äußere Lage günstig jenes Gefühl zu unterhalten ꝛc., so wird die einfache Erzählung solcher Unglücksfälle das Kind von selbst geneigt machen, sein Schärflein mit willigem Herzen beizutragen, welches auch dann noch edel wäre, wenn es erst das Beispiel Anderer dazu ermunterte. Das Kind müßte mit folgenden Gedanken vertraut gemacht werden. Alles, was ich habe, ist Eigenthum meines Vaters, ich bin nur Verwalter über das, was er mir unter die Hände gab, ich soll Ordnung und Sparsamkeit, Vorsicht und Menschlichkeit, den Werth des Geldes und der Dinge kennen, und diese Kenntniß anwenden lernen. Man beobachte mit der möglichsten Sorgfalt, ob diese Lehren richtig verstanden werden, und das Gute wirken, was man zur Absicht hatte. Bemerkt man Aengstlichkeit bei dem Kinde, wenn es Gebrauch von dem Gelde machen soll, oder wenn man ihm dazu nur die entfernte Veranlassung giebt, so suche man jene Aengstlichkeit nach und nach zu schwächen, und gebe nicht durch Sparkassen Veranlassung und Gelegenheit sie zu vermehren. Erfahrene Erzieher haben bemerkt, daß die Lehre: „Lege das weg, es wird dir ein andermal nützlich sein", bei schwachen, häuslichen, trägen, zum Ernst und zur Unzufriedenheit geneigten Subjecten leicht die Quelle des Geizes werden könne, daß im Gegentheil für muntere leichtsinnige Gemüther jene Lehre nicht allein eine schädliche, sondern auch nützliche sei. Ferner erlaube man nicht, daß die Kinder ihr Geld zu oft zählen oder umsetzen, und vornämlich, daß sie glänzende Münzen eintauschen. *) — Diese Bemerkung ist sehr

*) Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, Th. 5, S. 612.

richtig; denn nichts führt leichter zur übertriebenen Geldliebe, zum Geize, als das öftere Ueberzählen des Geldes, und das Vergnügen an blanken Thalern. Man hegt Letztere dann immer, bewahrt sie als das Köstlichste, was man besitzt, und faßt eine Leidenschaft dafür, daß man die höchste Entbehrung erduldet, sich jedes Vergnügen versagt, um nur nicht das blanke Geld auszugeben, und diese Leidenschaft wurzelt so fest, nimmt mit den Jahren so sehr zu, daß der Grund zum Geize gelegt wird, ohne daß man es bemerkt. — Erbt nun vielleicht ein junger Geizhals ein ansehnliches Vermögen, welchen Nutzen wird das gemeine Wesen von seinem großen Reichthume haben? Niemand erwartet von ihm, daß er irgend einen wohlthätigen Luxus machen, Jedermann befürchtet, daß er nun jede Kleinigkeit, die ihm gebührt, mit der äußersten Strenge eintreiben werde. Die Armen erfreuen sich seines Reichthums nicht, und der Himmel trauert über den Geizhals, welcher glaubt Himmel und Seligkeit durch einige Summen erkaufen zu können, welche er am liebsten erst nach seinem Tode auszahlen läßt, indem er sogenannte fromme Legate gemacht hat. — Indessen denkt er nicht an den Tod und glaubt Methusalems Alter zu erreichen; und sonderbar genug, daß Geizhälse, wegen der strengen Diät, die sie ihres Geldkastens wegen führen, immer ein hohes Alter erreichen, wenn ihnen nicht sonst Unglücksfälle begegnen. So hart das ersparte Metall ist, so hart ist ihr Herz, so trocken und spröde ihr Körper, welches Letztere auch nur von der Begierde herrührt, mit der sie Reichthümer zusammen zu scharren suchen, theils auch von der Angst und ewigen Besorgniß, daß ihnen ihr Geld entwendet werden könnte. Es ist zwar schon durch viele Beispiele bewiesen, daß des Geizigen Schatz gewöhnlich an lachende Erben kommt, und selten auf den dritten Erben übergeht; allein während seines Lebens genießen seine Mitbrüder oder Mitmenschen nicht

nur nichts davon, sondern werden oft noch durch seine Geldgier u. durch die sich daraus erzeigende List hintergangen, nicht zu gedenken, daß wenn ein solcher Geizhals ein bürgerliches Gewerbe, eine Manufaktur, Fabrik ꝛc. betreibt, er sich noch mit den angestrengten Kräften, mit den Knochen, wie man zu sagen pflegt, Anderer bereichert. — Es soll daher, und ist es auch wohl, gerathener seyn, einem jungen Geizhalse, welcher durch Lehre und Beispiel nicht vernüftiger und besser wird, seinen Schatz, an welchem sein Herz so fest hängt, vor seinen Augen zu nehmen, und unter arme, ganz fremde Kinder, mit welchen er keinen Umgang hat, zu vertheilen, als sein Zutrauen zu gewinnen, ihn ganz sicher zu machen, geheime Veranstaltungen zur Entdeckung des Schatzes zu treffen, über eigenen Verlust mit ihm zu klagen, dann ihn zu trösten und auf die ihm nöthige Lehre zu bringen, wie dieses vorgeschlagen worden; denn, wenn jenes Versehen auch noch so geheim bliebe, und das Kind nur auf den geringsten Verdacht gerathen könnte, daß der Vater oder bestellte Erzieher, welche es sicher machten, die Urheber jener Entwendung seyen, so scheint dieses Mittel doch nicht rechtmäßig zu seyn, so gut auch immer die Absicht an und für sich seyn mag. Bei aller Vorsicht würde doch die absolute Unmöglichkeit des Verdachtes nicht gesichert werden können. Kinder beobachten in ihren besonderen Angelegenheiten oft sehr geringe scheinende Umstände, welche der Erfahrnere nicht selten in seinen Angelegenheiten übersieht, und schließen oft aus denselben mehr, als man denken sollte. Und entstände nun wirklich jener Verdacht, was würde der kleine Geizhals von den Lehren seines Erziehers denken? Wofür würde er die Unwahrheit ansehen? Hätte man ihn vielleicht nicht Intriguen gelehrt. Und was nützte dann die Einschränkung der Aeußerung des Geizes. Hier würde sich nun noch die Frage aufwerfen lassen, sagt Herr Dörrien: Ob es besser sey,

dem Kinde öfter nud weniger, oder seltener und mehr Geld zu geben? Diese Frage läßt sich nur nach der Verschiedenheit der Subjecte beanworten. So kann man demjenigen Kinde, welches über Geldeinnahmen ein großes Vergnügen äußert, lieber seltener und mehr, als öfter und weniger Geld geben, weil öftere Geldeinnahmen zum Geize Veranlassung geben können. Man muß ihm lieber monatlich, als wöchentlich Taschengeld geben, lieber auf einmal einen Thaler für seine Sparkasse bestimmen, als in dreimalen eben so viel geben, weil öftere Einnahmen immer noch mehr lüstern machen, seltnere jedoch nicht. Sparkassen, Sparbüchsen anzulegen sind daher für die Kinder, Knaben nnd Mädchen, und dann für Jünglinge und Jungfrauen sehr gut, jedoch nur unter den schon oben angeführten Bedingungen, daß man das ersparte Geld zu einem gewissen Zwecke verwende, es also nur ein Zurücklegen, um gewisse Wünsche auszuführen, sey, keinesweges aber geschehen müsse, um nur Geld zusammenzuscharren, zusammenzubringen, um daran einen Wohlgefallen zu haben, um sich daran zu ergötzen; denn dieses nur führt zum Geiz, zum Eigennutz und zu allen den Untugenden oder Lastern, welche die Gefährten der Geldliebe sind. Daher ist die höchste Vorsicht in Anlegung von Sparkassen bei Kindern nöthig; und besser ist es wohl, wenn man ihnen bei besonderen Einnahmen, die man hat, auch kleine Extra-Geldgeschenke ꝛc., außer dem gewöhnlichen Taschengelde, welches sie zur Verwendung für kleine Bedürfnisse bekommen, für die Sparbüchse giebt; sie erhalten hierdurch nicht die besondere Weisung, für die Sparbüchse auch das Taschengeld zu bestimmen, und können auf diese Weise nicht an jene Klippen gerathen, die späterhin, wenn sie in das Geschäftsleben treten, oder selbst wirkend auftreten, die Menschenliebe scheitern machen. — Auch lege man keine zu große Sparkassen,

Sparbüchsen an; setze das Ziel, für das ersparte Geld etwas Nützliches anzuschaffen, nicht zu weit hinaus, so wird hierdurch dem Uebel: das Geld lieb zu gewinnen, und es nicht als Mittel zum Zweck zu betrachten, Schranken gesetzt. — Bei dergleichem Erziehungsplane, so wie überhaupt bei allen, ist es durchaus nothwendig, nach Dörrien, daß man harmonisch nach demselben verfahre, daß der Vater nicht anders lehre und lenke, als die Mutter, und Beide wiederum nicht anders, als der bestallte Lehrer und Erzieher, wenigstens müssen sie sich nicht geradezu entgegenhandeln. Können sie sich in ihren Meinungen nicht vereinigen, so ist es am besten, daß nur Einer oder Eine die eigentliche Erziehung übernimmt, und für das Kind am vortheilhaftesten, wenn der- oder diejenige das Geschäft besorgt, welche die Sache am besten versteht. Durch einen Machtspruch Erzieher seyn zu sollen, wird schwerlich Jemand ein guter Erzieher werden; das Wollen allein ist auch nicht hinreichend, kann aber zum Zwecke führen; in einzelnen Fällen reicht selbst das Können und Wollen nicht hin, man suche dann zu können, was man kann.

Nach dieser Abhandlung der Sparkassen, Sparbüchsen ꝛc. bei den Kindern, komme ich nun zu den Mitteln: einen sogenannten Nothpfennig bei unvorhergesehenen Vorfällen zu erübrigen, bei Erwachsenen. Ehe man Wittwenkassen, Sterbekassen und ähnliche Institute hatte, um seinen Hinterbliebenen gewisse Summen zu sichern, wie es in neuer und neuester Zeit der Fall ist, suchte schon jeder Familienvater nach seinem Hintritte seiner Familie, besonders aber seiner hinterlassenen Wittwe, ein kleines erspartes Kapital zu hinterlassen, welches sie doch vor dem ersten Mangel und den Ausgaben schützte oder sicherte, bis sich andere Hülfsquellen darboten, wodurch die Familie ihren ferneren Unterhalt ziehen konnte.

Zu diesem Zwecke hielt nun der Hausvater eine große Sparbüchse von starkem Eisenbleche, in welche er von jeder Einnahme, die er hatte, von dem Gewinne einer jeden Arbeit, eines jeden Geschäftes, das er machte, ein Gewisses steckte. Wenn nun die Büchse angefüllt war, so wurde das schon ersparte Geld irgendwo auf Interessen gegeben, oder man legte es bei Seite, verwahrte es besonders, und fing von neuem an die Büchse auf diese Weise zu füllen. Dieser Gebrauch war in einer Zeit, wo das öffentliche, das Geschäftsleben, die Gewerbsamkeit eine ganz andere Seite hatte (denn durch die geschlossenen Zünfte war dem Handwerker ein gewisser Verdienst gesichert, und die Betreiber der freien Künste und Gewerbe, der Wissenschaften, des Handels ꝛc. standen zu der Bevölkerung eines Staates in einem solchen Verhältnisse, wobei sie nur gewinnen konnten), wohl zweckmäßig oder erfüllte vielmehr den beabsichtigten Zweck; ganz anders ist es aber in der neueren und neuesten Zeit mit einer solchen Sparkasse bei der ganz andern Richtung der Gewerbsamkeit, bei der höher steigenden Kultur, und der sich dadurch ausgebreiteten Kunstindustrie in allen Zweigen der Künste und Handwerke; bei dem Kunst- und Gewerbetriebe durch Gewerbefreiheit oder Aufhebung des Zunftzwanges, bei der Uebervölkerung, kurz bei dem Ueberbieten in allem, was Arbeit, was Gewinn heißt, geworden; jetzt wird dasjenige, was bei einigem glücklichern Zusammenwirken mancher Umstände zurückgelegt oder erspart ward, bei bald darauf folgenden unglücklichen Conjuncturen wieder ergriffen und ausgegeben; ja man möchte fast sagen, daß bei allen denjenigen, die auf eine unbestimmte Einnahme angewiesen worden, gar kein Sparen mehr möglich sei, weil sie bei der jetzigen Umgestaltung der Gewerbsamkeit auf gar keine sichere Einnahme mehr rechnen können; und nur aus solchen

Einnahmen, wie sie ehemals waren, konnte man auf die Zukunft einen sogenannten Nothpfennig ersparen; jetzt kann dieses nur durch Kapital erreicht werden; denn nur mit Geld, mit dem Ueberbieten und der Vernichtung Anderer kann man zuletzt etwas erübrigen; allein jetzt bloß mit der Arbeit der Hände heraufzukommen, jetzt etwas zu ersparen, ist beinahe bei einem unbestimmten Gewerbe, das bloß auf der Theilnahme des Publikums beruht, unmöglich; und nach und nach das Erübrigte andern Kassen anzuvertrauen, um so die Wiederausgabe in der Noth unmöglich zu machen, z. B. es Sterbe- und andern ähnlichen Kassen zu geben, ist auch nicht immer und überall mit glücklichem Erfolge gekrönt worden. In der ehemals bei Dieterici herausgekommenen neuen Berlinischen Zeitschrift vom Jahre 1812, Nr. 13, sagt Jemand unter der Ueberschrift: Noch Etwas über die Sparbüchsen, Folgendes: „Traurige Erfahrungen lehren, daß alle dergleichen Sparbüchsen, worein so mancher Gatte und Vater sein Scherflein, oft mit Aufopferung mancher Lebensfreuden, warf, um nach seinem Tode seinem Weibe und seinen Kindern eine Erleichterung oder sorgenloses Auskommen zu verschaffen, nicht den beabsichtigten Zweck gewähren, sondern die Sparpfennige noch bei seinem Leben verschwinden, oder ihm eine Zukunft winkt, wo diese nicht wuchern werden. So wenig die Sterbe- und andere ähnliche Kassen ihre Absicht erfüllen, eben so wenig möchte es allen nur erdenklichen Sparbüchsen besser ergehen. In der Regel ist der Anfang gut, aber im Fortgange mischen sich so manche Umstände ein, die den Wachsthum und das Gedeihen hindern, und den Untergang herbeiziehen, wodurch, anstatt des vorzubeugenden Uebels, die Armuth zu heben, nur solches vergrößert wird.“ — Der Verfasser dieses Aufsatzes hat hier freilich nicht unrecht; allein was damals diese sogenannten Spar-

kassen betraf, als der Verfasser dieses schrieb, daß sie ihre Zahlungs-Verpflichtungen nicht erfüllten, war in Preußen, so auch wohl in dem übrigen Deutschlande, wo dergleichen Anstalten errichtet worden, Folge des Krieges, der, wenn auch nicht ganz diese Anstalten vernichtete, doch ihre Quellen verstopfte ꝛc. Daß übrigens auch dabei nicht Unredlichkeiten vorgefallen seyn sollten, und man diese Zeitereignisse hier und da nur benutzt hat, um sich selbst mit den Sparkassen zu bereichern, kann man wohl nicht in Abrede stellen; indessen sind unglücklich geführte Kriege und dergleichen Hauptereignisse, die auf das äußere und innere Leben einer Nation wirken, doch keine so häufige Erscheinungen, und daher dergleichen Anstalten, wenn sonst ihre Einrichtung zweckmäßig und solide ist, nicht ganz zu verwerfen, wenn gleich auch eingestanden werden muß, daß man gerade in einer solchen Zeit die Früchte seiner Ersparungen oder Ersparnisse am nöthigsten gebraucht. Wenn daher in der Haude- und Spenerschen Zeitung vom Jahre 1812, Nr. 17, der Vorschlag gethan wird, daß man eine allgemeine Sparbüchse, Sparkasse, errichten möge, um wo möglich Unglück und Jammer, dessen es so viel in der Welt und besonders jetzt giebt, abzuwenden, oder zu erleichtern, so ist dieses wohl auf solche Zeiten, wie oben angeführt worden, nicht anwendbar; denn gerade in diesen bedrängten Zeiten zahlte keine Kasse, alle andere Einnahmen, viele bürgerlichen Gewerbe stockten mehr oder minder, und viele Familien versanken in die äußerste Dürftigkeit, in Armuth, weil sie nirgends Hülfe fanden. In der Kriegesperiode, in den ersten Lüstres dieses Jahrhunderts, erhoben sich mehrere Stimmen gegen alle öffentliche und Privat-Anstalten zur Unterstützung Hinterbliebener, wie die Wittwen-Kassen, Sterbekassen ꝛc., weil sie, wie auch schon oben angeführt worden, in der unglücklich-

sten Periode, wo die Noth am höchsten war, nicht zahlten; allein man war zum Theil ungerecht gegen diese Anstalten, weil ihnen selbst die Gelder ausblieben; obgleich bei einigen Privat-Anstalten wohl andere Bewegungsgründe vorhanden seyn mochten, die dann immer mit den Zeit-Ereignissen entschuldiget werden, oder vielmehr diese Ereignisse müssen als Bollwerk dienen, wohinter sich dann die Unredlichkeit der Verwaltungsbeamten flüchtet. Indessen sind diese Fälle, die vorgekommen sind, nur Einzelnheiten, und können und dürfen daher kein falsches Licht auf diese Anstalten werfen; denn es lag nicht an den Anstalten selbst, nicht an ihrer Zweckmäßigkeit, sondern am Eigennutz und der unredlichen Verwaltung der Beamten. Anstalten dieser Art wirken immer wohlthätig, verbreiten Heiterkeit in manchen Familien auf die Zukunft, und trocknen manche Thräne, die im Stillen einer trüben Zukunft floß. Ihre Wichtigkeit bewiesen schon die alten Stiftungen dieser Art von unsern Vorfahren. In Holland gab es gewiß in der blühenden Periode seines Handels die wenigste Ursache zur Errichtung von dergleichen Wohlthätigkeits-Anstalten, und dennoch fand man nirgends mehr dergleichen Stiftungen, als gerade in diesem Lande; ein sicherer Beweis für ihre Zweckmäßigkeit, weil der Kaufmann Alles berechnet, und nur das annimmt, woraus wirklicher oder sicherer Gewinn fließt, also sind auch dergleichen Anstalten ein sicherer Gewinn für den Staat, in dem sie bestehen; nur Ausartungen und Nichtbefolgung der ersten dabei angenommenen Grundsätze machen sie weniger ersprießlich. Man hat daher auch im Preußischen Staate, nach der glücklichen Wiederherstellung desselben in seiner Integrität, in Berlin, im Jahre 1818, ein ähnliches Institut, wie die oben genannten, jedoch aber nicht zum Besten oder Vortheile der Hinterbliebenen, sondern der Lebenden selbst, errichtet, eine Sparkasse,

worin jeder der Einwohner der Residenz seine kleinen Ersparnisse zinsbar und sicher unterbringen, und sie zu jeder Zeit mit den aufgelaufenen Zinsen ganz oder theilweise wieder erhalten kann. Besonders beabsichtiget man die arbeitenden, ärmeren Klassen der Einwohner durch diese Einrichtung behülflich zu seyn, sich ein kleines Kapital zu sammeln, welches sie bei Verheirathungen, Etablirung eines Gewerbes, im Alter oder in Fällen der Noth heben und benutzen können. — Der Wunsch, eine solche Sparkasse, Sparbüchse, in der Residenz zu besitzen, hatte sich schon vor der Errichtung derselben in den öffentlichen Blättern kund gethan, fand jedoch auch schon seine Gegner, welche der Organisation derselben viele Schwierigkeiten prophezeiheten. Man gab vor, daß sich wohl schwerlich Personen finden würden, die um des Guten willen, auch Gutes zu thun beabsichtigen; die, wie in Holland, unentgeldlich, und bloß aus Liebe zur Sache die Verwaltung übernähmen, und würden nicht Ober- und Untervorsteher, Rendanten, Controlleure, Kassirer und ein Schwarm von Beamten, wie es bei andern ähnlichen Anstalten der Fall ist, durch nicht unbeträchtliche Gehälter einen Theil des für den Zweck bestimmten, vorweg nehmen? — Diese und ähnliche Einwürfe wurden einem solchen Institute als Prognosticon gestellt, wenn es ins Leben trete, und daher demselben auch keine lange Dauer oder doch kein guter Fortgang prophezeiht. Indessen trat das Institut, die Sparkasse, von den Stadtverordneten gestiftet, ob nun durch den öffentlichen Vorschlag erst veranlaßt, oder schon vorher beschlossen, und dieser Vorschlag nur vorangeschickt, um die Stimme des Publikums in Hinsicht eines solchen Instituts zu vernehmen, ins Leben. An die Spitze, als Vorsteher und Stifter, stellten sich einige der angesehensten Mitglieder der Stadtverordneten, welche diesen Dienst aus Liebe zur Sache über-

nahmen, und ein Paar Beamte. Wenn nun auch bei dem Eröffnen dieses Instituts, der Sparkasse, sich noch manche Mängel zeigten, wie dieses bei allen neuen Instituten der Fall ist, so wurden diese in der Folge beseitiget, und das ganze Institut, das, seiner Nützlichkeit wegen, zu der Errichtung ähnlicher Institute in andern Ländern Veranlassung gegeben hat, wird seit dem Jahre 1827 nach folgendem Statute verwaltet.

Statut für die in der Haupt- und Residenzstadt Berlin von der Stadtverordneten-Versammlung gestifteten Sparkasse.

§. 1. Diese Kasse, welche sich auf dem Rathhause befindet, und nicht von demselben entfernt werden darf, soll verpflichtet sein, Summen in baarem Gelde von Funfzehn Silbergroschen und darüber anzunehmen.

§. 2. Sie verzinset alle bei ihr eingezahlten Summen, welche Einen Thaler und darüber betragen, mit Ausschluß der Groschen, welche nicht verzinset werden, jährlich mit Drei und Ein Drittel Procent, also mit Einem Silbergroschen jährlich, für jeden vollen Thaler; die Zinsen werden jedoch nicht gleich von dem Einzahlungstage, sondern nur immer von dem ersten des nächsten Monats berechnet, so daß jemand, der z. B. am 5ten oder 17ten April Geld einzahlt, die Zinsen vom 1sten Mai ab, empfängt. Bei Zurückzahlung des Capitals werden die Zinsen auch nur bis zu dem 1sten des Monats gezahlt, in welchem die Rückzahlung erfolgt.

§. 3. Die im vorstehenden §. verheißenen Zinsen, werden jedem Interessenten auf seine Einlagen dadurch gezahlt, daß der jährliche am 31sten December fällige Betrag derselben, im Laufe des Monats Januar auf sein Conto in Einnahme gestellt wird. Bei der nächsten Präsentation des Sparkassenbuchs auf der Kasse, werden diese Zinsen auch darin übertragen. Von dem durch diese Zuschreibung vermehrten Capitals-Betrage, werden dann die Zinsen ganz nach vorstehen-

den Bestimmungen weiter berechnet, um so durch Zinses-Zins den schnelleren Anwuchs des Capitals zu befördern.

§. 4. Die eingehenden Gelder sollen vorzugsweise durch Anschaffung von Berliner Stadtobligationen zinsbar belegt werden. In Hinsicht derjenigen Summen, für welche jedoch nach §. 5. nicht Stadtobligationen für Rechnung der Interessenten gekauft, sondern welche nach den Quittungsbüchern den Interessenten baar zurückgezahlt werden, und die also für Rechnung der Commune zinsbar belegt werden müssen, ist es nachgelassen, den 10ten Theil ihres Betrages, durch Unterbringung bei der Seehandlung, bei der Bank oder bei ähnlichen öffentlichen Geld-Instituten zinsbar zu belegen. Diese Belegung ist auch in Hinsicht der Summen zulässig, welche die Sparkasse nach §. 16. vom Zinsgewinn erübriget.

Ein jeder, welcher Ersparnisse bei der Kasse zu stehen hat, kann dieselben auf Verlangen zu jeder Zeit mit den aufgelaufenen Zinsen ganz oder theilweise wieder erhalten, wie solche nach seinem Quittungsbuche entweder in baarem Gelde, oder in Stadtobligationen nach den näheren Bestimmungen des §. 5. vorhanden sind.

§. 5. Sind für einen Interessenten die Ersparnisse bis zu einer solchen Summe angewachsen, daß dafür eine Berliner Stadt-Obligation zu 4 pro Cent auf den Capitals-Betrag von Fünf und Zwanzig Thalern angekauft werden kann, so wird dieser Ankauf am Schluß des Monats nach dem dann bestehenden Course bewirkt. Das dafür berechnete baare Geld wird ihm in Ausgabe und die angekaufte Obligation in Einnahme gestellt, und der Interessent muß sich diesen für seine Rechnung geschehenen Ankauf gefallen lassen. Mit demselben wird für Rechnung der Interessenten fortgefahren, so oft die anwachsenden Beträge von neuem einen solchen Ankauf zulassen.

Diese Obligationen sind alsdann das Eigenthum des Interessenten; er genießt davon, so lange er sie in Verwahrsam der Kasse läßt, auch die vollen 4 pro Cent, welche die Stadtobligation trägt.

§. 6. Die angeschafften Stadt-Obligationen wer-

den in das Depositorium des Magistrats, gegen Rückschein desselben, niedergelegt, und der Rendant der Sparkasse behält nur so viel, als nach der zu machenden Erfahrung zu den täglichen Ausgaben erforderlich ist.

§. 7. Jeder, welcher Geld zur Sparkasse einzahlt, erhält ein mit dem Stadtwappen gestempeltes und von den, §. 11, benannten Vorstehern vollzogenes Quittungsbuch, das dieselbe Nummer erhält, unter welcher der Interessent in die Bücher der Sparkasse eingetragen ist, und diesem Buche ist gegenwärtiges Statut vorgedruckt. Niemand ist dabei verpflichtet, seinen Namen zu nennen und in die Bücher einschreiben zu lassen. Die bloße Einschreibung der Nummer, jedoch mit Zahlen und Buchstaben, unter welcher derselbe in dem Kassenbuche verzeichnet steht, ist hinreichend.

§. 8. In dies Quittungsbuch wird von den betreffenden Kassenbeamten jede zur Sparkasse gezahlte Summe eingetragen, mit Bemerkung des Tages, an welchem die Zahlung geleistet ist. Eben so wird die Ausgabe dann eingetragen, wenn jemand von dem eingelegten Gelde etwas zurück verlangt. Wenn die ganze Summe, die ein Interessent in der Sparkasse stehen hat, ausgezahlt wird, so muß das Quittungsbuch zurückgegeben werden. Bei allen diesen Zahlungen wird derjenige, welcher das Quittungsbuch bringt, ohne alle Untersuchung für den rechtmäßigen Inhaber geachtet.

Es wird daher Jeder gewarnt, sein Quittungsbuch sorgfältig aufzubewahren, und nicht in unrechte Hände kommen zu lassen, damit das Geld nicht von einem unrechtmäßigen Besitzer des Buches erhoben werden könne.

§. 9. Wer sich jedoch dagegen sichern will, daß die von ihm niedergelegte Summe nicht von einem andern erhoben werde, muß dies dem Rendanten anzeigen, der alsdann den Namen und Stand des Interessenten nicht nur in das Kassenbuch und in das Quittungsbuch verzeichnet, sondern auch in letzterem die Versicherung einträgt, daß die von dem Interessenten niederzulegenden Ersparnisse nur allein ihm

oder dem sonstigen rechtmäßigen Inhaber des Quittungsbuches gezahlt werden sollen.

Ein solcher Interessent kann dann aber auch von dem durch ihn niedergelegten Gelde nicht anders Zahlung erhalten, als gegen eine von ihm ausgestellte Quittung, die in Hinsicht der Richtigkeit der Unterschrift durch eine bekannte und glaubenswürdige Person attestiret seyn muß.

Im Fall ein solcher Interessent verstirbt, müssen auch seine Erben einen vollständigen Nachweis auf ihre Kosten führen, daß sie zum Empfang dieser Ersparnisse berechtiget sind.

§. 10. Den Rendanten dieser Sparkasse wählt die Stadtverordneten-Versammlung; der Magistrat bestätiget denselben. Die Commune haftet aber auf alle Fälle für jeden Ausfall.

§. 11. Zu Vorstehern der Kasse werden von der Stadtverordneten-Versammlung drei Personen gewählt, von denen eine ein Mitglied derselben seyn muß. Die Gewählten werden dem Magistrate angezeigt, und derselbe ordnet ihnen aus seinen Mitgliedern das vorsitzende Mitglied dieses Curatoriums zu.

§. 12. Diese vier Vorsteher sind für Befolgung der Statuten und sonst zweckmäßige Verwaltung der Kasse verpflichtet, und müssen im Januar jeden Jahres unter ihrer und des Rendanten Unterschrift eine Nachweisung der speciellen Beträge drucken lassen, welche für Rechnung der Interessenten am 31sten December des vergangenen Jahres vorhanden waren. Es werden in dieser Nachweisung aber nur die Nummern und nicht die Namen der Interessenten abgedruckt, selbst wenn diese in den Büchern verzeichnet ständen.

In dieser Nachweisung ist zugleich das aufzunehmen, was sonst im vergangenen Jahre von Bedeutung vorgefallen ist und die Verhältnisse der Sparkasse betrifft. Jeder Interessent erhält auf Verlangen, ohne Bezahlung, einen Abdruck dieser Liste, und jedem dritten muß sie gegen den Kostenpreis verkauft werden. Dem Magistrat und der Stadtverordneten-Versammlung werden einige Exemplare von den Vorstehern eingereicht. Aus dieser Nachweisung kann ein

jeder sich selbst überzeugen, ob die für seine Nummer angegebene Summe mit dem Quittungsbuche stimmt, um den Vorstehern dann Anzeige zu machen, wenn er eine Verschiedenheit bemerkt.

§. 13. Monatlich müssen die Vorsteher die Kasse revidiren, und zu dieser Revision ist sowohl der Magistrat, als die Stadtverordneten-Versammlung berechtiget, noch besondere Deputirte zu schicken, so wie auch außerordentliche Kassen-Revisionen zu veranstalten. Der Abschluß und das Revisions-Protocoll werden dem Magistrate und der Stadtverordneten-Versammlung vorgelegt.

§. 14. Eine andere Disposition über diese Gelder, als welche in diesen Statuten bestimmt ist, stehet aber weder den Vorstehern, noch der Stadtverordneten-Versammlung oder dem Magistrate, noch irgend einer andern Behörde zu, und würde derjenige, welcher dawider handelt, von den Gerichten als treuloser Verwalter fremder Gelder, zur Untersuchung und Bestrafung gezogen werden müssen.

§. 15. Keiner der Interessenten, welcher Geld in diese Sparkasse niederlegt, hat dafür irgend etwas an Kosten und Gebühren zu bezahlen, indem die sämmtlichen dabei vorfallenden Ausgaben an Druckkosten, Copialien ꝛc. aus den Beständen gedeckt werden müssen, welche dadurch mehr einkommen, daß die angeschafften Stadtobligationen mehr Zinsen tragen, als den Interessenten berechnet werden. Im Fall dieser Ueberschuß nicht zureicht, wird die Commune die Mehrkosten tragen. Nur wenn jemand die in die Sparkasse niedergelegte Summe ganz zurück erhält, und sein Quittungs-Buch zurückgiebt, bezahlt er für dasselbe $2\frac{1}{2}$ Sgr.

§. 16. Der durch die mehr eingehenden Zinsen nach Abzug der Ausgaben sich bildende Ueberschuß soll dem gemeinschaftlichen Capital der Kasse zu Gute kommen, und daraus auch ein etwa möglicher Ausfall gedeckt werden. Sollte die Kasse einmal aufgelöst werden, so bestimmt die Stadtverordneten-Versammlung, zu welchem öffentlichen Zwecke der, durch die etwanigen Ueberschüsse gesammelte, Bestand verwandt werden soll.

Uebersicht

Zu Seite 415.

wie sich die kleinen Kapitalien ohne Zuzahlungen bei der Sparkasse durch die statutenmäßigen Zinsen erhöhen und binnen 23 Jahren mehr denn verdoppeln.

Ein Kapital von	vermehrt sich durch resp. 3½ und 4 Procent jährlicher Zinsen und Zins von Zinsen in:																																	
	3 Jahren		5 Jahren		7 Jahren		9 Jahren		10 Jahren		11 Jahren		12 Jahren		13 Jahren		14 Jahren		15 Jahren		16 Jahren		17 Jahren		18 Jahren		19 Jahren		20 Jahren		21 Jahren		22 Jahren		23 Jahren	
	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.
6 Rthlr.	6	18	7	—	7	14	7	28	8	5	8	13	8	21	8	29	9	7	9	16	9	25	10	4	10	14	10	24	11	4	11	15	11	26	12	7
7 =	7	21	8	5	8	21	9	7	9	16	9	25	10	4	10	14	10	24	11	4	11	15	11	26	12	7	12	19	13	1	13	14	13	27	14	10
8 =	8	24	9	11	9	29	10	18	10	28	11	8	11	19	12	—	12	12	12	24	13	6	13	19	14	2	14	16	15	—	15	15	16	—	16	16
9 =	9	27	10	16	11	6	11	28	12	9	12	21	13	3	13	16	13	29	14	12	14	26	15	10	15	25	16	10	16	26	17	12	17	29	18	16
10 =	11	—	11	22	12	15	13	9	13	22	14	5	14	19	15	3	15	18	16	3	16	19	17	5	17	22	18	9	18	27	19	15	20	4	20	24
11 =	12	3	12	27	13	22	14	19	15	3	15	18	16	3	16	19	17	5	17	22	18	9	18	27	19	15	20	4	20	24	21	14	22	5	22	27
12 =	13	6	14	2	15	—	16	—	16	16	17	2	17	19	18	6	18	24	19	12	20	1	20	21	21	11	22	2	22	24	23	16	24	9	25	3
13 =	14	9	15	7	16	7	17	9	17	26	18	13	19	1	19	20	20	9	20	29	21	19	22	10	23	2	23	25	24	18	25	12	26	12	27	13
14 =	15	12	16	12	17	14	18	19	19	7	19	26	20	15	21	5	21	26	22	17	23	9	24	2	24	26	25	20	26	20	27	21	28	23	29	26
15 =	16	16	17	19	18	24	20	1	20	21	21	11	22	2	22	24	23	16	24	9	25	3	26	3	27	4	28	6	29	9	30	13	31	18	32	24
16 =	17	19	18	24	20	1	21	11	22	2	22	24	23	16	24	9	25	3	26	3	27	4	28	6	29	9	30	13	31	18	32	24	34	1	35	10
17 =	18	22	19	29	21	8	22	20	23	12	24	5	24	29	25	23	26	23	27	24	28	26	29	29	31	3	32	9	33	16	34	24	36	3	37	14
18 =	19	25	21	4	22	16	24	1	24	25	25	19	26	19	27	20	28	22	29	25	30	29	32	4	33	11	34	19	35	28	37	8	38	20	40	3
19 =	20	28	22	9	23	24	25	11	26	11	27	12	28	14	29	17	30	21	31	26	33	2	34	10	35	19	36	29	38	10	39	23	41	7	42	23
20 =	22	1	23	15	25	2	27	3	28	5	29	8	30	12	31	17	32	23	34	—	35	9	36	19	38	—	39	13	40	27	42	12	43	29	45	17
21 =	23	4	24	20	26	14	28	17	29	20	30	24	31	29	33	5	34	13	35	22	37	2	38	14	39	27	41	11	42	27	44	14	46	3	47	24
22 =	24	7	26	1	28	4	30	11	31	16	32	22	33	29	35	7	36	17	37	28	39	10	40	24	42	9	43	26	45	14	47	4	48	26	50	19
23 =	25	10	27	11	29	16	31	25	33	1	34	9	35	18	36	28	38	9	39	22	41	6	42	22	44	9	45	28	47	18	49	10	51	4	53	5
34 =	26	18	28	21	30	28	33	10	34	18	35	27	37	7	38	19	40	2	41	17	43	3	44	21	46	10	48	1	49	24	51	18	53	19	55	22
25 =	28	3	30	10	32	21	35	6	36	16	37	27	39	9	40	23	42	8	43	25	45	13	47	3	48	25	50	18	52	18	54	20	56	24	59	—

Uebersicht

wie sich nach verschiedenen Zeiträumen die Kapitalien bei der Sparkasse vermehren, wenn jährlich eine bestimmte Ersparniß eingezahlt und Zins von Zinsen hinzugerechnet wird.

Man erlangt durch Zins von Zinsen laut §. 2. und 5. der Statuten bei einer jährlichen Einzahlung von:

	2 Thalern		3 Thalern		4 Thalern		5 Thalern		6 Thalern		7 Thalern		8 Thalern		9 Thalern		10 Thalern	
	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.	Rthlr.	Sgr.
in 5 Jahren	11	—	16	16	22	1	27	22	33	13	38	28	44	13	50	4	55	26
„ 10 „	23	28	36	14	48	27	61	13	73	25	86	5	98	16	111	5	123	24
„ 15 „	40	1	60	20	81	16	102	5	123	1	143	24	164	13	185	11	206	9
„ 20 „	59	12	90	2	121	7	151	29	183	5	214	—	244	17	275	20	306	22
„ 25 „	82	26	125	24	169	20	212	17	256	4	299	7	342	5	385	17	428	28

§. 17. Sobald die Stadtverordneten-Versammlung es aus irgend einer Ursache nicht mehr zweckmäßig halten sollte, die Sparkasse bestehen zu lassen; so bleibt es derselben vorbehalten, den Interessenten ihre Einlagen, so wie sie nach den Quittungsbüchern vorhanden sind, zurückzugeben. Auch eine theilweise Kündigung von Sparkassen-Büchern bleibt vorbehalten. Es soll aber diese Auflösung oder Kündigung ein halbes Jahr vorher bekannt gemacht werden, damit die Interessenten für anderweitige Unterbringung des Geldes sorgen können.

Urkundlich ist gegenwärtiges Statut von den Stadtverordneten genehmiget, und von dem Magistrate vollzogen worden.

Berlin, den 1sten Mai 1827.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath.

Wegen des Kassen-Abschlusses ist die Sparkasse in den drei ersten und drei letzten Tagen eines jeden Monats geschlossen. Im Januar und Juli aber wegen des Haupt-Abschlusses acht Tage nach dem 1sten Januar und 1sten Juli. Die nebenstehenden Tabellen geben eine Uebersicht, wie sich die Kapitalien bei der Sparkasse nach verschiedenem Zeitraume vermehren, wie die Ueberschriften näher bestimmen.

Sparkunst, die Kunst zu sparen, etwas zurückzulegen, etwas zu erübrigen, ist die Geschicklichkeit nur so viel von einer Sache anzuwenden, als das Bedürfniß es verlangt, ohne das Ziel, welches man sich gesteckt hat, zu überschreiten, um auch noch für künftige Bedürfnisse etwas davon übrig zu behalten, welcher Rest das Ersparte ist. — Die Sparkunst ist eine sehr wichtige Kunst, weil sie eine genaue Berechnung der Einnahme und Ausgabe in einer Wirthschaft erfordert, um darnach den Haushalt so einzurichten, daß nach der Größe des Geschäfts-Kreises die Fonds dazu erhalten und nach Sicherstellung des Haushalts in Befriedigung aller Lebensbedürfnisse: Essen und Trin-

ken, Kleidung, Wohnung, Feuerung, Abgaben, der zur Erholung nöthigen Vergnügungen ꝛc., dennoch Etwas erspart werden kann. Man kann die Sparkunst in die Staats-, Stadt- und Privat-Sparkunst eintheilen, oder diese Kunst auf die Staats-, Stadt- und Privat-Wirthschaft anwenden. Was die Erstere, die Staatssparkunst betrifft, so sehe man darüber den Artikel Staatshaushalt, und die Stadtsparkunst, im Art. Stadtwirthschaft nach; hier wird also noch Etwas über die Privatsparkunst, oder die Sparkunst in Privathaushaltungen zu sagen seyn. Vor allen Dingen muß ein Hauswirth folgende Regel, als die vornehmste bei dieser Kunst, jederzeit vor Augen haben, daß er nämlich immer suche weniger auszugeben, als er einzunehmen hat; denn nur durch diese Bestrebung, ist das Sparen möglich; auch vermehrt sich dadurch die Einnahme, indem man von dem Ersparten wieder Etwas in das Geschäft geben, solches erweitern, und dadurch wieder mehr ersparen kann. Das Sparen ist auch schon daher nothwendig, weil man nie wissen kann, ob die Einnahme zur Ausgabe immer zureichen wird; wer daher seine Einrichtung so trifft, daß die Ausgaben der Einnahme gleich kommen und am Schlusse des Jahres Null mit Null aufgeht, der kann leicht in eine doppelte Verlegenheit gerathen. Es kann z. B. durch einen Zufall von der Einnahme, worauf man gerechnet hat, etwas zurückbleiben oder gar verloren gehen; oder es können Ausgaben vorfallen, worauf man vorher nicht gerechnet hat, wie z. B. Krankheiten, Todesfälle, Schaden an Wirthschaftsgeräthen, dergleichen wieder ersetzt werden muß, oder sonst Ausgaben, die man Ehren halber gar nicht umgehen kann; dann auch wenn man sehr vortheilhaft mit baarem Gelde etwas kaufen, welches man mit Gewinn wieder verkaufen oder an-

bringen kann, und dergleichen mehr. In allen diesen Fällen gewahrt man, von welcher Wichtigkeit es ist, wenn man etwas zurückgelegt oder erspart hat, daß also die Sparkunst zu üben nicht genug empfohlen werden kann. Wer glaubt, daß er zu den nöthigen Ausgaben, im Falle ihm Gelder, auf die er gerechnet hat und rechnen muß, ausgeblieben sind, Rath schaffen kann, das heißt, sie aufnimmt, borgt, leihet, der ist schon im Nachtheil mit seiner Wirthschaft, so gut auch seine Berechnungen zur Deckung seiner Schuld seyn mögen; denn wiederum einen Ausfall in der Rechnung, und er sitzt noch tiefer darin, und es kostet dann nicht allein eine doppelte Anstrengung um herauszukommen, sondern es müssen auch noch besondere Glücksfälle mitwirken, wenn es geschehen soll. Wie erfreulich ist es daher nicht, wenn wir eine ersparte Summe nach unserm freien Wohlgefallen anwenden können, oder sie immer zu unserer Disposition bereit haben; alle Arbeiten gehen bei dem Bewußtseyn: du hast für jeden vorkommenden, unvorhergesehenen Fall etwas zurückgelegt, erspart, weit leichter von Statten, weil man ohne Sorgen arbeitet. Schon dieses allein muß uns zum Sparen anreizen, muß uns aufmuntern, die edle Sparkunst auszuüben. Man gelangt am Besten dahin, wenn man in den nothwendigen Ausgaben einen wohl überlegten Ueberschlag macht, daß solche unsere Einnahme nicht übersteigen, sondern immer noch von der Letztern, wie oben angeführt worden, so viel übrig lassen, daß man auch noch willkührliche Ausgaben befriedigen kann, welche aber die meiste Ueberlegung in der Ausführung verlangen, weil man hierbei leicht dasjenige, was man am Nothwendigen erspart, wieder fortgiebt; sie sind es, die oft zur Verschwendung von einer Seite, die man nicht befürchten zu glauben braucht, führen, zu Liebhabereien, die wohl oft die Seele, den Geist so einnehmen, daß

man darauf das Erſparte und noch darüber verwendet. Ueberhaupt macht oft die Sucht vieler Menſchen, daß ſie Alles, was ſie bei Andern ſehen, was Andere thun, auch beſitzen und mitmachen wollen, die Sparkunſt zu nichte, ſie handeln dann ohne Ueberlegung und machen Ausgaben, die ihren Kräften gar nicht angemeſſen ſind. Die Eigenliebe bringt viele Individuen ſo weit, daß ſie nur am liebſten prahlen, und gerade da, wo ſie keine Urſache dazu haben, und ſich auch keine findet; denn diejenigen, welche die wenigſten Mittel dazu haben, thun es am liebſten Andern darin zuvor, und ſtellen ſich, als ob ſie die Vermögendſten wären. Wendet man z. B. ſein Geld an ſolche Sachen, die von Dauer ſind, und wovon wir längere Jahre Nutzen haben, oder an Sachen von Werth, bei denen uns nur höchſtens die Façon verloren geht, wie bei verarbeitetem Silber und Golde, ſo kann ein ſolcher Aufwand ſchon hingehen; allein auf vergängliche Sachen, auf Schnurpfeifereien, Plunderſtaat, auf luxuriöſes Eſſen und Trinken ꝛc. ꝛc. ſein Geld zu verwenden, iſt nicht nur eine Thorheit, ſondern auch ein baarer Verluſt, der den Ruin einer Haushaltung, einer Wirthſchaft herbei führen muß, weil die Begierde nach einem ſolchen Aufwande wächſt und zuletzt die Einnahme überſteigt. Eine ſolche Anwendung des erſparten Geldes hinterläßt Unordnung und Reue.

Die Sparkunſt, Erſparungskunſt wird ſich nun aus folgenden Sätzen am beſten entwickeln. Um zu dieſer Kunſt zu gelangen, iſt es nöthig, erſt verſchiedene Lebensverhältniſſe zu betrachten. Wenn man die Einnahme mit der unumgänglich nöthigen Ausgabe verglichen hat, und man behält nicht ſo viel, daß man nach ſeinem Stande zu den nöthigſten Bedürfniſſen Rath ſchaffen kann, ſondern daran Mangel leidet, ſo wird dieſe Art des Lebens kümmerlich

genannt, weil es Kummer verursacht, woher wir das Nöthige zu unserem Unterhalte nehmen wollen. Hier muß nun wieder der Stand berücksichtiget werden. Ein Tagelöhner kann auf dem Lande mit 80 Rthlrn. seiner Art nach gut leben und reichlich auskommen, dagegen ein Staatsbeamter in der Stadt mit einer zahlreichen Familie mit 600 Rthlrn. schon kümmerlich leben muß. Das kümmerliche Leben ist aber kein Grund der Unzufriedenheit; denn der eben erwähnte Tagelöhner wird mit seinem Einkommen bei einer zahlreichen Familie, ohne Bouillon, Gemüse und Braten, und andere mehr künstliche Gerichte, die seinen Gaumen auch wohl reizen können, bei Wassersuppe, schwarzem Brode, Kartoffeln ꝛc. eben so vergnügt seyn, als der Wohlhabende und Reiche bei seinen Leckereien, und auch wohl, bei kluger Vorsicht und ordentlicher Wirthschaft, noch etwas ersparen; er kennt die feinen Genüsse nicht; er und seine Familie kleiden sich in Linnen, kurz, so wie es ihr Stand mit sich bringt, und daher schwindet das Verlangen nach andern vermeinten Glücksgütern zu streben. Hieraus fließt also die Regel, daß derjenige, der in eine kümmerliche Lage geräth, dieses nicht für ein Unglück ansehen darf, wenn ihm hier und da an dem Nöthigen etwas abgehen sollte, da Andere seines Standes neben ihm im Ueberfluß leben; er wird mit der Kunst sich zu beschränken, auch die Kunst zu sparen lernen. Wenn Jemand nur so viel hat, daß er seine nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen kann, aber sich dennoch hier und da Vieles entziehen muß, was Andere seines Standes genießen, so lebt er kärglich. Dieses Leben, welches man auch Frugalität nennt, will man als den Hebel zum Geize ansehen, da sich Geizige gewöhnlich mit der Kargheit zu rechtfertigen pflegen, oder eine Entschuldigung darin gegen ihren Geiz suchen. Indessen muß man hier auf das Urtheil der Menge kein Gewicht legen; denn von jeher

sind die Menschen ungerecht gegen einander gewesen, und immer hat man den Splitter seines Nachbars, aber nicht seinen eigenen Balken gesehen; daher findet derjenige, der sich nicht gern am Nöthigen etwas abgehen läßt, die mehrsten Menschen geizig, und tadelt ihren Geiz; wer kärglich zu leben gewohnt ist, schilt Andere für Verschwender ꝛc. Wer aus Noth gezwungen worden, kärglich zu leben, hat den Gewinn, die Sparkunst dadurch zu erlernen, ohne geizig zu werden, und wer karg ist ohne Noth, und nur lebt, um Geld zu sammeln und zu vergraben, ist ein Thor, der sich und seinen Mitmenschen schadet; sich, weil er den weisen Genuß des Lebens verachtet, sich die erlaubten sinnlichen Vergnügungen versagt, und nur kalmäusert, um sein Geld zu verbergen; seinen Mitmenschen, weil er ihre Quellen benutzt, ihnen aber die seinige verstopft, und dieserhalb ist der Geiz, als eine schädliche Neigung, ein schädliches Laster zu betrachten, welches der Verschwendung nicht die Wage hält; denn diese öffnet ihre Quelle, wenn gleich zu ihrem Untergange, ihren Mitmenschen, und läßt sie bis zum Versiegen überreichlich fortfließen; daher sieht ein jeder Staat die Verschwender nicht ungern, die ihr Vermögen mit vollen Händen dem Publikum zuwerfen, sie finden eher Nachsicht bei den Concursen, als der Geizhals bei seinen Prozessen; denn Letzterer ist ein verächtliches Wesen, das sich, um seine Habsucht zu befriedigen, Alles erlaubt; und man kann mit Gewißheit behaupten, daß der Geizige der schlechteste Unterthan oder Staatsbürger ist; denn bei ihm zeigt sich kein Fünkchen von Patriotismus, aber eine Gluth von Zerstörungssucht alles Bestehenden, wenn es seinem Geldbeutel gilt. — Wenn sich nun Jemand alle Bedürfnisse anschaffen kann, und doch alle Ausgaben mit einer Ueberlegung und Einschränkung einrichtet, so daß er nichts mehr anschafft, als was er nur zu seinem

und seiner Familie mäßigem Genusse und Vergnügen braucht, der lebt sparsam, welches der Grund der Sparkunst ist; denn wer erst dahin gelangt ist, seinen ganzen Hausstand so einzurichten, daß er, ohne ängstlich erst zu rechnen und zu überrechnen, Bedarf und Vergnügen weise abzuwägen versteht, so daß die Einnahme immer im Ueberschuß gegen die Ausgabe bleibt, und er zurücklegen kann, der hat den Schlüssel zur Sparkunst gefunden, zu der großen Kunst zu sparen, ohne karg zu leben, und sich die wahren Freuden des Lebens zu versagen. — Herr von Münchhausen *), dieser kluge und erfahrene Haushalter, dessen einsichtsvolle Schriften die würdigste Anerkennung gefunden haben, mag hier über die Sparkunst, Sparsamkeit, sprechen. Er sagt in der achten Abtheilung des unten in der Note angeführten Theiles des Hausvaters, mit der Ueberschrift: „die Ausgaben des Hausvaters", S. 296 u. f. Folgendes:

Die Sparsamkeit ist dasjenige, dessen wir uns am mehrsten befleißigen sollen; wer sie recht versteht, kann mit Wenigem weit reichen. Es wird dazu erfordert: 1) daß wir genau wissen, wie viel und was in jedem Falle erfordert werde; 2) daß man überlege, wie und wozu dasjenige, was man hat, am besten verwandt werde, und daß man 3) darauf achte, daß in jedem Falle das Dienlichste und nicht mehr als nöthig angewendet werde, wobei 4) der Hauswirth oder die Hauswirthin selbst die Aufsicht führen, und sie nicht ihren Bedienten überlassen muß, oder sie sich nicht auf ihre Bediente verlassen soll. Wenn z. B. in einem großen vornehmen Hause die Hausfrau in ihrer Wirthschaft zwölf, theils Kammer- und Garderobenjungfern, theils Näh-, Kinder- und Hausmädchen unter ihrer Aufsicht hat, so weiß eine sparsame Hausfrau genau,

*) Der Hausvater, Th. 4, Hannover, 1769.

was für Arbeit sie von einer jeden am Tage fordern soll. Sie hat die Geschicklichkeit einer jeden geprüft, sie weiß, welche sie zum Nähen, zum Waschen, zum Spinnen, zur Aufsicht im Hause, zur Küche ꝛc. gebrauchen kann; sie theilt daher einer jeden nach ihren Fahigkeiten diejenige Arbeit zu, welche sie mit der mehrsten Fertigkeit verrichten kann. Sie sammelt für eine jede Arbeit in Vorrath, damit sie sich nicht lange besinnen dürfe und dadurch Zeit verloren gehe. Sie berechnet im Voraus, wie viele Stück Garn ihre Mägde im Winter über spinnen können; sie nimmt bei Zeiten auf den dazu erforderlichen Flachs Rücksicht, sieht darnach, daß solcher mit gehörigem Fleiße zubereitet worden, sortirt ihn nach der unterschiedenen Feine und Güte, und weiß, welcher Magd sie den allerfeinsten, welcher den feinen, welcher den gröbsten und welcher die zurückgebliebenen Hede oder Werk zutheilen soll, um aus jedem das beste Garn zu erhalten; sie sorgt zugleich, wenn die Mägde in ihrem Dienste nicht zureichen sollten, welche Sorte von Flachs sie mit dem mehrsten Vortheile außer dem Hause spinnen lassen soll, und weiß das gesponnene Garn wieder sorgfältig einzutheilen, die eine Magd spinnt loseres, die andere mehr gedrehetes Garn; indem das eine sich besser zu Drell, das andere besser zu Linnen schickt; sie legt daher gleich besonders, was vortheilhafter zum Aufzuge oder Einschlage angewendet werden kann. Sie weiß genau, wie viel Stück von jeder Sorte Garn ein Leinweber zu 20 Ellen oder zu einer Stiege Linnen gebraucht, und wie viel Macherlohn sie dafür bezahlen muß; sie weiß genau, was für eine Art von Leinenzeug in der Haushaltung am mehrsten dem Abgange unterworfen, oder woran ein Mangel sey, um solches vorzüglich machen zu lassen; sie kennt den Vorrath von Linnen und Drell, und weiß zu welchem Stücke sie bei jedem Vorfalle greifen soll, um nicht etwa ein

feines Stück zu nehmen, wo sie mit einem gröberen abkommen kann, oder ein dichtes, wo das lose bequemer seyn würde. — Ist eine Wäsche zu veranstalten, so überlegt die Hausfrau, wie viele Personen sie dazu nach dem Verhältniß des vorräthigen schmutzigen Zeuges anzustellen hat, damit nicht zwölf Personen sich einander im Wege stehen, wo achte hinreichen. Sie weiß schon aus Erfahrung, ob sie vortheilhafter handelt, wenn sie Wäscherinnen für Geld dingt, und ihre Mägde bei einer andern Arbeit läßt, oder um das Tagelohn zu ersparen, die Wäsche in zwei Theile theilt. Sie überschlägt auf den Vorrath von schwarzer Wäsche die dazu nöthige Quantität Seife und Stärke, da sonst die Wäscherinnen bei den öftern und starken Wäschen, welche ihre zahlreiche Familie veranlaßt, im Jahre leicht ein Centner mehr, als nöthig, entweder unnütz verschwendet, oder wohl gar unterschlagen werden könnte. Sie weiß wie viel an Licht und Oel in einem Jahre in ihrer Haushaltung verbraucht wird. Sie weiß aus Erfahrung, daß die bei kaltem und stillem Wetter gezogenen Lichter besser gerathen uud sparsamer brennen; die bei starkem Winde gezogenen springen, knattern und nichts taugen; sie weiß daß die bei heißem Wetter gezogenen gelb werden und fließen; daß Lichter, welche eine Zeit lang gelegen haben, weißer werden und sparsamer brennen, daß man das Talg vorher an der Luft eine Zeit lang ausdünsten und bleichen lassen soll; daß ein Oel, welches ein Jahr gelegen, und die wässrigen Theile verloren hat, heller und sparsamer brenne. Die Hausfrau ist also bedacht, daß das benöthigte Oel und Licht allemal in Vorrath sey, aber auch von der Ausgeberin nicht mehr, als nöthig, verbraucht werde; ja sie hat die Bemerkung gemacht, daß es rathsamer sei, in der Haushaltung gar kein Oel, sondern lauter Talglichter brennen zu lassen. Sie weiß nun im Voraus, wie viel Lich-

ter jeden Abend in ihrem Hause brennen müssen; sie hat nach der Erfahrung ausgemessen, wie lang ein Licht seyn muß, um eine gewisse Stundenzahl zu brennen, welche Länge auf einem Brette für jeden Monat, so wie die Abende länger oder kürzer werden, bemerkt worden. Auf solchem Brette werden nun die Dochte gemacht und mittelst eines vor- und zurückrückenden Messers bald lang, bald kurz abgeschnitten, bis so viele Dochte, wie für den Monat von dieser Länge erfordert werden, vorräthig sind. Sie weiß ferner, wie viele Pfund Talg zu hundert Lichtern von jeder Länge anzuschaffen nöthig sind, kann also solches bei Zeiten anschaffen, und nicht mehr und nicht weniger Lichter, als auf ein Jahr nöthig sind, auf einmal ziehen, welche dann von derselben ordentlich eingepackt und jeden Abend besonders ausgegeben werden. — In der Wirthschaft sind täglich sieben besondere Tische zu versorgen und über sechzig Personen zu speisen. Die Hausfrau bekümmert sich nicht allein um die Küchenzettel des ersten Tisches, sondern achtet auf alle, bis zu dem geringsten, damit die auf jeden Tag vorgeschriebene Kost ordentlich, reinlich und gar gekocht darauf erscheine, aber auch aller Ueberfluß vermieden werde; denn wenn täglich auch nur ein Pfund Mehl unnöthiger Weise mehr ausgegeben wird, so gehen dazu schon im Jahre zehn bis zwölf Himten*) Korn mehr auf, als nöthig wären. Ein solcher Aufwand ist schon nicht als eine Kleinigkeit anzusehen, und wenn deren mehrere zusammenkommen, machen sie schon ein Beträchtliches aus. Sie versorgt ferner auch ihren eigenen und die andern ersten Tische nur allein mit solchen Gerichten, welche ihre eigene Haushaltung, ihr Garten, ihr Viehstand (Horn-, Schwein-,

*) Der Himten ist ungefähr $75\frac{3}{5}$ Procent kleiner, als der Berliner Scheffel.

Schaf- und Federvieh), ihre Fischerei, ihre Jagd, ihr Kornboden ꝛc., ohne baares Geld auszugeben, liefern. Sie sorgt, daß eine hinlängliche Menge Federvieh angezogen, anderes Vieh gemästet werde. Wird ein Stück Vieh davon geschlachtet, so überschlägt sie genau, daß jeder Theil davon, wohin er sich am besten schickt, oder wozu er am besten verwandt werden kann, noch benutzt werde; selbst dem kleinsten Stücke, welches verspeiset werden kann, wird mit einiger Zuthat ein solches Ansehen gegeben, daß das Gericht in den Augen der Mitesser ein Ansehen habe und als etwas Leckeres betrachtet wird. Gerichte, die einmal auf ihrem Tische gewesen, werden deswegen nicht gleich bei Seite gesetzt oder auf die Nebentische geschickt; sie erscheinen in einer veränderten Gestalt oft zum zweiten und wohl gar zum dritten Male wieder und schmecken den Mitessern zuletzt noch besser, als zum ersten Male. Was die Hausfrau nicht zum zweiten Male auf ihrem Tische gebrauchen kann, kommt auf den zweiten, und die von zwei, drei oder vier Fleischgerichten zuletzt abfallenden Nebenstücke geben, wenn sie mit einer schmackhaften Brühe und mit einiger Zuthat versehen werden, für den dritten oder vierten Tisch noch ein eßbares Gericht. Die Gäste finden immer noch etwas an den Knochen und die kräftige Brühe wird mit Brod ausgetüscht. — Wenn die Hausfrau Gäste erhält, oder Gäste eingeladen werden, so wendet sie dieserhalb keine großen Kosten an, sondern glaubt, daß ihre Freunde und Bekannten sich auch vollkommen mit demjenigen sättigen werden, wovon sie selbst, ihr Gemahl und ihre Kinder, auf welche sie die größte Fürsorge verwendet, sich sättigen können. Sie hat in der Haushaltung zu einem solchen Gastmahle schon etwas Vorrath gesammelt, was der oben, S. 424, angeführte Wirthschaftsstand giebt, um noch ein Paar Schüsseln mehr zubereiten zu

können, und weiß gleich dem Koch oder die Köchin Vorschläge zu thun oder Gelegenheit an die Hand zu geben, daß er einem sehr einfachen Gerichte ein gekünstelteres Ansehen oder mit den nämlichen Unkosten einen vorzüglichen Geschmack geben kann. Sie setzt ihren Gästen keine kostbare, gekünstelte und mannigfaltig geschärfte Gerichte vor, und sieht auch nicht gern solche Gäste, welche dergleichen lieben, und wenn dergleichen Gäste einsprechen, deren Gaumen an Leckereyen mancherlei Art, welche die Französische Kochkunst auftischen, gewöhnt worden, so glaubt sie, daß es zu deren Gesundheit gereiche, und für sie als eine Kur anzusehen ist, wenn sie mit einer nur frugalen Kost, mit einfachen ungekünstelten Speisen bedient werden. Gefällt diesen Gästen nun eine solche, in ihren Augen schlechte, Bewirthung nicht, so kommen sie zum zweiten Male nicht wieder, welches auch der Wunsch der Hausfrau ist; denn von ihren Freunden ist sie versichert, daß solche mit ihrer Bewirthung vorlieb nehmen, da sie Alles mit gutem Herzen giebt und gern mehr thun würde, wenn ihr zahlreicher Hausstand, bei der ausgedehnten Wirthschaft, nicht jede Einschränkung, eine weise Sparsamkeit geböte. Wenn eine Bouillon oder Jüs nöthig ist, so läßt die Hausfrau das Fleisch nicht bis auf das Aeußerste trocken auskochen, damit es, wo nicht auf ihrem eigenen, doch auf den übrigen Tischen mit Nutzen zu Gebrauche stehe. Auf diese Weise kann die Hausfrau täglich Gäste bei sich sehen, ohne daß es ihr Beschwerde oder besondere Kosten, noch auch im Hause Unruhe verursacht, und sie findet sich glücklicher auf diese Weise sparsam zu leben, als vielleicht alle Monate im Jahre, nach langer vorher gegangener Zubereitung, vielen vorgekehrten Anstalten, zwanzig vergeblich ausgeschickten Boten und vieler angewandten Sorgen, auch nachdem das ganze Haus eine Nacht vorher wachend

erhalten und noch Köche und Gehülfen herbei gerufen worden, an einer großen, besonders erbetenen Gesellschaft ein prächtig verschwenderisches Gastgebot, un Repas d'avare, zu geben, wobei alle Gäste gähnen und einschlafen, und wofür keiner von ihnen recht Dank weiß. Bei diesem allen hat die Hausfrau sehr den Beistand getreuer und zur Sparsamkeit und Ordnung mit geneigter Bedienten nöthig, sie sucht auch, so oft sie neue Bedienten erhält, abgleich sie nicht gern wechselt und Bediente um sich hat, von denen sie schon zwanzig und mehrere Jahre bedient worden ist, denselben gleich die Begriffe davon beizubringen, und solche zur Liebe und Folgsamkeit gegen ihre Ermahnungen zu bewegen. Ihre größte Strafe ist, wenn sie drohet, daß sie einen Bedienten, wenn er nicht folgen wolle, abschaffen würde. Sie hat ungeachtet ihres liebreichen Umganges, dennoch Ansehen und Furcht, weil ein jeder weiß, daß sie Alles bemerkt, daß ihren Augen nichts entwischt, und daß nichts so geringe ist, daß sie nicht ihre Aufmerksamkeit darauf richten sollte, und daher ist ein jeder auf seiner Hut, und ungeachtet aller ihrer genauen und auf das Aeusserste gehende Sparsamkeit, dient ein jeder lieber bei ihr, als in andern Häusern, wo in gewissen Stücken ein Ueberfluß herrscht; denn bei ihr ersetzt die Ordnung Alles, und es ist Allen sehr angenehm, daß es ihnen nie an dem Nöthigen fehlt, wie in andern Häusern, wo die Bedienten oft im Ueberfluß sind, dann aber auch wieder auf längere Zeit Mangel leiden müssen. Unsere Hausfrau hat acht Kinder zu versorgen; sie überlegt sorgfältig voraus, was ein Jedes an Kleidungen hat; was die älteren ablegen, wird nicht weggeworfen, ehe nicht überlegt worden, ob daraus noch ein Kleidungsstück für ein jüngeres verfertiget werden kann. In einigen Stücken spart sie nichts, sondern sorgt vielmehr, daß solche ja zeitig genug von den be-

sten Meistern mit möglichstem Fleiße verfertiget werden, wie z. B. Schuhe, Schnürbrüste ꝛc., weil sie findet, daß, um den Kindern eine gute Gestalt zu geben, viel daran liegt, daß dergleichen Kleidungsstücke öfter verändert und dem Körper der Kinder recht gemäß gemacht werden. Die übrigen Kleidungen für die kleineren Kinder, Knaben und Mädchen, verfertiget sie mit ihren Mädchen größtentheils selbst, und wenn solche auch von dem schlechtesten Zeuge gemacht werden, so läßt sie ihnen doch eine gewisse, den Kindern gefallende und sie erfreuende Zierde geben, daß diese sich von Jugend auf zur Reinlichkeit, Zierlichkeit und Ordnung gewöhnen, und auch zugleich lernen, die äußerliche Pracht nur mit Gleichgültigkeit, und als etwas ihnen sehr Gewöhnliches und Alltägliches anzusehen. Sie sinnt stets darauf, wie sie den Kindern zwar das Nothwendige von Zeit zu Zeit geben, aber auch für sie einige, wiewohl überflüssige, doch dabei nützliche und den Kindern angenehme Stücke verfertigen und sammeln könne, womit sie dieselben auf Weihnachten auf eine unerwartete Art erfreuet. Eine Freude, welche die Kinder auf längere Zeit auf eine unschuldige Art ergötzt, und sie von Jugend auf lehrt, daß Vielerlei keine große Glückseligkeit sey, mithin ihnen von Anfang an Begriffe von Sparsamkeit beibringt; da hingegen, wenn ihnen von Kindheit an Alles, was sie zu haben wünschen, entzogen wird, die Begierde mehr zu haben, sein eigner Herr zu werden, und Mehreres sich frei anschaffen zu können, mehr zunehmen und einwurzeln macht. Die Befolgung einer solchen Sparsamkeit in der Wirthschaft schickt sich mehr für die Hausfrau, als für den Hausherrn, dessen Aufsicht sich nicht auf alle einzelne Stücke erstrecken kann; es pflegt gemeiniglich übel herzugehen, wenn der Hausherr Alles und Jedes in der Wirthschaft selbst anordnen, und was in das Fach der Frauen gehört, mit besorgen, oder gar, wie

Jener that, die zu kochende Backbirnen, oder die an ein Essen zu gebende Rosinen nicht allein selber herausgab, sondern sogar der Köchin nach Stückzahl zuzählte. Es fehlt in einer solchen Wirthschaft fast allemal an dem Wesentlichen, und es herrscht entweder ein schmutziger Geiz oder eine unangenehme Unordnung, oder es geht mehr darauf, als nöthig ist. Glücklich kann sich dagegen ein Hausherr schätzen, der eine solche sparsame und dabei rechtlich denkende Hausfrau zur Gehülfin hat, welche für sein wesentliches Bestes in allen Stücken sorgt. Sie ist mehr werth, als ein Kapital von funfzigtausend Thalern. — Nach diesem Muster der Sparsamkeit einer klugen Hausfrau in einem großen Hausstande, kann man nun diese Art der Haushaltungskunst auch durch alle andere Wirthschaften führen und diese Regeln anwenden.

Die Sparkunst bedingt durchaus, daß man in der Wirthschaft, im Haushalte, die höchste Ordnung beobachtet, weil hierdurch am meisten gewonnen wird; denn wo Ordnung herrscht, da kann man überzeugt seyn, daß Alles gut gehe und nichts verschwendet werde, wo aber Unordnung herrscht, da wird die Sparsamkeit wohl nicht eingekehrt seyn; denn schon in der Unordnung selbst liegt in einem gewissen Grade der Keim zum Hintergange der Wirthschaft. Die Hausfrau ist daher die Seele, die Feder in der Sparsamkeit; denn Alles, was der Mann durch Fleiß, durch seine Industrie gewinnt, würde bei einem schlechten Haushalte wieder verloren gehen, nur durch eine kluge Führung der Hauswirthschaft wird es erhalten, ja noch mehr im Ersparen gewonnen; da das zur Haushaltung bestimmte Geld, klug angewendet oder gehörig auf die Wirthschaft vertheilt, auch Gewinn trägt, seine Prozente giebt; so daß die Hausfrau ihrem Gatten noch durch den Ueberschuß eine Freude machen kann. — Geld und Zeit klug angewendet vermehren das Ka-

pital. Wer daher weder Zeit, noch Geld verschwendet, sondern von beiden den weisesten Gebrauch macht, kann sicher seyn, etwas zu erübrigen; denn wer Alles erwirbt, was er mit Ehren erwerben kann, und, nothwendige Ausgaben abgerechnet, Alles erhält, was er erwirbt, der hat gewiß einen Sparpfennig, ja er kann reich werden, und Andern mit seinem Ersparten, seinem Vermögen wohl thun, wenn derjenige, der die Welt regiert, und von dem jeder Segen zum Gedeihen einer Wirthschaft kömmt, es nach seiner weisen Vorsicht nicht anders beschlossen hat. — Die Kunst zu sparen ist demnach das Produkt einer guten Haushaltung; denn nur hieraus fließt das Ersparte, ohne eine gute Führung der Wirthschaft kann nichts erspart werden. Jede Kleinigkeit kommt in Anschlag, und wenn auch nicht ängstlich über die Ordnung und die Ausgaben im Haushalte gewacht werden darf, welches dem Lebensgenusse nachtheilig seyn würde, so muß man das Ganze doch als ein Geschäft betrachten, das mit Genauigkeit geführt werden muß. Es kommt also bloß darauf an, sich erst daran zu gewöhnen, so wird man auch in der Ausführung nicht fehlen. Die Sparkunst ist Allen, aber besonders denjenigen zu empfehlen, die keine gewisse Einnahme haben, also immer besorgt seyn müssen, daß die Quelle ihres gegenwärtigen Einkommens einmal verstopft werden könnte, z. B. bei einer ungewissen Bedienung, oder bei einem Geschäfte oder einer Arbeit, wodurch die Kräfte nicht bis an das Ende des Lebens den Unterhalt zu erwerben versprechen; oder wenn die Einkünfte von Gütern ꝛc. in Kriegszeiten oder durch andere Zufälle zurückbleiben können, oder wenn Jemand eine starke Familie hat, und um deren künftige Versorgung bekümmert ist ꝛc.; hier muß nun ein jeder Haushalter, jede Hausfrau, kurz Mann und Frau müssen mit vereinten Kräften dahin streben, das Einkommen so zu

verwalten, daß ein Ansehnliches erspart werde, um in Fällen der Noth von diesem Ersparten etwas zusetzen zu können; und um dieses sicherer zu bewerkstelligen, kann man in den Staaten, wo es öffentliche und sichere Privatanstalten zur Aufnahme ersparter Gelder oder zur Anlegung von Spargeldern, als Banken, Seehandlungen, Wittwenkassen, Sterbekassen, Sparkassen ꝛc., s. diese Artikel, giebt, sein erspartes Geld am besten unterbringen, oder durch Beiträge anlegen. Wer von solchen Anstalten entfernt auf dem Lande lebt und keine Freunde, Bekannten ꝛc. in großen Städten hat, wo dergleichen Anstalten bestehen, der thut wohl, wenn er für das ersparte Geld sich Silberzeug und solche Gegenstände anschafft, die ihren inneren Werth behalten, damit er oder die Seinigen, wenn sie in der Folge in Noth kommen oder ihre Einkünfte zurückbleiben sollten, es immer wieder zu Gelde machen und sich damit helfen können. Besonders kann man Silbergeräth als einen solchen Schatz ansehen, den billig ein jeder von dem, was er an seinen Einkünften erübrigen kann, sich anschaffen sollte, er hat dann einen sichern Nothpfennig. Man könnte hier zwar einwenden: daß dergleichen Geräthe wegen des Gebrauches, wegen der äußerlich schönen Formen ꝛc., einen solchen Reiz besitzen, daß man sich nicht leicht wieder von denselben trennen kann, und man lieber darben würde, als solche zu entbehren, und wenn dieses dennoch geschehen müßte, es nur trübe Stunden, unangenehme Rückerinnerungen ꝛc. veranlassen würde. Dieses ist sehr wahr; allein man muß unter allen Uebeln, wenn wir die Wahl haben, dasjenige wählen, welches in seiner Folge den geringsten Nachtheil zeigt oder am wenigsten schmerzt. Würden wir das Geld behalten, so könnten wir leicht in Versuchung gerathen, es irgend einer Lieblingsidee zu opfern, es auszugeben, und wenn wir dann in Noth geriethen, so würde diese doch

mehr Sorge und Kummer, einen größern Nachtheil für uns mit sich führen, als wenn wir gezwungen würden unsere Silbergeschirre, unsere Kleinodien, an denen unser Herz hängt, zu verkaufen; sie wären doch Retter in und aus der Noth, worin wir ohne diesen Schatz vielleicht stecken bleiben würden, oder uns doch mit vieler Mühe nur herauswinden könnten, wenn uns das erste begegnete. — Damit aber die Sparkunst nicht zu einem verborgenen Geize Veranlassung gebe, wie solches leicht der Fall seyn könnte, wenn man in der Praktik zu weit ginge, so ist es besser, daß man einen Theil des ersparten Geldes an Silbergeschirr verwendet, dessen Unterhalt nichts kostet, und welches immer wieder zu Gelde gemacht werden kann, und den andern auf Zinsen legte, und diese Zinsen zu einem größeren Aufwande in der Wirthschaft verwendete, so verliert bei diesem Verfahren das Publikum nicht viel von dem, was es zu meinem Ersparten beigesteuert; denn auch hierauf muß ein kluger Hauswirth sehen, daß er nicht die Quellen nach seinem Antheile vermindere, woraus alle schöpfen; denn die Sparkunst lehrt nur, wie man Geld durch eine weise Führung des Haushaltes erübrigen kann, aber nicht das Erübrigte so zu verwenden, daß dadurch ein Nachtheil für den Staat entsteht; denn wer bloß spart, um zu sparen, wie schon oben angeführt worden, verfehlt den Zweck des Sparens, und kennt das Gleichungsrecht nicht, denn wenn man ihn nichts gewinnen ließe, könnte auch er nichts ersparen.

Spärlich, Bei- und Nebenwort, mit genauer Beobachtung des Maßes der Nothdurft, und darin gegründet. Eine spärliche Mahlzeit, welche nur zur Nothdurft zureicht. Spärlich leben. Es wird spärlich zureichen, kaum, mit genauer Noth ꝛc.

Sparlicht, Sparlichter, Lichter, welche langsam oder sparsam brennen, nicht schnell durch die Flamme

verzehrt werden. Dergleichen Lichter kann man nur durch ein gehöriges Verhältniß guter Materialien zu einander darstellen: so z. B. muß zu den Talglichtern halb Hammeltalg und halb Rindertalg, oder zwei Theile des Erstern und ein Theil des Letztern in Anwendung gebracht werden, weil das Erstere allein zu spröde, das Letztere aber zu weich ist, beide vereinigen aber die vortheilhafteste Consistenz für Lichter. Am besten ist es zu gezogenen Lichtern mehr Rindertalg, zu gegossenen aber mehr Hammeltalg zu nehmen. Eine Hauptsache ist das richtige Ausschmelzen des Talges, um alle gallertartigen Theile davon zu scheiden, welche die Flamme unrein machen, welches durch ein langsames Ausschmelzen des Talges erreicht wird, und dann durch ein nachheriges fortgesetztes Kochen desselben mit oxidirten Substanzen, z. B. mit weißem Vitriol, Alaun und Salmiak, wodurch dem Talge eine gewisse Härte ertheilt wird. Man lasse daher das in Würfel geschnittene, noch im Zellgewebe enthaltene Talg, mit dem sechsten bis achten Theile reinen Wassers bei mäßiger Hitze so lange sieden, bis das Talg klar wird, und, auf glühende Kohlen getröpfelt, ohne Prasseln brennt; dann durch ein Tuch gegossen und die Grieven ausgepreßt. Das Feuer muß aber nicht zu stark seyn, weil sonst das Talg leicht branstig und braun wird. Auf diese Weise geben hundert Theile frischen Rindertalges fünfundneunzig, und hundert Theile Hammeltalg neunzig Theile reinen Talges. Um dieses Talg nun noch brauchbar zu machen, so muß man es noch eine Stunde bei gelindem Feuer kochen; man schütte auf jedes Pfund 2 Quentchen gepulverten Alauns, wobei man aber das Anbrennen verhüten muß, damit das Talg weder seine Weiße verliert, noch übelrichend wird. Was nun die Dochte betrifft, so müssen zu Sparlichtern Dochte von Flachs oder Hanf genommen werden, welche zwar nicht so hell, als die Dochte von

Baumwolle brennen, weil sie weit mehr Kohle absetzen, als jene, allein sie brennen doch sparsamer. Das Garn zum Dochte muß eben und gleich gesponnen, und weder zu fest, noch zu locker seyn. Man nimmt dann diese Fäden leicht zusammen, schneidet sie zu, dann leicht zusammengedreht, und mit einem stark gewichsten Lappen gerieben, damit sie sich nicht wieder aufdrehen. Nach Deformeaux, Lichtzieher in London, soll man den Lichtern Dochte geben, die einen hohlen Cylinder bilden, wodurch sie eine große Helligkeit und Reinheit im Brennen erhalten, ohne zu laufen oder zu flackern. Die Dochtfäden bestreicht man, nach ihm, mit Wachs oder Harz (Kolophonium oder weißem Burgunderharz) und steckt sie während des Ziehens oder Gießens mit einem Drahte durch. Die dadurch entstandene Höhlung wird dann entweder mit Wachs, oder mit Talg, und bei starken Dochten gar nicht ausgefüllt. Uebrigens richtet sich die Stärke des Dochtes nach der Stärke des Lichtes, daher läßt sich keine genaue Vorschrift über die Anzahl der zu nehmenden Fäden geben, nur so viel ist gewiß, daß man sie nicht zu stark nehmen muß, weil dieses kein Ersparniß, nicht in Hinsicht der Fäden, sondern in Hinsicht des schnelleren Abrennens des Lichts seyn würde; denn Sparlichter müssen, nach dem Verhältnisse ihrer Stärke, auch verhältnißmäßig nicht zu starke Dochte haben; denn starke Dochte geben eine größere Flamme, und diese macht, daß das Talg schneller aufgezehrt wird, und auch wohl Theilweise abtröpfelt; dünne Dochte brennen daher immer sparsamer, als dicke, weil sie nicht gleich so viel Fett anziehen, da die Flamme nur klein ist. Auch sehe man darauf bei gegossenen Lichtern, daß die Dochte so viel, als möglich, in die Mitte der Form zu liegen kommen. Man hängt die Lichter, sowohl gezogene, als auch gegossene, einige Zeit an einem trocknen, der freien Luft ausgesetzten Orte auf, damit sie gut aus-

trocknen; dann werden sie in Kisten gepackt, wodurch sie noch weißer werden, als sie gleich nach dem Ziehen oder Gießen waren; sie halten sich dann länger. Lichter, die auf diese Art gemacht, gezogen oder gegossen werden, sind weiß, auch hart, nicht schmierig und übelriechend, und brennen hell, gleichförmig und sparsam. Das Technische des Lichtziehens oder Gießens s. unter Licht, Th. 78, S. 1. u. f. — Spar-Nachtlichter von Talg zu gießen. Bei diesen Nachtlichtern kommt alles auf den Docht an. Dieser besteht aus dünn gespaltenen Stäbchen von Birkenholz, welches aber nicht gehobelt, sondern bloß gespalten und mit einem Messer nach den Holzlagen eben und dünn geschnitten werden muß. Dergleichen gespaltene Hölzerchen beschabt man mit einem Stücke Glas oder einer Ziehklinge so lange, bis sie die beliebige Dicke eines Dochtes erhalten, oder auch wohl noch dünner geschabt werden. Dann bewickelt man diese Stäbchen so eben, als möglich, mit feingekämter Baumwolle von dem einen Ende bis zum andern. Diese Dochte bringe man nun in die Lichtformen, wozu sich die gläsernen hier wegen ihrer Durchsichtigkeit am besten schicken, und befestige sie vermittelst angebundener Fäden dergestalt, daß sie genau in der Mitte der Form hängen bleiben. Hierauf stellt man die Form fest, oder läßt sie von einem Gehülfen fest halten, gießt das fließende Talg in die Form und läßt es darin kalt werden, bis solches herausgezogen werden kann. Diese Holznachtlichter darf man nicht, wenn sie brennen, wie andere Lichter abputzen, weil sie dieses von selbst verrichten, indem das Holzdocht von der Flamme in Asche verwandelt wird, und sich von selbst verstäubt. Sie brennen sehr sparsam, daß kein Zoll des Lichts in einer Stunde niederbrennt; sie brennen freilich nicht sehr hell, allein das Hellbrennen und Sparsambrennen zugleich sind keine mögliche Eigenschaften eines Lichtes

welches auch bei den oben angeführten Lichtern der Fall ist, die wohl eine reine Flamme haben, aber keine hellleuchtende, weil der Docht nicht dick ist und daher nicht so viel Fett fortnimmt, um dadurch die Flamme so zu nähren, daß sie eine Helligkeit oder einen hellen Schein verbreitet. — Was die übrigen Sparlichter von Wachs und Wallrath anbetrifft, so ist davon unter Licht, Th. 78, S. 123 u. f., u. S. 265 u. f. gehandelt worden. Ueberhaupt muß bei den Lichtern in Hinsicht ihres sparsamen Brennens die Masse berücksichtiget werden, so z. B. brennen Wachslichter sparsamer, als Talglichter, Wallrathlichter wieder verschwenderischer, als diese; im allgemeinen brennen aber Talglichter heller, als Wachslichter. So verhält sich auch die Schnelligkeit, mit welcher zwei Talglichter verbrennen, bei gleichen Gewichten umgekehrt wie ihre Durchmesser, so daß ein Licht um so sparsamer brennt, je dünner es ist.

Der Herr Geheime Rath Hermbstädt hat über die Schnelligkeit des Verbrennens der Lichter, und über die Intensität ihres Lichtes Versuche angestellt, welche folgende Resultate geliefert haben.

Wenn in einer gegebenen Zeit verbrennen:

Reines Wachslicht zu $5\frac{3}{8}$ Loth . .	1,000	Theile,
so verbrennen in derselben Zeit		
a) Talglichter, 6 Stück auf 1 Pfd.	1,608	=
b) desgl. 8 Stück auf 1 Pfd. .	1,217	=
c) desgl. gegoss. 9 St. auf 1 Pfd .	1,043	=
d) Lichter aus zwei Theilen Talg und einem Theile Wachs, wovon das Licht 5 Lth. 24 Gr. wog	1,443	=
e) desgl. aus drei Th. Talg und einem Theile Wachs, wovon das Licht 5 Loth 34 Gr. wog . .	1,678	=
f) Lichter aus Wallrath à $4\frac{3}{8}$ Lth	2,174	=

g) desgl. aus gleichen Theilen Wallrath und Talg à 4 Lth. 3Qt. 4 Gr. . . . . 1,852 Theile,
h) desgl. aus einem Theile Wallrath und zwei Theilen Talg à 4 Lth. 3 Quetch. 5 Gran. . 1,739 „
i) desgl. aus 1 Th. Wallrath und 3 Th. Talg à 4 Loth 3 Quent. 45 Gran . . . . . 2,008 „
k) Lichter aus 1 Th. Wachs, 1 Th. Wallrath, 3 Th, Talg à 3 Lth. 3 Quentch. 56 Gran . . . . 2,138 „

Nach diesen Angaben kann man nun den Vortheil berechnen, welche die Haushaltung aus dem Gebrauche dünner Lichter von Talg ziehen kann. — Die Intensität der Erleuchtung wird man aus folgenden Angaben gewahren.

Wenn die Intensität von Wachslichtern ist . . . . . 1,000 Theile,
so ist die
von Talglicht unter a. . . . . 1,107 „
desgl. unter b. . . . . 1,127 „
desgl. unter c. . . . . 1,203 „
von Talg- und Wachslichtern unt. d. 1,260 „
desgl. unter e. . . . . 1,104 „
von Wallrath unter f. . . . . 1,963 „
von Wallrath und Talg unter g. . . 1,234 „
desgl. unter h. . . . . 1,223 „
desgl. unter i. . . . . 1,234 „
von Wachs, Wallrath und Talg u. k. 1,206 „

Sparn, Spießbäume, im Bergwerke, an einem Göpel, die 5 Fuß dicken und 24 Fuß langen Hölzer, die den Göpel bilden.

Sparofen, s. unter Ofen, Theil 104, Seite. 96 u. f. Hier noch ein Paar Sparöfen nach des Grafen von Rumford Methode oder Anweisung.

Ein holzersparender Back- und Bratofen. In der Mitte eines kreisrunden oder cylinderförmigen Mauerwerkes, etwa 8 Fuß im Durchmesser, welches die Mitte eines großen Zimmers einnahm, wurde ein kleiner runder verschlossener Feuerherd angelegt, dessen Durchmesser 11 Zoll ist, und dessen Rost etwa 10 Zoll über dem Fußboden liegt; der Raum des Herdes verengerte sich nach oben etwa um 4 Zoll. Unmittelbar über dieser engen Kehle laufen sechs abgesonderte wagerechte Kanäle, jeder mit einem Dämpfer, entweder die Oeffnung ganz zu verschließen oder sie zu verkleinern, durch welche die Flamme in sechs abgesonderte Reihen Zügen unter sechs breite Eisenplatten geleitet wird, die den Boden von sechs gleich hoch stehenden Oefen bilden, deren Seiten sich berühren. Da jede dieser gegossenen eisernen Platten die Gestalt eines gleichseitigen Dreieckes hat, so vereinigen sie sich alle im Mittelpunkte des Mauerwerkes. Wenn die Flamme unter den Boden dieser Oefen zirkulirt hat, so steigt sie in zwei Kanälen empor; zirkulirt dann in ähnlichen Zügen auf der Oberfläche einer andern dreieckigen gegossenen eisernen Platte, welche die Decke des Ofens bilden, und wird von da in den Schornstein geleitet. Diese sechs Oefen sind durch dünne Wände von Ziegeln, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick und 10 Zoll ins Gevierte, in ihren Seiten verbunden. Man kann jeden Ofen für sich allein oder mehrere zugleich heißen, oder man kann die Hitze des einen ohne Unterbrechung einem andern zuführen, und das Backgeschäft kann ununterbrochen fortgehen. Sobald das Brod aus einem der Oefen gezogen ist, so kann man ihm unmittelbar die Feuerhitze wieder zukommen lassen, während derjenige, dem man das Feuer genommen hat, mit neuen Broden wieder gefüllt und geschlossen wird. Die Hauptabsicht bei diesen Backofen soll seyn, den großen Verlust des Wärmestoffes zu verhüten, der bei großen Backöfen

beim Herausschieben und Einschieben des Brodes Statt findet. Da jeder dieser kleinen Oefen nur fünf Bröde faßt, so kann das Ausziehen und Einschieben sehr bald geschehen, während welcher Zeit auch die übrigen fünf Oefen verschlossen bleiben. Rumford hatte diese Art Backöfen nur auf Habermehlkuchen berechnet, die man gewöhnlich auf heißen eisernen Blechen bäckt; er fand aber nachher, daß man durch eine besondere Behandlung der Feuerhitze in einem solchen Ofen auch gewönliches Brod backen kann. Der Ofen muß nämlich erst hinlänglich geheitzt seyn, ehe man das Brod hineinschiebt, und dann muß man die Luftzüge während dieses Prozesses nicht ganz verschließen. Der oben genannte Schriftsteller stellte zu München darüber neue Versuche an und erreichte seine Absicht so gut, daß auf seinen Tisch kein anderes Brod gekommen ist, als das sein Koch im Hause des Grafen in einem Ofen von dünnem Eisenbleche, der von aussen geheitzt ward, gebacken hat, und er versichert nie besseres Brod gegessen zu haben. Es ist leicht, völlig ausgebacken, nicht trocken und von vortrefflichem Geschmack. Die Brode müssen aber in dem Ofen auf runden dünnen Eisenblechen, die auf eisernen Füßen von 1 Zoll Höhe ruhen, gelegt werden, damit die untere Rinde nicht verbrenne. Auch muß man den beim Backen erzeugten Dämpfen einen freien Abzug verstatten, welches entweder durch einen Dampfschornstein, oder bloß durch ein Zugloch in der Ofenthür bewirkt werden kann. Die Bäcker können von einer solchen Einrichtung der Oefen bedeutende Vortheile einerndten. Auch auf Schiffen sollen die nach obigen Grundsätzen eingerichteten Brat- und Backöfen von großem Nutzen seyn.

Ein Kalksparofen. Die besondern Zwecke bei der Anlage dieses Ofens sind; 1) Die Feuerung so brennen zu lassen, daß die Flamme den Rauch verzehre, welches dadurch bewirkt wird, daß der Rauch nieder-

steigen und durch das Feuer gehen muß. 2) Die Flamme und den heißen Dampf mit dem Kalksteine durch eine große Oberfläche in Berührung zu bringen. Zu diesem Zwecke gab man dem Bauche des Kalkofens die Gestalt eines hohlen abgestumpften Kegels, machte ihn gegen seinen Durchmesser sehr hoch, und stellte ihn bis zu seiner Spitze ganz mit Kalksteinen an. 3) Den Prozeß des Kalkbrennens ununterbrochen fortdauern zu lassen, um die Verschwändung des Wärmestoffes zu verhüten, die nothwendig erfolgt, wenn man beim Einlegen und Herausnehmen des Kalks den Ofen kalt werden läßt. 4) Den so eben fertig gebrannten noch heißen Kalk beim Abkühlen seinen Wärmestoff abgeben zu lassen, damit er die frischen Kalksteine, die von neuem in den Ofen kommen, erhitzen helfe. Zu diesem Zwecke wird die Feuerung nicht mit dem Kalksteine vermischt, sondern in einem verschlossenen Feuerherde verbrannt. Große Kalköfen dieser Art müssen mehrere Feuerherde haben. Auf dem Boden des Kalkofens ist eine Thür angebracht, die man zum Herausnehmen des Kalkes öffnet, gleich darauf wieder verschließt und die Fugen mit nassem Lehme wieder verstreicht; es muß aber eine kleine Oeffnung bleiben. Da das Feuer in einiger Entfernung von dem Boden des Ofens in ihn niederdringt, und da die Flamme, sobald sie in die Höhlung kommt, emporsteigt, so ist der untere Theil des Ofens mit schon gebranntem Kalke bedeckt. Wenn nun von unten eine Kalkschicht weggenommen wird, so senkt sich der darüber liegende, schon heiße Kalk nieder, und da die Luft in dem Ofen aufwärts steigt und in die Spitze des Ofens dringt, so befördert diese untere Kalkschicht während ihres Abkühlens die Erhitzung der frischen Portion Kalkstein, die man aufgeschüttet hat. Um diese zu befördern, muß man einen sanften Luftzug, der aber nicht zu heftig seyn darf, von den Boden des Ofens nach der Spitze

hin, durch eine Oeffnung unten in der Ofenthür befördern. Sobald indessen die untere Kalkschicht im Ofen einen Theil ihres Wärmestoffes abgegeben hat, so ist es am besten die Thür ganz zu verschließen.

Sparre, Spier, im Schiffsbaue, ein jedes langes und dünnes Stück rundes Holz, welches man so gebraucht, wie es gewachsen ist, nur daß die Borke und die Zweige davon abgenommen worden.

Sparren, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches im Hochdeutschen völlig fremd ist, und nur in einigen Gegenden für spannen gebraucht wird, daher der Spannring beim Schmid auch daselbst der Sparring genannt wird; es ist mit sperren nahe verwandt.

Sparren, in der Baukunst, die schräge liegende Hölzer, die das Dach von einem Hause bilden, Dachsparren. Man hat deren verschiedene Arten, als: die Gradsparren, von denen zwei und zwei von dem Balken oder von den Enden der Quersparren bis in den Forst mit ihren Spitzen zusammenlaufen. An Zeltdächern und Pavillons werden diese ordentliche Sparren. Lehrsparren werden genannt, die von den Ecken des Hauses oben in der Spitze zusammen stoßen. Befindet sich ein Wiederkehr an einem Gebäude, so wird da, wo die Dächer in einem Winkel zusammengehen, der Sparren, der von unten bis oben in den Forst geht, und die Einkehle bilden hilft, der Kehlsparren genannt. Dann hat man noch Schiffssparren, Windsparren ꝛc., s. diese Artikel oder vielmehr alle diese verschiedenen Sparren unter ihrem Namen in der Encyklopädie. In der Wappenkunst führt die Figur zweier zusammengefügter Sparren oder eines umgekehrten Lateinischen V gleichfalls diesen Namen. So sagt man auch: eine Sparre zu viel haben, nicht wohl bei Verstande seyn, einen Fehler am Verstande haben. Die Ableitung dieses Wortes soll nach den meisten älteren Sprach-

forschern von dem alten Barre, Barren, ein Balken ꝛc. herkommen; nach Adelung soll aber das Zeitwort sperren den nächsten Anspruch auf dieses Wort haben, wegen der gesperrten Gestalt, welche unten zwei Dachsparren haben.

Sparrenfeld, Sparrenfelder, die leeren Räume zwischen den Latten und den Sparren, worauf die Dachziegel zu liegen kommen.

Sparrengeld, in einigen Gegenden ein Name derjenigen Steuer, welche von den Häusern gegeben wird, und welches auch den Namen Giebelgeld, Feuerstättengeld ꝛc. führt.

Sparrenholz, Sparrholz, im Forstwesen, dasjenige Holz, welches sich zu Dachsparren schickt und nicht über 6 Zoll dick ist.

Sparrenkopf, in der Baukunst, eine Verziehrung unter dem Karnieße oder Kragleisten, welche das hervorragende Ende eines Sparrens vorstellt, so wie Balkenkopf das Ende eines Balkens ist. Es sind kleine Kragsteine, welche unter die abhängende Platte der Jonischen, Römischen und Korinthischen Ordnung gesetzt werden.

Sparrfaden, Lycopus L., s. Wolfsfuß

Sparrgonophorus, s. Sparganophorus, Pers. Syn. plant. p 398, eine Pflanzengattung, welche in die 1ste Ordnung der 19ten Klasse (Syngenesia Polygamia Aequalis) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat. Der gemeinschaftliche Kelch ist fast kugelrund, seine Schuppen liegen Dachziegelförmig über einander, sind ungleich abstehend und an der Spitze zurückgekrümmt. Der Fruchtboden ist nackt; die Saamenkrone kelchartig, fast knorpelich. Zu dieser Gattung zählt Persoon folgende Arten, die Linné unter Ethulia in seiner Spec. plant., Tom II., p. 1171, anführt: Sparrgonophorus Vaillantii (Ethulia Sparrgonopho-

rus), Sparrgonophorus struchium und verticillatus. Die hier angeführte Arten gehören in Indien zu Hause, und werden bei uns nur in den Treibhäusern und botanischen Gärten gezogen.

Sparrholz, s. Sparrenholz

Sparrichtes Blatt, Sparrosum, beim Gärtner, dasjenige Blatt, welches in erhöhte und nicht parallel laufende Lappen vertheilt ist.

Sparrlatte, beim Zimmermann, Latten, die horizontal über die Sparren genagelt werden, und worauf das eigentliche Dach von Ziegeln zu liegen kommt.

Sparrmannia, s. den folgenden Artikel.

Sparrmannie, Sparmannia, Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der dreizehnten Klasse (Polyandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat: der Kelch ist vierblättrig, desgleichen auch die Krone; viele Staubfäden; die Letzteren sind am Grunde angeschwollen und hangen zusammen. Die Kapsel ist stachlicht, fünfeckig, fünffächerig, und jedes Fach enthält zwei Samen. Bekannt ist:

Die Afrikanische Sparrmannie, Sparrmannia Afrikana. Linn. Dieser Strauch wächst auf dem Kap in Wäldern, seine Zweige stehen wechselweise und aufrecht; behaart, cylindrisch. Die Blätter sind lang gestielt, herabhängend, herzförmig, fast gelappt, sagezähnig-langgespitzt, mit kurz stehen den Haarenbesetzt; die Blattstiele sind behaart; die Blumenstiele stehen den Blüthen gegenüber, sind aufrecht die Blumenstielchen behaart und mit gelben Blumen gekrönt. Die Staubdecken sind schwarzpurpurroth; die Kapsel ist mit braunen Stacheln besetzt. Dieser Strauch wird im Glashause überwintert, und bedarf zu seiner Erziehung eine lockere, jedoch nicht sehr fette Erde. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen im Mistbeete, und durch Ableger und Stecklinge.

Sparrnbäume, s. Spleßbäume.

Sparrnstempel, Spitzstempel, im Bergwerke, schräg stehende Hölzer bei der Verzimmerung des Straßenbaues, welche man unter die Stempel setzt, wenn sie sehr lang, aber flach sind, und eine Förderung darunter geht.

Sparrwerck, die sämmtlichen Sparren eines Daches.

Sparsam, Bei- und Nebenwort; eigentlich, Fertigkeit besitzend in Anwendung einer Sache das Maaß des Nöthigen oder Nothwendigen auf das genaueste zu befolgen, sowohl mit der Absicht etwas zu erübrigen, als auch ohne dieselbe; daher sparsam seyn; ein sparsamer Wirth. Sparsam mit etwas umgehen. Sparsam leben. Eine sparsame Mahlzeit ꝛc. Das Wort sparsam bezieht sich daher auf alle Gegenstände, wo man die oben angeführte Regel befolgen kann. Man ist daher sparsam im Essen und Trinken, wenn man von beiden nur so viel genießt, als der Körper verlangt, also bedarf, solches geschieht sowohl bei feinen und köstlichen Gerichten, als bei der einfachen Hausmannskost; denn bei beiden kann der Ueberfluß vermieden werden, der auch nur schädlich auf den Körper wirkt. Man ist sparsam in der Kleidung, wenn man nur die nöthigen Kleidungsstücke anschafft, und die angeschafften schont, sie nicht absichtlich, oder doch wenigstens ohne Vorsicht beschmutzt und zerreißt. Man kann hierbei immer der Mode huldigen, und dennoch sparen, wenn sich gleich dieses bei dem schnellen Wechsel der Mode nicht zu vereinigen scheint; denn bei dem Schonen der Kleidungsstücke, kann man solche immer noch verkaufen, wenn man wechseln, oder sie zu andern Kleidungsstücken umändern oder umändern lassen will, besonders für kleinere Geschwister, oder für die Kinder; so wird immer erspart, als wenn man sie um ein Geringes verkaufen oder wegschenken müßte. Man ist sparsam in den Vergnü-

gungen, die man genießt; wenn man darin Maaß und Ziel hält, sich darin nicht überhebt, theils sie nur in dem Maaße genießt, als man es ausführen kann; theils auch um sich selbst zu schonen. In beiden Fällen ist sparsam anwendbar. — Man ist sparsam im Studieren der Wissenschaften und Künste, wenn man sie so betreibt, daß davon kein Nachtheil für den Geist und Körper entsteht. Man ist sparsam in Allem, wenn man das zu Viele vermeidet, und nur nach den Gesetzen der Natur und der Vernunft seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse einrichtet und Maaß und Ziel hält. 2) In weiterem Verstande gebraucht man es oft für selten, für wenig. Der Ahorn wird in unsern Wäldern nur sparsam gefunden, nur selten, nur hin- und wieder ein Baum. Das Alter streut nur sparsam Runzeln auf die Stirn des Greises. Das Wasser tröpfelt sparsam. Aus der Ader fließt das Blut nur sehr sparsam ꝛc.

Sparsamkeit, die Eigenschaft, da man sparsam ist, in allen Bedürfnissen des Lebens Maaß und Ziel hält, und noch Etwas zu erübrigen sucht, oder auch nur so lebt, das man mit Wenigem auskommen kann; daß man sein Eigenthum den Regeln der Mäßigkeit im Gebrauche oder in der Anwendung unterwirft. Die Sparsamkeit gehört zu den häuslichen Tugenden; sie beherrscht das Innere unsers Hausstandes, unser Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Möbel und Geräthschaften; dann unsere Lebensart, Kinderzucht, Dienerschaft, kurz sie betrifft Alles, was uns umgiebt, in unserer Nähe ist; sie erstreckt sich so eigentlich nicht über die Grenzen des Privatstandes, und kann nicht vielen Familien zusammen, nicht dem Publikum, wohl aber jeder einzelnen angehören, weil jeder Hausstand nach seiner Einnahme auch die Ausgaben für seine Bedürfnisse ordnet, und sich hierauf die Sparsamkeit grün-

det. Die Sparsamkeit hat eine Aehnlichkeit mit den Tugenden: Genügsamkeit und Mäßigkeit, sie weicht aber in sofern davon ab, daß ihr jene nur dienen, um ihren Zweck zu erreichen.

Obgleich sich die Sparsamkeit mit der Kultur sehr wohl verträgt, so ist doch nur ein gewisser Grad der Letzteren erforderlich, um sie auszuführen, jede Hyperkultur ist geistiger Luxus, Sinnenluxus und verführt zur Völlerey, und jede Afterkultur zur Putzsucht. Das Mittel zwischen beiden ist nun derjenige Grad der Kultur, welcher der Sparsamkeit günstig ist. Man findet die Sparsamkeit in Allem hauptsächlich bei solchen Völkern, welche durch fremde Sitten noch nicht angesteckt worden, die noch in der Jugendfrische ihres Wirkens stehen, und daher der Natur noch treu geblieben sind, sich noch nicht von dem Wege, den sie vorzeichnet, entfernt haben, noch nicht auf den Weg des Luxus und der Ausschweifungen gerathen sind. Die Sparsamkeit herrschte in Rom, als Regulus noch seine Aecker selbst bestellte und von dem Pfluge abgerufen zum Bürgermeister erwählt ward; und als dieser große Mann vom Siege über Carthago zu seinem Pfluge zurückzukehren wünschte, indem ihm die Ruhe und Stille des Landlebens, die Pflichten seines Hauswesens mehr anzogen, als der außerordentliche Glanz des bevorstehenden Triumphs, und Alles, was der Ehrgeitz Reizendes kennt. So war es in unsern Deutschen Gauen, ehe fremde Sitten unsern Boden betraten, und man noch mit dem zufrieden war, mit dem sich begnügte, was die eigene Wirthschaft darbot. Man kannte damals noch nicht das Uebel, wodurch unnützer Aufwand, Verschwendung, Mißbrauch des Vermögens, Ueppigkeit und Weichlichkeit die folgenden Zeiten drückte. Man lebte sparsam, dabei heiter und froh, war kräftig, stark, bieder, aufrichtig, wohlthuend, kannte nicht das Puppenspiel der veränderlichen Mode, das jetzt manche

Familie zerrüttet oder doch den Geist der Zwietracht in das Haus führt, die Ruhe und Heiterkeit raubt, und die Genügsamkeit, und mit ihr die Sparsamkeit vernichtet. Hört man nicht jetzt hin und wieder in den Familien nichts als Klagen über Mangel, über schlechte Zeiten? Ueberall Unzufriedenheit mit dem Hausstande, dem Hauswesen; nirgens reicht die Einnahme zu; Niemand ist mit seinem Einkommen zufrieden, weil er damit nicht seine häuslichen Bedürfnisse bestreiten, keine Familie ernähren kann; und derjenige Mann, der keine Familie ernähren zu können vorgiebt, und darum nicht heirathet, hält sich gleichwohl ein Reitpferd, wohnt Chambre garnie, trägt sich nach der neusten Mode, ißt in der ersten Restauration, besucht Schauspiele, Bälle und Konzerte, die glänzendsten Kaffeehäuser, und macht einen Aufwand, als vor zweihundert Jahren nicht mancher Fürst, und doch klagt er, daß er keinen Hausstand erhalten kann; was würde auch dieser, nach dem Maaßstabe, wie er zu leben gewohnt ist, kosten? Lernte nun dieser Mann von seinem Ueberflusse entbehren, so würde ihm nichts fehlen, und er auch nicht zu klagen nöthig haben. — Sonderbar genug ist unsere Zeit! Sie hat Mangel und Ueberfluß zugleich, und klagt bei beiden! sie ist arm und reich, und doch nicht glücklich! dieses macht, weil ihr das glückliche Mittel zwischen beiden fehlt. — Glücklich kann man freilich unser Zeitalter jetzt nicht preisen; denn wo sich die Bedürfnisse häufen, wo Glanz und Ueppigkeit thronen, da mehren sich auch die Begierden, und wo diese im Kampfe mit den Lebensfreuden treten, da hat die Unzufriedenheit Wurzel geschlagen, und zerstört den Frieden und die Freuden der Häuslichkeit. Wenn nun hier die Sparsamkeit als ein Mittel empfohlen werden kann, welches diesem Uebel entgegenwirkt, so denke man sich dieselbe aber nicht in dem Grade, daß man gleich den Nomaden seine Bedürfnisse mit den allergewöhnlichsten Mit-

teln stille; denn die Kultur bedingt Reinlichkeit, Ordnung Bequemlichkeit und ein Art des Luxus und des Wohlstandes, die beim Zusammenleben in der Gesellschaft, im Staate, durchaus nothwendig sind, um Gewerbsamkeit und Thätigkeit aufrecht zu erhalten; allein das ist der Sparsamkeit eigen, daß ihre Bedürfnisse die Bedürfnisse der Natur und Wahrheit sind, aber nicht des Vorurtheils, der Einbildung, der Gewohnheit, und daß sie also weniger bedarf, als alle andere Menschen. Die Kunst-Industrie steht jetzt auf der höchsten Stufe, stände nur mit derselben gleich auch die häusliche Ruhe und Zufriedenheit; allein diese hat durch Erstere verloren. Alles ist jetzt für die Sinne, aber nichts für's Herz, und Letzteres ist gerade das, was Zufriedenheit giebt. Wenn wir jetzt auf unsere Küche, auf unsere Kleidung, auf unsere Möbel, kurz auf Alles blicken, so staunen wir ob des Ueberflusses, und doch ist unter der Menge nur wenig reeller Werth, der uns auf die Zukunft bei Wiederwärtigkeiten trösten könnte; und Jemand bemerkt sehr richtig, daß ein Mann, dessen Glücksstand sich neiget und dessen Familie der Zusammenlauf ungeduldig werdender Gläubiger ein hartes Schicksal drohet, allemal seine Frau, wenn ihr ansehnlich Eingebrachtes verzehrt ist, damit trösten kann, wenn er sagt: Halte dich an die Geräthschaften, das Haus ist voll! Man legt also die Kapitalien zum Dienste des Ueberflusses an; und verliert dabei oft neunzig an Hundert. — Ein Anderer sagt: „Es setzt mich in eine Art des Erstaunens, wenn ich der Vervielfältigung unserer Bedürfnisse nachdenke, welche Moden, Gewohnheiten und eingebildeter Wohlstand eingeführt haben, und wie viele hundert Menschen sich in Bewegung setzen müssen, ehe nur ein Einziger erreichen kann, was er zu den Bedürfnissen seines Lebens rechnet, besonders seit dem wir gelernt haben auch die Güter jenseits des Meeres mit in diese Rubrik zu setzen, und uns

mit dem nicht mehr begnügen, was uns ein Welttheil darbietet; und sollten wohl die Produkte der Natur aus hundert Quellen und die Geschäftigkeiten einer Kompagnie Menschen hinlänglich gewesen seyn, daß ein Mann des Mittelstandes, oder eine Frau, nur einen Tag in der Stadt nach dem Gebrauche der Zeit leben könne?" — Es scheint, als wäre Alles nur darauf berechnet die Industrie in einem Staate empor zu bringen, und die Menschen der ärmern Klasse zu beschäftigen, um ihren Unterhalt für sich und ihre Familie zu gewinnen. Wie lobenswerth wäre dann nicht der Luxus der Bemittelten und Reichen, wie wohlthätig wirkte er dann nicht auf das Ganze, besonders auf die arbeitende Klasse, den Handwerksstand; allein es ist nicht so, wenigstens nicht in Deutschland. Man bekümmert sich hier viel um die eigenen Fabriken und Manufakturen, um die Gewerbsamkeit im Lande, sondern ist nur dann glücklich, entzückt, wenn man Französische oder Engländische Zeuge tragen, aus fremden Geräthen speisen und trinken, mit fremden Werkzeugen arbeiten, kurz Alles nur mit ausländischen Sachen verrichten kann; ja in einem Haushalte gerieth vor einiger Zeit eine ganze Familie in Aufruhr, als der Vater seinen Töchtern erklärte, daß er den neuesten thörichten Schmuck des Hintertheils ihres Leibes durchaus nicht zu tragen erlauben wollte; allein ihn endlich erlauben mußte, als die Töchter weinend zur Mutter liefen und der in Gegenwart des Vaters laut erklärten, daß wenn sie keine Culs de Paris hätten, sie sitzen bleiben würden, weil die Deutschen nicht mehr genügten. Dieser Mangel an Nationalität ist den Deutschen schon vor mehreren Jahrhunderten eigen gewesen, besonders fing er aber nach dem dreißigjährigen Kriege alle Klassen der Einwohner Deutschlands zu ergreifen an, da er früher nur die Begüterten und Reichen ergriffen, und so ist

es bis auf die neueste Zeit mit einzelnen Unterbrechungen fortgegangen; und wenn auch die neueste Zeit den Stolz des Deutschen auf seine Kraft und seine Nationalität zu beleben anfing, so hat sie die Sucht oder man möchte lieber sagen die Gewohnheit an das Ausländische immer noch nicht vernichten können; er glaubt immer noch, die ausländischen Fabrikate und Manufakten besitzen übergroße Vorzüge vor den inländischen, der andern Produkte nicht zu gedenken, welche den Gaumen reizen. Dieses Alles sind nun die bösen Geister, möchte man sagen, welche uns in unserm Haushalte quälen und beunruhigen, und uns oft so wenig vergnügte Stunden gewähren, statt wir bei der Sparsamkeit, dem guten Engel, vergnügt und zufrieden leben könnten; denn der sparsame Genuß in Allem erheitert das Leben. — Ein Schriftsteller sagt:*)

Wenn wir unsere Mahlzeiten nach so viel Schüsseln zählen, als die Verschwendung Gänge dazu erfordert, und bei jeder Gasterei nur die überflüssigen Gerichte zurückblieben; wie viel würde dadurch im Ganzen erspart werden, hin und wieder eine Thräne eines Elenden zu trocknen, einen Hungrigen zu erquicken, einen nagenden Kummer eines Unglücklichen zu stillen, und sein Gut zu wahrhaft göttlichen Endzwecken anzuwenden? So aber bleiben bei der unfrugalen Lebensart unserer Zeiten auch dem Wohlhabendsten wenig Mittel übrig, sich eine himmlische Ruhe auf dem Todbette zu stiften, und sich alsdann über das Bewußtseyn verrichteter Liebeswerke freudig zu beruhigen, wenn man sich der Zeit nahet, da in richtiger Vergeltung aller Arbeit auch kein Becher kaltes Wasser übersehen werden soll, der einem armen Mitbruder zur Erquickung gereicht worden ist. Es ist ein Vergnügen und eine Pflicht der Menschlichkeit, gesellig und gastfrei zu seyn; allein wer kann dieses Vergnügens heutigen Tages ohne außerordentliche Beschwerung genießen. Die Mahlzeiten, welche

*) Hannöversches Magazin, 5r. Jahrgang, St. 2., S. 18 u. f

der Mittelstand gegenwärtig giebc, müssen auf Jubelfeste, auf Geburtstags- und Kindtaufsfeiern und ähnliche seltene Gelegenheiten eingeschränkt bleiben; denn bei einer fortgesetzten Gastfreiheit der Art, wie jetzt die Tische besetzt seyn müssen, würde er darüber verarmen. Wie oft könnten wir nicht Fremde bei uns sehen, ohne der Haushaltung durch den Aufwand zu schaden, wenn wir mit zwei oder drei ausgesuchten Schüsseln uns begnügen könnten. Ein Mann von Verdienst und Geburt gab einer Anzahl aus der Nachbarschaft seines in einen vortrefflichen Zustand gesetzten Landgutes geladener Gäste eine Mahlzeit, die bei allem Beifall der Gäste dies Vorzügliche hatte, daß der Wirth sagen konnte: Meine Herren, ich habe heute das Vergnügen haben wollen, sie allein aus meiner Haushaltung zu bewirthen, und es ist ihnen kein Gericht vorgesetzt worden, welches meine eigene Wirthschaft nicht hergegeben hätte. Leuchten uns überall nur solche Muster vor, so ist zu hoffen, daß unsere Zeiten in Ansehung aller Stände sparsam werden. Man werfe hier nicht ein, daß die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils zu stark sey, etwas aufzuheben, welches man schon längst zum Wohlstande gerechnet hat. Wer herrscht über den Wohlstand, wer bestimmt ihn, und von wem nehmen wir die Regeln desselben her? Sind es nicht die Großen in der Welt, welchen nachzuahmen und im äußerlichen Scheine ähnlich zu werden, den mittlern und niedrigen Stand ein unwiderstehlicher Trieb fesselt? Eine Dame des Hofes, die in einem großen Ansehen stehet, und auf welche Aller Augen gerichtet sind, dürfte nur anfangen, Blätter eines Eichenbaumes statt anderer Zierden des Kopfes künstlich mit ihren Haaren vereinigen zu lassen und zu tragen, und mit grünem Laube geschmückt öffentlich zu erscheinen, und es wäre zu befürchten, daß alle Eichbäume um große Städte herum bald ohne Blätter dastehen würden. Die Großen sind also die Schöpfer des Wohlstandes ꝛc.; fangen nun diese nach der in Händen habenden Macht erst an, in häuslichen Dingen bloß auf die Natur zu sehen, wie bald würden die zur Nachahmung geneigten geringeren Stände auch im Guten

und im Geschmacke an dem Natürlichen ihre Nachfolger werden. Wer gebietet und verschwendet aber außerdem im Innern der Haushaltung? Wer ist daselbst unumschränkter Herr? Gewiß nicht der Wohlstand, der vornämlich nur in dem herrscht, was den äußerlichen und gesellschaftlichen Theil unseres Lebens angeht. Im Innern des Hauses sind wir selbst Herren, Könige, Tyrannen, und erkennen keinen neben uns, der hier Gesetze giebt. Gesetzt, wir müßten in dem Aeußerlichen des gesellschaftlichen Lebens noch Sklaven des unfrugalen Geschmacks unserer Zeit bleiben, und den Tyrannen, die man Etiquette, Mode, Gewohnheit, Lebensart nennt, fröhnen; wer verbietet uns denn in unendlich vielen andern Dingen, die nicht unter so barbarischen Gesetzen, sondern in unserer freien Willkühr stehen, in die Grenzen der Natur und Vernunft zurück zu kehren? Unter die natürlichen Bedürfnisse des Lebens, welche die Sparsamkeit verbannt wissen will, gehören zwei Arten, die nicht anders, als durch ein narkotisches Mittel gestillt werden können, welches von der Natur ist, daß es diejenigen, die es genießen, einige Augenblicke sehr lustig macht und aufweckt, hernach geschwind tödtet. Diese Bedürfnisse mit ihren traurigen Gegenmitteln herrschen häufiger in Städten, als auf dem Lande, und heißen Spiel und Zeitvertreib. Man kann in Städten schwerlich einen Tag ohne dieselben hinbringen. Man bereitet sich, sobald man das Bette verläßt, dazu vor, und schläft des Abends mit dem Gedanken ein, wie man ihrer des andern Tages wieder genießen möge. Ich hasse eine übertriebene Sittenlehre, die sich immer bestrebt, das Register der Sünden zu vermehren, und zu verbieten, wo Gott und die Natur nicht verbieten. Ich tadle alle Moralisten, die dasjenige, was der menschlichen Natur angemessen, was ihrer Wohlfahrt gemäß, folglich leicht und angenehm ist, zu schweren, abschreckenden Pflichten machen, und durch ihre zu hoch gespannten Forderungen mehr Lust und Neigung zum Laster, als zur Tugend machen. Ich tadle also an sich weder Spiel noch Zeitvertreib, und sehe beiden oft gern mit heiterer Stirne zu. Wenn man aber

dennoch behauptet, daß sie unnatürliche Bedürfnisse voraussetzen, und ein schädliches Gift sind, so sieht man bloß theils auf ihre Art, theils auf ihren Mißbrauch. Unsere sparsame und frugale Vorwelt spielte auch; allein ihre Spiele waren edel, unschuldig und nützlich. Sie bestanden in Leibesübungen, welche den menschlichen Körper vollkommener, härter, geschwinder machen konnten, in Dingen, welche den Geist schärften, und die Neigungen vom Müßiggange, von Weichlichkeit abziehen, und zum Muth, zur Arbeitsamkeit, zur Tapferkeit anfeuern konnten. Die Turniere, die Ritterspiele, die Wettläufe, die Kämpfe, das Ringen, das Jagen und Verfolgen wilder Thiere, das Schachspiel ꝛc. gehören unter diese edle Arten der Spiele und Zeitvertreibe. Man betrachte dagegen unsere Karten- und Würfel-, sogenannte Hazardspiele, dabei es bloß darauf ankommt, den Mitbruder ärmer und sich selbst reicher zu machen, wobei den Gewinn nicht das geringste Verdienst krönt, weil er auf einem bloßen Glücksfalle beruhet, der dem Dümmsten so leicht, als dem Klügsten sich zuneiget, dabei nicht edle Gesinnungen vorausgesetzt werden; denn es ist unedel, sich über den Schaden des Nächsten zu freuen, und das zu wünschen, was jenem schmerzlich und nachtheilig ist. Man erwäge nur, wie erbärmlich alle solche Spiele sind, indem dabei Alles auf's Geld, nichts auf Ehre, Ruhm und wahre Vergnügung ankommt; wie wird man dabei wohl einen Helden, einen Patrioten, einen Menschenfreund erkennen, wenn man in einer sonst angesehenen Gesellschaft einen Jeden um die Dukaten des Andern würfeln sieht, und bei einem Jeden den lebhaften Eifer wahrnimmt, den Andern brodlos, ja oft ehrlos und unglücklich zu machen? daß Hazardspiele oft diese, ja allemal solche Folge haben, welche die Ordnung des Hauswesens stören, darf hier nicht erst bewiesen werden. Was die Zeitvertreibe, besonders in den Städten, anbetrifft, so sind diese der Natur und Sparsamkeit nicht gemäßer; denn wer täglich in Gesellschaften gehen, oder solche bei sich sehen will, muß einen bedeutenden Aufwand in Kleidung und Möbeln machen, und stets im Geschmacke der Zeit bleiben, und was wird dadurch

im innern Haushalte versäumt, wo immer nur auf die Bewirthung der Gäste gedacht werden muß, sey es auch nur mit Thee oder Kaffee. Bei solchen oft schalen, geistlosen Gesellschaften verlieren die Zeitvertreibe ihre Natur und Absicht, wonach sie seltene Erholungen von schweren Arbeiten seyn sollten, wenn sie in die Stelle der täglichen Arbeiten treten. Die Ordnung der Natur wird umgekehrt, wenn ein ganzes menschliches Leben ein bloßer Zeitvertreib wird, und der Hunger und Durst darnach in keiner Stunde nachläßt. Das Resultat ist immer die tödtlichste Langeweile. Wahrlich, dergleichen Vergnügungen wiegen wohl nicht die schönen Künste und Wissenschaften auf, wohl nicht die angenehmen Künste und die belehrenden, vergnügenden und belustigenden Bücher und Schriften, wohl nicht die unzähligen Mittel, uns angenehme Arbeiten zu machen, und uns angenehm zu beschäftigen, und der Ermüdung durch die Abwechselung mit andern Arbeiten zuvor zu kommen.

Die die Frugalität, die Sparsamkeit liebenden Römer suchten nur durch Verdienste, und durch Verdienste ums Vaterland groß zu werden, und die Bezwinger der Welt waren in ihrem Hause klein, ja kleiner, als in unsern Städten mancher Bezwinger des sich auflehnenden Lehrlings. Wir suchen jetzt in Pracht und Aufwand eine Größe. Der Stolz unserer Zeit ist ausschweifend, und verkennt Alles, was einmal die Gewohnheit geheiliget hat. Der Reichthum soll uns empor heben, soll uns Glanz verschaffen. Er ist Mittel dazu, allein es gehört auch dazu noch mehr, um sich im Glanze der Welt auch zu behaupten. Dieses vergessen die Meisten, und werden dadurch in vielen Scenen, die sie dem Publikum durch ihren Reichthum geben, lächerlich. — Ist Reichthum eine Ehre? Ist er gewissen Ständen eigen? Kann er nicht ohne alle Verdienste, oft mit beflecktem Gewissen, erlangt werden*)? Wohl erworbener Reichthum ist ein Glück, und selbst ein großes Glück. Er kann

*) Der Reichthum, der durch Fleiß, durch Betriebsamkeit erworben wird, kann in gewisser Hinsicht immer als ein Verdienst betrachtet werden, nicht wegen des erworbenen Reichthums selbst, wohl aber wegen des Aufwandes an Kräften

zu den edelsten Endzwecken angewendet werden. Er ist ein großes Glück in unserer jetzigen Zeit; allein er giebt weder Verdienste, noch Ehre und Vorzüge. Er verändert keinen Stand und keine Ordnung der Welt in die andere. Könnte ein Esel reich werden, oder ein Glück erleben, so würden seine Ohren nicht einen Strohhalm breit kürzer werden, noch würde sich seine Natur in diejenige eines Spanischen Pferdes verwandeln*) Das Einzige, was bei Reichthum und Vermögen Vorzüge und Ehre geben kann, ist sein kluger Gebrauch und die dadurch an den Tag gelegte Tugend seines Besitzers. — Wenn daher die Sparsamkeit eine häusliche Tugend im Privatleben ist, wenn man hier Pracht und Aufwand über die Kräfte ver-

---

mancherlei Art, die bei dessen Erwerbung angewendet worden und nutzbar oder vortheilhaft für den Staat waren, wobei also auch das Publikum gewann. Der Reichthum aber, der durch Erbschaft, durch Glücksspiele oder auf sonst eine Weise erworben wurde, wodurch wir weiter nichts zum allgemeinen Besten um ihn zu erwerben beitrugen, ist gar kein Verdienst. Kth.

*) Dieser Vergleich ist wohl hier etwas unpassend. Ein Esel würde freilich unter solchen Glücks-Umständen nimmer ein Pferd werden, wenn er gleich zu diesem Geschlechte gehört, eben so wenig wie unter gleichen Umständen ein Neger oder schwarzer Afrikaner ein weißer Europäer werden würde, obgleich jener eben so gut zur Menschenrace gehört, wie dieser; allein Veränderung seines Standes, Ehre und Ansehen kann er wohl durch den Reichthum erlangen, wenn besondere günstige Umstände hinzukommen oder das Glück ihn begünstiget. Der Stifter des Geschlechts der Mediceer, das vom Jahre 1531, auch schon etwas früher, bis zum Jahre 1737 Florenz beherrschte, war ein Kaufmann, der durch seinen Reichthum zu dieser Herrschaft gelangte. Die Stifter des Fürstlich Fuggerschen Geschlechts in Oesterreich waren Weber in Augsburg, die durch ihren Reichthum dahin gelangten. Der Dänische Graf Güldenstein, dessen eigentlicher Name Hügeton war, war ein Buchhändler aus Lyon, der durch den Verkauf von Meßbüchern und Brevieren reich geworden war; und welche große Anzahl von Familien, deren Vorfahren sich den Adel erkauft oder ihn wegen ihres Reichthums erworben haben, könnte ich hier nicht noch anführen, wenn damit noch weiter etwas bewiesen werden sollte, als daß der Reichthum wohl der Hebel zu Rang, Stand und Ansehen zu gelangen ist oder doch werden kann. Uebrigens ist der Nachsatz unbezweifelt richtig, welches Gellert in seiner Fabel: der baronisirte Bürger, beweiset. Kth.

werfen muß, so darf man keinesweges Alles tadeln, was Pracht und Aufwand, Kostbarkeit und Glanz des Reichthums heißt. Pracht herrsche in öffentlichen Werken; Kostbarkeit und Reichthum zeige sich in Dingen, welche dem Landesherrn zugehören, welche von der Macht, dem Reichthume, dem Ansehen eines Volkes oder einer Gesellschaft zeugen können und sollen. Wohnungen und Palläste der Fürsten ohne Ansehen, Schönheit und Zierde unterhalten die Begriffe und Empfindungen nicht, die wir von den Mächtigen der Erde zu hegen gewohnt sind. Oeffentliche Gebäude oder Häuser der Städte ohne Vorzüge des daran gewandten Reichthums und der Kunst sind Städten nicht rühmlich. Insbesondere verdient es gerügt zu werden, wenn eine Regierung auf Gebäude, welche dem Gottesdienste gewidmet sind, auf Kirchen, so wenig verwendet, und sie gleich einem einfallenden Schaf- oder Viehstalle, einer wüsten Scheune, einem abschreckenden Gefängnisse stehen läßt; gerade bei diesen herrsche Pracht und Alles, was der Reichthum und die Kunst Schönes und Vorzügliches hervorbringen können, Ein solches Gebäude muß von außen das Zeugniß ablegen, zu welcher Bestimmung es dasteht; allein ein ekelhaftes, dumpfiges, unreinliches und abschreckendes Gebäude ist dieser Bestimmung ganz entgegen, ja entheiliget, entehrt die Handlungen, die darin vorgenommen werden. Was über die bedürftige Genüge ist, wird von den Sparsamen eben sowohl zum Uebel gerechnet, als was darunter ist. Zahlreiche Bibliotheken, die nur zur Schau dastehen, um von den Bücherwürmern zerfressen zu werden, und davon der Eigenthümer nicht einmal, ohne sein Gedächtniß zu überhäufen, die Titel der Bücher kennen kann, sind dem Sparsamen ein sehr unnützer Ueberfluß. Häuser, darin man sich verlieren und den Wirth nicht finden kann, und deren Unterhaltung einen großen Theil der jährlichen Einkünfte wegfrißt und deren kleinster Theil doch nur genutzt wird, gehören unter die unnützen Lasten. Möbel, die nur den Raum beengen, und davon oft ein Theil unter das Dach oder auf die Polterkammer gebracht werden muß, sind gleichfalls nur auf das Nothwendige und

dem Stande gemäße zu beschränken. Bediente, deren Menge nur ein Haus verwirren und belästigen, sind gleichfalls nur auf die nothwendige Zahl zu beschränken, es sei denn, daß der Besitzer bei seinem Reichthume die Absicht hat, dadurch mehreren armen Leuten Brod zu geben; denn Aufwartungen von ihnen anzunehmen, die man mit mehr Bequemlichkeit und Kürze sich selbst leisten kann, ist lächerlich und überflüssig. Um hier nicht weitläuftig zu werden, übergehe ich Alles, was in Kleidungen, Essen und Trinken, bei der Jugend ꝛc. überflüssig ist; denn sonst würde dieses Kapitel viel zu lang werden, besonders wenn man die Magazine der Matadore des Luxus, der Galanteriehändler, berühren wollte, durch welche Frankreich einen größeren Sieg, als durch alle seine Helden über andere Nationen davon getragen hat und noch trägt. —

Der Sparsamkeit ist auch der übertriebene Geschmack im Ausländischen entgegen. Tische, Kommoden, Schreibspinden und andere Hausgeräthe von Mahagonyholze, können durch unsere dauerhaften inländischen Hölzer ersetzt werden, die mit einer schönen Politur, auch eine schöne Farbe erhalten, wie das Birn-, Pflaumen-, Aepfel-, Linden-, Eichen-, Birken- und Nußbaumholz, und so ließen sich so viele Artikel, die dem Luxus angehören, und von außerhalb kommen, durch inländische ersetzen, wobei immer gespart wird. Die Quinkaillerie-, Modewaaren- oder Galanteriehändler wissen sich auch diesen Geschmack des Publikums zu Nutze zu machen, und Alles muß daher bis zum Zahnstocher und Strumpfenband herab, Französisch oder Englisch seyn. — Der Sparsame und Genügsame hüte sich mehr Bedürfnisse zu erdenken, als bereits vorhanden sind, und suche vielmehr die Zahl derselben zu vermindern. Er suche sich selbst genug zu seyn, welcher schöne Endzweck aber um so mehr Hindernisse findet, je größer die Zahl der Dinge ist, die er nöthig hat. Könnte er ohne Thorheit einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden, so würde er seinen Endzweck am ersten erreichen. Er suche ihm daher so nahe, als möglich, zu kommen. Es muß diese Regel vornämlich bei der Erziehung

der Jugend geübt werden, daß derselben nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfnisse ist*). Ueberhaupt ist eine kluge Erziehung der Jugend das untrüglichste Mittel die Welt im Kurzen wieder sparsam zu machen; denn weder Gesetze, noch Vernunftschlüsse sind stark genug, einen Damm gegen den eingerissenen Luxus zu seyn. Gewohnheit geht über beide. Und wie es hart seyn würde, einem Kinde dasjenige zu entziehen, was es schon als ein nothwendiges Gut kennen gelernt hat; so ist es Thorheit, einem Kinde dasjenige aus eingebildeter Liebe und Zärtlichkeit zu geben, was es nicht bedarf, und keinesweges hart, ihm dasselbe zurück zu halten. Der gegenseitige Fehler geht bei Vielen von der Wiege an, und dauert bis in das späteste Alter. Man wiegt ein Kind, damit es nicht weinen möge, und giebt ihm dadurch schon ein Bedürfniß mehr, als die Natur erforderte, welches zu stillen manche nützlichere und nöthige Arbeit versäumt wird, und manche zur Ruhe bestimmte Stunde der Nacht aufgeopfert werden muß. Man kauft dem Kinde allerhand Spielzeug, damit es außer der Wiege spielen könne, welches gemeiniglich in wenig Stunden zerschlagen und vernichtet ist, da doch das ganze Leben eines solchen Kindes noch ein Spiel ist, und Alles, was ihm vorkommt, diesen Trieb befriedigen könnte. Wie oft habe ich ein Kind in der Wiege liegend ganz zufrieden lachen und mit seinem eigenen Fuße oder mit seinen Fingern spielen sehen, die es wechselweise in den Mund steckte. Man lehrt ein Kind schon früh Thee, Kaffee, Chocolade, Zuckerwerk, Zuckergebackenes, Rosinen ꝛc. kennen; der Vater oder die Mutter bringen ihm immer Zuckerwerk mit, wenn

*) Die Regel des Philosophen, um seine Genügsamkeit und Sparsamkeit zu beweisen, ist wohl hier nur als Muster des Sonderbaren aufgestellt worden; sie zu befolgen, wie der Verfasser anräth, oder ihr nur nahe zu kommen suchen, möchte wohl dem Zwecke aller Gesellschaftlichkeit entgegen seyn oder ihn verfehlen heißen, und daher ist auch die Erziehung der Kinder nach dieser Regel, wenn auch im Einzelnen von Nutzen, doch im Allgemeinen nicht zu empfehlen, weil sie dann wieder der Gesellschaftlichkeit entgegen tritt, und nur Murmelthiere bildet. Kth.

sie ausgewesen oder verreiset waren ꝛc., und wenn die Kindermuhme, die Bonne ihnen dagegen gesunde Suppen von Milch und Wasser, oder von Wasser und Semmel vorschreibt, ausgescholten wird, daß sie mit dem Kinde barbarisch umgehe, und eine Rabennatur habe. Was Wunder, daß Lüsternheit und verwöhnter Geschmack die Eigenschaften vieler so liebreich erzogener Mitbürger werden. Das Kind weint, und zieht sein eigenes Köpfchen auf; es will sich nicht beruhigen. Man thut seinen Willen, und es wird ruhig; das andere Mal weint es noch heftiger, und das dritte Mal wieder ärger. Man freut sich nun, ein so böses Kind besänftiget zu haben. Aus dieser Lehre zieht nun das Kind den Schluß: wenn ich weine und den Kopf aufziehe, so befehle ich Allen, denn Alles läuft und bemühet sich mich zu besänftigen. — Ist es nun noch ein Wunder, daß die Ruthen und der Stock ein so starkes Bedürfniß des kindlichen Alters werden, um durch unangenehme Empfindungen den Ungrund des vorigen Schlusses aus dem Köpfchen wieder herauszu bringen und es diesen Satz fassen zu lehren: Gehorsam und Folgsamkeit geht bei einem Kinde über alles. Ich bin aus eigener Erfahrung überzeugt, daß alle Schläge, welche meine Kinder von mir empfingen, Folgen des verkehrten Wesens ihrer Wärterinnen gewesen sind, und ich hatte sie jederzeit mit weniger Unwillen diese gegeben, wenn ich jene dadurch hätte bessern können. Ja ich bin versichert, daß Kinder ohne alle Schläge erzogen werden könnten, wenn von ihrer Geburt an alle Klugheit und Vorsicht an ihnen beobachtet, und nichts, was Folgen haben kann, bei ihnen zur Gewohnheit geworden wäre. Doch diese Bedürfnisse kann allenfalls die Frugalität und Sparsamkeit dulden; denn man schlägt nicht mit goldenen Stöcken und Ruthen von Silber. Man stecke ein Kind in ein neues Kleid, welches man ihm längst als einen theuren Lohn seines Wohlverhaltens versprochen hatte; man bewundere es, man nenne es schön, und der kleine Abgott wird ohne Unterlaß geküßt und an die Brust gedrückt. Kann dieses Kind, ohne ein Wunderwerk, in erwachsenen Jahren anders als eitel werden, und zur Pracht

geneigt seyn? Wird es nicht alle seine Vorzüge in Kleider setzen lernen? und macht man ihm nicht alle Bedürfnisse der Eitelkeit eigen? — Nun noch ein Wort von der Sparsamkeit an sich selbst, sie gehört dem Bestreben nach unter die Endzwecke des Sparsamen. Er braucht seine Zufriedenheit durch keine Balls, Pickenicks, Redouten und andere ähnliche Zerstreuungen zu befördern, durch keine lärmende Gesellschaften. Seine Einsamkeit, die er ohne Unzufriedenheit ertragen kann, ist ein unverwerflicher Zeuge seines Werthes, und ich achte allemal denjenigen hoch, der in dieser Probe nicht zu Schanden wird, und bei übrigen bekannten guten Eigenschaften ohne Ueberdruß einsam seyn kann.

Man sehe über die Sparsamkeit nach, oder vergleiche mit diesem so eben abgehandelten Artikel auch die Artikel Sparkasse und Sparkunst. Ueber die Sparsamkeit in der Staats- und Stadtwirthschaft, s. diese Artikel nach.

Sparseide, beim Schneider, feiner Zwirn, welcher da, wo es nicht in die Augen fällt, anstatt der Seide gebraucht wird, weil man diese dadurch erspart.

Sparsiedeherd, Sparfeuerherd, ein Herd, welcher so eingerichtet worden, daß man darauf wenigere Feuerungsmaterialen nöthig hat, als auf dem gewöhnlichen, und dennoch das Sieden oder Kochen der Speisen befördert wird. Ich folge hier den Anweisungen des Herren Grafen v. Rumford*). Die Holzersparung oder die Art und Weise, wie man wohl am zweckmäßigsten bei der Feuerung in der Haushaltung Holz ersparen, und dennoch mit eben dem Erfolge kochen, backen und braten könnte, ist schon lange ein Gegenstand der Forschung gewesen und hat die Aufmerksamkeit vieler wissenschaftlich ge-

*) Im 2ten Bde. seiner kleinen Schriften politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts: „Ueber die Behandlung der Feuerhitze und über Holzersparung."

bildeter Männer in Anspruch genommen, ohne jedoch zu günstigen Resultaten zu führen, bis es den oben gedachten Grafen von Rumford gelungen ist durch viele Versuche zu einiger Aufklärung in der Feuerung zu gelangen. Die Holzersparung, heißt es in seiner Abhandlung, Kap. I., ist von der größten Wichtigkeit; denn in vielen Gegenden, wo Holz wachsen muß, könnte Korn eingeerndtet werden. Die Holzersparung befördert daher die Bevölkerung, den Wohlstand und die Glückseligkeit einer Nation, und insofern der Preis dieses unentbehrlichen Materials vermindert wird, gereicht sie auch zur Unterstützung der Armen. Die Holzverschwendung ist zwar in den meisten Ländern allgemein anerkannt; allein es giebt nur wenige Menschen, die den wahren Betrag derselben genau kennen. Nicht weniger als $\frac{7}{8}$ der erzeugten Hitze geht bei der gewöhnlichen Behandlung des Feuers durch den Rauch verloren. Dieses Urtheil stützt sich auf Beobachtungen, die dem Publikum vorgelegt werden müssen. Schon der Augenschein bei der gewöhnlichen Methode zu kochen, dient davon zum Beweise; aber angestellte Versuche machen die Behauptung noch gewisser. Da man keinen Maaßstab hat, um die Menge des Wärmestoffs, den eine gewisse Menge von Brennstoff zu erzeugen vermag, zu bestimmen, und man also das Verhältniß des ersparten oder nützlich verwandten, oder des verlorenen Wärmestoffs nicht ausmitteln kann, so muß man sich begnügen zu wissen, mit wie viel geringerer Feuerung bei einer vortheilhaften Einrichtung und Leitung des Feuers, und beim Gebrauche zweckmäßiger Maschinen, dieselbe Operation hätte beendiget werden können. — Der Graf von Rumford hat seine Ideen über die Behandlung der Feuerhitze in zwei Anstalten, die er sechs bis sieben Jahre dirigirte, nämlich in dem militairischen Arbeitshause und in der Militairaka-

demie zu München praktisch ausgeführt. Die Feuerherde in den Küchen wurden zwei- bis dreimal niedergerissen und neu gebauet, die Gestalt der Kessel und die innere Einrichtung der Herde aber noch öfter verändert. Vergleicht man nun die Menge der in den oben genannten Anstalten verbrauchten Feuerungsmaterialien, mit denen zu demselben Zwecke in andern Küchen aufgehenden, so wird man sich leicht von der Wichtigkeit der angewandten Verbesserungen überzeugen. Folgende Versnche werden hierin das gehörige Licht geben.

Erster Versuch. Ein in der Küche des militairischen Arbeitshauses zu München eingemauerter kupferner Kessel, der oben 22 und unten 19½ Rheinl. Zoll Weite, im Durchschnitte 24 Zoll Tiefe und 50 Berlinische Pfund an Gewicht hatte, wurde mit 95 Baierschen Maaß Wasser, die 187 Pfund wogen, angefüllt. Dieses Wasser hatte die Wärme von 58 Grad Fahrenheit. Unter dem Kessel wurde mit trockenem büchenem Holze Feuer angemacht, das Wasser wurde zum Kochen gebracht und zwei Stunden darin erhalten. Das Resultat war Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
1 Stunde 1 Minute	11 Pfund

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	2½ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 3 St. 1 Min.	13½ Pfd.

Zweiter Versuch. Derselbe Kessel wurde mit eben so viel Wasser von gleicher Wärme in der Nachbarschaft in einer Privatküche gebracht, und auf einen Dreifuß gesetzt. Die Heizung geschah gleichfalls mit

Büchenholz, jedoch so holzsparend als möglich; das Wasser wurde nun zum Kochen gebracht und zwei Stunden darin erhalten. Das Resultat war Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
1 Stunde 31 Min.	45 Pfd.

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	17½ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 3 St. 31 Min.	62½ Pfd.

Hierbei ist zu bemerken, daß bei dem Versuche auf dem Dreifuße das Holz so sehr, als möglich, geschont wurde, welches sonst gewöhnlich nicht geschah, und doch war der Holzverbrauch fast fünfmal größer, als bei dem ersten Versuche. Bei den eingemauerten Kesseln, da der Platz für das Holz abgetheilt ist, kann auch durch Nachläßigkeit oder Leichtsinn nicht so viel Feuerung verbraucht werden.

Dritter Versuch. Eine große kupferne Pfanne oder Kasserolle, im Durchmesser oben 11¼ und unten 10¾ Zoll weit und 3¾ Zoll tief, die 4 Maaß Wasser faßte und beinahe 8 Pfd. wog, wurde bei der Temperatur des Wassers von 58 Grad Fahrenheit in ein gemauertes Kesselloch gestellt; es wurde mit 4 Zoll langen Stücken Büchenholz Feuer darunter angezündet, um das Wasser ins Kochen zu bringen, und zwei Stunden darin zu erhalten. Das Resultat war Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
12 Minuten	1 Pfund

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	$\frac{3}{4}$ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 2 St. 12 Min.	$1\frac{3}{4}$ Pfd.

Vierter Versuch. Derselbe Versuch wurde mit der nämlichen Kasserolle auf einem Dreifuße wiederholt, und es ergab sich Folgendes:

Das Wasser zum Kochen zu bringen.

Zeit.	Holzverbrauch.
28 Minuten	6 Pfund.

Das Wasser kochend zu erhalten.

2 Stunden	$5\frac{1}{2}$ Pfd.
Zeit.	Holzverbrauch.
Sum. 2 St. 28 Min.	$11\frac{1}{2}$ Pfd.

Das Resultat aus diesen beiden letztern Versuchen trifft mit dem aus den beiden erstern fast zusammen, so daß das Kochen bei offenem Feuer, wenn auch das Holz möglichst erspart wird, doch fünfmal mehr kostet, als bei verschlossenem Feuer. Es können aber auch hier noch Verbesserungen angebracht werden, wie aus dem Folgenden erhellen wird, und betrachtet man das gewöhnliche Verfahren beim Kochen, da man auf die Ersparung der Feuerung wenig oder gar nicht bedacht ist, so möchte dabei wohl zehnmal so viel darauf gehen. — Das Arbeitshaus in München ist eine öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalt, aus dessen Küche 1000 bis 1500 Personen täglich gespeiset werden; daher war es wohl der Mühe werth auf die Ersparung des Holzes darin bedacht zu seyn. Bei der ersten Anlage der Küche dieses Hauses im Jahre 1790 wurden acht große kupferne Kessel in zwei Reihen in festem Mauerwerke, 3 Fuß hoch, 9 Fuß breit und 18 Fuß lang,

in der Mitte der Küche so eingemauert, daß sie alle von einem Feuerherde, der an dem einen Ende des Mauerwerks angebracht war, und durch Kanäle, die mit Schiebern versehen, zu allen Kesseln durch das Mauerwerk leiteten, erhitzt wurden, und daß in allen bei einem Feuer gekocht werden konnte. Obgleich keiner dieser Kessel mit dem Herde in unmittelbarer Berührung stand, und einige wohl 15 Fuß davon entfernt waren, so wurden sie doch alle sehr leicht durch die Hitze, welche bei Oeffnung der eisernen Schieber in den Kanälen frei cirkulirte, erhitzt. Jeder Kessel hatte seinen eigenen Kanal, und konnte sowohl einzeln, als auch mit mehreren zugleich geheitzt werden. Man konnte auch die Schieber mehr oder weniger öffnen, und nach Befinden der Umstände mehr oder weniger Hitze unter jeden Kessel lassen. Wenn ein Kessel keine Hitze mehr nöthig hatte, so öffnete man einen besonderen Schieber, der mit einem großen Kanal in Verbindung stand, wodurch entweder alle Hitze oder nach Gefallen ein Theil derselben in den Schornstein geführt wurde, ohne einen Kessel zu berühren. Das Feuer wurde durch ein Zugloch in der Thür der Aschengrube unterhalten, wodurch die Luft zum Feuerherde freien Zutritt erhielt. Wenn es keiner Hitze mehr bedurfte, so wurde das Feuer durch Verschließung des Zuglochs und aller Kanäle ausgelöscht. — Der Feuerherd hatte eine eyrunde Gestalt, 3 Fuß lang, 2 Fuß 3 Zoll weit, und 18 Zoll hoch. Oben war er mit einer doppelten Wölbung versehen, so daß zwischen beiden Wölbungen 4 Zoll Luft befindlich war. Die Feuerung wurde durch eine Oeffnung auf den Herd gelegt, die mit einer doppelten eisernen Thüre versehen war, welche beständig verschlossen blieb. Das Feuer brannte auf einem eisernen Roste, und die Luft kam von unten durch die Aschengrube zu dem Roste. Der Verlust

der Hitze auf dem Wege vom Feuerherde bis zu den Kesseln wurde dadurch verhindert, daß die Verbindungskanäle doppelt waren. Der innere Kanal, der aus Ziegeln bestand, lag in einem größeren isolirt, und an allen Seiten von einer 2 Zoll dicken Schicht von eingeschlossener Luft umgeben. Der äußere verschließende Kanal war mit dem Mauerwerke verbunden. Der Nutzen dieses doppelten Kanals bestand darin, daß die Hitze mehr zusammengehalten, und daß ihr Entweichen in dem Mauerwerke verhindert wurde. Die eingeschlossene Luft ist nach dem Grafen von Rumford das beste Mittel das Entweichen zu verhindern. Dieserhalb waren auch der Herd und die Leitungskanäle mit eingeschlossener Luft umgeben und wurden auch dazu benutzt, die Hitze in dem Kessel fest zu halten, welches durch doppelte Deckel auf den Kesseln bewirkt wurde. Die Bänder dieser beiden Deckel waren in einander gefügt, und die dazwischen befindliche Luft war völlig eingeschlossen. Der Dampf der kochenden Flüssigkeit wurde durch eine $\frac{1}{2}$ Zoll weite Röhre, die durch den Deckel hindurch ging und fest angelöthet war, abgeleitet, so daß die Luft dennoch eingeschlossen blieb. Einige dieser hohlen Deckel wurden mit Pelzwerk ausgestopft; allein Rumford fand nicht, daß sie den Wärmestoff besser gehalten hätten, als diejenigen, die mit bloßer Luft angefüllt waren. Die einfachen Deckel werden bekanntlich beim Kochen so heiß, daß man sie nicht mit bloßen Händen angreifen kann; daher ist es ganz natürlich, daß sie einen Theil der Wärme der äußern andringenden atmosphärischen Luft mittheilen; aber bei den doppelten, mit eingeschlossener Luft angefüllten Deckeln ist dieses nicht der Fall, sondern man kann sie beim Sieden der Flüssigkeit nicht nur ohne Gefahr abnehmen, sondern auch lange Zeit hindurch die bloße Hand darauf liegen lassen. Der Maschinerie, die dem Grafen damals

zu sehr zusammengesetzt schien, um im gemeinen Leben Nutzen zu schaffen, fügte er in der Absicht die Natur der Feuerhitze und die Gesetze ihrer Wirkungsart immer vollkommener kennen zu lernen, noch andere Vorrichtungen hinzu. Der Dampf, der von der kochenden Flüssigkeit emporstieg, wurde durch Röhren in ein Zimmer unmittelbar über der Küche in ein Faß mit kaltem Wasser geleitet. Mit diesem ohne neue Feuerungskosten erwärmten Wasser wurden an dem folgenden Tage die Kessel statt des kalten Wassers wieder angefüllt. Damit das warme Faß während der Nacht nicht erkalte, war es in ein größeres Faß gestellt und die Zwischenräume zwischen beiden waren mit Wolle angefüllt. Das Abkühlen des Dampfes auf seinem Wege vom Kessel bis in das Faß wurde dadurch verhütet, daß man die Verbindungsröhre mit wollichten Schaffellen bedeckte und so die Berührung mit der atmosphärischen Luft verhinderte. Durch eine andere Vorrichtung wurde auch der Rauch in Contribution gesetzt. Er wurde bei seinem Hervorkommen unter den Kesseln aufgehalten, und unter einen großen, mit kaltem Wasser angefüllten Kessel geleitet, um daselbst seinen bei sich habenden Wärmestoff abzusetzen. Von zwei Kesseln wurde der Rauch unter einen Ofen geleitet, in welchem für den folgenden Tag das Brennholz vier und zwanzig Stunden getrocknet wurde. In einer kleinen Küche, dicht neben der beschriebenen, die als Muster zur Nachahmung angelegt war, und zum Besehen beständig offen stand, waren fünf Kessel von verschiedener Größe, alle durch ein Feuer heizbar, in einem halbkreisförmigen Mauerwerke befindlich. Der davon aufsteigende Rauch heitzte nach Belieben entweder einen Ofen oder Wasser, welches ein hölzernes Faß, daß aufrecht auf dem Mauerwerke stand, enthielt. Eine kupferne, auswendig verzinnte Röhre, die durch das Faß ging, leitete den

Rauch; sobald sie in das Faß hineintrat, zertheilte sie sich in drei kleine Röhren, jede ungefähr 4 Zoll im Durchmesser, welche parallel neben einander durch die ganze Länge des Fasses hindurch liefen; dann stiegen sie durch drei verschiedene Löcher im obern Boden des Fasses in einen Kanal, der in den Schornstein führte. Das Faß konnte durch eine Röhre aus einem Wasserbehälter immer wieder mit so viel Wasser angefüllt werden, als man abzapfte. Nichts erregte in dieser Küche mehr das Erstaunen, als wenn man in einem hölzernen Fasse Wasser kochend heiß durch einen metallenen Hahn herausfließen sah. Nach dem Grafen von Rumford soll sich schwerlich eine Einrichtung erfinden lassen, wodurch die Wärme den Flüssigkeiten mit geringerem Verluste mitgetheilt werden könnte. Das Holz ist an sich schon ein vortrefflicher Nichtleiter des Wärmestoffes, und kann überdies noch durch eingeschlossene Luft, Pelzwerk oder andere ähnliche Körper, die den Wärmestoff binden, umgeben werden. Daher ließe sich eine solche Einrichtung auch bei großen Salz- und Braupfannen treffen.

Die Suppe, welche die Armen aus dem Münchener Waisenhause erhielten, mußte über 3 Stunden kochen, und das Feuer dazu fünf Stunden unterhalten werden. Wenn für 1000 Personen Suppe gekocht wurde, so wurden dazu 300 Bayrische Pfund oder $\frac{1}{7}$ Klafter Holz erfordert, welches 43 Kreuzer kostete, das auf eine Person $\frac{1}{23}$tel Kreuzer für Feuerung macht. Sollte eben diese Suppe in Privatküchen bereitet werden, so würden bei der Eintheilung von 1000 Personen in 200 Familien, jede zu 5 Personen, jeder Familie $1\frac{1}{2}$ Pfund Holz zufallen. Aber nach den genauesten Untersuchungen über den wahren Holzverbrauch in Privatfamilien beim Kochen über offenem Feuer, wie es noch allgemein gebräuchlich ist, ergiebt sich, daß 5 Pfd. gute Erbsensuppe kaum

bei weniger, als 15 Pfo. trocknem Büchenholze bereitet werden kann; folglich würde das Holz, das in der Küche des Münchener Arbeitshauses für 5 Personen auf 4 Jahre hinreicht, für eine Privatfamilie kaum 5 Monate ausdauern. Hier muß aber beachtet werden, daß je größer die auf einmal bereitete Masse von Speisen und je größer der Kessel ist, desto geringer auch verhältnißmäßig der Verbrauch des Holzes seyn muß. Um eben die Zeit, als die Küche in dem Arbeitshause vollendet wurde, ließ der Graf von Rumford zu München zwey andere große öffentliche Küchen bauen, nämlich die Küche der Militairakademie, und die Küche zum militairischen Eßsaale im Englischen Garten gehörig, wo während der jährlichen Musterung täglich 200 Personen speisten. In diesem Garten ist ein Wirthshaus, eine Meierey und ein Molkenhaus, wofür der Graf noch vier Küchen erbauete, nämlich zwei für das Wirthshaus, eine für die Meierey, und eine für das Molkenhaus. Die Bestimmung dieser Küchen war so verschieden, daß sie nicht allein jeden Prozeß des Kochens in sich begriffen, sondern auch zu denselben Operationen nach einem verschiedenem Maaßstabe Gelegenheit darboten. Die Küche der Militairakademie wurde nach einem andern Grundsatze angelegt, als die Küche des Arbeitshauses. Jeder Kessel hatte seinen eigenen Herd, auch fing man den von den Kesseln aufsteigenden Dampf nicht auf, sondern ließ ihn ungehindert verfliegen. Man hatte gefunden, daß bei gehöriger Behandlung des Feuers, wenn die Hitze nicht stärker gemacht wurde, als es der Zweck erforderte, das Auffangen der Dämpfe die darauf verwandte Mühe nicht belohnte. Jeder Feuerherd hatte seinen eigenen Rost, und die Oeffnungen zu den Feuerherden und zu den Aschengruben waren jede mit besondern eisernen Thüren versehen. Anstatt der eisernen Thür, die zu viel Hitze annahm und der

atmosphärischen Luft zuführte, wurde nachher ein hohler Cylinder oder vielmehr ein abgestumpfter Kegel von gebranntem Thone oder von gewöhnlicher irdener Waare angebracht. Die Oeffnung dieses Cylinders, durch welche man das Holz auf den Herd schob, wurde mit einem passenden Stopfer von gebranntem Thone verschlossen. Dieser Körper ist ein Nichtleiter des Wärmestoffs oder die Hitze durchdringt ihn doch nur sehr langsam und mit großer Schwierigkeit, so daß sowohl die äußere Oberfläche des Körpers, als seines Stopfers nur mäßig warm wird. Diese Vorrichtung wurde bald noch mehr vereinfacht, indem man statt des hohlen Kegels einen Ziegel wählte, 10 Zoll im Quadrat, und $2\frac{1}{2}$ Zoll dick, mit einem runden Loche in der Mitte, welches mit einem Stopfer verschlossen war. Ein solcher Ziegel ist leicht anzuschaffen, und kann für eine Kleinigkeit gekauft werden. In München kostet ein solcher Ziegel von der besten Erde mit seinem Stopfer nur 24 Kreuzer. Um den Stopfer in die Oeffnung recht passend zu machen, welches durchaus nöthig ist, kann man ihn mit feinem nassen Sande glätten.

Da es bei Anlegung eines Feuerherdes sehr wichtig ist, um unumschränkter Herr der Luft zu seyn, so ließ Rumford die Oeffnung in der Aschengrube mit einer genau passenden Thür versehen, in deren Mitte das Zugloch mit einem Register versehen war, um der Luft nach Gefallen mehr oder weniger Zugang zu verstatten. Durch mannigfaltige Versuche mit Kesseln von verschiedener Größe, Gestalt und Dicke hat sich Rumford bemühet zu erforschen, nicht nur welche Gestalt für Kessel am zweckmäßigsten ist, sondern auch, warum eine Gestalt vor der andern den Vorzug verdient. Er erhielt dabei Licht über die Art, wie die Flamme und der heiße Dampf den Wärmestoff absetzen, und fand die Idee zu einer wichtigen Verbesse-

rung der inneren Bauart der Feuerherde, die derselbe seitdem mit dem besten Erfolge angewandt hat. Um aber diesen Gegenstand deutlich und befriedigend ins Licht zu setzen, und ihn auch für diejenigen, die in solchen Untersuchungen nicht geübt sind, verständlich zu machen, ist es nöthig etwas zurückzugehen, und ihn in einer wissenschaftlichen Form abzuhandeln. Zuerst ist der Wärmestoff in Betrachtung zu ziehen, wie man ihn in der Haushaltung auf die vortheilhafteste Methode erzeugen, und bei allen Prozessen leiten, einschließen und zerstreuen kann. Die Menge des Wärmestoffs, die bei der Verbrennung irgend eines Brennstoffs erzeugt werden kann, ist zwar nicht bekannt; allein es ist doch höchst wahrscheinlich, daß sie größtentheils von der Behandlung des Feuers abhängt. Auch ist es wahrscheinlich, wo nicht völlig gewiß, daß der erzeugte Wärmestoff nicht bloß den Brennstoffen, sondern größtentheils der Luft seine Entstehung verdankt. Die Luft ist da bei der Verbrennung unumgänglich nöthig, und der reine Theil der atmosphärischen Luft, der etwa ein Drittel des Ganzen ausmacht, leidet dabei eine merkliche Veränderung, oder wird wirklich zersetzt. Hieraus hat man den sehr wahrscheinlichen Schluß gezogen, daß der größte Theil der Feuerhitze aus dieser Quelle ihren Ursprung nähme. Es scheint aber völlig gewiß zu seyn, daß die Menge des Warmestoffs von der Behandlung des Feuers herrührt. Höchst wahrscheinlich hält die Zersetzung der Luft mit der Zersezzung des Brennstoffs gleichen Schritt. Die Verzehrung des Brennstoffs wird sehr beschleunigt und der Grad der Hitze wird verstärkt, wenn die Luft dem Feuerherde mit einer gewissen Schnelligkeit zuströmt. Hieraus erklärt sich die Wirkung des Blasens; wenn aber das Blasen nicht gehörig geleitet wird, so dient es mehr dazu das Verbrennen zu hindern, als zu befördern; denn ein zu starkes Blasen löscht das Feuer aus.

Sogar angezündetes Schießpulver soll ausgeblasen werden können. Die Feuerherde können so angelegt werden, daß sich das Feuer selbst verbläset, oder daß es einen Luftzug erregt, der in das Feuer strömet. Nach diesem Grundsatze, auf den man seine ganze Aufmerksamkeit richten muß, werden die Windöfen angelegt, und so muß auch ein jeder Feuerherd ein Windofen seyn, selbst dann, wenn er nur für die kleinste Schmorpfanne bestimmt ist. So ist eine Argandsche Lampe ein Feuerherd nach dieser Bauart; denn der gläserne Cylinder, welcher den Docht umschließt, verrichtet bloß die Dienste eines Blasers. Der Ort, wo das Licht brennt, ist in diesen Lampen auf allen Seiten eingeschlossen, und der Luftstrom, der die Flamme nährt, steigt lothrecht von unten zu der Flamme empor. Nicht allein das Licht, sondern auch die Hitze wird durch solche Blaser vermehrt. Die Luft muß immer von unten an die Flamme kommen, und es muß verhütet werden, daß nicht die kalte Luft von allen Seiten darauf stoßen kann. Man legt einen Feuerherd so an, daß die Verbrennung der Feuerung beschleuniget oder verzögert werden kann, ohne dadurch die Feuerung vermehren oder vermindern zu dürfen, welches bei verschlossenen Feuerherden durch das Zugloch in der Aschengrube bewirket wird, welches man so einrichten muß, daß man es mehr oder weniger öffnen kann. Hierzu ist auch erforderlich, daß man im Rauchfange eine Klappe oder einen Dämpfer anbringe, dessen grössere oder geringere Oeffnung man in seiner Gewalt hat. Man kann dann auch das Feuer auf einmal auslöschen, und die etwa halbverbrannte Feuerung aufsparen. Eben diese Wirkung läßt sich auch ohne Dämpfer hervorbringen, wenn man den Rauch, nachdem er den Feuerherd verlassen hat, einige Fuß tief unter die Höhe des Rostes, worauf das Feuer brennt, sinken läßt, ehe er in den Schornstein aufsteigt. — Ein zwei-

ter wichtiger Umstand bei einem Feuerherde ist die rechte Zurichtung und Lage des Holzes. Die festen Theile des Brennstoffes müssen eine gewisse Größe haben; die einzelnen Stücke dürfen weder zu nahe an einander, noch zu weit von einander entfernt liegen. Auch ist es gut, wenn der Herd so eingerichtet ist, daß die Stücke der Feuerung, so wie sie an Größe abnehmen, von selbst in der Mitte des Herdes zusammenfallen. Bei kleinen Herden kann man solches dadurch bewirken, daß man die Feuerung auf einem Roste brennt, der die Gestalt einer hohlen Schüssel hat. Statt der eisernen Roste hat der Graf von Rumford Roste von gebrannter irdener Waare, oder vielmehr hohlen Schüsseln oder Pfannen, mit vielen Löchern zum freien Durchzuge der Luft versehen, eingeführt. Diese irdenen Pfannen, die sehr dick und stark gemacht werden müssen, sind viel wohlfeiler, als die eisernen, und leisten noch bessere Dienste, als diese. — So wie nun der Theil der Luft, der bei dem Verbrennen der Feuerung wirklich zersetzt wird, zur Erzeugung des Wärmestoffes Vieles beiträgt, so ist die Luft, die ohne zersetzt zu werden, ihren Weg durch den Feuerherd nimmt, ein Räuber, der sich auf Kosten des Feuers erhitzt, und einen Verlust der Wärme verursacht, der oft sehr beträchtlich ist. Die Luft kann aber nicht von der Seite her auf die Feuerung stoßen, wenn der Feuerherd auf allen Seiten eingeschlossen und die Oeffnung zum Hinlegen der Feuerung zugehalten wird; wenn aber der Rost breiter ist, als der Haufen der brennenden Feuerung, so kommt eine Menge Luft durch die Seiten des Feuerherdes, ohne durch die Flamme zu gehen. Dieses Uebel wird durch eine durchlöcherte hohle irdene Pfanne, worin alle Löcher nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte gerichtet sind, größtentheils verhütet. Auch kann man beim Gebrauch eiserner Rosten, diesem räuberischen Eindringen der Luft dadurch vorbeugen, daß

man den Siede- oder Feuerherd dicht unter dem Roste, in der Gestalt eines umgekehrten, abgestumpften, hohlen Kegels verengert, so daß dessen obere Oeffnung oder der obere Durchmesser vom innern Durchmesser des kreisförmigen Randes des Rostes gleich ist; der untere aber, durch den die Luft in den Feuerherd tritt, ungefähr $\frac{1}{3}$ jenes Durchmessers ausmacht. Diese untere Oeffnung muß unmittelbar unter dem Mittelpunkte des Rostes, und so nahe, als möglich, seyn, jedoch mit einem kleinen Zwischenraume, damit die Asche in die Aschengrube fallen kann. Die Gestalt und Größe der Aschengrube ist gleichgültig, nur muß sie weit genug seyn, um der erforderlichen Luft den Durchgang zu verstatten, und ihre Oeffnung muß mit einer genau passenden Thür, die mit einem Zugloche versehen ist, verschlossen werden können. Die Luftlöcher in den irdenen Pfannen aber, die man statt der eisernen Roste gebraucht, müssen oben enger, als unten seyn, damit sie nicht verstopft werden. Ein großer Vortheil eines nach diesen Vorschriften eingerichteten Feuerherdes besteht darin, daß er sich zu allen Arten der Feuerung, zu Holz, Torf, Steinkohlen gleich gut schickt, und daß es gleichgültig ist, ob man eine Art der Feuerung allein, oder mit andern Arten vermischt, gebraucht. Die Verengerung desjenigen Theils des Feuerherdes, der unter dem Roste liegt, hat einen noch wichtigeren Nuzzen. Die Hitze, die durch den Rost niederwärts dringt, wird von den beiden Seiten des umgekehrten hohlen Kegels aufgehalten, und anstatt in der Aschengrube verloren zu gehen, wieder unter den Boden des Kessels zurückgedrängt. Um sich nun von diesem Gegenstande einen deutlichen und anschaulichen Begriff zu machen, muß man untersuchen, wie und unter welcher Gestalt sich die erzeugte Hitze äußert, und wie man sie sammeln, aufhäufen, einschließen und leiten kann. Hier zeigt sich nun der während des Brennens erzeugte

Wärmestoff auf zwei Wegen, erstlich in dem heißen Dampfe, der von der Flamme aufsteigt, und dann in Wärmestrahlen, die sich von dem Feuer nach allen Richtungen hin verbreiten, welche Strahlen mehr erhitzend, als heiß genannt werden können. Denn wenn sie frei durch einen Körper, z. B. durch eine nasse Luft hindurch gehen, so theilen sie einem solchen Körper gar keine Hitze mit. Auch scheinen sie keinen hohen Grad der Hitze in den Körpern zu erregen, von deren Oberfläche sie zurückgeworfen werden, gerade so, wie es bei den Sonnenstrahlen der Fall ist. In welchem Verhältnisse diese strahlende Hitze mit derjenigen steht, die im Rauche und heißem Dampfe aufsteigt, ist nicht genau bestimmt, indessen ist so viel ausgemacht, daß weit mehr Wärmestoff in den heißen, elastischen Flüssigkeiten vom Feuer verfliegt, als alle Wärmestrahlen zusammen hervorbringen können. Darum darf man aber doch diesen sogenannten strahlenden Wärmestoff, wogegen man den im Rauche und Dampfe aufsteigenden den gebundenen nennen könnte, nicht übersehen. Diese strahlende Hitze bleibt immer noch beträchtlich, wie aus der Wärme erhellt, die ein Kaminfeuer verbreitet. Man kann sich davon auch durch einen sehr einfachen Versuch überzeugen; wenn man nämlich die Hand in gerader Linie mit ausgestreckten Fingern gegen ein brennendes Feuer hält, so wird man in einer gewissen Entfernung wenig Wärme fühlen, wenn man aber in derselben Lage die Hand flach macht, so wird man die Hitze kaum auszuhalten vermögen. Aber nicht bloß brennende, sondern auch alle andere erhitzte, feuerfeste und sowohl unverbrennliche, als entzündbare und verbrennliche, flüssige, so gut, als feste Körper lassen diese Strahlen ausströmen. Alle diese Wärmestrahlen erzeugen in dem Körper, von welchem sie aufgefangen werden, Hitze, aber nicht in dem Mittelkörper, durch welchen sie hindurchziehen oder gehen. Man muß also

dem zu erwärmenden Körper eine solche Lage geben, daß er die zu empfangende Hitze leicht und nothwendig erhält. Die verschlossenen Feuerherde erfüllen diesen Zweck vollkommen. Die Einschließung des Wärmestoffs ist ein so wichtiger Gegenstand, daß er hier etwas umständlich abgehandelt zu werden verdient.

Es ist bekannt, daß einige Körper den Wärmestoff leichter durchlassen, als andere, allein bis jetzt hat man davon die Ursache noch nicht entdeckt. Man kennt den Nutzen der hölzernen Handgriffe an metallenen Kaffee- oder Theekannen; man weiß auch, daß Ueberzüge von Leder oder Holz über die metallene Handgriffe eben die Dienste leisten, und man kann die Verschiedenheit der leitenden Kräfte verschiedener Körper im Betreff des Wärmestoffs noch aus allerhand einfachen Versuchen kennen lernen und beurtheilen, z. B. mit einem eisernen oder hölzernen Nagel oder mit einem länglichten Stücke Glas, welches man in die Flamme eines Lichtes hält. Unter allen Körpern, womit man solche Versuche anstellen kann, giebt es vielleicht keine zwei, die den Wärmestoff mit gleicher Leichtigkeit durchlassen. Den Wärmestoff einschließen, würde also nichts anders heißen, als das Entweichen desselben aus dem heißen Körper verhüten, welches dadurch bewirkt werden kann, daß man ihn mit einer Substanz umgiebt, die ihn entweder gar nicht oder doch nur mit großer Schwierigkeit durchläßt. Gäbe es für den Wärmestoff eine völlig undurchdringliche Hülle, so könnte man glauben, daß ein mit ihm geschwängerter Körper beständig heiß bleiben würde; man kennt aber keine solche Materie, und es scheint auch, daß es überhaupt keine giebt. Körper, die den Wärmestoff leicht und schnell durchlassen, heißen Leiter, die ihn hingegen nur langsam und mit Schwierigkeiten durchlassen, Nichtleiter. Ein mittelmäßiger Leiter kann auch eben so gut ein mittelmäßiger

Nichtleiter genannt werden. Alle Metalle sind gute Leiter des Wärmestoffes, Holz dagegen, und überhaupt alle leichte, trockne und schwammigte Körper sind Nichtleiter; Glas ist auch ein Nichtleiter, obgleich im geringen Grade. Queckſilber, Wasser und alle Flüssigkeiten sind Leiter; aber Luft und alle elastische Flüssigkeiten, auch der Dampf sind Nichtleiter Ein fester Körper in seiner unzertrennten Masse leitet viel besser, als wenn eben der Körper zerstoßen und in kleine Stücke zertheilt ist. Eine eiserne Stange ist ein besserer Leiter, als Eisenfeile; Sägespäne sind ein besserer Nichtleiter, als Holz, und ein noch besserer Nichtleiter ist sehr trockne und fein pulverisirte Holzkohle; aber unter allen Substanzen, deren man sich zum Einschließen des Wärmestoffes bedienen kann, ist keine mit größerem Vortheil zu gebrauchen, als die gemeine atmosphärische Luft. Die Natur bedient sich derselben zu diesem Zwecke, und wir dürfen ihr nur nachahmen. Die Wolle, das Pelzwerk der Thiere und die Federn der Vögel sollen ihre Wärme, nach Rumford, von der in ihren Zwischenräumen befindlichen, festgehaltenen Luft haben; eben so soll auch im Winter die Luft im Schnee die Wärme in der Erde erhalten, auch die Wärme aller künstlichen Bekleidung hängt davon ab. In kalten Ländern kennt man den Nutzen der doppelten Fenster, und auf gleiche Weise sollte man sie auch in heißen Ländern zur Abhaltung der Hitze gebrauchen; denn sie dienen zu dem einen Zwecke so gut, wie zu dem andern. Die Ursache davon ist nicht die Dicke des Glases, sondern die zwischen den beiden Fenstern eingeschlossene Luft. Man kann die nichtleitende Krafe der Luft auch noch vermehren, und um sich einen Begriff davon zu machen, muß man die Art, wie die Luft den Wärmestoff durchläßt, beachten. Jedes Lufttheilchen nimmt zwar für sich selbst von andern Körpern den Wärmestoff

an; allein es findet keine Mittheilung des Wärmestoffs zwischen den einzelnen Lufttheilchen Statt. Die Luft führt den Wärmestoff zwar fort, aber sie läßt ihn nicht bloß durch, woraus folgt, daß sie ganz undurchdringlich seyn würde, wenn sie unbeweglich blei .n könnte. Alles, was die innere Bewegung der Luft verhindert, vermindert auch ihre leitende Kraft. Aus einem angestellten Versuche erhellt, daß eine gewisse Menge Wärmestoff durch eine $\frac{1}{2}$ Zoll dicke Wand oder Schicht eingeschlossener Luft in $9\frac{3}{5}$ Minuten seinen Weg fand; durch dieselbe Luftschicht aber $21\frac{2}{5}$ Minuten zu seinem Durchgange gebrauchte, wenn man $\frac{1}{16}$ Eiderdaunen, feines Pelzwerk oder feine Seide mit ihr vermischte. Diese Körper binden die Luft und machen sie unbeweglicher; wenn man aber einen leitenden Körper mit ihr vermischen wollte, so würde sie die Wärme leicht und schnell durchlassen.

Bei der Wahl der Körper, die man mit der Luft vermischen will, muß man auch auf die Zartheit und Feinheit ihrer Theile sehen; die feinsten und zartesten Körper sind die besten. Grobe Pferdehaare würden den Zweck viel schlechter erreichen, als der feine Pelz des Bibers. Wahrscheinlich hat auch die Natur manchen Körpern noch eine verborgene Eigenschaft beigelegt, daß sie weit schwerer den Wärmestoff durchlasse, als andere von gleicher Beschaffenheit. Die atmosphärische Luft ist aber nicht bloß ein Nichtleiter des Wärmestoffes, sondern auch alle andere, sowohl natürliche, als künstliche Luftarten sind es, ja auch der Dampf. Ein darüber angestellter Versuch bewies, daß nicht allein die kalte Luft, sondern auch der heiße Dampf und die heißen Mischungen von Luft und Dampf Nichtleiter des Wärmestoffs sind; aus mehreren Untersuchungen, die Rumford damit anstellte, erhellte sogar, daß selbst die Flamme ein Nichtleiter ist. Die Resultate dieser Versuche führten zu folgen-

der Bauart der Kessel. Die Gestalt der Kessel muß so eingerichtet seyn, daß sie die innere Bewegung der Flamme befördert. Die Oberfläche des Kessels muß nicht allein so groß, als möglich, seyn, sondern der Kessel muß auch eine solche Gestalt haben, daß die Flamme mit Heftigkeit daran schlagen, sich daran brechen, und darunter in Wellen und Wirbeln spielen kann. Die Hauptkraft der Flamme muß also gegen den Boden des Kessels gerichtet seyn, weil sonst der größte Theil des Wärmestoffs verloren gehen würde.

Ueber die Einrichtung der verschiedenen Küchen und Siede- oder Feuerherde, die der Graf von Rumford selbst gebauet hat, noch Folgendes: In der Küche des Arbeitshauses zu München hat nach neuerer Einrichtung der große runde kupferne Kessel, der neben der großen Küche in einer kleinern steht, die vollkommenste Einrichtung; sein hölzerner Deckel ist wohlfeil, einfach und dauerhaft, und schließt die Wärme gänzlich ein; seine Dampfröhre leitet alle beim Kochen erzeugten Dämpfe ab, und erhält die Luft in der Küche trocken und gesund. Zur Ableitung der von der aufgegebenen Suppe aufsteigenden Dämpfe, dient ein hölzerner, mit einer Klappe versehener Dampfschornstein, dessen Oeffnung oben in der Küche ist. Seine Klappe wird durch eine Schnur geöffnet und geschlossen. Die einzige Verbesserung, die man bei dem Kessel noch anbringen könnte, wären Oeffnungen, um die Züge vereinigen zu können, ohne den Kessel selbst von der Stelle zu rücken, welches eigentlich bei allen großen Kesselherden der Fall seyn müßte. Diesen Kessel gegenüber befindet sich eine Maschine zum Trocknen der Kartoffeln. Mäßig gekochte, dann geschälte und in Scheiben geschnittene Kartoffeln, die in dieser Maschine getrocknet werden, kann man mehrere Jahre conserviren. Die acht eisernen Kessel in der großen Küche sind sehr gut angelegt. Der Ofen, der von dem Rauche

zweier Kessel erhitzt wird, dient zum Trocknen des Holzes. — Die Küche der Militair-Akademie in München ist in allen ihren Theilen so vollkommen, daß vielleicht keine bedeutende Verbesserung mehr angebracht werden kann. Der schon seit sieben Jahren gebrauchte Bratofen verspricht auf eine noch viel längere Zeit eine guter Dauer. Alle verschiedene Küchenprozesse können in dieser Küche mit wenig Arbeit und einem geringen Holzaufwande vorgenommen werden. Zwei große Kessel und drei große Kasserollen, die in einem Winkel einzeln eingemauert sind, sind als vollkommene Muster zur Nachahmung zu empfehlen. — Die Küchen des militairischen Eßsaals im Englischen Garten ist in ihren einzelnen Theilen nicht so vollkommen, als die vorige; allein sie hat drei kleine Bratöfen, die zum Muster für Privatfamilien dienen können, und auch verschiedentlich nachgeahmt werden.— Die Küche in d. Meierey im Englischen Garten entspricht ganz ihrer Bestimmung, und kann als Muster für die Küchen in Meiereyen und für Familien von 18 bis 20 Personen empfohlen werden. Einer der Kessel, worin man Wasser wärmt, wird im Winter von dem Rauche eines Stubenofens geheizt. — Die große Küche des Wirthshauses im Englischen Garten, ist fast bloß dazu eingerichtet, junge Hühner bei offenem Feuer zu braten, welche ein Lieblingsgericht der Bayern sind. Sie hat drei offene Feuerherde, die nach guten Grundsätzen angelegt sind. Eine kleinere, zu diesem Wirthshause gehörige Küche, hat nichts Empfehlenwerthes. Die im Hospitale für schwache und hülflose Arme am Gasteige angelegte Küche kann zur Nachahmung empfohlen werden. — Die Küche des Hospitals la Pieta in Verona ist vorzüglich merkwürdig wegen ihrer bequemen Form und wegen der Symmetrie ihrer Theile. Die Deckel der großen Kessel werden von Säulen, die über

Rollen laufen aufgehoben, welche Deckel eigentlich von Holz seyn müßten, wie im Arbeitshause zu München. Die Roste für's Feuer sind zwar rund, aber nicht hohl; sonst ist diese Küche ganz vollkommen. — Die Küche des Hospitals la Misericordia zu Verona ist nach eben den Grundsätzen angelegt, wie die vorige, jedoch ist ein kleiner Unterschied in der Lage des Mauerwerks, worin sich die Kessel befinden. — Eine kleine Küche in dem Hause des Baronet Sir John Sinclair, Präsidenten des Ackerbauamtes in London, ist eine Musterküche. Der Bratofen in dieser Küche ist von mittlerer Größe, aber eine so nützliche Maschine, daß ihr allgemeiner Gebrauch zu wünschen seyn soll; die dadurch bewirkte Holzersparung ist außerordentlich, und das darin gebratene Fleisch ist vorzüglich schmackhaft und lecker. — Eben so wurde in der Küche des Findelhauses zu London ein großer Bratofen angelegt, der so wohlfeil in der Feuerung ist, daß sich die Kosten für 112 Pfd. Rindfleisch, die auf einmal gebraten werden, nur auf 12 Kreuzer belaufen, und zwar nach einem sehr hohen Preise der Steinkohlen. Rumford ließ zur Probe 100 Pfd. Kalbfleisch in sechs Stücken in dem Bratofen der Militair-Akademie zu München braten, und das dabei verbrannte Fichtenholz wog 33 Pfund, welches, die Klafter zu $4\frac{1}{2}$ Gulden gerechnet, nur 3 Kreuzer betrug. Auch die Kessel in diesem Findelhause erfüllten vollkommen diesen Zweck, und verschiedene andere große Hospitäler haben ihre Einrichtung nachgeahmt. Man machte in der Küche drs Findelhauses auch einen Versuch mit eyrunden schlüsselförmigen Rosten von gegossenem Eisen; allein die Hitze war zu stark, so daß sie bald schmolzen. Man mußte daher die gewöhnlichen flachen Roste von starken eisernen Stäben nehmen. Vielleicht ist die Hitze der Steinkohlen daran Schuld, da hingegen das Feuer von Holz solche schlüsselförmige Roste er-

laubt, die in den öffentlichen Küchen zu München auch eingeführt sind. — Rumford hat in München auch verschiedene Versuche mit Rosten von gemeinen Backsteinen, die eckig gelegt werden, gemacht, und er hat gefunden, daß sie besser waren, als die von eisernen Stäben, und auch wohlfeiler. Um die Kosten bei der Anlage der Feuerherde zu verringern, kann man auch die Oeffnung des Herdes zum Einlegen der Feuerung mit einem Ziegel oder flachem Steine verschließen; eben so auch die Thür der Aschengrube und den Dämpfer im Kanal, der den Rauch in den Schornstein leitet. Nach diesen Grundsätzen wurde eine Küche angelegt, in der nichts von Metall war, außer der Kessel. — Auch bei Armeen im Felde, wenn die Truppen auf kürzere Zeit, wie z. B. bei Waffenstillesständen im Bivouak liegen, kann man eine ähnliche Feuerung anbringen. So z. B. wurden die Bayerschen Truppen in den Französisch-Deutschen Kriegen auf diese Weise mit einer Küche versehen. Es wurden nämlich für einen Theil dieser Truppen vier große länglichte viereckige Pfannen von dünnem, verzinntem Kupfer auf einem kreuzförmigen Mauerwerke befestiget. Jede Pfanne hatte ihren Herd, welcher durch doppelte, mit Dämpfer versehene Kanäle mit einem gemeinschaftlichen Schornsteine in der Mitte des Kreuzes in Verbindung stand. Die Dämpfer waren dünne flache Ziegel, die Roste für die Feuerung waren eckig gesetzte Ziegel, und die Oeffnungen des Herdes und der Aschengrube wurden mit ausgehöhlten Ziegeln verschlossen. Unter dem Boden einer jeden Pfanne waren der Länge nach drei Züge. In dem mittlern, der die Länge der beiden andern hatte, brannte das Feuer. Die Oeffnung zum Einlegen der Feuerung ist an dem, von dem Schornsteine entferntesten Ende der Pfanne. Die Flamme dringt daher bis ans Ende des mittelsten Zuges, theilt sich dann, kehrt in die beiden Seitenzüge

nach dem andern Ende der Pfanne zurück, und geht längs der Aussenseite desselben in den Schornstein. Die Pfannendeckel sind von Holz und bestehen aus zwei durch Hespen verbundene Stücken. Diese vier Pfannen sind von verschiedener Größe, so daß sie ineinander gesetzt werden können. Die größte, worin die drei andern stehen, wird in einen hölzernen Kasten gepackt, in die kleinste aber ein Zelt, welches sie alle vier bedecken kann. In der Mitte des Zeltes ist eine Oeffnung für den Schornstein. Die ganze Küche, die für 1000 Mann hinreicht, kann leicht auf einem Karren mit einem Pferde fortgeschafft werden. Diese Einrichtung ist bei den Armeen gut anwendbar; auch Lord Pelham machte bei seinem Regimente einen Versuch damit und fand sie von großem Nutzen. Die Holzersparung ist beträchtlich, und die Erleichterung der Mühe des Kochens nicht minder bedeutend. Noch eine andere Erfindung und Einrichtung zum Kochem im Felde ist ein tragbarer Kessel, der leicht und wohlfeil ist, worin die Speisen auf dem Marsche gekocht oder kochend fortgebracht werden können. Es sind die sogenannten Feldfuhrküchen, oder wenigstens sind die jetzigen, die man bei der Preußischen und andern Armeen hat, den oben angeführten nachgebildet worden. Der Herr von Kurowsky-Eichen hat im Jahre 1813 ein kleines Werkchen bei Salfeld in Berlin über die Feldfuhrküchen mit einem Kupfer herausgegeben, worin Vorschläge gethan worden, die sich auf die oben angeführte Einrichtungen basiren; s. den Art. Feldfuhrküche, im Supplement.

Die Gestalt der beiden größten Kessel in der Küche des Findelhauses zu London ist ein längliches Viereck, eine Form, die aus vielen Gründen allen andern vorzuziehen ist, besonders aber, weil man sie leicht in dem Mauerwerke befestigen, und ihre Züge besser reinigen kann. Die erste Pfanne dieser Art führte Rum-

ford in dem Hause eines Leinwandhändlers zu Dublin, als ein Muster für Bleichen ein. Sie ist 8 Fuß breit, 10 Fuß lang und 2 Fuß tief, und hat einen hölzernen ausgeholten Deckel, der den Dampf vollkommen in den Kessel einschließt. Dieser Deckel wird durch ein Seil aufgehoben, welches über einer Rolle läuft. Unter der Pfanne befinden sich fünf Züge, die nach der Länge der Pfanne laufen. Um ihre Aussenseite sind keine Züge; allein die Backsteinwände, welche die kalte Luft abhalten, sind doppelt, und der Raum dazwischen ist mit Holzkohlenstaube angefüllt. Die Feuerung brennt im andern Ende des mittlern Zuges auf einem schüsselförmigen Roste. Die Flamme läuft bis zum äußersten Ende der Pfanne in diesem Zuge fort, theilt sich dann, und kehrt in den beiden nächsten Zügen nach vorne zurück; dann wendet sie sich rechts und links, geht wieder in den beiden äußeren Seitengängen bis an das äußerste Ende der Pfanne, und tritt von da in zwei Kanäle, welche sie in die Züge einer andern Pfanne leiten, unter der sie gleichfalls ihren Kreislauf macht und das Wasser erwärmt, welches zur Anfüllung der ersten Pfanne bestimmt ist. Diese Pfannen sind von sehr dünnem Kupferbleche, welches der Hitze stärkeren Widerstand leistet, als das gewöhnliche dicke; daher sind sie nicht nur dauerhaft, sondern beide zusammen kosten auch weniger, als eine einzige Pfanne nach der alten Einrichtung. Nach einer Berechnung eines Herren Düffin würde die allgemeine Einführung solcher Pfannen in Irland eine Ersparung der Feuerungskosten von 50,000 Pfd. Sterl. oder 300,000 Thaler bewirken. — In einem Waschhause der Dubliner Societät wurden zwei länglich-viereckigte Pfannen angelegt, wovon die eine durch die Feuerhitze und die andere durch den Rauch erhitzt ward. Wenn der Rauch in den Zügen der zweiten Pfanne cirkulirt hat, so tritt er in einen langen Zug, der rings um die Seiten eines

Trockenzimmers läuft, geht dann durch eine Wand in das Plättzimmer und entweicht durch den Schornstein. Der Boden der zweiten Pfanne liegt mit dem obern Rande der ersten gleich, so daß das warme Wasser aus der zweiten in die erste durch einen messingenen Hahn hineingelassen werden kann. Der Dampf von der Hauptpfanne tritt durch den hölzernen Deckel in eine hölzerne Röhre, die in eine andere Röhre führt, und den Dampf in das Trockenzimmer leitet, wo sich diese hölzerne Röhre in eine kupferne von 3 Zoll im Durchmesser endet, die den Dampf durch die Mitte des Trockenzimmers und endlich durch eine Oeffnung im Fenster in die Luft leitet. Der Ofen zum Heitzen der Plätteisen ist von Backsteinen. Der Boden ist eine hohle Pfanne von gegossenem Eisen, die fast ganz mit feinem Sande angefüllt wird. Diese Pfanne, unter der sich ein verschlossener Herd zum Feuer befindet, wird, da der Sand ihrer Oberfläche vor der kalten Luft schützt, leicht rothglühend, und die Plätteisen, die man unter den Sand auf die Metallplatte legt, werden in kurzer Zeit erhitzt. Dieser Plättofen, steht im Trokkenzimmer, aber die Thür zum Einlegen der Eisen, so wie die Thür des Herdes und der Aschengrube öffnen sich alle in das Plättzimmer. Der Rauch von diesem Ofen geht auch durch eine metallene Röhre in das Trokkenzimmer, welches Zimmer auch besonders geheitzt werden kann, und zwar vermittelst eines kleinen Feuerherdes, der sich in den Zug öffnet, durch welchen der Rauch von den Pfannen in dieses Zimmer hineingeleitet wird. Er ist außerhalb des Trockenzimmers da angebracht, wo sich der Zug mit der zweiten Pfanne vereiniget. Wenn er nicht geheitzt wird, so verschließt man durch eine eiserne Platte die obere Oeffnung, wo die Flamme unter den Zug schlägt; ist er aber geheitzt, so werden die Thüren zum Herde der Hauptpfanne und das Zugloch in der Aschengrube geschlossen. Damit der obere

Rand der Hauptpfanne nicht zu hoch über den Fußboden des Waschhauses emporstehe, und damit die Wäscherinnen in dem Kessel arbeiten können, ohne einige Stufen hinauf zu steigen, so ist der Rost und der Boden der Züge unter der Pfanne fast dem Fußboden gleich, und die Aschengrube liegt tiefer. Vor dem Feuerherde aber ist ein Platz, drei Fuß ins Gevierte und zwei Fuß tief in den Fußboden eingemauert, um den Zugang zum Feuerherde und das Anzünden des Feuers bequemer zu machen. In den beiden Seitenwänden dieses Vorplatzes, rechts und links, sind Wölbungen zum Aufbewahren des Holzes. Solche Vorplätze sind sehr nöthig, weil sonst der obere Rand der Pfanne zu hoch über dem Fußboden steht. Man kann zwar vor den höher liegenden Pfannen Stufen anlegen; allein sie sind unbequem, und kosten mehr, als solche Vorplätze. Wenn es aber nicht die Lage erlaubt, einen Vorplatz anzubringen, so müssen um das Mauerwerk der Pfanne Stufen angelegt werden; wie man sie in der Küche des Hospitals la Pieta zu Verona findet. Die Züge unter der Hauptpfanne des Waschhauses der Dubliner Societät haben nicht die Einrichtung, daß sie die Flamme theilen und in zwei Ströme leiten, sondern sie laufen unter ihr von Seite zu Seite. Die Thür des Herdes ist an der Seite der Pfanne. Die Flamme geht und kommt zweimal von vorn und hinten, tritt dann in einen mit einem Dämpfer versehenen Kanal, der sie in die Züge der zweiten Pfanne leitet. Um die Züge leicht reinigen zu können, so sind ihre Enden offen gelassen, und können mit einer doppelten Wand von Backsteinen geschlossen werden, deren Fugen man auswärts mit nassem Thone bestreicht. Rumford legte auch in dem Arbeitshause zu Dublin einen großen Kessel an, der als Muster dienen und zeigen sollte, wie ein großer Saal von dem Feuer eines Küchenherdes zugleich mitgeheizt werden könne,

eine Einrichtung, die auch auf die Heißung eines Treibhauses anwendbar ist, wenn es gleich in beträchtlicher Entfernung von der Küche liegen sollte, und auch hin und wieder in Deutschland, so z. B. in Berlin, angewendet worden ist. Der Rauch von dem Feuerherde wird wagerecht an den Seiten des Saals von einem Ende desselben zum andern geleitet, und so auch der Dampf von dem Kessel. Die kleinere Röhre, worin der Dampf fortzieht, läuft mit der Rauchröhre parallel. Wenn der Saal nicht geheizt werden soll, so ziehen Rauch und Dampf unmittelbar in einem über dem Feuerherde befindlichen Schornsteine in die Luft. Der oben angeführte Schriftsteller ließ auch, um die Wärme durch den Saal gleichmäßig zu vertheilen, eine Bekleidung von warmen wollenem Zeuge, drei bis vier Fuß lang, an verschiedenen Stellen um die Dampfröhre legen, und mit Knöpfen befestigen. Wo man die Dampfröhre mit diesem Zeuge mehr oder weniger umkleidet, da denn die Hitze nicht durchdringen kann, sondern weiter vorwärts geht, und die entfernten Theile des Saals erwärmt. Die Dampfröhre ist gerade so viel aufwärts geschleift, daß das Wasser, welches aus der Verdichtung des Dampfes entsteht, wieder in den Kessel zurückfließt. Nach diesen Grundsätzen wurde auch ein Siede- oder Feuerherd angelegt, um eine der Hauptküchen in Dublin zu heitzen. Der wagerechte Zug, in welchem der Rauch durch den genannten Saal zirkulirte, ist eine runde Röhre von Eisenblech, etwa 7 Zoll im Durchmesser. Sie besteht aus einzelnen Stücken von 12 bis 15 Fuß Länge, um sie desto leichter reinigen zu können. — Man hat dergleichen Sparsiedeherde, Sparküchen, außer München, auch hin und wieder schon in mehreren großen Städten Deutschlands angelegt, und sie nicht allein für den Küchengebrauch, sondern auch zu verschiedenen andern Zwecken benutzt. Auch hat man jetzt be-

sondere Einrichtungen gemacht, um mit Dämpfen heizen und Maschinen treiben zu können, wie solches unter Dampf und Dampfmaschine, im Supplement vorkommen, und wo dieser Gegenstand überhaupt weitläuftiger abgehandelt werden wird.

Spart, eine Art Binsen, s. unter Binse, Th. 5.

Spartágras, s. Pfriemengras, Th. 19, S. 749.

Sparteoli, die Nachtwächter in Rom; s. Vigiles.

Sparzette, Sparsette, Hedysarum, s. Esparsette, Th. 11, S. 562 u. f.

Spasma, Spasmus, die Lateinische Benennung des Krampfes, s. Th. 46, S. 786 u. f.

Spasmodica, Antispasmodica, die Arzneimittel wider den Krampf; s. schlafmachende und schmerzstillende Mittel, Th. 145, S. 113 u. f.

Spasmus, s. Spasma; Spasmus Cynicus, der Hundskrampf, s. Sardonisches Lachen, Risus Sardonius, Th. 136, S. 599.

Spaß, ein nur im gemeinen Leben, und in der vertraulichen Sprechart übliches Wort, einen jeden Scherz zu bezeichnen, und in so fern ist dieses Wort auch mit Posse, s. dieses, Th. 115, S. 657, verwandt, nur daß Spaß sich mehr auf einen vertrauten Kreis beschränkt, mehr in engen Zirkeln sein Wesen treibt, und Posse mehr dem öffentlichen Leben angehört. So spaßt man, oder treibt Spaß mit vertrauten Freunden, in traulichen Zirkeln, wo man sich gegenseitig kennt; daher die Redensarten: Es war nur mein Spaß; Er hat es nur zum Spaß oder im Spaße gesagt. Das wird einen hübschen Spaß geben. Spaß machen, treiben. Der Spaß ist ihm gelungen, wo aber hier doch lieber Scherz stehen muß, welches Wort eine ausgedehntere Bedeutung hat, und schon aus den Schranken eines engen Wesens tritt.

Spaßen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung,

scherzen, welches jedoch nur in der vertraulichen Sprechart üblich ist. Ich habe nur gespaßt. Mit Jemandem spaßen ꝛc.; und desgleichen auch das Spaßen.

Spaßhaft, Bei- und Nebenwort, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart. Ein spaßhafter Mensch. Spaßhaft seyn. Ein spaßhafter Einfall. Im südlichen Deutschland gebraucht man dafür auch das Wort spaßig.

Spaßhaftigkeit, die Eigenschaft einer Person spaßhaft zu seyn, jedoch nur in der vertraulichen Sprechart.

Spaßmacher, Lustigmacher, Possenreißer, Possenmacher, Spaßmeister, Schalknarr, s. Th. 82, S. 14; Th. 115, S. 658; und dann die Art. Hofnarr, Th. 24, S. 208 u. f., und Narr, Th. 101, S. 267. Hier noch Einiges zur Ergänzung jener Artikel. Wie alt die Mode ist, an Fürstenhöfen Spaßmacher, Lustigmacher oder Possenreißer zu halten, kann nicht mit Gewißheit oder Bestimmtheit angeführt werden, indessen ist so viel gewiß, daß sie hoch hinaufreicht, und daß sie vielleicht aus dem Morgenlande zu uns gekommen ist; denn an dem glänzenden Hofe des Griechischen Kaiserreiches zu Konstantinopel findet man sie schon zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daher ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen Fürsten, welche den Kreuzzügen beigewohnet, bei der Rückkehr in ihre Staaten auch diese Mode, Sitte, bei sich eingeführt haben, so wie man späterhin in Deutschland Heiducken, Kammerhusaren, Schweizer, Türken, Mohren, Läufer ꝛc. an Fürstenhöfen, um den Glanz zu vermehren, hielt. Diejenigen, welche die Pracht und den Glanz, den Luxus an den morgenländischen Fürstenhöfen nicht als Veranlassung zur Entstehung der Hofnarren wollen gelten lassen, gehen noch höher hinauf, und suchen sie in den Aberglauben der Morgenländer, die verrückte Men-

schen für Heilige oder Inspirirte hielten, weil ihre Reden, ihre Inspirationen oder mystischen Träume für andere vernünftige Menschen unverständlich sind. Allein diese Erklärung der Entstehung der Hofnarren ist ganz falsch; denn dergleichen Inspirirte kommen wohl nicht an Fürstenhöfen vor, und würden auch eine sehr schlechte Rolle gespielt, und statt zu ergötzen, nur gelangweilt haben. Man hat vielleicht geglaubt, weil man früher an den Höfen, unter dem übrigen Hofgesinde oder Hofpersonale, auch Zwerge, Stumme, Blödsinnige ꝛc. antrifft, man auch diese Klasse von Menschen daselbst antreffen müsse; allein Erstere hat nur das Mitleiden an die Höfe gebracht; denn da man in jener Zeit noch keine öffentlichen Anstalten zur Versorgung dergleichen Leute hatte, so nahm man sie an den Höfen auf, um das Hofpersonal zu vergrößern, und gab ihnen Unterhalt. Da sich nun unter den Zwergen und Blödsinnigen Individuen fanden, welche von ungefähr einen Witz rissen, oder eine passende Rede, welche Gelächter unter den Hofleuten verursachte, hielten, so wurde zuletzt der Gegenstand des Mitleids, ein Gegenstand der Belustigung. Man zeichnete ein solches Individuum durch seltsame Kleidung aus, theils um ihn durch den Anblick, als der Lachlust günstig, schon zu charakterisiren, theils wohl auch um ihn dadurch gegen die Beleidigungen anderer Menschen zu sichern oder zu schützen; auch ertheilte man ihm wohl Vorzüge mancherlei Art, worunter vorzüglich gehörte: an der Tafel seines Herrn zu speisen, und diesen durch seine lustigen Einfälle zu ergötzen. Dieses, wie es schien, köstliche Leben, merkten sich bald nicht blödsinnige Müßiggänger, und spielten den Wahnsinnigen, um ohne Arbeit bei den Großen Unterhalt zu finden; sie spielten aber mit gesundem Verstande den Narren, und so scheinen auch wohl nach und nach die Spaßmacher, Lustigmacher, Hofnarren entstanden zu

seyn. Ein Schriftsteller sagt: „Die Macht und das Ansehen der Großen, und die Dürftigkeit derer, welche natürliche Gaben zur Belustigung, zum Spott und zum Scherze besaßen, und solche auf Kosten der Vernunft feil boten, verstärkten die Bewegungsgründe zu dergleichen Usurpationen der Menschheit; so strenge indessen nach dieser Erklärung jene Gewohnheit zu seyn scheint, so wird sie auf der entgegengesetzten Seite milder, wenn man annimmt, daß nach der Erfahrung unter der angenommenen Narrheit sich auch anwendbarer Witz versteckte, der bei schicklicher Anwendung oft mehr wirken kann, als ernste Philosophie und Moral, besonders bei solchen Personen, die den Gesetzen derselben nicht untergeben zu seyn wähnen. Mancher Hofnarr sagte oft ungeahndet etwas, was der klügste Mann sich hervorzubringen nie erdreistet haben würde." — Der Zulauf zu diesem Nahrungsstande, und der Geschmack der Großen und Reichen in damaliger Zeit an dieser Belustigungsart war so groß, daß zuletzt nicht nur jeder Edelmann seinen eigenen Narren hielt, sondern die Narrheit als einen Titel ohne Gehalt an diejenigen austheilte, die sich um diese Gnade meldeten. Diese Titular-Hofnarren hielten sich dadurch legitimirt, dem Publikum ohne Verlangen mit ihren Schwänken beschwerlich zu fallen und es gleichsam in Contribution zu setzen. Die Sache ging so weit, daß sich die gesetzgebende Gewalt ins Mittel schlagen mußte, wovon die Reichsabschiede von 1497, 1498, 1500, 1530, 1548 und 1577 zeugen. Aus dem Letztern verdient die hierher gehörige Stelle ausgezeichnet zu werden. „Item, heißt es darin, von derenwegen, so sich Narrheit annehmen wollen, ordnen wir, wo jemands dieselbe halten will, daß er sie halte, daß sie andere unbeläftiget lassen. Es soll auch niemands einigen Mann oder Frauen (man hatte auch Hofnärrinnen) der oder die nicht in sein Brod gehörig, weder Schild, Wap-

pen, Ring oder dergleichen anhenken und geben, und welche jetzt, Schild, Wappen, Ring oder dergleichen haben, die ihnen ihre gebrödte Herren mitgegeben hätten, die sollen sie bei Verlierung derselben abthun, und nit tragen, damit die alte Gewohnheit der neuen Ordnung keine Irrung mache. Aber andere Schalksnarren, so Churfürsten und Fürsten mit Diensten mit Vorwandt, und wider obgemeldete Ordnung im Reiche erfunden, sollen nit gelitten, sondern durch eine jede Obrigkeit, wo die betretten, gestraft werden." — Hierdurch wurden also die Titularnarren zwar abgeschafft, allein Churfürsten und Fürsten wurden ihre Narren gelassen, und an den Höfen, wo man sich ihrer nicht mehr als Liebhaberey bediente, gehörten sie zur Pracht. So begleiteten den Kaiser Ferdinand den Zweiten der Narr Jodel und der Kammerzwerg Stäffel im Jahre 1622 auf den Reichstag, und der sonst ernsthafte Kaiser Leopold unterhielt deren drei, welche den Namen Kammerlappen führten, und einen eigenen Hofmeister hatten. Bei feierlichen Gelegenheiten und Aufzügen, als bei großen Scheibenschießen, Einholungen fürstlicher Bräute und großer Herren, wurden Narrheitsfiguranten angenommen, und bei einer feierlichen, geistlichen Prozession, welche zu Brüssel den Sonntag nach dem 13ten July jährlich gehalten wurde, hat man dergleichen Staats-Schalksnarren in den seltsamsten ihrer Funktion oder Amtsverrichtung zukommenden Prunkkleidungen mit herumgehen sehen. Die geistlichen Höfe hatten daher eben so gut ihre Narren, als die weltlichen. Der Narr vom Churmainzischen Hofe führte den Titel eines Hofschnackenmachers (Hofgecken). Am Preußischen Hofe, oder vielmehr am Berliner Hofe, hatte man bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen gleichfalls Hofnarren, zu welchen der in damaliger Zeit sehr bekannte Putzmann, Jäkel, Faßmann, Ferrand

und Gundling gehören, Letzterer jedoch mit Unrecht, weil er nie die Absicht gehabt, Hofnarr zu werden, sondern nur durch den Trunk dazu herabsank, und sich durch so manche Scenen, die Begleiter des Trunkes sind, dem Gelächter Preis gegeben, und wo er selbst dieses nicht that, da deckten Andere seine Blößen auf, und machten ihn erst zum Narren. Friedrich Wilhelm der Erste wollte diesem Manne sehr wohl, welches auch die verschiedenen Würden beweisen, die er ihm ertheilte; indem er ihn nach und nach zum Hof-, Kammer-, Kriegs-, Geheimen-Oberappellations- und Kammergerichtsrath; dann zum Präsidenten der Königlichen Akademie oder Societät der Wissenschaften, und in den Freiherrnstand erhob; auch ihn zu seinem Ober-Ceremonienmeister machte. Bei den zuerst angeführten Behörden mit Sitz und Stimme; auch ererhielt er diese beim General-Directorium, welches das erste Landescollegium war, dessen Ehrwürdigkeit der Monarch selbst, als Stifter, jederzeit ausgezeichnet anerkannte; dann erhob er ihn auch zum Kammerherrn. Dieses streitet daher ganz gegen die Meinung, die man hin und wieder, selbst in guten Schriften angeführt findet, als habe Friedrich Wilhelm der Erste die Wissenschaften und Künste gar nicht geliebt, und sie durch die Besetzung mit einem solchen Subjecte noch mehr der Verachtung Preis geben wollen. Dieser Monarch war zwar ein rauher Krieger, der das Militair besonders begünstigte, und es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit im Manövriren ꝛc. brachte, welches sein Nachfolger weise genutzt hat; allein er schützte auch die Wissenschaften und hat davon Beweise genug gegeben, nur haßte er die Pedanterey der Gelehrten, und hielt nicht viel von bloßen Theorien; wo er aber ein Talent fand, welches Ausbeute versprach, da suchte er es zu befördern, welches ein Töpfer, Namens Eckert aus Dessau bewies, der erst das Töp-

ferhandwerk, oder besser die Töpferkunst erlernte; dann zufällig bei einem Professer in Halle Collegia über die Kameral-Wissenschaften hörte, dann wieder gezwungen ward, zu seiner Töpferkunst zurückzukehren, und der zufällig durch den Fürsten Leopold von Dessau, mit dem Beinamen der alte Dessauer, diesem Monarchen empfohlen wurde, um ihm einen guten Kamin zu bauen. Hier sah ihn nun der Monarch arbeiten, unterhielt sich mit ihm, und war verwundert über die Kenntnisse im Kameralfache, die Eckert dem Monarchen bei einer gewissen Gelegenheit entwickelte. Der König ernannte ihn zum Hofrath, und späterhin zum Geheimen Rath, weil er dessen Vertrauen in den Angelegenheiten, wozu er angestellt war, rechtfertigte. Die Staatsverwaltung Friedrich Wilhelms d. Ersten, bewies auch, daß Niemand über seinen Staatshaushalt zu klagen nöthig hatte; denn wenn er gleich strenge war (man berücksichtige die Zeit und vergleiche dann andere Staaten mit Preußen), so beglückte er doch, wo er nur konnte, seine Unterthanen, nahm 18,000 vertriebene Salzburger in sein Land auf, und verwendete auf Kolonisten in Zeit von 10 Jahren 5 Millionen Thlr.; legte Armen-, Waisen-, Fabrik-, und Manufaktur-Gebäude, ja ganze Dorfschaften an, kurz war der Wohlthäter seines Volkes, und hinterließ bei einem Heere von 70,000 Mann, noch 9 Millionen Thaler in dem Schatze. Dieses sey genug um hier zu beweisen, daß dieser Monarch kein Verächter der Wissenschaften war; er sah nur auf den praktischen Nutzen, den sie gewährten; nur auf die Resultate, die daraus hervorgingen; daher hatten nur die Grundwissenschaften bei ihm werth. Er hatte also nie die Absicht, Gundlingen mit seinem Wissen, mit seiner Gelehrsamkeit lächerlich zu machen, sondern nur Einige aus den Umgebungen des Monarchen suchten die Schwächen dieses Mannes auf, um sich bei einer der nächsten Gelegenheiten an ihm zu reiben, seine Blößen der Welt aufzudecken, und ihn der Ver-

achtung bloß zu stellen, ohne Rücksicht auf ihre eigenen Schwächen und Blößen zu nehmen, die sie dann mit der sogenannten Weltmanier, mit dem Savoir vivre bedeckten, welches freilich den meisten Gelehrten damaliger Zeit ganz fremd war, die in der Pedanterey zu weit gingen; und wenn Scenen vorfielen, in welchen sie sich mit gebalter Faust entgegen traten, sich herumschlugen, zur Erde warfen und gleich den Kanibalen in die Backen und Finger bissen, wie dieses mit Gundlingen u. einem Profess. Hakemann, der als Königlicher Bibliothekar in Berlin angestellt war, und mit mehrern Andern sich zugetragen, so konnte dieses freilich kein vortheilhaftes Licht auf sie werfen, wozu nun noch die gröbsten und gemeinsten Schimpfreden und andere Beleidigungen in Schriften kamen. Auch herrschte zu jener Zeit wirklich der Wahn, daß der Stand der Gelehrten ganz überflüssig sey, und die Wissenschaften nur den Leuten die Köpfe verdrehe, zu Charlatanerien und Albernheiten, die der Mensch entbehre könne und müsse, führten; auch wohl gar staatsgefährliche Grundsätze enthielten, besonders die schönen Wissenschaften und die Philosophie; es war daher kein Wunder, daß man diejenigen, die sich mit ihnen beschäftigten, überall lächerlich zu machen suchte, u. so traf denn auch Gundling dieses Loos. Rührend ist die Aeußerung, die er zu einem vornehmen Offiziere im Vertrauen gemacht haben soll: „Ich habe mir viele Mühe gegeben um in der Welt mein Glück zu manchen, und es ist mir herzlich sauer geworden um ein Stückchen Brod zu finden. Hier habe ich es nun in Berlin gefunden, daß ich so behandelt werde, fällt auf den, der es thut; also muß ich zufrieden seyn, und mich in mein Schicksal mit Geduld finden. Man wird also hieraus gewahren, daß Gundling wohl schwerlich die Absicht hatte, und haben konnte ein bloßer Spaßmacher oder Lustigmacher zu werden; auch schien es

ihm hierin gänzlich an Talent zu mangeln, an Witz; denn Alles, was man von ihm erzählt oder aufgezeichnet findet, sind nur gewöhliche Späße, die man mit ihm vorgenommen, um ihn zu ärgern und in Wuth zu bringen, ihn betrunken zu machen, oder ihn in Furcht zu setzen ꝛc. ꝛc., wobei wohl komische oder belustigende Auftritte Statt fanden, aber keinesweges von ihm ausgehend, sondern immer nur von Andern, die sich an ihm rieben; denn man findet durchaus nichts Witziges, was er zur Belustigung hergegeben hätte, als nur die komischen Situationen, in die man ihn durch allerhand Mittel gebracht. Auch ist Vieles von ihm aufgezeichnet worden, was sich wohl nicht so zugetragen, indem Faßmann, der sein Biograph theilweise war, und der an ihm die meisten Streiche verübt, und dadurch zum Ritter geworden seyn will, wohl wenig Glauben verdient *). Die übrigen oben genannten Personen waren Possenreißer, Lustigmacher, indem sie alles nur mögliche thaten um zu belustigen, und sich dadurch wichtig zu machen, oder den Blick und das Ohr auf ihr Talent zu lenken. — Am damaligen Churfürstlich Sächsischen und Königl. Polnischen Hofe waren der berüchtigte, von jung und alt gekannte Taschenspieler Joseph

*) Leben und Thaten Jakob Paul Freiherrn v. Gundling, Königl. Preußischen Geheimen Kriegs-Kammer-Ober-Appellations- und Kammergerichts-Raths, wie auch Ceremonienmeisters und Präsidenten bei der Königl. Societät der Wissenschaften ꝛc., eines höchst seltsamen und abentheuerlichen Mannes. Aus bisher unbekannte Nachrichten und seltenen gedruckten Schriften gezogen und anschaulich gemacht. Mit dem wohlgetroffenen Bildniß und Wappen des Freiherrn von Gundling, Berlin, 1795. — Herr Adolph von Schaden hat hieraus einen Auszug unter dem Titel: Jakob Paul Freiherr v. Gundling, Hof-, Kammer-, Kriegs-, Geheim. Oberappellations- ꝛc. Rath, Oberceremonienmeister, Präsident der Akademie der Wissenschaften, Kammerherr, Mitglied des Tabakscollegium, und lustiger Rath Friedrich Wilhelms I., Vaters Friedrich II. Eine höchst komische biographische Skizze, als Karnevalsgeschenk. Herausgegeben von A. v. S. Berlin, 1817.

Fröhlich und der Freiherr von Kyau, lustige Räthe, von denen man viel zu erzählen wußte. Auch an den andern Höfen Deutschlands findet man Spaßmacher oder lustige Räthe. Von den Hofnarren in Frankreich, Spanien ꝛc. ist schon unter Hofnarr, Th. 24, die Rede gewesen; auch würde eine Biographie dieser Lustigmacher, oder doch wenigstens der vorzüglichsten, die am meisten Aufsehen wegen ihrer Schwänke in damaliger Zeit im Publikum gemacht haben, hier ganz am unrechten Orte seyn; wen dieses besonders interessirt, der findet Nachrichten darüber in Flögels Geschichte der Hofnarren, und in der Histoire des Fous entitre d'office, die sich in den 1767 zu Paris herausgekommenen: Récréations historiques, critiques et morales befindet.

Die Hofsitte Lustigmacher oder lustige Räthe zu halten, hat früher sowohl ihre Vertheidiger, als auch ihre Tadler gefunden. Erstere betrachteten sie als vortreffliche Werkzeuge unter dem Deckmantel des Scherzes den Fürsten oft manche Wahrheiten über ihre Minister und ihre eigene Regierungsweise zu sagen. Ein Schriftsteller sagt: „Es ist beinahe zu bedauern, daß diese Klasse von Leuten (die Hofnarren), welche sich sonst bei ihrer Charge recht wohl und nicht selten besser, als mancher Minister befanden, die sich ängstigten um nur den Fürsten das zu sagen, was bloß halbe Pflicht war, eingegangen ist. Wie viele Beispiele giebt es nicht, daß große Herren oft durch den närrisch scheinenden Einfall ihres lustigen Raths, der in der Funktion, worin er stand, nie ihre Hoheit herabwürdigen konnte, große und weise Handlungen ausübten, und Gerechtigkeit handhabten, wozu sie sonst Niemand bewogen haben würde." — Man gewahrt hieraus, daß der Zeitgeist immer dafür gesorgt hat, in allen Graden der Kultur den Regenten die Wahrheit zu predigen. In den frühesten und selbst auch noch hin und wieder

in den spätern Zeiten, unterrichteten sich die Regenten selbst von dem Zustande ihrer Unterthanen, indem sie verkleidet mit Einigen ihrer Vertrauten ihr Land durchreiseten, und in den Städten diejenigen Oerter besuchten, wo sich das Volk zahlreich einzufinden pflegte, und seine Meinungen über manche Gebrechen des Staates, unverholen äußerte. Späterhin hielten sie sich lustige Räthe, Hofnarren, die sie unter Scherzen mit den Gebrechen des Landes bekannt machten, und deren sich auch wieder die Fürsten bedienten, um die Hofleute von ihren Thorheiten zu heilen, ohne genöthiget zu seyn, ihnen darüber Verweise persönlich zu geben; man hat daher theils durch Tradition, theils in Schriften Hofnarrenscherze aufbehalten, die man goldene Sittensprüche nennen könnte. Auch die Prediger bedienten sich damals der Kanzel, um von derselben herab den Großen bittere Wahrheiten zu sagen. In der neuern oder jüngern und jüngsten Zeit, bei der steigenden Kultur that und thut man es durch Schriften; durch Zeitungen, Journale, Flugblätter ꝛc. ꝛc. Was die lustigen Räthe vermochten, beweise hier ein Fall.

König Friedrich der Erste von Preußen hatte einen lustigen Rath (wahrscheinlich der zu seiner Zeit so bekannte Putzmann) der ihm ungescheut solche Wahrheiten sagen konnte, die einem Andern, der sie hätte äußern wollen, die größte Ungnade und vielleicht den Verlust der Freiheit zugezogen haben würde. Zu seiner Zeit geschah es, daß ein angesehener Minister viele Güter für sich ankaufte. Bei dem einen der Güter lag eine Mühle, die der Minister gern haben, aber der zeitige Besitzer nicht verkaufen wollte, weil sie ihm ein reichliches Auskommen gewährte. Da sich nun der Müller durch Anträge und Ueberredungen nicht bewegen lassen wollte, den Verkauf einzugehen, so brauchte der Minister Gewalt und zwang den Müller für ein geringes Kaufgeld ihm die Mühle zu überlassen, und ließ ihn darauf aus deren Besitz werfen. Der auf eine so ungerechte

Weise aus seinem Eigenthume verdrängte Mann, reichte gegen den Minister eine Klage bei dem Gerichtshofe ein; allein sie blieb ohne Erfolg, weil die Gerechtigkeit die Macht seines Gegners, des Ministers, fürchtete. Niemand nahm sich daher seiner an. Der Müller entschloß sich endlich nach Berlin zu gehen und dem Monarchen selbst eine Bittschrift zu überreichen, worin er um Gerechtigkeit und Schutz bat. Hier ließ er sich eine Supplik aufsetzen, mit der er sich an die Hauptreppe des Schlosses stellte, um den König bei dessen Erscheinen anzureden. Lange hatte er schon gestanden, als von ungefähr der Hofnarr kam, seine traurige Gestalt betrachtete, und ihn fragte: was er hier wolle? Der Müller erwiederte, er wünsche Gelegenheit zu finden, dem Könige eine Vorstellung zu überreichen, wobei er dem lustigen Rath sogleich sein Schicksal erzählte. Der Hofnarr verlangte die Bittschrift zu sehen, und nachdem sie ihm der Müller eingehändiget hatte, zerriß sie der Erstere mit höhnischem Gelächter. Der arme Supplikant glaubend auch hier keine Hülfe zu finden, fing an zu weinen und seinen Zustand zu beklagen; dieses rührte den Hofnarren, der ihn also anredete: Warum weinst Du? Glaubst Du, daß es Deinen Papieren anders ergangen wäre, wenn Du sie gleich dem Könige übergeben hättest? — Sei ruhig und laß Dir rathen, was Du thun sollst, und was Dir am besten nützt. Laß Dir eine neue Vorstellung aufsetzen, und komme Morgen damit wieder hierher; dann will ich Dir zu helfen suchen. Der Müller that, wie ihm gesagt worden, brachte zu der ihm bestimmten Zeit eine andere Vorstellung, der Hofnarr nahm sie ihm ab, rieth dem Müller nach Hause zu gehen, und ruhig die Sache abzuwarten, indem er hoffe, daß er bald wieder in den Besitz seiner Mühle kommen werde. Bei der nächsten feierlichen Tafel, die der König hielt, und bei der sich sämmtliche Minister und hohe Staatsbediente anwesend befanden, sagte der lustige Rath wider seine Gewohnheit nichts, und war sehr ernsthaft. Dem Könige fiel dieses auf, und er fragte ihn: wie es käme, daß er so niedergeschlagen zu seyn scheine? Ich bin be-

trübt, erwiederte der lustige Rath, daß es jetzt im Lande so verwirrt hergeht. Wie so? fragte der König weiter. Lies nur die schöne Vorstellung, fuhr der Hofnarr fort, indem er die Bittschrift des Müllers vorlegte. Der König, der sich damit nicht beschäftigen wollte, gab sie einem Minister, und verlangte, daß er sie gelegentlich durchlesen sollte. Ehe dieses aber geschehen konnte, nahm sie ihm der Narr schnell aus den Händen, und sagte: „Lieber König, wenn Du solche Sachen nicht selbst ansehen und sie Deinen Perrückenstöcken übergeben willst, so wird dem armen Manne gewiß nun und nimmermehr geholfen werden. Ich will Dir aber die Mühe dieses durchzulesen ersparen. Hierauf erzählte er ihm den ganzen Vorfall zur großen Erbauung des anwesenden und angeklagten Ministers, den der König mit Unwillen ansahe, und der mit vieler Demühigung, indem er betheuerte, daß ihm diese Umstände nie so bekannt geworden wären, versprach, daß dem Müller schleunigst geholfen werden sollte, welches denn auch zu dessen größter Freude bald darauf geschehen.

Der schon oben erwähnte Putzmann soll Friedrich dem Ersten manche Wahrheit gesagt und deshalb auch ein Prediger desselben genannt worden seyn. — Daß auch die Geistlichen in damaliger Zeit, wie schon oben erwähnt worden, sich kräftig gegen alle Mißbräuche äußerten und Wahrheiten von der Kanzel verkündigten, ohne auf die Personen Rücksicht zu nehmen, ist schon oben unter Souveränität, S. 89 u. f., gezeigt worden. Hier noch ein Beispiel. Als die Frau von Kosel, Maitresse Friedrich August's, Königs von Polen, mit einer fast unumschränkten Herrschaft während der Abwesenheit des Königs in Dresden regirte, und sich Alles, bis auf den Prinzen von Fürstenberg und den Feldmarschall Grafen von Flemmig, vor ihr beugte, wagte es ein Lutherischer Prediger von der Kanzel herab gegen sie aufzutreten, sie mit der Bethsabe zu vergleichen, und

damit Niemand sich in der Person irren konnte, so bezeichnete er sie mit so grellen Farben, als es nur der geschickteste Maler hätte thun können. Sie erfuhr es und gerieth darüber in den heftigsten Zorn; sie beklagte sich bitter und verlangte, daß der Geistliche strenge wegen dieser Unbesonnenheit bestraft werden sollte. Der König aber, der stets gegen alle Gewalthätigkeiten gewesen, und der im Geheimen die Vergleichung des Geistlichen nicht unpassend fand, versagte ihr aber diese Genugthuung, indem er sie damit beruhigte: daß die Prediger alle Sonntage und an den Festtagen eine Stunde hätten, in welcher sie das Recht hätten Alles zu sagen, und daß man ihnen dieses erlauben müßte; wenn aber Einer unter ihnen sich erdreisten würde, sie außer der Kanzel durch Schmähreden zu beleidigen, oder ihr die schuldige Achtung zu versagen, sollte er, wenn er es verdiente, bestraft werden *). Diejenigen, die sich für die Hofnarren erklärten oder wenigstens damals deren Beibehaltung wünschten, hatten nur die gute Seite dieser Sitte im Auge, wo ihr Nutzen, den sie dem Lande von der einen Seite durch ihre freimüthigen Aeußerungen über manche Mängel und Gebrechen des Staats stifteten, wirklich nicht unbedeutend war, und manches versteckte Uebel durch sie an den Tag kam; allein von der andern Seite konnten sie wohl dasjenige nicht billigen, was von ihnen verübt wurde; denn im Ganzen liefen diese Belustigungen immer auf die abgeschmacktesten und schmutzigsten Zoten hinaus, besonders in dem 16ten und 17ten Jahrhunderte, und waren mehrere Male mit den unerhörten Grausamkeiten verknüpft, indem man sich gegen diese Lustigmacher eine Behandlung erlaubte, welche sie am Ende wahnsinnig machte oder in Krüppel verwandelte, ja sie manchmal des Lebens beraubte. — Dieses waren auch die Hauptgründe, welche die Gegner wider die

*) La Saxe galante, pag. 297.

Haltung der Hofnarren anführten. Man muß es daher unsern, wenn gleich noch nicht verbesserten, aber doch verfeinerten Sitten Dank wissen, daß dieses Hofamt aufgehoben worden. Die Franzosen thaten es zuerst; denn unter Ludwig dem Vierzehnten hörte dieses Hofamt mit dem bekannten Angely auf, und in Preußen mit dem Antritte der Regierung Friedrichs des Großen, und so im Verhältniß der Regierungswechsel in den übrigen Staaten, sowohl in Deutschland, als auch in den übrigen Europäischen Landen. An einigen Höfen Deutschlands haben sie sich jedoch noch bis zum letzten Drittel des 18ten Jahrhunderts, bis zum Ausbruche der Französischen Revolution, erhalten, welcher Brand damals Alles in Schrecken setzte, Schrecken verbreitete, und diese Belustigung ganz vergessen machte. Man fand sie zwar nicht mehr in dem Staatskalender unter der Hofdienerschaft namentlich aufgeführt, indessen hatte man doch noch an dem einem Hofe einen Mönch, an dem andern einen Tyroler, die diesen Dienst versahen. Uebrigens ist es merkwürdig, daß die lustigen Räthe oder Hofnarren an dem Preußischen Hofe, besonders unter Friedrich Wilhelm dem Ersten, größtentheils aus dem Gelehrtenstande waren, so finden wir als solche: den Johann Paul von Gundling, der schon oben angeführt worden; den Doktor Bertholdy von Frankfurt an der Oder, der in diesem Orte Professor der Pandekten gewesen; einen gewissen Kornemann, auch von Kornemann, und Kron-Kornemann genannt, aus Halberstadt; den Professor Hakemann aus Helmstädt; wie auch zu Halle den Herausgeber des Reinicke Fuchses; den Freiherrn v. Stein, Präsidenten der Königl. Societät der Wissenschaften, dessen merkwürdiges Patent in von Loens kleinen Schriften gelesen werden kann; einen gewissen Morgenstern, Verfasser eines kleinen Russischen Staatsrechts, und einer sehr merkwürdigen Deutschen Dispu-

tation von der Narrheit und von den Narren, die er im Jahre 1737 zu Frankfurt an der Oder in Gegenwart des Königs im großen Auditorium vertheidigte, wobei alle Professoren opponiren mußten, und dann den schon oben erwähnten David Faßmann, Verfasser der Gespräche im Reiche der Todten, und Biograph seines Königs ꝛc. — Am weitesten hat man es mit den Hofnarren in Rußland getrieben, wo die Kaiserin Anna, um die außerordentlichen Verdienste unter ihren Hofnarren zu belohnen, einen Narrenorden, von St. Benedetto genannt, stiftete, womit sie den La Costa, einen Portugisischen Juden, welcher schon Peter den Großen belustiget hatte, und von demselben zum Könige der Samogeden war erklärt worden, und den Pedrillo, einen Italienischen Musikus bekleidete. Es war das Kreuz des heiligen Alexanders ganz im Kleinen, welches sie an einem rothen Bande im Knopfloche trugen. Peter der Große war ein solcher Freund von Hofnarren, daß er zuweilen wohl zwölfe hatte; und die schon oben erwähnte Kaiserin hatte deren sechs, worunter sich Leute von Geburt und Stande befanden. So wurde z. B. der Fürst Gallizin der Dritte von der Kaiserin Anna zur Strafe zum Hofnarren erklärt, weil er auf einer Reise in fremde Länder die katholische Religion angenommen hatte. Er mußte, ungeachtet er beinahe 40 Jahre alt war, und einen Sohn als Lieutenant bei der Armee stehen hatte, Hofpagen-Livree tragen; er war es, der bei seiner zweiten Verheirathung Gelegenheit zu dem seltsamsten und prächtigsten Feste, welches in Europa gesehen worden, gab, welches unter dem Namen des Eisfestes bekannt ist. Wolchonsky war ein Schwager des Grafen Bestucheffs, nachmaligen Oberkanzlers; er bekam die Aufsicht über die Windhunde der gedachten Kaiserin. Apraxin und Balakrew waren die Namen der zwei Letztern dieser Kaiserin.

Es gab nun noch einen Narrenorden oder eine Narrengesellschaft, die ein gewisser Graf von Cleve errichtete, und von welcher im ersten Drittel des 17ten Jahrhunderts in Frankreich Könige und Fürsten Mitglieder waren; s. Th. 101, S. 273, an welchem Orte zugleich die sogenannte Babinische Republik erwähnt worden, die in Polen im Jahre 1568 gestiftet wurde, und die einen ähnlichen Zweck hatte, jedoch mit dem Unterschiede, daß in derselben der Spaß, der Scherz, nur zur Verbesserung eingerissener Mißbräuche diente, und worauf die Inschrift: Man belacht und verbessert die Sitten, welche in Lateinischer Sprache an dem unter Friedrich dem Großen erbaueten sogenannten Französischen Schauspielhause auf dem Gensd'armes-Markt in Berlin stand, sehr gut paßt. Der Stifter dieser Narrengesellschaft war Psomka, Herr von Babina, dessen verfallenes Landgut, wegen seines alterthümlichen, närrischen Ansehens und seines lächerlichen Namens *), den Vorübergehenden nicht selten Gelegenheit zu Spöttereien und komischen Einfällen gab, und daher die Veranlassung zur Stiftung dieser Gesellschaft ward. Um nun der Gesellschaft ein gewisses Ansehen zu geben, und dadurch einen Ruf zu verschaffen, gab man derselben die Staatsverfassung von Polen, erwählte einen König, einen Reichsrath, Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden, Kastellane, Kanzler und andere Beamte mehr. Man konnte zu der Würde eines Mitgliedes von dieser Republik nur durch etwas Sonderbares, sowohl im Benehmen, in der Gestalt, im Reden ꝛc. gelangen, besonders aber, wenn Einer etwas sagte, das wider den Wohlstand, die Gewohnheit, oder die Wahrheit lief, oder sich mit einer Sache groß that,

*) Baba bedeutet ein altes Weib, und Babina das, was einem alten Weibe zugehört, oder von ihm herstammt.

prahlte ꝛc. Wer zum Mitgliede dieser lustigen Gesellschaft erwählt wurde, dem wurde ein Patent unter dem großen Siegel ausgefertiget, und mit großer Feierlichkeit übergeben. Der Erwählte nahm es dann ehrerbietig und stehend an. Wünschte man irgend ein brauchbares und tüchtiges Mitglied dem Orden einzuverleiben, und dasselbe weigerte sich beizutreten, so wurde es überall ausgezischt, verspottet, und damit so lange verfolgt, bis es sich, um Ruhe zu haben, genöthiget sah, sich dem Willen der Gesellschaft zu unterwerfen. Man hatte es in dieser Gesellschaft in Beurtheilung der Menschen nach ihren Leidenschaften und Schwächen so weit gebracht, daß schwerlich ein Psychologe und Physiognom die Obersten dieser Gesellschaft darin übertroffen hat. Aus der Sitte des Menschen, seinen Gesichtszügen, Gebehrden und aus seinem Gange erkannte man sogleich seinen Charakter; man nahm daher nicht eher einen vorgeschlagenen Kandidaten auf, bis man ihn gehörig in seinen Handlungen, Reden ꝛc. hatte beobachten können. — Diese Narrenrepublik erhielt einen solchen Ruf, daß man selten unter den angesehensten Staatsämtern, Staatswürden, einen Mann fand, der nicht auch ein Amt in dieser Republik bekleidete, ja man fand darunter Mitglieder aus allen Ständen. Als der König Sigismund August der Zweite von dieser Republik in seinem Lande hörte, ließ er den Urheber dieser Republik, den Psomka, zu sich kommen, und fragte ihn: ob sie auch einen König hätte. Dieser, der stets lustig und bei guter Laune war, antwortete: „Fern sey es von uns, Allerdurchlauchtigster König, daß wir, so lange Sie leben, einen andern König wählen sollten: Sie sind hier und bei uns König.“ Der König nahm diese Antwort sehr gnädig auf, und gewährte dieser Republik seinen besondern Schutz. Um nun hier nicht weitläuftig zu werden, und unter Spaßmacher einen Artikel zu

ziehen, der unter Narrengesellschaft oder Narrenorden gehört, so mag hier noch Folgendes von jener Republik stehen, welches sich auf das oben angeführte Motto bezieht, und beweiset, wie der Spaß oder Scherz auf eine vernünftige Weise angewendet, und wenn er in den Schranken des Anstandes bleibt, oft eine Wohlthat Vieler werden kann. Wenn z. B. Einer dem Andern in dieser Republik grob begegnete oder ihn zu seinem Schaden belog, so hielt man ihn für unfähig ein Amt in diesem Staate zu bekleiden; wer aber den Andern auf eine scherzhafte und lustige Weise aufzog, und allerhand Späße erdachte, die Niemanden beleidigten, den hielten sie für würdig, unter ihre Mitglieder aufgenommen zu werden. Ihren Versammlungsort nannten sie Gelda, welches Wort in Danzig ein Wirthshaus, in Polen aber ein verwirrtes Geschrei des Pöbels bedeutet. Da nun in dieser Gesellschaft jedes Laster und jede Schwachheit lächerlich gemacht wurden, so wurde Babina in kurzer Zeit der Schrecken, die Bewunderung und der Zuchtmeister der Polnischen Nation. Unter ihrem Schutz herrschte das gute Genie; der Witz wurde in diesem nordischen Klima verbessert; die Mißbräuche, die sich in die bürgerlichen Gesellschaften eingeschlichen hatten, wurden durch eine gut angebrachte Satyre abgeschafft; die Mitglieder bekümmerten sich nur um Dinge, von denen sie vorher viel gesprochen, aber wenig verstanden hatten; Einer lernte von dem Andern, indem sie einander ihre Einsichten mittheilten, und sie zum Gegenstande ihrer gesellschaftlichen Unterhaltung machten; denn es befanden sich unter ihnen die klügsten Köpfe der Nation, die bei dem Adel und selbst beim Könige im größten Ansehen standen. — Wenn daher der Spaß oder Scherz immer in gewissen Grenzen bleibt, so ist er nicht nur belustigend und vergnügend, sondern er wirkt auch wohlthätig auf manches

Individuum und auf die Gesellschaft, wenn man aber dabei nur die Absicht hat Jemanden aufzuziehen, oder ihm wehe zu thun, zu kränken, im Publikum herabzusetzen, sein bürgerliches Seyn zu vernichten, ihn gleichsam moralisch zu tödten, und nie aus dem Schach zu lassen, da wirkt er gerade entgegen, erbittert, und hat einen eben so nachtheiligen Einfluß auf die Gesellschaft, als er von der andern Seite wohlthätig wirkt, und die Sitten verbessert.

Was nun das Loos der Hofnarren, lustigen Räthe oder Spaßmacher in ihrem Alter anbetraf, so war es oft glänzend, oft aber auch sehr dürftig, und besonders dasjenige ihrer Familie, worauf nicht immer von Seiten derjenigen Rücksicht genommen wurde, die sie in ihren Blüthentagen mit ihren Späßen belustigten; mehr denn zu oft folgte ihnen der Undank, und bittere Armuth ließ sie und die Ihrigen nur an die Tage erinnern, in welchen sie mit ihrer Laune und ihrem Witze glänzten, Frohsinn verbreiteten, und so manchem Verfolgten dienten, so manche Ungerechtigkeit rügten, so manche Winke zum Heile und zur Wohlfahrt des Staates gaben, die, benutzte, reiche Früchte, reichen Segen trugen; deren Quelle, woraus sie flossen, Wenige kannten, Wenige haben kennen lernen, weil sie die Höflinge absichtlich verschwiegen. Es fällt mir hierbei des Chalifen Harun al Raschid's lustiger Rath oder Hofnarr Bahaloul ein, der antwortete, als ihn der Chalif einst an einen Pfeiler in dem Zimmer seines Pallastes in Bagdad gelehnt, im Nachdenken versunken antraf, und ihn um die Ursache seines Trübsinnes fragte: Ich denke eben darüber nach, wo das Phlegma und die Schale bleibt, wenn der Aether der Geisteskraft in Deinem Dienste verbraucht worden! — Viele Hofnarren haben sich freilich durch Uebertreibung ihrer Gewalt, die ihnen von den Fürsten, welchen sie dien-

ten, eingeräumt worden, geschadet, und sind in Ungnade gefallen; Viele haben auch die Periode ihres Wirkens nicht benutzt, und es nicht so gemacht, wie der schon oben erwähnte Pedrillo bei der Kaiserin Anna von Rußland, der sich mit seinen Schwänken ein Vermögen von mehr als 20,000 Rubel erworben, mit welchem er so klug war, aus dem Lande zu gehen. Mehrere verschwendeten auf eine nicht zu entschuldigende Weise ihr Einkommen, und so gerieth dann ihre Familie in Dürftigkeit. So scheint es der Wittwe des oben angeführten Gundlings ergangen zu seyn, welche noch im Jahre 1740 als Wittwe zu Berlin krank und in dürftigen Umständen war, und eine Pension von 100 Thlrn. genoß, die ihr vom Könige Friedrich dem Ersten beim Absterben ihres Vaters, des berühmten Gelehrten und Verfassers der bekannten Geschichte von England, Larray, gegeben wurden; dann bekam sie noch 80 Thaler vom Könige Friedrich Wilhelm I., welche ihr aber, wie sie in einer Vorstellung *) vom 9ten Junius 1740 klagt, seit sie-

*) Diese Vorstellung lautet:

Sire!

Anne de Larray, fille de feu de Larray, Conseiller de Cour et d'Ambassade de Vôtre Majesté, et Veuve de feu le Conseiller privé de Gundling aussi au Service de Vôtre Majesté, décédé l'un et l'autre sans laisser la moindre chose à la Suppliante, la quelle jouit d'une pension de cent Rîsdal; que sa Majesté d'heureuse mémoire Fréderic premier l'a honnoré depuis le decés de son dit Père de Larray quelques années après. Sa Majesté Fréderic Guillaume d heureuse mémoire a honoré la Suppliante de quatre vingt: d'augmentation; mais comme il a plut à Sa Majesté de retrancher les quatre vingt Rîsdal depuis sept années, et que la Suppliante et avancé à un age avancé, et malade depuis quelques années, n'ayant pas suffisamment de se faire servir par une servante, ni a se donner le soulagement nécessaire. — La Suppliante avec une confiance entière à Vôtre Majesté la supplie très humblement de lui accorder la Grace d'avoir égard à son âge et à son infirmité. La quelle fait des voeux cou-

ben Jahren zurückbehalten worden wären, wodurch sie in ihrem herangerückten Alter in eine üble Lage und sogar in die Verlegenheit gerathen sey, sich nicht einmal eine Magd halten zu können. Friedrich der Große hat auf diese Vorstellung nichts verfügt; sie wurde zurückgelegt. Wahrscheinlich kannte der Monarch, daß Beide mit dem, was sie durch die Gnade seines Vaters erhalten, übel gewirthschaftet hatten, und vielleicht war die Bittende keine gute Haushälterin gewesen; denn Gundlings Einkünfte waren sehr bedeutend; denn außer seinem in damaliger Zeit nicht unbedeutendem Gehalte von ein Paar tausend Thalern, bei Hofe freier Tafel, und so viel Wein und andern geistigen Getränken, worunter auch das Bier gerechnet wurde, als er nur trinken wollte, hatte er auch noch viele Neben-Einkünfte, worunter auch die Geschenke gehören, die er von auswärtigen Monarchen und Fürsten erhielt. Dieses Alles machte seine Lage so, daß sich in derselben wohl etwas erübrigen ließ, besonders da er keine Kinder hatte, also zwei Personen nach ihrem Stande von diesen Einkünften gemächlich leben, und sich auch das Alter sichern konnten; dies kannte Friedrich der Große, und darum ließ er es bei der Pension, welche die Wittwe von seinem Großvater, dem Könige Friedrich dem Ersten, bezog, bewenden. Viele, und wohl die Meisten, hatten daher an ihrem Elende, welches sie nachher betraf, selbst Schuld, weil sie in dem Taumel der Lust sich selbst und die Ihrigen vergaßen. Der oben erwähnte Faßmann, der Gundlingen so hart mitgenommen, und sich zu Al-

---

tinuelle pour la prosperité de Vôtre Majesté, la quelle etant avec une entière soumission

Sire, de Vôtre Majesté

la très humble et très obeissante et fidelle Sujette

Berlin, le 9me Juin 1740.

Anne de Gundling.
née de Larray.

lem hatte gebrauchen lassen, um diesen Mann zu ängstigen und zu quälen, und der auch nach dem Tode desselben seine Stelle als lustiger Rath einnahm, verließ bald den Hof Friedrich Wilhelms des Ersten. Er entfernte sich heimlich aus Berlin und begab sich nach Sachsen, wo er bald darauf das Leben und die Thaten des genannten Monarchen schrieb, und das Werk zu Hamburg und Breslau im Jahre 1735 in zwei Theilen herausgab. Da nun in diesem Werke viele Specialia und Anekdoten von dem Privatleben Friedrich Wilhelms, von dessen allgemeinem und besonderem Betragen, eingestreut waren, außerdem auch noch von einigen angesehenen Männern im Dienste dieses Monarchen so Manches mitgetheilt wurde, welchen dieses nicht angenehm war, so wurde dieses Werk nicht gut aufgenommen, und in den Preußischen Staaten scharf verboten. Es erschien auch bald darauf gegen Faßmann eine Schrift, unter folgendem Titel: Der im Weinfaß begrabene Paul Gundling, Geheimer Staats-, Kriegs- und Domainenrath, raisonniret mit David Faßmann, Erß-Calumnianten, den Galgen längst meritirten Ehren-Dieb; wie er denn an seiner Lästerzunge allhier in Effigie hanget, und in Corpore bald wird gehangen werden. St. Johannis, VIII. v. 44.

Nach Christi Urtheil selbst, der David Faßmann ist

ein rechtes Teufels-Kind. Der Vater aller Lügen,
schleppt ihn zur Höllen-Glut in letzten Todes-Zügen,
wenn dieß besoffne Schwein verrecket auf dem Mist.

Gedruckt zu Freyburg.

Das Titelkupfer stellt den Faßmann hängend und mit der Zunge an einen Galgen angenagelt vor. Am Halse hängt ein Branntweinfläschchen, und in einer Hand, die er auf den Rücken gelegt hat, hält er einen

Bierkrug und eine Tabakspfeife. Oben sitzt ein Rabe, der Lust von ihm zu genießen bezeigt, und daneben stehen die Worte: der Hofnarr. Zur Seite des Galgens sieht man ein auf einen Pfahl aufgestelltes Rad, auf welchem das Herz und die Eingeweide des unglücklichen Deliquenten liegen, und von Raben verzehrt werden. Unten lieset man folgende schlechte Verse.

Der David Faßmann hangt an seiner Läster —
Zungen
Am Galgen hanget er, weil er ein Ehren-Dieb,
Es giebt ihm ein Laquais im Schedel einen Hieb,
Die Raben auf dem Rad verzehren Herz u. Lungen.

Nach diesem Verse steht die Vorrede des Werkes, welche, wie das ganze Werkchen, in dem Tone des vorher Angeführten abgefaßt worden. In derselben wird Faßmann als vom Hofe fortgepeitscht, als ein unwürdiger Nachfolger Gundlings aufgeführt. Hier nur eine kleine Stelle aus der Vorrede dieser Schrift, die beweiset, welche Wirkungen dergleichen Späße und Spaßmacher hervorbringen, und wie man gern geneigt ist, seine Späße oft auf eine ungeziemende und fühlbare oder beleidigende Weise anzubringen; allein die Rückwirkungen, die Gegenausfälle verträg man nicht gern: „David Faßmann, der gewesene und fortgepeitschte Konigliche Preußische Hofnarr, unwürdiger Successor des Gundlings übel berüchtigter Schreiber der närrischen und phantastischen Todten-Gespräche, hat eine Lebensbeschreibung seiner Königl. Majestät von Preußen Anno. 1735 in Octavo drukken lassen, darin er nicht allein höchstgedachten Gesalbten des Herrn, Wie Simai den David durch spöttische Schmeicheleien schändet, lästert; verspottet! sondern auch viele ehrliche Leute, denen er nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen, häßlich, lügenhaftig, unchristlich, als ein Erz-, Spitz-, und Lotter-Bube, den man wie einen rasenden Hund zu Tode peit-

schen sollte, mörderlich durchgezogen." — Wahrscheinlich hat man dem Faßmann sehr übel bei Hofe mitgespielt, und er suchte sich durch das von ihm herausgegebene Werk zu rächen, freilich eine unedele Rache; allein sie beweiset nur, daß die Hofleute und alle diejenigen, die sich Scherze gegen ihn erlauben konnten und erlaubt haben, zu weit gegangen sind, und dadurch selbst dem Ansehen und der Würde des Monarchen geschadet haben; denn jeder glaubt sich dann berechtiget, einen solchen Mann als ein Wischtuch, eine Kratzbürste zu gebrauchen, vergißt aber darüber, daß dieses Mannes Amt nur ist, den Monarchen und dessen Umgebung zu belustigen, ihm bei Tafel, in seinen Erholungsstunden eine angenehme Stunde zu bereiten, nicht aber, daß er eine Zielscheibe eines Jeden seyn soll, nach welcher ein Jeder seine Bolzen, ein so schlechter Schütze er auch ist, abschießen kann, oder wohl gar seine Untergebene, Knaben, und Alles gebraucht, um einen solchen Mann zu necken ꝛc.

Wo Faßmann ein Ende genommen, finde ich nirgends angeführt; so viel ist aber gewiß, daß der Monarch sein Ansuchen bewilligte, um die Stelle Gundlings zu besetzen oder einzunehmen. Aus folgendem Gesuche Faßmanns, nachdem ihm der Monarch die Stelle Gundlings verliehen, an den König, wird man das Nähere ersehen.

Allerunterthänigste Vorstellungen und Bitten, welche Ew. Königl. Majestät statt finden zu lassen allergnädigst geruhen wollen, daferne es Ihnen etwa gefallen möchte, von Johannis dieses 1731sten Jahres an, meine Bedienung und Besoldung zu reguliren.

1) Bitte ich alleruntertänigst, mir eine solche Besoldung allergnädigst zu accordiren, daß weder in meiner Haushaltung in Berlin, noch mir insbesondere etwas gebrechen möge, sondern, daß ich allemal von Sorgen, Chagrin und Kummer frei seyn,

dagegen aber stets ein freudiges, munteres und aufgewecktes Gemüth haben könne. Anderer Gestalt werde ich wahrlich! bei der höchsten Person Ew. Königl. Majestät nichts taugen.

2) Wollen Ew. Königl. Majestät hierbei in allergnädigste Erwägung zu ziehen geruhen, daß ich ein Mann bin, der von geraumer Zeit her alle Jahre tausend Thaler verdient hat, die nunmehro wegfallen, weil ich meine bisherige Arbeit nicht continuiren kann, und mein Verleger in Leipzig gar nicht zufrieden seyn würde, wenn ich sie durch einen andern besorgen lassen wollte.

3) Bitte ich allerunterthänigst, mir zwar solche Titel beizulegen, die Sie allerhöchst selber vor convenable erachten, mich aber doch mit etlichen zu verschonen. Auf die Präsidenten-Stelle bei der Societät derer Wissenschaften deprecire ich allerunterthänigst. Wollen Ew. Königl. Majestät dagegen befehlen, daß man mich zu einem Mitgliede dieser Societät aufnehmen solle, so können die 200 Rthlr., so Gundling von der Societät gehabt, mit meiner Stelle darin dennoch verknüpffet bleiben.

4) Bitte ich allerunterthänigst um Sitz und Stimme bei Dero Rechnungskammer, desgleichen beim Kriminalgerichte, mit der Freiheit, in beiden zu erscheinen so oft ich kann, und meine Stimme zu geben, wenn ich reden will.

5) Bitte ich allerdemüthigst, daß über alles, was mir Ew. Königl. Majestät zulegen und accordiren wollen, die Königlichen Befehle, Versicherungen und Verordungen in gehöriger Form gratis ausgefertiget, und an gewöhnlichen Orten notificiret werden mögen.

6) Bitte ich allerdemüthigst um eine hinlängliche Instruktion, wie ich mich in meiner Bedienung eigentlich zu verhalten habe.

David Faßmann.

Der König bewilligte Faßmann seine Bitten um das ganze Gehalt, so Gundling, außer einer Zulage von 1000 Thlrn., die Dieser genoß, gehabt hatte, welches er eigenhändig aufsetzte, als:

Aus der General-Domainen-Kasse	200	Rthlr.
" Hof-Staatskasse	100	"
" Halberstadt	200	"
" Hohenstein	200	"
Als Präsident von der Societät	200	"
Auf zwei Pferde Futter		

Man gewahrt hieraus, daß dieser Gehalt, wenn man auf die Zeit Rücksicht nimmt, schon sehr ansehnlich war, und Faßmann diesen Posten nicht würde verlassen haben, wenn man nicht die Grenzen des Scherzes und Spaßes mit ihm überschritten hätte, und er gleichsam genöthigt worden wäre, sein Heil in der Flucht zu suchen, wenn er gleich von der andern Seite, nach dem zu urtheilen, was er mit Gundlingen verübte, kein besonderes Subject gewesen seyn muß, da ihm dieser keine Veranlassung gegeben, sich an ihm zu reiben.

Außer den Hofnarren oder lustigen Räthen, Spaßmachern, in den höhern Sphären der Gesellschaft, hatten auch die niedern die ihrigen, die bei feierlichen Gelegenheiten, bei Aufzügen, Einholungen von Fürsten und Fürstinnen ꝛc. gebraucht wurden. So hatten die Schützengesellschaften ihre Pritschenmeister; auch einige Gewerke, wie z. B. die Bäcker, Böttcher ꝛc. hatten ihre Spaßmacher, Spaßmeister, auch Pritschenmeister oder Pritschmeister genannt, weil sie eine Pritsche, s. diese, Theil 117, S. 427, führten, womit sie die Zuschauer auf den Rücken schlugen, wenn sie sich ihnen zu sehr näherten, oder den Kreis des Aufzuges beengten. Dergleichen Pritschenmeister zogen bei jedem Aufzuge in einer weißen, mit Bändern und einer Schärpe geschmückten Tracht en escarpin und mit einem Helme mit bunten Federn geziert auf dem Kopfe voran, und verübten allerhand lustige Streiche; auch machten sie verschiedene Kunststücke mit einem Tonnenreif ꝛc. Dergleichen Pritschen- oder Pritschmeister findet man noch

bei den Aufzügen mancher Gewerke in kleinen Städten, in den großen ist diese Mode abgekommen, so wie überhaupt in der neuern Zeit alle dergleichen Aufzüge, welche die Störung der öffentlichen Ruhe herbeiführen können, verboten worden sind. In Berlin sah man dergleichen Pritschmeister einmal wieder im Jahre 1823 bei der Einholung der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, geborne Prinzessin von Bayern. Diese Prischmeister vertraten bei den Aufzügen ꝛc. die Stelle der Arlekine oder Pickelheringe in dem Lustspiele; s. Th. 113, S. 31. — Was die Zwergnarren anbetrifft, so sehe man d. Art. Morio, Th. 94, S. 47 nach, wo auch auf den Artikel Leibesübungen, Th. 72, verwiesen worden, worin noch Manches über diese Klasse von Narren gesagt worden.

Spaßmeister, s. den vorhergehenden Artikel.

Spaßvogel, in der vertrauten Sprechart, eine spaßhafte Person, welche Fertigkeit im Spaßen besitzt, im Durchhecheln, Durchziehen anderer Leute ein Vergnügen findet, und dieses Vergnügen auch auf Andere überzutragen sucht. Ein Spaßvogel beschränkt sich nicht bloß auf die Späße, die oft gleich einem Springbrunnen seinem Munde entsprudeln, sondern er sucht sie auch in Handlungen auszudrücken; z. B. anonyme Briefe mit Schnurren an Bekannte zu schreiben, komische Anzeigen mancherlei Inhalts, sich auf bekannte Personen beziehend, in die öffentliche Blätter einrücken zu lassen; leichgläubige Personen zu überreden, daß sie dieses oder jenes thun müssen, womit sie Andre nachäffen, aber selbst lächerlich werden; denn nicht die komischen Gewohnheiten, die Jemand besitzt, machen ihn so lächerlich, als derjenige erscheint, der sie ihm nachmacht. Jener ist ein Gewohnheitsmensch, dieser ein Narr. Dergleichen Späße variiren nun ins Unendliche und sind genießbar, wenn das Komische keine verwundende Seite hat, und in den Grenzen des An-

standes, wie es unter Gebildeten seyn müßte, bleibt; tritt es aber aus diesen Grenzen, wird der Spaß flach, fade, ja gemein, so verliert er das Genießbare, belustiget nicht mehr, und wird auch beleidigend; es kann dann derjenige nicht verlieren, dem man ihn zufügt, den man damit aufzuziehen sucht, sondern nur derjenige, von dem er ausgeht, der Spaßvogel. — Man hat auch das Zeitwort spaßvogeln von Spaßvogel gebildet, einen losen Scherz treiben, etwas muthwillig durchziehen, durchhecheln; es soll an Spott grenzen, und daher mehr seyn, als spaßen. Voß hat es bei Uebersetzung des Blakwells zum Zeitwort gemacht.

Auch eine Art Würger, Lanius jocosus, führt den Namen Spaßvogel, s. unter Würger, in W.

Spat, s. Spath.

Spät, Bei- und Nebenwort, weches dem frühe entgegen gesetzt ist, und nach Adelung nach der gewöhnlichen, nach der gehörigen, nach der bestimmten Zeit bedeutet, aber häufiger als ein Nebenwort, als in Gestalt eines Beiwortes gebraucht wird. — Ueberhaupt nach der gewöhnlichen Zeit. Spät zu Bette gehen. Spät aufstehen. Spät speisen, es sey zu Mittage oder zu Abend. Spät klug werden. Ein später Verstand. Besser spät, als nie. Besser spät gefreit, als früh bereut. Nach der gehörigen, nach der schicklichen Zeit. Spät kommen. Er ist immer der Späteste. Ein später Wunsch. Dein Brief kommt zu spät. Es ist nun zu spät damit. Wir kommen um eine Stunde zu spät. Meine Uhr geht um eine Stunde zu spät, wenn sie nämlich zu langsam geht, und die Zeit um eine Stunde später anzeigt, als es die wahre Zeit erfordert. Dann auch nach einer ausdrücklich benannten oder bestimmten Zeit. Er kam später, als ich. Die spätesten Nachkommen nach uns. Wenn spät nach mir

dich selbst der Himmel fordert. Raml., lange nach mir. — 2) In engerer Bedeutung. (1) Von der Zeit des Tages, gegen das Ende des Tages. Es ist schon spät. Es wird spät. Spät in die Nacht aufbleiben. Die späte Abendsonne, in der dichterischen Schreibart, nach Adelung, die späte Nacht. (2) Von der Jahreszeit, gegen das Ende des Sommers. Spätes Obst, welches gegen das Ende des Sommers oder im Herbste reif wird. Spätes Getreide; so auch in den Zusammensetzungen Spätobst, Spätgerste, Späthafer ꝛc. ꝛc. Dieses Wort ist alt. Schon bei dem Kero, Ottfried ꝛc. spat; bei den Schwäbischen Dichtern spad; bei den Ulphilas sped. Im südlichen Deutschland lautet dieses Wort spat, so wie man für früh daselbst fruh sagt, welche Form auch im Hochdeutschen nicht ungewöhnlich ist, daher auch in manchen der folgenden Zusammensetzungen spat nur allein üblich ist.

Spataforen, s. Peretten, Th. 108, S. 446.

Spätdamm, s. Spittdamm.

Spate, s. Grabscheit, Th. 19, S. 599.

Spateiche, Steineiche, s. unter Eiche, Th. 10, S. 208.

Spatel, Spatula; Fr. Espatule; Engl. Spattle: Ital. Spatola; Böhm. Spachtle; im Poln. Szpatela, ein Werkzeug in Gestalt eines Spatens oder Grabscheites, nur das es weit kleiner ist, und von den Apothekern, Wundärzten ꝛc. gebraucht wird, dicke Säfte damit aus den Büchsen zu nehmen, Pflaster damit zu schmieren ꝛc. — Beim Buchdrucker ist der Spatel ein Werkzeug von Holz, an einem Ende platt und etwas breit, mit einem Stiele, welches sich die Drucker bedienen, um die Vermischung des Firnisses mit dem Ruße zu bewirken. — Bei den Malern ist der Spatel, auch Temperirmesser, Farbenmesser, Fr. Couteau de palette à cou-

leurs, genannt, ein Messer mit einer dünnen und biegsamen Klinge, die vorne rund, ungefähr 8 Zoll lang ist, und von diesen Künstlern gebraucht wird, die Farben auf der Palette zu brechen und aufzusetzen, und von den Farbenreibern, sie von dem Steine aufzunehmen. Man hat Spatel von verschiedener Gestalt und Materie. Die Miniaturmaler bedienen sich der Spatel von Elfenbein oder von Wallroßzähnen, welche die Gestalt eines oben abgerundeten Messers haben. Die Oelmaler gebrauchen zum Mischen auf und zum Aufnehmen der Farbe von der Palette hörnerne Spatel, welche erst schräg und dann spiß zulaufen, wie Fig. 8745 zeigt. Die Wandmaler oder Maler mit Leimfarben auf der Wand, auf Tapeten ꝛc., brauchen hölzerne Spatel von verschiedener Größe, wie Fig. 8746 zeigt. Die Freskomaler brauchen mit den Wandmalern gleiche Spatel. Die Emailmaler brauchen gleichfalls Spatel von Elfenbein oder von Horn, nur sind sie weit feiner und dünner, als die Spatel der andern Maler, auch ist ihre Gestalt anders; denn sie haben von beiden Seiten eine Schneide, und eine runde und schneidende Spitze. Man hat auch Spatel von Stahl, die aber nicht zu allen Farben, besonders nicht zu den Wachsfarben gebraucht werden können, weil sie gewisse Farben unscheinbar machen; hierbei gebraucht man am liebsten die knöchernen Spatel. Man hat auch eine Art Spatel oder Farbenmesser, dessen Klinge ungefähr 2 Fuß lang ist, mit einem kurzen Griffe, den man zum Gründen der Leinwand gebraucht. Sie haben stumpfe Schneiden. Man macht damit den ersten und zweiten Grund der Farben. — Bei den Wachsbleichern ist der Spatel eine eiserne oder kupferne, 5 Zoll lange und 4 Zoll breite Platte, mit einem Griffe von derselben Materie, der ungefähr 8 Zoll lang ist, an dessen Ende ein Haken, wie der Griff an einer Pfanne ist, um ihn auf-

hängen zu können. Dieser Spatel dient dazu, das Wachs, wenn es im Kessel schmilzt, und sich welches an den Rand anlegen sollte, damit abzustoßen, überall aber das geronnene Wachs loszukratzen, und wieder in den Kessel hineinzubringen.

Die Abstammung des Wortes Spatel soll, nach Adelung, zwar von dem Lateinischen Spatula kommen, aber nicht unmittelbar von demselben abgeleitet worden seyn, auch soll es nicht das Diminutivum von Spaten seyn, sondern vermittelst des Suffixi el, welches ein Werkzeug, Subject bedeutet, von Spat, Spitze, gebildet worden seyn, dagegen das folgende das Suffixum — en angenommen hat. Im mittleren Latein ist Patula, ohne Zischlaut, ein Degen, Dolch.

Spatel, beim Apotheker und Wundarzt, s. oben, S. 517.
—, beim Buchdrucker, s. daselbst.
—, elfenbeinerner, s. das., S. 518.
—, eiserner, s. daselbst.
—, beim Emailmaler, s. daselbst.
—, beim Freskomaler, s. daselbst.
—, hölzerner, s. daselbst.
—, hörnerner, s. daselbst.
—, knöcherner, s. daselbst.
—, kupferner, s. daselbst.
—, beim Miniaturmaler, s. daselbst.
—, beim Oelmaler, s. daselbst.
—, (Pflaster-), ein Spatel zum Pflasterschmieren; s. Spatel beim Wundarzte, oben, S. 517.
—, in der Probierkunst, s. Rührschaufel, Theil 117, S. 587.
—, stählerner, s. oben, S. 518.
—, beim Wachsbleicher, s. daselbst.
—, beim Wandmaler, s. daselbst.
—, beim Wundarzt, s. das., S. 517.

Spatelgans, s. Löffelreiher, unt. Reiher, Th. 122.

Spaten, ein Werkzeug zum Graben, ein Grabescheit, Grabscheit, s. dieses, Th. 19, S. 599 u. f. Das Wort Spaten ist in den gemeinen Sprecharten, besonders Niederdeutschlands, am üblichsten, wo man auch die Zeitworte spaden, spaten, umgraben hat. Den Spaten stechen; ist in den Niederdeutschen Marschländern durch Einstechung eines Spatens einen Deich und das dazu gehörige Land für verlassen oder verfallen erklären, und den Spaten ausziehen, einen Deich und das dazu gehörige Land in Besitz nehmen. Das Spatenrecht oder Spatelandsrecht, ist ebendaselbst die Gerichtsbarkeit über eine oder mehrere Deiche, ingleichen das Deichrecht. Das Wort Spaten bedeutet ehemals ein Schwerd, welche Bedeutung das Polnische Szpada noch hat. Im Italienischen ist Spada ein Degen. Nach Adelung soll daher in der Bedeutung eines Grabscheits und Degens der Begriff der Spitze, der Schärfe der herrschende seyn.

Spätenland, dasjenige Land, welches zum Behuf der Verfertigung und Unterhaltung der Deiche ausgepittet oder ausgegraben wird. Nach den Deichordnungen darf dieses über 4 Fuß tief geschehen, damit die sogenannten Pitten oder Deichgruben beim Anlauf hoher und stürmischer Fluthen nicht tiefer einreißen, vielmehr sich vom Schlamm des Wassers bald wieder ausfüllen; auch daß ein Wasser ins Land gezogen werde. Dieses Letztere nämlich in dem besondern Falle, wenn man die Gruben nur aus Mangel der erforderlichen Erde, statt von den Deichen, wider die eigentlichen Deichprincipien, hinter den Deichen oder landwärts nehmen müssen. Auch dürfen die Pitten, zu mehrerer Sicherheit der Deiche, keinesweges nahe bei denselben gegraben werden. S. auch den Art. Damm Th. 8, S. 691.

Späterbse, eine Art Erbsen, welche erst spät im Som-

mer reif werden, zum Unterschiede von den Früherbsen; s. unter Erbse, Th. 11, S. 173.

Spatfährte, beim Jäger, eine bereits vor etlichen Stunden gemachte Fährte, so daß die Witterung beinahe vergangen ist. Eine kalte Fährte, zum Unterterschiede einer warmen. Nach Adelung steht spat hier nach Oberdeutscher oder Süddeutscher Art für spät, und bezieht sich auf den Jäger, welcher spät zu dieser Fährte kommt.

Spatgang, im Bergwerke, ein Gang, dessen Streichen oder Richtungslinie durch die Nadel des Kompasses zwischen Stunde sechs und neun angezeigt wird. Er streicht aus dem Morgen in Abend oder umgekehrt. Wenn er sein Fallen gegen Mittag und sein Ausgehendes gegen Mitternacht hat, wird er zu Freiberg rechtfallend, und umgekehrt widersinnig genannt. — Bei den Jägern ist der Spatgang der Gang des Hirsches zu Holz, wenn solcher spät, das ist, kurz vor Anbruch des Tages geschieht.

Spatgerste, Spätgerste, eine Art Gerste, welche spät im Sommer reif wird, und sich dadurch von der Frühgerste unterscheidet.

Spath, in der Vieharzneikunst, eine Krankheit der Pferde, welche an der inwendigen Seite des Sprunggelenkes, welches von den Landleuten gewöhnlich das Knie am Hinterbeine genannt wird, entsteht. Findet man nun da, wo sich an der inneren Seite das Schienbein am Knie endiget, einen merklichen Absatz oder eine Erhabenheit, und zwar nur an einem Beine, so ist dieses der Spath. Bei einigen Pferden ist dieser Absatz oder diese Erhabenheit nur geringe, sie kann aber auch die Größe eines Hühnereyes erlangen. Man findet den Spath jedoch selten an beiden Beinen; auch gehen manche Pferde davon lahm, andere nicht.

Die Kennzeichen der verschiedenen Ar-

ten des Spathes, sehe man unter Pferd, Theil 110, S. 268 u. f., nach. Der Spath, wenn er gleich so versteckt ist, daß man ihn nicht sieht und das Pferd auch nicht lahm geht, ist doch immer ein solcher Fehler, den man verabscheuen muß, sagt Rohlwes, und in beiden Fällen ist es nicht rathsam, ein solches Pferd zu kaufen. Daß der Spath im Ausbruche ist, gewahrt man daran, wenn das Pferd im Stalle öfters auf der Zehe des einen Beines steht, und wenn es herausgeführt wird, so hinkt es eine Zeit lang mit dem Beine, geht aber hernach wieder gerade. Bemerkt man eine solche Lähmung, so kann man dieses als ein sicheres Merkmal des Spaths ansehen. Die Pferdehändler halten auf den Märkten ein solches Pferd beständig in Bewegung, damit der Käufer die Lähmung nicht bemerken soll; denn sobald es eine kurze Zeit stille steht, geht es im Anfange jederzeit einige Schritte, oder auch wohl mehrere, lahm. Dieser Schaden ist schwer zu heilen, und das einzige Mittel, wodurch er noch gehoben werden kann, ist das Brennen. Im Fall ein Arzt in der Nähe ist, welcher Letzteres versteht, und Jemand das spathkranke Pferd gern behalten will, so muß man ihm rathen, den Spath durch denselben brennen zu lassen; findet sich hingegen kein Arzt, so muß zwei Tage hintereinander die Salbe darauf eingerieben werden, die man gegen den Stollschwamm gebraucht, und aus folgenden Ingredienzen bereitet wird: Man nehme Spanische Fliegen, ätzendes Sublimat, Operment, von jedem 1 Quentch.; Euphorbium-Gummi, $\frac{1}{2}$ Quentchen, stoße Alles zu einem Pulver, und mische es mit 3 Loth Schweinfett zu einer Salbe. Wenn die Salbe abgefallen ist, und die Haare wieder gewachsen sind, so wiederhole man das Einreiben, welches vier- bis fünfmal geschehen kann; man wird hierdurch zwar nicht die Heilung des Spathes nach Rohlwes bewirken, wohl aber die Lähmung heben können. Eine zweite

Salbe, die Rohlwes empfiehlt, soll noch bessere Dienste bei diesem Uebel thun; sie besteht in Folgendem: Man nehme gepülverten langen Pfeffer und Euphorbium, von jedem 2 Loth; Spiköl, Terpentinöl, von jedem $2\frac{1}{4}$ Loth; Salpetersäure, $\frac{1}{4}$ Loth, und mische es zur Salbe. Man lege diese Salbe drei Tage hintereinander auf den Spath, oder vielmehr reibe den Spath damit ein. Ist dieser noch nicht ganz gewichen, so kann das Einreiben noch einmal wiederholt werden.

Nach Gibson soll man das Brennen und die blasenziehenden Mittel nicht gleich anwenden, ohne nicht erst den Sitz und die Ursache des Schadens in Betracht zu ziehen. Wenn sich nach hartem Reiten oder sonst einer heftigen Bewegung des Pferdes an dem Vordertheile des Knies eine Erhöhung zeigt, die einen Spath befürchten läßt, so sind in diesem Falle bloß kühlende und zurücktreibende Mittel dienlich. Es ist dann nämlich ein kalter Umschlag um diesen Theil zu binden, und solcher täglich verschiedene Male zu erfrischen. Wenn man sich aber überzeugt, daß es der Spath ist, so muß man die angeführten Mittel anwenden. Da der Spath bei Füllen und jungen Pferden gewöhnlich nach außen und flach sitzt, so muß man solchen durch gelindere Mittel, als die gewöhnlichen, heilen, wobei sie nicht so sehr der Gefahr ausgesetzt sind, Verhärtungen in den Gelenken zu bekommen, weil es weit besser ist, diesen Fehler nach und nach auszurotten, als ihn auf einmal zu heilen. Die oben von Rohlwes empfohlenen Salben räth auch Gibson an, jedoch ohne die Spanischen Fliegen, dagegen empfiehlt er noch, als Zusatz, Thran, Honig und Wachs. Seine Salbe würde demnach bestehen aus: 2 Unzen Wachs, 2 Unzen Honig, 2 Unzen Nervensalbe, 1 Unze Thran und 1 Unze Schweinfett, dieses zusammengeschmolzen, u. wenn es kalt geworden, so thue man $\frac{1}{2}$ Unze ätzendes Sublimat und 2 Quentchen Euphorbium,

fein gepülvert, hinzu. Von dieser Salbe soll nun eine hinlängliche Menge, und zwar gemeiniglich dick, auf den kranken Theil gestrichen werden. Dieses Mittel soll zu Zeiten von gutem Erfolge seyn, wenn sich darnach Eiter setzt. Robertson *), der den trocknen Spath für erblich hält, und die Dänischen Pferde sehr stark damit behaftet wissen will, wenn sie nicht aus einem guten Gestüte seyen, räth, um ihn zu heilen, an, daß man erst den sich gebildeten kleinen Callus mit einem Stocke (er nahm den Aderlaßstock) so lange klopfen soll, bis solcher ganz weich wird; dann soll man nehmen Euphorbientinktur, Myrrhentinktur, Origanumöl, von jedem $\frac{1}{4}$ Loth, solches untereinander mischen, und den Ort damit täglich zweimal mit dieser Salbe schmieren, bis sie verbraucht worden. Wenn der Spath noch im Werden, also noch nicht völlig ausgebildet ist, soll dieses Mittel sehr gut seyn, ist er dagegen schon alt, so darf man sich keine unfehlbare Wirkung davon versprechen. Gegen den sogenannten Ochsenspath will dieser Schriftsteller folgende Salbe sehr gut befunden haben. Man nehme: pulverisirtes Euphorbium, 4 Loth; sublimirtes Queckſilber, 1 Loth; Spanische Fliegen, $1\frac{1}{2}$ Loth, Vitriolöl oder Schwefelsäure 40 Tropfen; Steinöl, 2 Loth, und Dostenöl, 1 Loth. Dieses Alles mache man nun zu einer Salbe zusammen, und schmiere damit den Spath, welches mit einem hölzernen Spatel geschehen muß, weil es mit den Händen nicht gut geschehen kann. Wenn die Salbe aufgeschmiert oder gestrichen worden, muß das Pferd hoch aufgebunden werden, damit es nicht mit dem Maule dazu kommen und daran lecken kann, welches ihm nicht dienlich seyn würde. Man setzt den

*) Pferdearzneikunst, oder gründlicher Unterricht, die äußerlichen und innerlichen Gebrechen der Pferde aus dem Grunde zu heilen ꝛc. Herausgegeben von Dyonisius Robertson. 5te Aufl. Wien, 1789. S. 183 u. f.

Gebrauch dieser Salbe vier Tage lang fort, so wird der Schaden völlig geheilt seyn. Bei dem Blut- oder weichen Spath räth dieser Schriftsteller folgendes Mittel an. Man nehme 4 Unzen Weingeist, 3 Gran Kampher und 8 Unzen Terpentingeist, mische es zusammen, und reibe damit den Spath täglich einmal gut ein, bis sich die Geschwulst zertheilt hat. —

Einige machen ihre blasenziehenden Salben zur Heilung des Spaths auf folgende Weise. Man nehme Lorbeeröl und Nervensalbe, von jedem eine Unze; Spanische Fliegen in Pulver, ungefähr $\frac{1}{4}$ Loth; Sublimat, $\frac{1}{2}$ Loth, und mische Alles zur Salbe. Andere gebrauchen Euphorbium ohne Sublimat, welches aber nicht so gut seyn soll, weil das Euphorbium, obgleich es ätzend ist, nicht so weit oder tief eindringt, daß sich Eiter bildet, sondern einen harten Grind oder dickes Schorf hervorbringt, wodurch oft Schmerz und Hitze veranlaßt und dadurch ein Zufluß von Feuchtigkeiten nach dem Knie geleitet wird, so daß selbst die nervigten Theile davon ergriffen werden, welches sorgfältig vermieden werden muß. Einige vermischen die Butter vom Spießglase mit ihren blasenziehenden Mitteln; Andere schneiden das Haar weg, reiben den Spath, bis solcher beinahe wund wird, und legen dann ein Pflaster von Pech und Sublimat, oder Arsenik auf die Stelle, und lassen solches darauf liegen, bis es abfällt, womit dann ein dicker Grind zugleich herunter geht. Diese Methode soll jedoch selten von großem Nutzen seyn. Gibson hat alle die genannten Mittel und noch mehrere andere gegen den Spath gebraucht, aber sie nie so heilsam, als das folgende Mittel gefunden, welches aber oft gebraucht oder wiederholt werden muß; es verstreicht daher eine geraume Zeit, ehe die Heilung vollkommen bewirkt wird: Man nehme Nervensalbe und Althäsalbe, von jeder 2 Unzen; Queckssilber, 1 Unze. Das Queckssilber muß in einem Mörser

mit einer oder anderthalb Unzen Venetianischen Terpentin gerieben werden, bis es bleyfarbig wird, und sich keine Kügelchen mehr zeigen. Dann vermische man es mit andern Salben, und wenn diese wohl verbunden sind, so thue man $1\frac{1}{2}$ Quentchen Spanische Fliegen in Pulver, 1 Quentchen Sublimat, und 2 Quentchen Origanumöl hinzu. Die Spanischen Fliegen müssen frisch, und nicht gelb oder braun, noch stinkend seyn; denn wenn solche verdorben sind, so haben sie ihre Wirksamkeit verloren. Das Haar muß so dicht, als möglich, an der Haut weggeschnitten, und dann die Salbe ziemlich dick auf den Theil geschmiert werden. Dieses muß des Morgens geschehen, wobei das Pferd den ganzen Tag über aufgebunden stehen und weiter kein Stroh unter sich haben muß, als genug ist, das Thier zum Stallen zu reizen, wenn es anders gewohnt ist, auf die Streu zu harnen. Am Abend kann man es losmachen, damit es sich, wie gewöhnlich, niederlegen kann, weil gegen diese Zeit das blasenziehende Mittel schon zu wirken angefangen haben wird. Ein Pechflaster oder sonst klebendes Pflaster ist mit einem breiten Stücke Leinwand vorsichtig darüber zu binden. Wenn das blasenziehende Mittel ausgewirkt hat, und der Grind trocknet und abfällt, so muß solches noch einmal auf eben die Art aufgelegt werden. Diese zweite Auflegung ist gemeiniglich von stärkerer Wirkung, als die erste, und es wird dadurch zu Zeiten bei Füllen und jungen Pferden eine vollkommene Kur bewirkt. Wenn aber der Spath sich schon einige Zeit festgesetzt hat, so ist vielleicht eine fünf- oder sechsmalige Wiederholung nöthig; es muß aber nach der zweiten Auflegung eine längere Zwischenzeit beobachtet werden, sonst steht an dieser Stelle eine Narbe oder Blöße zu befürchten. Um nun solches zu vermeiden, und einer zurückbleibenden Steifheit vorzubeugen, läßt Gibson alle vierzehn Tage oder drei Wochen dieses

Mittel von neuem auflegen, welches immer gute Wirkung, besonders bei jungen Pferden, thut, bei denen sich immer ein größerer Vorrath von Feuchtigkeiten um die Gelenke, als bei alten Pferden findet. Auf diese Weise hat Gibson oft sechs- bis siebenmal das blasenziehende Pflaster erneuert, und ist selten in Ansehung des guten Nutzens hintergangen worden, so wie ebenfalls nach dem Gebrauche desselben nie die mindesten Merkmale zurückgeblieben sind. Die Pferde wurden dabei in dienlichen Zwischenzeiten beständig abwechselnd in mäßiger Arbeit unterhalten, wobei sie gelinde Purganzen und harntreibende Mittel, und nachher das Gummi Guajakum gekocht und mit Wasser vermischt erhielten, um die Ausdünstung besser zu befördern, und die überflüssigen Feuchtigkeiten aufzutrocknen, welches in solchen Fällen, die von klebrichten Säften und einer Erschlaffung herrühren, eine große Hülfe ist. Gibson verordnet bei dieser Kur eine flüssige Diät, wenn das Pferd Purganzen erhält, und selbst dann nur wenig gebrühete Kleyen. Zur gewöhnlichen Nahrung ist Hafer, nebst trocknem und süßem Heu zu geben; denn eine anhaltende weiche Diät schwächt den ganzen Körper, und ist in allen solchen Fällen keinesweges zweckdienlich, sondern vielmehr nachtheilig.

Der Spath ist bei alten oder völlig ausgewachsenen Pferden oft sehr hartnäckig und daher schwer zu heilen, wenigstens ist der Erfolg bei der Kur immer sehr ungewiß; nicht nur allein wegen des Sitzes des Spaths zwischen den Vertiefungen des Gelenkes, sondern auch, weil derselbe gemeiniglich schon zu einer beträchtlichen Härte und Unempfindlichkeit gediehen, ehe er äußerlich sichtbar geworden ist. In solchen Fällen muß man gleich brennen, oder sich der stärksten ätzenden Salben bedienen; oder man brenne erst, und lege gleich darauf das blasenziehende Mittel über den gebrannten

Theil. Letztere Methode soll jedoch selten von gutem Erfolge seyn, und immer, wo nicht ein Merkmal, doch eine beständige Steifigkeit zurückbleiben; obgleich die fernere Ausbreitung des Spathes dadurch verhindert wird, und das Pferd, ungeachtet der Steifigkeit, noch zu verschiedenem Gebrauche dienstbar ist. Die oben zuerst angeführten Salben werden von allen Thierärzten als sehr wirksam, auch bei alten Pferden, die an diesem Uebel leiden, empfohlen. Ueberhaupt sind gelinde Aetz- und Blasenziehende Mittel stets bei diesem Uebel zu empfehlen; wenn sie auch, schicklich angewandt, das Uebel nicht immer heben, so vermindern sie es doch sehr, so daß man das Pferd, wie schon oben angeführt worden, noch zu so manchem Dienste gebrauchen kann. — Auch bei einem noch nicht eingewurzelten Spathe soll eine Salbe, die aus Wachs, Pech und Baumöl besteht, sehr gute Dienste leisten. Man nimmt z. B. $\frac{2}{3}$ Wachs und $\frac{1}{3}$ Pech, und schmelzt beides zusammen über einem gelinden Kohlenfeuer, wenn es geschmolzen ist, nimmt man es vom Feuer und mischt schnell so viel Baumöl darunter, als genug ist, um eine ziemlich consistente Salbe daraus zu machen. Mit dieser Salbe wird nun der Spath so lange bestrichen, bis er sich löset, oder einen Eiter bildet. Wenn dieser herausgezogen worden, mache man dieselbe Salbe noch einmal, jedoch nicht mit so vielem Pech, als in der ersten, und lege sie auf; und zuletzt nehme man gar keinen Pech mehr darunter. Wenn man mit dieser Salbe gehörig fortfährt, soll man gleichfalls den Spath heilen. Der Pech soll bei diesem Mittel die Spanischen Fliegen ersetzen, und das Baumöl soll kühlen und die Heilung befördern.

Allgemeines Vieharzeneibuch, oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, seine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen

soll. von J. N. Rohlwes, 8te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, 1814.

William Gibsons Abhandlung von den Krankheiten der Pferde und ihrer Heilung ꝛc. Aus dem Englischen nach der zweiten verbesserten Ausgabe übersetzt, und herausgegeben von Johann Georg Chr. Koch. 2r Th. Göttingen, 1780, S. 227 u. f.

Spath, Spat; Spathum; Fr. Spath; Engl. Spar; Ital. Spato; nach den ältern Naturforschern und Mineralogen, eine Gangart oder Gestein, welche meist blätterricht, bisweilen bröcklicht ist, und zum Theil aus würflichen oder rautenförmigen Theilen besteht; verschiedene Farben, (weiß, gelblich, roth, braun, grünlich,) hat, und von verschiedener Härte und allezeit schwer ist. Da er öfters Metall führt und eine von den vornehmsten Erzmüttern ist, indem er für eine Anzeige des Erzes gehalten wird, so sollen auch alle Metalle und Mineralien im Spathe brechen. Man belegte besonders alle Steine mit diesem Namen, die sich in ihrer Krystallgestalt ziemlich glichen, welche allezeit glänzende Blätter nach Art der Spiegel zeigen, und mit dem Stahle, außer dem Feldspathe, kein Feuer geben. — Bei den neuern Mineralogen und Chemikern ist der Name Spath nicht mehr eine Benennung für den Stoff, sondern eine Benennung für die Gestalt einer Steinart, wenn diese ein blättriges Gefüge und eine Spiegelförmige Fläche hat, so ist sie ein Spath. Der Spath ist also nichts anders, als ein sauerstoffhaltiger Kalk, mit einer fremden Beimischung, wie mit Säuren oder Kies, auch Thon, Talk und Metalle. In den neuern mineralogischen und chemischen Wörterbüchern findet man daher den Namen Spath nicht mehr aufgeführt, wohl aber in den Zusammensetzungen mit der Erde oder dem Minerale, der Säure, die seine Natur führt; s. das folgende Register. Ein Mehreres über die-

sen Artikel nach der neueren Eintheilung, s. unter Stein.

Spath, (Anhydrit=), in der Mineralogie, siehe Spath (Würfel=).

— (Avanturinfeld=) s., unter Spath (Feld=)

— (Bein=), in der Thierarzeneikunst, s. unter Ochsenspath, Th. 103, S. 737.

— (Blau=), eine Spathart, welche zu den Talkthonen gehört, und blau und undurchsichtig ist.

— (blätterichter), im Bergwerke, ein Spath, der sich von den Spathdrusen darin unterscheidet, daß er sich in kleine Blätter spalten läßt, mehr weich ist, und nicht selten in ein Glas schmilzt, wenn er kaum rothwarm ist.

— (Bley=), s. unter Bley, Th. 5, S. 695.

— (Blut=), in der Thierarzeneikunst, s. unter Pferd, Th. 110, S. 275, und oben, S. 525.

— (Bologneser=), Bononischer Stein, eine Art des Schwerspaths; s. diesen Artikel, Theil 151, S. 320.

— (Braun=), ein Spath, welcher Braunstein enthält, erst nach dem Reiben mit Säuren aufbrauset und an der Luft farbig anläuft.

— (Diamant=), gemeiner Korund; er ist Diamantglänzend und wird zum Poliren des Diamantes und andrer Edelsteine benutzt. — Dieser Stein ist zuerst vom Herrn Greville zu London bekannt und etwas davon an den Geheimenrath Klaproth zur Untersuchung nach Berlin geschickt worden. Die Benennung Diamantspath führt er sowohl wegen seiner ungemeinen, dem Diamant nahe kommenden Härte, als auch wegen der Anwendung, indem man in Indien und China sich des Pulvers davon zum Schleifen und Poliren der Edelsteine bedient. Er macht zwei Abänderungen. Von der ersten derselben, welche in China zu Hause gehört, kommen die regelmäßigen Stücken

in sechsseitiger Säulenform, ohne Endspitzen vor, von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Zoll Höhe. Die Farbe ist grau, mit mehreren Abstufungen. In ganzen Stücken ist der Stein undurchsichtig; in dünnen Lamellen aber, und an den Kanten ist er durchscheinend. Er hat einen glänzenden Bruch und ein spathiges Gefüge, wovon er auch schon äußerlich feinstreifig erscheint. Die Seitenflächen sind mit einer zarten, sehr fest ansitzenden Rinde, von silberglänzenden Glimmerschuppen, hier und da mit rothen Feldspathpartikeln untermischt, überzogen. Auch fand sich an einem Stücke zarter gelber Schwefelkies angeflogen. Die Härte des Steines ist sehr bedeutend; denn er schneidet so leicht, als der Diamant, in Glas, und ritzt auch Bergkrystall und andere harte Steine. Das specifische Gewicht ist 3710 — 1000. Ein zufälliges Merkmal dieses Chinesischen Demantspaths besteht darin, daß magnetisches Eisen in kleinen krystallinischen Körnern in ihm eingesprengt ist, welche sich durch den Magnet sehr gut absondern lassen, wenn der Stein zuvor mäßig zerklopft worden ist.

Die zweite Abänderung, der Indische Diamantspath, welcher von den Einwohnern zu Bombay Corundum genannt wird, woher auch der Name K o r u n d, unterscheidet sich von der Chinesischen durch eine weißere Farbe, und durch ein deutlicheres spatiges oder blätteriges Gefüge, so auch, daß das hier gleichfalls gegenwärtige magnetische Eisen in noch kleinern Körnern nicht eigentlich im Stein selbst eingesprengt ist, sondern nur an dessen äußeren Seiten ansitzt. Dieser Stein ist aber weit merkwürdiger in chemischer Rücksicht. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er der Zerlegung widersteht, ist außerordentlich; daher durch die bei andern harten Steinen anwendbare Verfahrungsart, wodurch die Kraft, vermittelst welcher die ungleichartigen Bestandtheile sich anziehen, überwunden wird, bei dieser Steinart nur wenig ausgerichtet werden kann.

Klaproth wählte zur Untersuchung den Diamantspath aus China, und unterwarf davon 300 Gran, gehörig vorbereitet, der Zergliederung; er konnte aber damit nicht eher zu Stande kommen, als nach einer zwölfmal wiederholten Schmelzung mit Alkali, welches er, da es in mildem Zustande keines merklichen Angriffs fähig war, im kaustischen Zustande anwendete, nnd zwar in einem, zuletzt bis auf funfzehn Theile kaustisches Mineralalkali gegen einen Theil des Diamantspaths steigenden Verhältnisse, welche Mischungen jedesmal fünf Stunden lang in dem stärksten Feuersgrade erhalten wurden, den nur das silberne Schmelzgefäß auszuhalten vermochte. Nach jedesmaliger Schmelzung wurde die Masse mit kochendem Wasser aufgeweicht, filtrirt, und der geringe Antheil Erde, den das Alkali aufgelöset hatte, durch Säure niedergeschlagen, worauf das rückständige unzerlegte Steinpulver wiederholt durch kochende Digestion mit starken Säuren extrahirt wurde. Durch diese wechselweise mit ätzendem Mineralalkali und concentrirten Säuren angestellten Behandlungen, wurde endlich der Diamantspath in seine Bestandtheile zerlegt. Das Resultat dieser Untersuchung besteht darin, daß der Diamantspath, nachdem er von dem eingesprengten Eisen befreit worden, welches den fünften Theil des Gewichts vom rohen Steine beträgt, aber noch nicht eigentlich zu seiner Mischung gehört, aus Alaunerde und einer besondern bis jetzt noch nicht bekannten Erde, in dem Verhältniß als 2 zu 1 verbunden besteht. Diese letzte Erde ist nicht, wie eigentlich zu erwarten stand, Kieselerde; denn wenn sie gleich mit dieser die Unauflöslichkeit gemein hat, so unterscheidet sie sich doch dadurch wesentlich, daß sie im schmelzenden feuerbeständigen Laugensalze nicht wie die Kieselerde auflöslich ist. Ob sie aber eine vielleicht noch nicht völlig zerlegte Mischung zweier oder mehrerer der bekannten einfachen Erden sey, oder

ob sie nicht vielmehr für eine neue selbstständige einfache Erde angesehen werden kann, müssen andere Erfahrungen entscheiden.

Spath, (Doppel-), Isländischer Krystall, eine Art Kalkspath, der gewöhnlich weiß angetroffen wird, und dessen Strahlenbrechung doppelt ist.

— (durchsichtiger), ein weicher, wenig blätterichter und ganz durchsichtiger Spath, den man in würflichten, etwas rautenförmigen Stückchen von verschiedenen Farben antrifft.

— (eigentlicher,) in der Thierarzneikunst, s. unter Pferd, Th. 110, S. 268.

— (Eisen), s. unter Eisen, Th. 10, S. 557.

— (Feld-), Rhomboidalquarz, Spatum scintilla durum, campestres, pyromachum, Quarzum spathosum; Fr. Feldspath ou Spath des champs, Petuntse des Chinois, Quarz feuilleté rhomboidal; Engl. Rhomboidal Quarz, Fieldspat; Ital. Spato scintillante. Dieser Spath ist der härteste unter den Spatharten, welcher zugleich, nebst andern Theilchen, Kies in sich enthält; er ist so hart, daß er gegen die Feile besteht, und am Stahle Feuer schlägt oder giebt; er brauset auch nicht in Scheidewasser oder Salpetersäure auf. Seine Theilchen brechen meist in platte, geradseitige Würfel, und haben platte Flächen, wodurch er sich vom Quarze unterscheidet. Es giebt weißen, grauen und rothen Feldspath, Spatum pyromachum album, cinereum et rubrum. Zu den Feldspathsorten gehören: der gemeine weißgraue Feldspath, wozu der Amazonenstein in Sibirien von grüner Farbe, der Avanturinfeldspath, welcher am weißen Meer gefunden wird und opalisirend ist; der Schiefergranit bei Aberdeen; der glasigeo der glasartige Feldspath, Adilar, mit einem Silberscheine; der Labradorstein, welcher lebhaft blau, gelbgrün

roth ꝛc. schillert; zu Dosen ꝛc.; der Petrosilex, ein dichter Feldspath, und die Porzellanerde, Kaclin. Einen Feldspath von fleischrother Farbe hat Wiegleb untersucht; er war aus dem Stockwerke zu Geyer bei Freiberg. An einigen Orten saß etwas Quarz daran. Beim Zerschlagen desselben wählte er nur ganz reine krystallinische Stücke, worin kein Quarz zu sehen war. Von diesen wurde 1 Unze zart pulverisirt und mit 3 Unzen rectificirter Salzsäure in einer kleinen Phiole übergossen, und im Sande etliche Stunden lang im Kochen erhalten. Nach dem Erkalten wurde Alles auf ein Filtrum geschüttet und der Rückstand mit destillirtem Wasser ausgesüßt. Getrocknet sah er blaß-röthlich aus, und hatte nicht mehr als 14 Gran an seinem Gewichte verloren. Die gelbe Extraction wurde mit destillirtem Wasser verdünnt und so lange Blutlauge hinzugetröpfelt, als sich noch ein dunkelblauer Präcipitat zeigte. Da es aber zu vermuthen war, daß mit dem Eisen zugleich noch eine Erde in der Auflösung befindlich seyn könnte, so wurde bei der Niederschlagung des Eisens die Vorsicht gebraucht, daß jene nicht mit niedergeschlagen werden konnte. Zu welchem Ende darauf gesehen werden mußte, daß immer etwas überflüssige Säure in der Auflösung vorhanden war, wodurch die übrige Erde in der Auflösung erhalten werden konnte. Nachdem sich nun der dunkelblaue Präcipitat zu Boden gesetzt hatte, wurde die helle Lauge durch Filtriren von demselben abgeschieden, und Letzterer hinterher ausgesüßt. Das Berlinerblau wog nach der Trocknung 7 Gran, und nach dem Ausglühen 4 Gran. Die von dem Niederschlage abfiltrirte helle Flüssigkeit wurde darauf mit Schwefelsäure, auch mit einer Auflösung des schwefelgesäuerten Weinsteins in der Absicht geprüft, ob eine Kalkerde darin befindlich sei. Es erfolgte aber in keinem Falle eine Trübung, und daraus urtheilte er, daß keine Kalk-

erde gegenwärtig seyn könne. Aus dem bloßen Geschmacke konnte man deutlich die Alaunerde vermuthen. Es wurde daher eine Auflösung von fixem Alkali bis zur gänzlichen Niederschlagung zugesetzt, wobei der Niederschlag in der, der Alaunerde eigenthümlichen Feinheit und Durchscheinbarkeit in ganz weißer Farbe ausgeschieden wurde, welche nach dem Aussüßen und Trocknen 11 Gran wog. Zu mehrerer Ueberzeugung wurde sie wieder in Schwefelsäure aufgelöset, wobei sich der vollkommne Alaungeschmack offenbar äußerte, und zu erkennen gab, daß dieser Niederschlag aus Alaunerde bestand. Da nun die Salzsäure so wenig Wirkung auf den Feldspath gezeigt hatte, so erwählte er nun eine stärkere, und schüttete zu dem Ende den überbliebenen unaufgelöseten Feldspath in eine Retorte, nebst 2 Unzen concentrirter Schwefelsäure, und spülte den Hals mit einer Unze destillirtem Wasser nach. Alle Flüssigkeit wurde hierauf bis zur Trockne abgezogen. Nach dem Erkalten wurde der am Boden der Retorte sitzende Kuchen mit ungefähr 4 Unzen destillirtem Wasser aufgeweicht und noch einen ganzen Tag lang in gelinder Wärme zur Ausziehung der auflöslichen Theile erhalten; dann wurde die Flüssigkeit filtrirt und der Rückstand ausgesüßt. Die sämmtliche Flüssigkeit sah ganz wasserhell aus und schmeckte nur gelinde säuerlich. Der getrocknete Ueberrest hingegen wog jetzt 7 Drachmen 42 Gran, und sah immer noch so röthlich aus, wie vorher. Aus diesem Gewichte ließ sich erkennen, daß die Schwefelsäure nur sehr wenig ausgezogen habe. Bei dieser letzten Behandlung des Feldspaths mit Schwefelsäure äußerte sich bei der Abziehung derselben, daß die überdestillirte Flüssigkeit ein gelfarbiges Ansehen hatte. Er hatte sie in ein sauberes Gläschen geschüttet, und da sie eine Nacht hindurch gestanden hatte, so saß das Glas im Innern, so weit die Säure reichte, voller Luftbläschen. Zuletzt verlor sich die opal-

farbige Trübung der Säure, indem sich ein pülverichtes Wesen zu Boden setzte. Die Säure hatte auch noch überdies einen ungewöhnlich flüchtigen Geruch. Jemehr Wiegleb diesen Erscheinungen nachdachte, destomehr fiel er zuletzt auf die Vermuthung, daß vielleicht eine Flußspathsäure hier im Spiele seyn könnte. Da er nun bei der Destillation hierauf keine Rücksicht genommen hatte, und auch überdies der Feldspath schon vorher mit Salzsäure ausgezogen worden, so konnte er diese Erscheinung nicht sicher genug beurtheilen; daher vermischte er sogleich zur Aufklärung dieses Umstandes 1 Unze frisches Feldspathpulver in einer neuen Retorte mit einer Unze concentrirter Schwefelsäure und einer halben Unze destillirtem Wasser, und zog aus dem Sande die sämmtliche Flüssigkeit ganz behutsam über. Die Flüssigkeit ging dabei wirklich mit dem eigenthümlichen Geruche der Flußspathsäure über. Das Ansehen der Flüssigkeit war opalfarbig, und es zeigte sich auch wirklich eine zarte Rinde darauf; auch war der Hals der Retorte und das innere Gewölbe derselben etwas matt geworden. Es war demnach an einer kleinen Portion Flußspathsäure in dem Feldspathe nicht zu zweifeln. Nach dieser hier angeführten Bemerkung ging Wiegleb wieder in angefangener Arbeit, oben, S. 535, fort. Die dort beschriebene, von dem mit Schwefelsäure behandelten Feldspath abfiltrite Flüssigkeit sah ganz wasserhell aus, schmeckte etwas säuerlich, aber dabei schwach alaunicht. Sie zeigte auch, nachdem sie eine Weile gestanden hatte, keine Spur eines Häutchens, oder sonstiger Trübung, wie es etwa bei einer aufgelöseten Portion Selenit zu geschehen pflegt. Diesemnach wurde sie mit aufgelösetem fixem Alkali vermischt, wobei ein Niederschlag mit Aufbrausen erfolgte. Aus dem ganzen Ansehen des Niederschlags und dessen zarter durchscheinender Beschaffenheit ließ sich ganz deutlich beurtheilen, daß

das Präcipitat nichts anders als Alaunerde war. Nachdem sich solche zu Boden gesetzt, wurde die darüber stehende Lauge abgegossen, der Niederschlag ausgesüßt und getrocknet, welcher nach weiterer Untersuchung aus 4 Gran Alaunerde bestand. Da nun weder durch die Salzsäure, noch durch die Schwefelsäure bei dem Feldspathe die vollkommene Aufschließung zu bewirken war, wie eines Theils aus dem wenigen erlittenen Verluste, und andern Theils aus seiner noch dauernden röthlichen Farbe erkannt werden konnte, so mußte er noch einmal das Feuer anwenden. Wiegleb vermischte demnach den Rückstand, oben, S. 535, mit einer Unze Weinsteinsalz, und glühete ihn eine Stunde lang durch. Nach Erkaltung des Tiegels fand sich, daß die Masse stark zusammengesintert, und im Untertheil des Tiegels wirklich geschmolzen und voller Höhlungen war. Sie saß auch am Tiegel so fest, daß er zerschlagen und die ansetzende Masse nicht anders, als mit Mühe von den Seitenwänden des Tiegels so gut, als möglich, abgeschabt werden mußte. Diese geschmolzene Masse, welche durchaus ganz weiß war, wurde darauf zum zarten Pulver zerrieben, und in einem irdenen Geschirr mit einem Pfunde destillirtem Wasser ausgekocht, worin auch vorher die Scherben des Tiegels ausgekocht und alles daran Sitzende abgelöset worden war; dann wurde Alles auf ein Filtrum gebracht, der Ueberrest ausgesüßt, getrocknet; er sah weiß aus und wog 3 Drachmen 40 Gran. Die von dem Feldspathe erlangte alkalische Lauge wurde nun untersucht, ob das Alkali während der Kalcination etwas vom Feldspathe aufgelöset habe. Sie wurde daher unter beständigem Aufbrausen mit verdünnter Vitriol- oder Schwefelsäure gesättiget, es erschien aber nicht der geringste Niederschlag, dessenungeachtet wurde die Lauge in einem Zuckerglase stehen gelassen. Am andern Tage bemerkte man an derselben ein schielendes molkigtes An-

sehen, welches bis gegen Abend noch zunahm, wobei sie immer noch durchscheinend, ungefähr von der Art einer Molke anzusehen war, wobei man aber noch nicht die geringste Spur eines Niederschlags erkennen konnte. Sie schien überdies eine gewisse Zähigkeit erhalten zu haben, indem sich ein Tropfen davon wie ein schleimichtes Wesen dehnte. Als er darauf das Glas den folgenden Morgen wieder betrachtete, so war die ganze Flüssigkeit darin zu einer durchscheinenden opalfarbigen Gallerte geronnen, wobei nicht das geringste Pulverichte zu bemerken war. Er setzte das Glas hierauf auf den Zimmerofen, um den weitern Erfolg zu beobachten.

Nachdem nun der Feldspath durch die Calcination mit Alkali vorbereitet worden, wurde er mit 2 Unzen concentrirter Schwefelsäure und einer Unze destillirtem Wasser in einer Retorte vermischt, und bis zur Trockne destillirt. Am folgenden Tage wurde der Rückstand mit destillirtem Wasser aufgeweicht, in ein Zuckerglas geschüttet und einen Tag lang in die Wärme gestellt. Hierbei bekam die Lauge noch einen ziemlich starken alaunigten Geschmack. Sie wurde darauf von der Erde abfiltrirt, und Letztere ausgesüßt und getrocknet, wo sie dann 3 Drachmen 6 Gran wog. Die sämmtliche durchgelaufene Lauge wurde dann mit Alkali niedergeschlagen, filtrirt, ausgesüßt und getrocknet, welches 19 Gran Alaunerde war. Das noch übergebliebene Feldspathpulver hatte noch eine vollkommene weiße Farbe, besaß auch jetzt eine größere specifische Schwere, als zuvor, und knirschte auch unter den Zähnen vollkommen wie Sand, so daß er bald wäre verführt worden, solches für eine Kieselerde anzusehen. Dessenungeachtet aber, um recht sicher zu gehen, so wurde dieser Ueberrest zum Drittenmale mit einer Unze Weinsteinsalz vermischt und wie vormals calcinirt. Die dadurch erlangte salzige Masse wurde noch einmal zerrieben und mit einem Pfunde destillirtem Wasser ausgekocht. Hier gewahrte

Wiegleb gleich, daß die letzte Erde keine Kieselerde gewesen war; denn sie lösete sich keinesweges in Wasser auf, sondern es war davon noch eine beträchtliche Menge in dem Wasser sichtbar vorhanden. Es wurde darauf Alles auf ein Filtrum geschüttet, um die nicht aufgelösete Erde abzuscheiden, die er aber vollkommen aussüßte und trocknete. Die oben beschriebene alkalische Lauge wurde ebenfalls mit Schwefelsäure gesättiget und davon kein Niederschlag erhalten. Nachdem sie aber, wie die beiden vorigen, einige Tage lang in der Wärme gestanden hatte, so wurde sie nach und nach opalfarbig und gerann endlich gleichfalls zu einer durchsichtigen Gallerte. Die mit Alkali kalcinirte und wieder ausgelaugte Erde wurde nun nochmals mit einer Unze concentrirter Schwefelsäure und einer halben Unze Wasser übergossen, und bis zur Trockne abdestillirt. Der Rückstand wurde mit Wasser aufgeweicht, vierundzwanzig Stunden in der Wärme stehen gelassen und Alles auf ein Filtrum geschüttet. Nachdem die Flüssigkeit abgezogen, verblieb darauf eine lockere weiße Erde, welche nach dem Aussüßen und Trocknen 1 Drachme 19 Gran wog, und Kieselerde war. Die abfiltrirte Flüssigkeit schmeckte wieder stark alaunicht, und ließ bei dem Niederschlage mit Alkali 62 Gran Alaunerde ausscheiden. Damit er nun gewiß überzeugt werden möchte, ob jetzt die übergebliebene Erde reine Kieselerde sei, oder nicht, so vermischte er sie mit 6 Drachmen Weinsteinsalz und ließ sie in einem Tiegel schmelzen. Diese Salzmasse wurde mit Wasser übergossen, worin sie sich völlig auflösete, und woraus nunmehr die Kieselerde in der ihr ganz eigenthümlichen gallertartigen Beschaffenheit niedergeschlagen wurde, woraus Wiegleb erkannte, daß sie aus wahrer Kieselerde bestand. Die drei Gläser mit den gallertartigen Substanzen hatte Wiegleb zur langsamen Verdunstung auf den Stubenofen gesetzt, wobei die Gallerte immer

steifer wurde, und bei der Abtrocknung zerfiel Alles zu einem ganz klaren, krystallinischen weißen Salze. Da diese Erscheinung bei allen gleich war, so schüttete er das Salz zusammen in ein Glas, goß reichlich Wasser darauf, und stellte es in die Wärme. Er merkte bald hierbei, daß die eigentlichen salzigen Theile aufgelöset wurden, und daß sich ein schweres Pulver daraus zu Boden setzte. Deshalb schüttete er die klare Salzlauge ab und frisches Wasser auf das Pulver, und wiederholte solches etliche Male. Zuletzt brachte er Alles auf ein Filtrum, laugte das darauf liegende Pulver sattsam aus, trocknete es, und erhielt davon 3 Drachmen 48 Gran von einer weißen Erde, die, mit fixem Alkali geschmolzen, sich ganz in Wasser auflösete, und dadurch bewies, daß sie wahre Kieselerde war. Nach diesen Versuchen war nun Wiegleb im Stande die Bestandtheile des Feldspaths von 1 Unze also zu bestimmen:

Kieselerde	5	Drachm.	7 Gr.
Alaunerde	2	.	34 .
Eisen	—	.	7 .
Verlust	—	.	12 .
	8	Drachmen.	

Nebst einer kleinen Portion Flußspathsäure.

Nachdem er diese schwierige Analysirung zu Ende gebracht hatte, so fiel er darauf zu versuchen, ob nicht der Feldspath auf einen andern, einfacheren Wege zerlegt werden könne. Zu dem Ende vermischte er eine Unze zartes Feldspathpulver mit 3 Unzen Weinsteinsalz, und glühete es $\frac{1}{2}$ Stunde lang durch. Als er die Masse hernach pulverisirt und mit kochend heißem Wasser übergossen hatte, so setzte sich ein guter Theil Erde zu Boden, welche nach der Abscheidung, Aussüßung und Trocknung 5 Drachmen 54 Gran wog. Die sämmtlichen alkalischen Laugen wurden mit Schwe-

felsäure gesättiget, wovon kein Niederschlag erfolgte. Nach und nach wurde aber die gesättigte Lauge molkicht und bekam ebenfalls ein gallertartiges Ansehen. Nach ihrer gänzlichen Abtrocknung blieb eben so ein weißes, salziges Pulver übrig, und als er dieses in Wasser auflösete, so bekam er 2 Drachmen 9 Gran Kieselerde. Hierauf wurde das vorerwähnte unaufgelösete Feldspathpulver mit 4 Unzen Salzsäure übergossen und in einer Retorte etliche Stunden lang in starker Digestion im Sande erhalten. Nach dem Erkalten war fast das ganze Pulver darin zu einer teigförmigen Masse aufgeschwollen, die durchaus gelb aussahe. Als er sie mit destillirtem Wasser sattsam verdünnte und auf das Filtrum geschüttet hatte, so lief eine stark gelb gefärbte Flüssigkeit durch. Auf dem Seihepapier blieb eine ziemlich leichte, halb durchscheinende Erde, die nach gänzlicher Aussüßung mit heißem Wasser 3 Drachmen 4 Gran wog, und Kieselerde war, wie es bewiesen werden wird. Aus der gelben abfiltrirten Flüssigkeit, die mit destillirtem Wasser verdünnt worden, schlug er zuerst mit Blutlauge ein sehr dunkles Berlinerblau nieder, welches nach dem Aussüßen und Trocknen 18 Gran, nach dem Glühen aber 8 Gran wog. Die vom Berlinerblau abgelaufene Lauge prüfte Wiegleb dann mit freier Schwefelsäure und schwefelgesäuerten Mittelsalzen, ob eine Kalkerde darin befindlich sey; es äußerte sich aber davon keine Spur, ihr Geschmack war bloß alaunicht. Er schlug sie darauf mit fixem Alkali nieder, und fand auch hierbei alle Kennzeichen der Alaunerde, die nach dem Aussüßen und Trocknen 2 Drachmen 36 Gran wog. Nun war noch das erste übriggebliebene Pulver näher zu untersuchen. Weil es mit Salzsäure ausgezogen worden, so wollte Wiegleb sehen, ob die Schwefelsäure noch etwas darauf wirken könne. Er schüttete es daher, nebst 2 Unzen concentrirter

Schwefelsäure in eine Retorte, und destillirte es bis zur Trockne, wobei sich aber keine Spur von Flußspathsäure äußerte. Der Rückstand in der Retorte wurde mit Wasser ausgelaugt, konnte aber aus der filtrirten Flüssigkeit mit Alkali nichts niederschlagen. Die Schwefelsäure hatte daher nichts mehr ausgezogen. Die übrig gebliebene Erde hatte auch nichts von ihrem Gewichte verloren. Er ließ sie mit zwei Theilen Alkali eine halbe Stunde durchglühen, bis daraus eine weiche Masse wurde, welche sich in destillirtem Wasser zugleich auflöfete, und dadurch bewies, daß die übriggebliebene Erde eine wahre Kieselerde gewesen war. Auf diesem einfachen Wege muß auch unstreitig das Verhältniß der Bestandtheile des Feldspaths am richtigsten ausgefallen seyn, welches nach Wieglebs Versuchen von 1 Unze auf folgende Weise berechnet werden kann:

Kieselerde	5	Drachmen	13 Gran
Alaunerde	2	"	36 "
Eisen	—	"	8 "

Flußspathsäure vielleicht etwas mehr, als die mangelnden drei Grane betragen können.

Da nun hieraus erhellt, daß darin das Verhältniß der Alaunerde stärker, als es gewöhnlich in der Thonerde angetroffen wird, befunden worden ist, so wird der Feldspath um so mehr den thonichten Steinen untergeordnet werden müssen. Weil Wiegleb darin keine Kalkerde entdecken konnte, so darf man aus der erschienenen Flußspathsäure nicht urtheilen, daß im Feldspathe eine Portion Flußspath stecke, sondern diese Säure muß hier mit der Kieselerde verbunden gewesen seyn.

Spath, (feuchter), weicher Spath, in der Viehazeneikunst, s. unter Pferd, Th. 110, S. 268, 273.

— (Fluß-), Fluor mineralis, Fluor spathosus;

Fr. Fluor spateux, Spath phosphorique ou fusible; Engl. fusible Spar; Ital. Spato fusibile; s. Th. 141, S. 419, ein meist blauer, durchsichtiger Spath, welcher beim Schmelzen den Fluß der Metalle befördert. Man hat deren mehrere Arten, nämlich: 1) den gebrannten, gemeinen Flußspath zu falschen Edelsteinen, besonders zu Smaragden und Sapphiren, zu Vasen, Porzellanglasur, und als Zuschlag zum Schmelzen; 2) den halbgeformten Flußspath; 3) den ungebrannten oder dichten Flußspath, von schmutzig grauer Farbe; 4) den zerfallenen oder erdigen Flußspath, von matter blauer Farbe; 5) den grünen Flußspath. Auch soll man ihn noch in andern Farben haben. Der Flußspath ist, wie schon oben angeführt worden, durchsichtig, schlägt nicht am Stahle Feuer, wie der Feldspath, schmilzt auch kaum ohne Zusatz, wie dieser zu thun pflegt, wenigstens nicht so vollkommen und nicht so geschwind. Er ist von einem, schon vor der Erhitzung oder erst im Feuer bemerkbaren, blättrigen Gefüge, zwar härter und spröder als Kalk- oder Gypsspath, aber doch nicht so hart, als Feldspath und die glasartigen Steine, und 3,148 bis 3,192 eigenthümlich schwer. Im Feuer zerspringt er mit Knistern, ohne sich zu Kalk oder Gyps zu brennen, gelinde erhitzt, bis er anfängt Risse zu bekommen, phosphorescirt er mit blauem, grünlichem oder bräunlichem Lichte, verliert aber diese Eigenschaft durch das Glühen, und erlangt solche auch durch das Rösten mit Kohlengestübe nicht wieder. Zum Schmelzen läßt er sich im gewöhnlichen Ofenfeuer ohne Zusatz sehr schwer bringen, indessen sah ihn d'Arcet in dem Porzellanofenfeuer sich verglasen; Gerhard bei der Eisenschmelzhitze im Thontiegel bis zur Durchbohrung des Tiegels, im Kreidetiegel so, daß er mit diesem in eine zähe Schlacke zusammenfloß, und im Kohlentiegel zu halbdurchsichtigen, grau-

lichen, kugelrunden Schlacken; manche auch nur auf der Oberfläche der Stücken, andere daselbst mit Schaume fließen. Bergmann fand, daß er vor dem Löthrohre ohne Aufwallen floß. Geiser bemerkte vor dem Lebensluftrohre, daß weißer Schwedischer Flußspath mit Schäumen sich schnell in ein weißes, undurchsichtiges Glas verwandelte. In Ehrmanns ähnlichen Versuchen flossen Flußspathe von allen Farben zu weißen, gelblichen oder gelbgefleckten, undurchsichtigen Kugeln, nur der chrysolithgrün phosphorescirende Flußspath aus der Marmoroscher-Gespannschaft in Ungarn gab eine im Bruche purpurartige halbdurchsichtige Kugel. Nach Lavoisiers Beobachtung soll gelber krystallisirter Feldspath aus den Vogesischen Gebirgen, mit Beihülfe der Lebensluft, vor dem Löthrohre binnen 5 Secunden zu einer völlig runden, wasserhellen Kugel schmelzen, die, je länger sie im Feuer blieb, desto schwerflüssiger zu werden schien, beim Erkalten aber undurchsichtig, einem geschmolzenen Glase ähnlich und zu einem undurchsichtigen Staube zerreiblich war; andere Arten sah er langsamer, aber doch sehr dünne, zu mehr oder weniger im Erkalten grauen oder grau und weiß geaderten, und im Bruche weißen und spathartig geblätterten, manchmal auch zu einer blasigen Kugel schmelzen. Im Sonnenfeuer sah Lavoisier alle von ihm versuchte Flußspathe aber schnell zu Glaskugeln fließen, welche nach dem Abkühlen mattweißem Schmelze glichen. Aus Nertschinsk hatte der Fürst Gallizin, zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, eine eigene Art des Flußspaths (Pyro-Smaragd) nach Deutschland gebracht; den man nach dem äußerlichen Ansehen für einen gewöhnlichen violetten Flußspath hielt; der aber die ihn auszeichnende Eigenschaft besaß, daß wenn er auf Kohlen beträchtlich erhitzt ward, er, ohne zu verknistern, eine schöne Smaragdfarbe annahm, die er, so wie er kalt wurde, wieder verlor, und von neuem er-

hitzt, wieder annahm. Dieses Erhitzen darf aber nicht bis zum Glühen fortgesetzt werden, sonst verliert der Flußspath seine natürliche Farbe und wird weiß. Es wurden nun mehrere Versuche mit andern Flußspatharten angestellt, um ihr Verhalten bei der Erhitzung wahrzunehmen, weil die Vermuthung entstand, daß die schönen Farben des verarbeiteten Flußspathes von Derbyshire oder Derbystone, wenigstens zum Theil, von der vorsichtigen Erhitzung entsprängen. Es wurde zuerst ein dem obigen Flußspathe sehr ähnlich sehender, violetter Flußspath aus dem Würtembergischen versucht; es wurde bei seinem Erhitzen auf eine kurze Zeit ein meergrünliches Licht bemerkt, welches aber sehr bald verschwand, und ihn, seiner vorigen natürlichen Farbe beraubt, darstellte. Ein amethyst- und hyacinthfarbener, krystallinischer Flußspath von Gerstorf in Sachsen, ein ganz weißer eben daher, ein blaugraulicher aus dem Naylaer Bergamtsreviere, verknisterten bald sehr heftig, und zeigten nicht die mindeste Farbe; ein violetter aus Derbyshire verknisterte nicht beträchtlich, nahm aber keine grüne Farbe an, und zeigte sich nachher blässer. Ein Flußspath von St. Day in Cornwall, der Stellen von violetten, grünen, gelblichen und weißen Farben hatte, hielt die Erhitzung ohne Verknisterung aus, aber auch ohne im Feuer grün zu werden; wie er aber herausgezogen wurde, hatte er nicht nur ungemein an Durchsichtigkeit gewonnen, sondern es zeigten sich darin beträchtliche Stellen vom schönsten Saphirblau, und einige andere, aber wenigere, von Purpurroth. Beides Farben, die am natürlichen nicht vorhanden waren. Die vorigen, ursprünglichen Farben waren größtentheils verschwunden; jedoch schien es aus einigen zurückgelassenen Spuren, als wenn das Blau von dem Grün und Weiß, das Purpur vom Violett und vorzüglich dem Gelben entsprungen sey. Diese wenigen Versuche

scheinen anzuzeigen: 1) daß die meisten Farben der Flußspathe von flüchtiger Natur sind, weil sich mehrere bei nicht sehr heftigem Feuer ganz verlieren, andere ihre vorige Farbe mit einer andern umtauschen; man müßte denn annehmen, daß überhaupt in ihnen kein sogenannter Farbestoff sei, sondern diese Farben bloß daher entsprängen, daß nach veränderter Lage der Theile, die Lichtstrahlen durch dieselben anders gebrochen und zurückgeworfen würden. 2) Muß das Verhältniß der Bestandtheile in den verschiedenen Flußspathen, oder wenigstens der Zusammenhang derselben unter einander verschieden seyn, weil manche bei demselben Grade der Erhitzung mit großer Heftigkeit verknistern, andere langsamer, noch andere gar nicht, welches vielleicht von dem mehr oder wenigen Krystallwasser abhängen mag. 3) Scheint man in dem Flußspathe von Nortschinsk noch einen eigenen Stoff suchen zu müssen, welcher in den andern nicht zu finden ist, weil jener nicht nur die Farbe im Feuer verändert, sondern sie auch mit der vormaligen natürlichen bei der Abkühlung wieder zu vertauschen vermögend ist, sie zeigt sich daher den sogenannten sympathethischen Dinten in gar vielen Fällen sehr ähnlich. — Scheele hat folgende Versuche mit einem grünen Flußspathe angestellt, den er vom Garpenberg, und mit einem weißen, den er von Gisloef in Schonen erhielt.

1) Da der Flußspath, nachdem er erwärmt worden, in einem dunklen Zimmer einen schönen Phvsphorschein von sich giebt, diese Eigenschaft zu leuchten aber nach einer vollkommenen Kalcination verliert, so suchte Scheel zuerst zu erfahren, welche Bestandtheile ihm durch das Glühen entrissen würden. Es wurden daher 3 Unzen in einem bedeckten Tiegel gut durchgeglühet. Der Spath prasselte heftig, fast wie Kochsalz, sobald er heiß ward. Nach dem Erkalten fand sich, daß er fast nichts Merkliches von seinem Gewichte

verloren hatte, und er war in Allem beschaffen, wie ungebrannter, nur daß er a) bei neuer Erwärmung weder prasselte, noch phosphorescirte; b) mürbe war, und leichter zu pülvern, als zuvor; c) weiß, undurchsichtig und der grüne röthlich war.

2) Ein Stück Flußspath wurde erwärmt, bis er recht leuchtend war, und dann in kaltes Wasser geworfen. Er verlor sogleich einen großen Theil Licht, behielt aber doch einen dunklen Schein fast eine ganze Stunde lang. Er behielt auch in Säure seinen Schein, aber die Solution von Flußspath leuchtete nicht, wenn sie gleich gekocht wurde. In einem meist luftleeren Raume wurde an einem Messingdrathe ein Stück leuchtender Flußspath aufgehängt; er leuchtete darin auch ungefähr eine Stunde, allein die letzte Hälfte dieser Zeit sehr schwach.

3) Folgende Versuche wurden angestellt, um zu erfahren, ob die Eigenschaft des Flußspaths zu phosphoresciren sich wieder herstellen lasse, nachdem sie verloren gegangen ist. Es wurde Flußspath, der wohl durchgeglühet worden, mit Kohlengestübe in einem wohlverschlossenen Tiegel stratificirt und zwei Stunden im Feuer erhalten. Nach dem Erkalten wurde er wieder erwärmt, gab aber keinen Schein von sich. Gebrannter Flußspath wurde einen ganzen Tag in Sonnenschein gelegt, leuchtete aber doch nicht durch neue Erwärmung.

4) Zu 2 Unzen gepülverten Flußspath in einem gläsernen Mörser wurde eben so viel Schwefelsäure in eine Retorte gethan, eine Vorlage angebracht und die Fuge mit Löschpapier verstopft. Die Retorte wurde über schwaches Feuer gestellt, wodurch die Masse sogleich zu schwellen und zu schäumen anfing. Unsichtbare elastische Dämpfe drangen überall durch die Fugen. Beim Ende der Arbeit stiegen weiße Dämpfe auf, die sich überall an der einen Fläche der Vorlage anhängten. Die Verlutirung wurde so angegriffen, daß sie mit den Fingern zerrieben werden konnte, aber ihre Farbe blieb unverändert. Die Masse, die noch in der Retorte lag, war steinhart und ließ sich ohne Zerschlagung des Gefäßes nicht herausbringen.

5) Diese Arbeit wurde wiederholt, völlig eben so,

außer daß nun eine Menge destillirtes Wasser in die Vorlage gegossen wurde. Als die Masse warm geworden und aufgeschwollen war, gab sie einen Dunst von sich, der sich auf die Oberfläche des Wassers in der Vorlage legte und anfangs einen weißen runden Fleck mitten unter die Mündung der Retorte machte. Dieser Fleck nahm immer zu, bis er die ganze Oberfläche eingenommen hatte, die dann mit einer ziemlich dicken Rinde bedeckt war, wodurch endlich die Dünste von der Oberfläche des Wassers abgehalten wurden, deswegen mußte man die Vorlage gelinde schütteln, daß die Rinde borstete und zu Boden fiel, worauf sich bald eine ähnliche Rinde bildete. Endlich wurde zuerst die Vorlage, und hernach auch die Retorte inwendig ganz weiß. Als nichts weiter mit gelindem Feuer überging, wurden die Gefäße abgekühlt. Ihre innere Fläche war ziemlich angegriffen worden. Die Feuchtigkeit in der Vorlage war eine Mischung von Wasser und der Säure, welche das Vitriolöl oder die Schwefelsäure aus dem Flußspathe getrieben hatte. Aus ihr wurde durch Filtriren die häufige weiße Materie abgesondert, die sich während der Arbeit angelegt hatte.

6) Die in der Retorte zurückgebliebene Masse war ganz fein gepülvert und mit destillirtem Wasser abgesüßt, bis sie keine Spur einer ungebundenen Säure mehr gab. Die Lauge ward durchgeseihet und etwas eingekocht. Innerhalb wenigen Tagen hatte sich ein Selenit darin angesetzt, nebst etwas Alaun, welches ungefähr 2 Skrupel wog. Die Lauge ward von neuem abgedünstet und ihre überflüssige Säure mit einem Zusatze von Weinsteinlaugensalz gesättiget, sie setzte aber doch nicht mehr Krystallen an.

7) Diese solchergestalt verdickte Lauge ward von zugegossener Lauge von Rinderblut blau. Zu den beiden vorhergehenden Arbeiten hatte man grünen Flußspath gebraucht. Um zu untersuchen, ob die Auflösung von allen Arten Flußspath Spuren von Eisen gäbe, versuchte Scheele es mit weißem Flußspathe, der zuvor mit Schwefelsäure im Tiegel calcinirt war; allein er gab mit der Lauge vom Rinderblute kein Berlinerblau, also rührte die grüne Farbe vom Eisengehalte her.

8) Das Ueberbleibsel aus den Retorten, das schon mit destillirtem Wasser (§ 6) ausgelaugt war, ward zu wiederholten Malen mit Regenwasser gekocht, das zusammen 7 Kannen ausmachte, und Alles auflöfete, was das Wasser in sich nehmen konnte; denn das Laugensalz des Weinsteins fällte nichts aus dem Letztern. Das Unaufgelöfete betrug ein Viertheil der ganzen Masse. Es ward sehr wohl gepülvert und mit Schwefelsäure calcinirt, bis es völlig ausgedünstet war. Im Anfange gingen wieder eine Menge corrosiver Dünste von der Masse, die zugleich merklich aufschwoll. Nachdem das Gefäß abgekühlt war, nach dem Schlusse der Arbeit, nahm Scheele die Masse heraus, pülverte sie ganz fein, und kochte sie in reinem Wasser, darin sie ganz und gar aufgelöfet ward. Zu etwas von dieser Auflöfung wurde kaustischer Salmiakgeist gegossen, der nichts fällte; aber Laugensalz vom Weinstein fällte eine wahre Kalkerde. Eine Kanne Feuchtigkeit, welche über diesem gefällten Kalk stand, ward abgedünstet, und gab schwefelsauren Weinstein, Tartarus vitriolatus. Das zugethane Laugensalz hatte nun einen in Wasser aufgelöfeten Selenit zerlegt. Das im Wasser unauflösliche Viertel war also ein Flußspathpulver, welches nicht zu zerlegen war.

9) Der Flußspath besteht also hauptsächlich aus Kalkerde, mit einer eigenen Säure gesättiget, deren Natur weiter hin untersucht werden soll. Die Alaunerde und der Eisengehalt scheinen zufällig zu seyn. Synthetisch beweisen dieses folgende Versuche. Diluirte Flußspathsäure, die (§ 5) erhalten ward, wurde mit Kalkwasser vermengt, da sich denn sogleich ein anderes Präcipitat setzte. Als nichts mehr gefällt ward, war das Wasser völlig rein. Das Präcipitat selbst hatte zwar kein krystallisches Ansehen, verhielt sich aber doch so, wie Flußspath. Es phosphorescirte, wenn es auf einen heißen Stein in einem dunklen Zimmer geschüttet ward, ließ sich mit dem Löthröhrchen schmelzen, und noch viel leichter mit einem Zusatze von Gyps. Wenn dieser durch die Kunst gemachte Flußspath mit Schwefelsäure wieder zerlegt wird, zeigt er sich einerlei mit dem natürlichen.

10) Die weiße Materie, die sich unter den Arbeiten

(§. 4, 5) in der Vorlage gesetzt hatte, besaß folgende Eigenschaften, nachdem sie abgesüßt und getrocknet war. Sie war a) sehr leicht mürbe und weiß; b) ließ sie sich nicht merklich in Säuren auflösen; c) mit Wasser klebte sie nicht zusammen, sondern ging, nachdem sie trocken war, wieder auseinander; d) zerflossenes Weinsteinsalz löfete sie durch Kochen auf; die Solution bekam eine gallertartige Beschaffenheit, sobald sie kalt ward; e) ohne Zusatz litt sie keine Aenderung in der stärksten Hitze; f) aber mit ein wenig Laugensalz von Weinstein versetzt, ging sie im Feuer mit Schäumen in Glas; g) dieses Glas, mit Zusatz von drei Theilen Laugensalz, schmolz im Feuer zu einer bläulichten Masse, die pulverisirt im Keller zerfloß, dann gallertartig ward, und die Säuren fällten ein Pulver daraus; h) in Borax ward es ohne Aufwallen aufgelöset. Dieses Verhalten bestimmt eine Kieselerde, welche während der Arbeiten selbst entstand, welches aus mehreren Versuchen erhellt. Man goß a) zu gepülvertem Flußspathe Schwefelsäure in einen messingenen Cylinder, welcher mit einem gut verschließenden Deckel verschlossen ward, nachdem ein eiserner Nagel und eine Holzkohle darin waren über dem Mengsel aufgehängt worden. Nach zwei Stunden ward der Deckel geöffnet, man fand Nagel und Kohle, wie sie waren eingehängt worden; sie wurden daher angefeuchtet, und von neuem, wie vorhin, in den Cylinder gehängt. Der Cylinder ward bedeckt, aber nach zwei Stunden wieder geöffnet. Nagel und Kohle waren mit einem weißen Pulver überzogen worden, welches sich völlig wie eine Kieselerde verhielt. Man brauchte zu diesem Versuche keine gläsernen Gefäße, also war die Kieselerde, die man in den ersten Arbeiten (§. 4 und 5) bekam, nicht von der Flußspathsäure aus dem Glase aufgelöset und nachher abgesetzt worden, wie man hätte muthmaßen können, daß die innere Fläche des Glases so stark angegriffen war. Künstlicher Flußspath (9) war durch zugegossene Schwefelsäure eben so zerlegt, wie der natürliche (5). Man goß destillirtes Wasser in die Vorlage, um die übergehende Flußspathsäure in sich zu nehmen. So bald sie die Oberfläche des Wassers erreichte, fing

eine weiße Rinde von Kieselerde sich darauf zu legen an. Als die Säure überzugehen aufgehört hatte, ward die Feuchtigkeit in der Vorlage filtrirt, es war eine mit Wasser diluirte Flußspathsäure. Mit dieser ward aus Kalkwasser ein künstlicher Flußspath gefällt, wie der vorige. Seine Säure ward mit Schwefelsäure abgetrieben, wobei sich eben solche Umstände äußerten, wie bei den vorigen Versuchen. Die Arbeit ward eben so fünfmal wiederholt; jedesmal verminderte sich augenscheinlich Kieselerde und übergehende Säure, so daß nach der letzten Arbeit das Wasser in der Vorlage kaum eine merkliche Spur von Säure gab. Es hatte sich daher alle Flußspathsäure nach und nach mit Wasserdünsten vereiniget und das Kieselpulver ausgemacht. Wollte man einwenden, die Flußspathsäure könnte schon von Natur mit einem feinen Kieselmehle vereiniget seyn, welches sie mit sich verflüchtige und endlich verlasse, wenn sie Gelegenheit habe, sich mit Wasser zu vereinigen; allein dann müßte die Flußspathsäure bei der ersten Destillation alle Kieselerde verlassen, die auf solche Art mit derselben verbunden wäre, und hätte daher für die folgende Destillation nichts übrig. c) Bei einer Destillation von Flußspathsäure, indem man in der Vorlage Alkohol statt des Wassers gebrauchte, entstand keine Kieselerde; aber das Alkohol war sauer. d) Bei dergleichen Versuche, als in der Vorlage ein fettes Oel befindlich war, drängte sich alle Flußspathsäure durch die Zusammenfügung, vereinigte sich nicht mit dem Oele, erzeugte auch keine Kieselerde. e) Eben so verhielt es sich, wenn man in die Vorlage Schwefelsäure brachte. Wenn Kieselerde oder Kieselpulver nicht bei jeder Destillation erzeugt, sondern nur, nachdem es zuvor von der Flußspathsäure aufgelöset war, abgesetzt wurde, nachdem sich die Säure mit etwas anderm vereinigte, so würde sich auch das Kieselpulver zeigen, wenn es in Alkohol übergetrieben wird, damit es sich wie mit Wasser vermengt, welches aber nicht geschieht; also kann nicht Alles, was sich auf die Oberfläche des Wassers legt, in welches man die Flußspathsäure übertreibt, zuvor in derselben Säure aufgelöset worden seyn.

12) Ueber einem Theile gepülverten Flußspath destillirte man zwei Theile rauchende Salpetersäure, welche bis auf einen Theil, nebst der Flußspathsäure, in die Vorlage überging; auf das Wasser darin legte sich auch eine dicke Rinde. Das Uebrige in der Retorte bestand in einer mit Salpetersäure gesättigten Kalkerde, die porös und röthlich war, und in freier Luft feucht ward.

13) Man destillirte zwei Theile rauchenden Kochsalzgeistes über einem Theile Flußspath, und die Flußspathsäure ging zugleich mit einer Menge Salzgeist über. Sowohl die innere Fläche der Vorlage, als auch das Wasser darin, ward mit einer weißen Rinde überzogen. Das Uebrige in der Retorte war röthlich, zog aus der Luft Feuchtigkeit an sich, und verhielt sich wie fixer Salmiak. In den Arbeiten 12 und 13 zeigte sich keine Kieselerde, und nur erst dann, wenn Schwefelsäure zum Austreiben der Flußspathsäure gebraucht wird; man sollte daher glauben, diese Erde sey von der Schwefelsäure herzuleiten. Die Flußspathsäure in Dünste verwandelt, möchte solche aus der Schwefelsäure in sich genommen haben, und das Vermögen, sie bei sich zu behalten, in eben dem Maaße verlieren, indem sie ihre Dunstgestalt verliert und sich mit Wasser vermengt; weil aber die Kieselerde auch entsteht, wenn gleich keine Schwefelsäure zugegen ist, so erhellt, daß sie nicht während der Arbeit von dieser Säure ist abgesondert worden.

14) Der Flußspath wird durch die Wärme in Salpeter- und Kochsalzsäure aufgelöset; aus diesen Auflösungen fällt crystallinisches Laugensalz eine Kalkerde, die Säure schäumt. Braucht man aber kaustisches, ja flüchtiges Laugensalz, so ist die gefällte Masse ein feiner Flußspath, welches auch mit krystallinischem, flüchtigem Laugensalze geschieht. Mischt man unter diese Auflösung Schwefelsäure, so fällt sogleich Gyps zu Boden; eben so verhält es sich, wenn man Auflösungen vom Bittersalze, vitriolisirtem Weinsteine und Salmiak beimischt.

15) Man digerirte allen gepülverten Flußspath mit Phosphorsäure, welche einen guten Theil davon auflöfete. Als die Auflösung destillirt ward, ging die

Flußspathsäure über, nebst dem Wässrichten des Mengsels; allein das Ueberbleibsel verhielt sich wie Knochenasche. Destillirter Essig und Weinsteinsäure konnten den Flußspath nicht zerlegen.

16) Man schmelzte einen Theil Flußspath in einem Tiegel mit vier Theilen künstlichem Laugensalze zu einer Masse zusammen, goß Wasser darauf, um aufzulösen, was sich auflösen ließ. Das Laugensalz hatte sich mit nichts von dem Flußspathe vereiniget. Er war unverändert in dem Rückstande, als das Wasser das Laugensalz oder Alkali aufgelöset hatte.

17) Man schmelzte einen Theil gepülverten Flußspath mit vier Theilen krystallinischen feuerbeständigen Laugensalze zusammen, goß Wasser darauf, welches auflösete, was sich auflösen ließ, und eine Kalkerde auf dem Boden zurückließ, welche mit Säuren schäumte. Die Feuchtigkeit, welche darüber stand, war bis zur Trockne abgedunstet. Das Uebrige war festes Laugensalz mit Flußspathsäure vereiniget.

18) Man vermengte einen Theil gepülverten Flußspath mit zwei Theilen Salmiak, und setzte es der Hitze in einer Retorte mit einer Vorlage aus. Im Anfange ging kaustisches flüchtiges Alkali über; dann Salmiak und zuletzt gelbe Blumen, die sich aus Gefäß unter den sublimirten Salmiak hängten. Der Rest in der Retorte war ein unveränderter Flußspath. Zu der kleinen Zerlegung des Salmiaks am Anfange des Versuches hat wohl der Eisengehalt des Flußspaths etwas beigetragen.

19) Ein Theil gepülverter Flußspath ward mit zwei Theilen Glauberischen Salmiaks in einer Retorte gethan, und solches zusammen der Sublimation ausgesetzt. Anfangs ging ein kaustisches flüchtiges Alkali über; danu eine Art Salmiak. Das Uebrige in der Retorte war Selenit. Der Flußspath hatte sich folglich mit dem flüchtigen Alkali zu einem Salmiake vereiniget; das Aufsteigen und die Schwefelsäure aus Glaubers Salmiak hatte sich mit der Kalkerde des Flußspaths vereiniget. Eine Auflösung des bei dieser Arbeit sublimirten Salmiaks ward mit Kalkwasser vermischt, und es fällte sich regenerirter Flußspath. Wenn

etwas davon unter die Solution von Bittersalz gethan wird, geschieht auch eine Fällung.

20) Gepülverter Flußspath wurde mit eben so viel ätzendem sublimirten Queckſilber versetzt und sublimirt. Der ätzende Sublimat stieg unverändert auf; allein am Ende der Arbeit sammelte sich ein geringer Theil Kochsalzsäure in der Vorlage; das Uebrige in der Vorlage war Flußspath, der keine Aenderung gelitten hatte. Die Kochsalzsäure, die man in der Vorlage bekam, hatte sich wahrscheinlich gelöset, weil das Eisen im Flußspathe sie an sich gezogen und nach eben dem Maaße das Sublimat abgesüßt hatte; als aber die Hitze zu stark geworden war, war die Vereinigung zwischen Salzsäure und Eisenocher wieder getrennt worden, und die Kochsalzsäure war übergegangen.

21) Gepülverter Flußspath, mit eben so viel Queckſilbervitriol versetzt, ward in einem verschlossenen Gefäße dem Feuer ausgesetzt. Anfangs ging Feuchtigkeit über, als aber die Retorte zu glühen anfing, ging ein Theil der Flußspathsäure über und einige Queckſilberkugeln setzten sich an den Hals der Retorte. Der Rückstand war röthlich. Die geringe Zerlegung, die vor sich ging, kam ebenfalls von dem Eisengehalte des Flußspathes her; denn nachdem sich das Eisen mit etwas von der Queckſilberschwefelsäure vereiniget hatte, mußte ein dazu gehöriger Theil des Queckſilbers selbst sich auflösen und aufsteigen; als aber die Hitze stärker ward, wurde das schwefelsaure Eisen wieder zerlegt, und seine Säure bekam Gelegenheit, sich mit der Kalkerde im Flußspathe zu vereinigen, und dessen Säure auszutreiben, die also überging.

22) Dieser Flußspath wurde auch in verschlossenem Feuer mit gleichviel Arsenik behandelt, wodurch er keine Aenderung erlitt; eben so war auch der Erfolg mit Schwefel.

Auch Wenzel hat Versuche mit zwei Flußspatharten angestellt, die eine war von Stollberg am Harze, und die andere ein durchsichtiger, kubisch-kryſtalliſirter Flußspath vom Segen Gottes Erbstollen zu Gersdorf im Erzgebirge, wobei fast eben die

Resultate erhalten wurden, als diejenigen waren, die Scheele mit seinem Flußspathe erhielt. Es ergab sich aus den Wenzelschen Versuchen, daß der Flußspath aus Kalkerde, Alaunerde, Eisen, ein wenig Wasserstoffgas und aus einer besonderen Säure besteht, welche die Eigenschaft hat, sowohl die Kieselerde des Glases, die Alaunerde, das Eisen, als auch die Masse des ächten Porzellans aufzulösen und bei gelinder Wärme zu verflüchtigen. Diese Säure führt den Namen Flußspathsäure. Ueber die Eigenschaften dieser Säure ꝛc. sehe man den Art. Salz (flußspathsaures), Th. 133, S. 453 u. f. nach. Auch mehrere andere Chemiker haben mit dem Flußspathe Versuche angestellt, die mehr oder weniger die oben angeführten Resultate gaben.

Chemische Mineralogie, oder vollständige Geschichte der analytischen Untersuchung der Fossilien; von Karl Friedrich August Hochheimer, 1r Bd., Leipzig, 1792, S. 471 u. f.

Wenzels chemische Untersuchung des Flußspathes. Dresden, 1783.

Spath, (Gitter-), eine Spathart, welche ein gitterförmiges Gewebe hat, zum Unterschiede von dem Blätterspathe.

— (Glas-), Spathum vitreum, Spathum Solidum; Fr. Spath vitreux, eine Benennung des Flußspaths. Wallerius, der in seiner Mineralogie den Flußspath nicht anführt, führt dagegen den Glasspath auf, der nach der Beschreibung nichts anders, als der oben abgehandelte Flußspath ist. Gerhard, in seinen Beiträgen zur Chymie und Geschichte der Mineralogie, Theil 1, S. 91, macht den Namen Glasspath zu einem Geschlechtsnamen der Edelsteine und weißen Halbedelsteine, weil solche aus lauter übereinander liegenden Blättern bestehen.

Spath, (Glinzerspath), eine Benennung des Marienglases; s. dieses, Th. 84, S. 374.

—, der Goldarbeiter, Fr. Spath d'orfévre, wird das gebrannte Marienglas oder Fraueneis genannt.

— (Gyps-), Selenitspath, selenitischer Spath, Spathum gypseum, s. seleniticum; Fr. Spath gypseux ou séleniteux; Engl. gypseous o selenitic Spar; s. Th. 20, S. 477. In Hinsicht dieses Spathes herrscht unter den Mineralogen, oder findet man vielmehr in den mineralogischen Schriften noch manche Verschiedenheit; indessen ist der Gypsspath nichts anders, als das Marienglas, Fraueneis, welches auch durchsichtiger Glimmer, Glinzerspath, Perlspath, spathiger Selenit, wegen seines Perlglanzes, genannt wird; s. Marien-Glas, Th. 84, S. 374 u. f. Dieser Spath ist daher nichts anderes, als ein spathiger Gypskalk, Selenit, welcher Perglanz hat, und sich in durchsichtige Blättchen spaltet. In großen Tafeln führt er den Namen Marienglas oder Fraueneis, welches zu Bienenstöcken und Laternen gebraucht wird; s. an dem angeführten Orte. — Der stinkende Gypsspath, siehe Theil 67, Seite 521.

— (Hahnen-) in der Vieharzneikunst, s. unter Pferd, Th. 110, S. 271.

— (Hohl-), Chiastolith, einer der unbegreiflichsten Steine, indem er gleichsam nur vier Wände hat, in denen das Gestein, worin er liegt, als vierseitiger Kern steckt. Er gehört zu den gemischten Mineralien aus Thon und Kies; ist weicher als Quarz, giebt keine Funken, ist schmelz- und formbar, und wiegt $2\frac{1}{2}$.

— (Kalk-), Spathum calcareum; Fr. Spath calcaire; Engl. Calcareous Spar, ein meist weißer Spath, den man sowohl durchsichtig, als undurchsich-

tig antrifft. Unter dem durchsichtigen ist der sogenannte Doppelspath oder Isländische Krystall, Spatum duplicans, merkwürdig, weil er alle durch ihn gesehene Gegenstände verdoppelt; s. auch Spath (Doppel-). Die Kalkspathe sind Steine von blättrigem Gewebe, die mehrentheils in rautenförmige, mehr oder weniger glänzende Bruchstücke zerspringen. Man findet diese Art Spathe auch farbig und meist von allen Farben. Die Färbung entsteht von metallischen Theilen, vorzüglich von Eisen und Braunstein. Wenn nicht bei ihrer Bildung mehr als Sauerstoffgas und Wasser beitritt, stellen sie ein verschiedenes Parallelepipedum vor, dessen Flächen alle rautenförmig und so gebildet sind, daß ihre stumpfen Winkel $101\frac{1}{2}$, ihre spitzen aber $78\frac{1}{2}$ Grad groß sind; sie bilden aber auch, je nach der Verschiedenheit der Anhäufung ihrer einzelnen Rautenblätter, oder auch nach Maaßgabe des gebildeten Raums, in welchem sie sich erzeugen, Würfel, Dreiecke, Pyramiden, Prismen, Fäden ꝛc. Den zartesten Kalkspath gewahrt man im Kalkrahmen. Der weiße, metallreine ist ungefähr 2,700 bis 2,720 schwer, und hält im Hundert 34′ = 36 Luftsäure, 53 = 54 Erde und das übrige Wasser. Reiner Kalkspath brennt sich vor dem Löthrohre nach vorhergehendem Knistern, ohne in Fluß zu kommen, zu ungelöschtem Kalk.

Spath, (Knochen-), harter Spath, in der Vieharzneikunst, s. unter Pferd, Th. 110, S. 273.

— (Kohlen-), in der Mineralogie, eine Spathart, welche zu den Kalkspathen gehört, und insbesondere zum Kohlenkalke, Anthrokonit. Hierzu gehört auch der Madraporenstein. Diese Spathart ist also eine kohlensaure Erde.

— (Korb-)- in der Vieharzneikunst, s. unter Pferd, Th. 110, S. 268.

— (körniger), eine Art des Kalkspaths von verschie-

dener Farbe, welcher undurchsichtig ist, und sich von den übrigen Kalkspathen dadurch unterscheidet, daß er ein unordentliches, bald gröberes, bald feineres körniges Gewebe hat, woran man die Gestalt seiner Würfel nicht verkennen kann.

Spath, (Kunst-), ein durch Kunst zubereiteter Spath. Dem Ilsemann ist dieses gelungen, indem er 4 Loth weißen Gyps, fein gepülvert, mit 2 Loth fein geriebenem Flußspathe vermischte, in einer bedeckten Kupferdute eine Stunde im Windofen geschmolzen hatte; er erhielt nach dem Erkalten eine Masse von milchweißer Farbe, einblättriger Spathgestalt, einen wirklichen Spath von glänzendem Ansehen.

— (leuchtender), Spathus phosphoreus; Fr. Spath phosphorique, eine zu den Flußspathen gehörende Spathart; s. oben, Spath (Fluß-), die halb durchsichtig, zuweilen ganz durchsichtig, krystallinisch und würfelförmig ist. Man findet diesen Spath von verschiedenen Farben, als weiß, gelblich, hochgelb, violett, grün, bläulich, auch bisweilen roth; wenn er so stark erhitzt wird, daß man ihn nicht in der Hand halten kann, so leuchtet er im Finstern, welches derselbe auch thut, wenn man ihn auf Bley legt und solches in einer Kelle schmelzen läßt, oder ihn in Scheidewasser, Schwefelsäure, kocht.

— (Ochsen-), in der Vieharzneikunst, s. oben, unter Spath; dann Th. 103, S. 737, und unter Pferd, Th. 110, S. 270.

— (opalisirender Feld-), s. oben, unter Spath (Feld-) und Mondstein, Th. 93, S. 442 u. f.

— (Pech-), Pechstein, s. Th. 108, S. 212.

— (Perl-), s. unter Gypsspath oder Spath (Gyps-).

— (Quarz-), nach Wallerius, eine Art des Feldspaths; allein nach andern neuern Mineralogen ein

faserartiger, kryſtalliſirter Quarz in zolligen Zuſammenhäufungen.

Spath, (Säulen=), ein Spath, den der Herr von Fichtel auf den Siebenbürgiſch-Wallachiſchen Karpathen entdeckt hat. Das Muttergeſtein deſſelben iſt ein ſaliniſcher Kalkſtein, der gewöhnlich weiß iſt, und nur ſelten ins Bläuliche fällt. Er iſt immer mit etwas Kieſelerde vermengt, bisweilen aber ſo ſehr, daß das ſchimmernde Anſehen ſich faſt in das Sandartige verliert. Die Gebirgsleute benutzen deswegen auch dieſe Art des Kalkſteins, der Feuer ſchlägt, als Wetzſtein. Die darin liegenden prismatiſchen Kryſtallen (der Säulenſpath) gewahrt man in dem Muttergeſteine, bald zerſtreut und einzeln, bald aber ſo gedrungen und in verſchiedenen Richtungen aneinander gehäuft, ſo, daß von dem Kalkſtein kaum etwas bemerkt wird. Die Prismen ragen, weil ſie der Verwitterung mehr, als das Muttergeſtein, widerſtehen, an manchen Orten ſo ſehr und ſo ſpitzig hervor, daß die Hirten, um nicht ſammt ihren Schafen mit blutigen Füßen davon zu kommen, dieſe Gegend ſorgfältig vermeiden. Das Gewebe dieſer Prismen iſt allezeit der Länge nach faſerich, mehrentheils hart und feſt, ſehr ſelten, wie der Asbeſt, in Faſern theilbar. In der Quere ſind alle Säulen fein geſtreift oder articulirt, und an einigen, die querüber ſtaffelweis gebrochen ſind, nimmt man deutlich wahr, daß ſie aus bloßen, ſehr kleinen, verſchobenen Vierecken zuſammengeſetzt ſind. Ihre Länge iſt ungleich, geht aber nicht viel über 2 Zoll. Die Breite iſt gemeiniglich von 2 bis 3 Linien, und wo ſie ſich breiter und dicker zeigen, ſind ſie ſichtbarlich aus mehreren zuſammengeſetzt. Die Figur dieſer Prismen iſt ſehr ſelten, und nur da, wo ſie einzeln im Kalkſtein liegen, zu erkennen. Man findet ſie vierſeitig in Geſtalt eines Dolches, mit zwei ſpitzen und zwei ſtumpfen Winkeln, ſonſt aber auch noch ſechsſeitig, an welchen

letztern die zwei scharfschneidigen Seiten gleichsam abgeschliffen sind, wodurch dann zwei schmale und vier breitere Flächen gebildet werden. An beiden Enden sind sie immer gerade abgestumpft, und an diesen, wenn sie zufällig hervorragen, erscheinen beide Figuren noch am deutlichsten. Ihre Farbe ist größtentheils weiß, doch trifft man auch meergrüne, bläuliche und strohfarbige an, wenn die Letztern wie breitgedrückte Strohhalme innen liegen. Gegen den Rauch haben sie, nach der Bemerkung des Herrn von Fichtel, eine starke Anziehungskraft; denn er fand seine in einem räucherigen Bauernhause über Nacht abgelegte vollkommen weiße Prismen des Morgens schön rosenfarbig, welche Farbe sich auch nicht wieder verlor, nur ihre Schönheit schwindet nach und nach, sie wird brauner. Der Glanz hat ein atlasweißes Ansehen, und ist sehr stark, hat jedoch auch seine Grade. Uebrigens sollen die Prismen des Säulenspathes mit dem Stangenspathe von Lorenz Gegentrum bei Freiburg dem äußerlichen Ansehen nach vollkommen übereinkommen, nur daß dieser in der Quere nicht gestreift ist, und im Quarze liegt. Im Feuer flossen auch seine Prismen vor dem Löhtrohre, und kochten mit Aufwallen, wogegen der Sächsische Stangenspath, als eine zum Gypse gehörige Schwerspathart vor dem Löthrohre nicht floß. Bindheim hat diesen Siebenbürgischen Säulenspath auf folgende Weise zerlegt.

Zwei Drachmen im Glasmörser zu Pulver geriebener Säulenspath wurde mit Wasser ausgekocht und filtrirt. Von dieser Flüssigkeit wurde Lackmus- und Fernambuckpapier nicht verändert. Mit aufgelösetem Weinsteinsalze fiel kein Präcipitat, von der salpetersauren Silberauflösung wurde sie milchicht, und eine essigsaure Schwererdenauflösung trübte sie ein wenig. Dreißig Gran pulverisirten Säulenspath wurde in einer Glasretorte in ein offenes Feuer gesetzt, wobei er nicht

schmelzen konnte. Es war ein Gran Feuchtigkeit übergegangen, vom alkalisch flüchtigen Bestandtheile wurde nichts bemerkt. Nachdem die Retorte kalt war, wurde das Pulver mit 40 Gran concentrirter Schwefelsäure übergossen, es schäumte stark und erhitzte sich. Eine Vorlage mit vorgeschlagenem Wasser wurde in der Absicht daran befestiget, um zu erfahren, ob vielleicht Flußspathsäure übergehen möchte. Es wurde aber nichts bei der Destillation davon bemerkt. Das in der Retorte Zurückgebliebene wurde mit heißem Wasser digerirt, wobei sich ein gelber Ocher am Glase absetzte. Es wurde filtrirt und abgedampft, und darauf Selenit erhalten, welcher durchs Filtrum abgesondert wurde. Von der Masse hatten sich 10 Gran aufgelöset. Die Lauge wurde weiter abgedampft und der Figur nach unbestimmte Krystallen erhalten, welche noch einmal aufgelöset, filtrirt und krystallisirt wurden, worauf Alaune und Bittersalz anschoß. Jedes dieser Salze wurde mit Alkali präcipitirt, der Präcipitat ausgesüßt und getrocknet. Ersterer, welcher Alaunerde war, wog 2 Gran, und Letzterer, oder die Bittererde, $1\frac{1}{2}$ Gran. Der Rückstand, oder die 19 Gran ausgesüßter Erde, wurde mit reiner Schwefelsäure übergossen, durch die Digestion lösete sie $\frac{1}{2}$ Gran auf und wurde goldgelb gefärbt, welches vom Eisen herrührte, und durch Galläpfelpulver und Berlinerblaulauge bewiesen wurde. Diese $18\frac{1}{2}$ Gran ausgesüßte Erde wurde mit viermal so viel reinem Weinsteinsalze geschmolzen, es war dünne geflossen und lösete sich zur Kieselfeuchtigkeit auf. Von Schwererde hat Bindheim nach folgenden angestellten Versuchen nichts weiter entdeckt. Eine Drachme gepülverter Säulenspath wurde mit einer Drachme Kohlenstaub zu einem Teige gemischt, in einem verdeckten Tiegel eine Stunde lang dem Feuer ausgesetzt, darauf in Salpetersäure aufgelöset, digerirt, filtrirt und mit fixem Alkali niedergeschlagen. Der

ausgesüßte und getrocknete Niederschlag wurde in Essig aufgelöset und etwas Schwefelsäure dazu gemischt. Es konnte aber dadurch von der Schwererde nichts entdeckt werden. Das Verhältniß der Bestandtheile des Säulenspaths ist demnach

Alaunerde	$\frac{1}{60}$
Kieselerde	$\frac{37}{60}$
Kalkerde	$\frac{13}{60}$
Bittererde	$\frac{1}{20}$
Wasser	$\frac{1}{30}$
Eisen	$\frac{1}{15}$.

Spath, (Schiefer=), s. Th. 152, S. 491.

— (Schieler=), s. den folgenden Artikel.

— (Schiller=), Schielerspath, Spathum scintillans versicolorum; Fr. Spath des champs changeant, eine Benennung des Labradorsteins und des Mondsteins, Spathum scintillans hyaloides; Fr. Pierre de la Lune, welche zu den Feld=Spatharten gerechnet werden; s. Th. 58, S. 98 u. f., und Th. 93, S. 442 u. f.

— (Schwer=), s. Th. 151, S. 320 u. f.

— (Sedativ=), Boracit, nach neueren Mineralogen ein salzsaurer Kalk, mit Kies oder Talk vermischt; nach älteren ein spathartiger Quarz, dem der Name Sedativspath von Westrumb ist beigelegt worden; im Artikel Quarz, unter Quarz (spathartiger) ist davon keine Erwähnung geschehen, also wird es nöthig seyn, hierüber hier etwas zu sagen, und einige der Untersuchungen anzuführen, die mit ihm, als eine Spathart, gemacht worden. Westrumb nennt den spathartigen Quarz, den er in dem sogenannten Kalkberge, einem eigentlichen Gypsflötz bei Lüneburg, gefunden, Lüneburger Sedativspath. Er findet sich in dem gedachten Berge in einer Kluft, die am obern Theile des Gebirges befindlich ist. Es sind ganz besonders gebildete

Steinkrystallen, welche in einem lockern, röthlichen Gypse, der die Wände jener Kluft ausmacht, sitzt, und herausfällt, wenn man ihn losbricht. Längst waren diese Krystalle in Lüneburg unter dem Namen Würfelstein bekannt, und ehemals so häufig, so wenig geachtet, daß man sie zu ganzen Karren voll in den Gypsofen fuhr, brannte, pülverte und als Gyps verkaufte. Sie würden daher nur dort allein geblieben seyn, wenn nicht der Lieutenant Lasius das Publikum auf diese mineralogische Seltenheit aufmerksam gemacht, und sie zuerst unter dem Namen kubische Quarzkrystallen beschrieben hätte. Was die äußeren Eigenschaften dieser Krystallen anbetrifft, so ist die Größe derselben sehr verschieden; die kleinsten haben eine Linie und die größten $\frac{1}{2}$ Englischen Zoll im Durchmesser. Die Figur derselben ist eigentlich kubisch; bei den kleinsten ist diese Figur vollkommen, und man trifft selten einen an, dessen Kanten abgestumpft wären. Bei den größeren, vorzüglich bei denen, die sich völlig erhalten haben, ist durch die Abstumpfung ihrer acht Körperwinkel und ihrer zwölf Kanten ein Körper von sechsundzwanzig Seiten entstanden. Es findet sich mehr als eine Verschiedenheit in der Art, wie diese sechsundzwanzig Seiten gebildet sind. Ihre Farbe ist bei den mehrsten weiß, bei einigen aber graulich, bei andern fast amethyst- oder aquamarinfarben. Einige Wenige sind ganz durchsichtig, andere halb durchsichtig, die mehrsten aber undurchsichtig. Bei den mehrsten ist die äußere Rinde zerfressen, und selten findet man einen Krystall, der sich ganz erhalten hätte; ja, bei einigen scheint der Stoff, der die äußere Rinde zernagte, auch in das Innere eingedrungen zu seyn, und dann zerfallen sie bei einem Hammerschlage leicht in ein gröbliches Pulver, das unter der Lupe mehr strahlicht, als blättericht aussieht. Die Krystallisation dieser Steine ist indeß nichts weniger als strah-

licht; sie bestehen aus lauter Lamellen. Westrumb besaß einige Krystalle, an deren Seiten etwas abgestoßen ist. Hier konnte man deutlich die verschiedene Lage erkennen, die das Ganze bildete. Einer unter diesen schadhaften Steinen zeichnet sich vorzüglich aus; er war es, an dem er zuerst die Bemerkung machte, daß das Gefüge der Krystalle lamellös sey. Die äußere Lage dieses Steins stehet an einigen Stellen so sehr von dem inneren Kerne ab, daß man füglich mit einer feinen Nadel zwischen dieser Decke und dem Kerne herumfahren und Alles untersuchen kann. Diese Decke zeigt sich unter der Lupe als Lage an Lage, Blatt an Blatt. Der innere und entblößte Kern dieser Steine hat genau die Figur der äußern Seitenflächen, er ist abgestumpft und vielseitig, wie sie. Westrumb besaß außer diesen Krystallen noch einige andere, die in anderer Hinsicht merkwürdig sind, und welche gleichfalls nicht vollkommen, aber doch nicht schadhaft sind. An den Stellen, wo ihnen etwas fehlt, haben sie trichterförmige Vertiefungen, die aus vier gleichen Seitenflächen bestehen, und eine vollkommene Gleichheit mit den pyramidalen Kochsalzkrystallisationen zeigen. Wahrscheinlich besteht der ganze und vollkommene Kubus aus ineinander geschobenen Pyramiden, und bestätiget so die Meinung Bergmanns, die er von der Entstehungsart der kubischen Krystallisation hegte. Die Krystallen sind beträchtlich hart, ritzen Glas, und schlagen mit dem Stahle lebhaft Funken. Ihre Schwere ist nicht beträchtlich; sie gleichen in diesem Stücke dem Quarz und weißen Feldspathe. Westrumb fand sie bei mehreren Versuchen gegen reines Wasser wie 2,566: 1,000. Kurz sie glichen, ihren Eigenschaften nach, in mancher Hinsicht dem Quarze, in andern dem Feldspathe; am mehrsten kamen sie aber mit dem ganz weißen Diamantspathe überein. Die Versuche, die

Westrumb mit diesem Spathe angestellt hat, sind folgende:

Das Kochen dieser Krystalle, ganz oder gepülvert, mit Wasser, löfete nur eine geringe Menge Selenit auf, der etwa auf ihrer Oberfläche saß, oder die zerfressenen Stellen ausfüllte, sonst verlor sie nichts von ihrem Gehalte. Westrumb hat mehrere Male 100 Gran des gepülverten Steins mit Wasser gekocht, das Wasser nahm oft nur $\frac{1}{2}$, oft aber $1\frac{1}{2}$ bis 2 Gran auf. Nach vorsichtigem Abrauchen dieses Wassers, das man in gewogenen Gefäßen vornahm, erhielt man immer genau so viele Selenit=Krystallen, als der Verlust betrug, den die Steine zuvor erlitten hatten. Setzt man diese Krystallen mehrere Stunden dem Feuer aus, so daß sie dunkelroth glühen, so wird ihr Gewicht nicht vermindert, sie werden aber ihres Glanzes beraubt; läßt man sie sehr lange und weiß glühen, so verlieren sie von 100 Theilen nur einen halben Theil; auch knistern sie im Anfange des Glühens wie krystallisirter Feldspath. Bei heftigem, langdauerndem Glühen scheinen sie an den Kanten etwas verloren zu haben, sind nun mürber geworden, und lassen sich leicht zertrümmern, greifen aber demungeachtet beim Zerreiben noch immer die härtesten Körper an. Setzt man sie zuletzt in einem bedeckten Tiegel dem heftigsten Feuer aus, so sintern sie erst zusammen und schmelzen endlich zu einem gelblichen Glase. Wirft man einen kleinen Krystall in fließendes Mineralalkali, so sinkt er unter, und es scheint, als ob das Alkali keine Wirkung auf ihn hätte. Er kann, an Gewicht und Gestalt unverändert, wieder hervorgezogen werden. Wirft man gepülverte Krystallen in schmelzendes Mineralalkali, so sinkt das Pulver unter, und man muß sehr lange Zeit und viel Feuer anwenden, ehe nur einigermaßen eine wechselseitige Wirkung auf einander Statt hat. Eine vollkommene Zerlegung des Steins erreichte Westrumb auf diesem Wege nicht. Wirft man den ganzen Stein in Säuren, so bemerkt man kein Aufbrausen; er kann Tage lang darin liegen, ohne etwas am Gewichte zu verlieren. In der Wärme scheinen indessen die Säuren seine scharfen Kanten etwas

zu zernagen. Diesen Erfahrungen zufolge enthält der Stein keinen Selenit, keine Luft, kein Wasser. Es ist auch nicht lauter Quarz, sondern eine sehr gemischte Steinart und ähnelt in mancher Betrachtung dem weißen krystallisirten Feldspath. Da wegen der Härte des Steins die Säuren wenig auf ihn wirkten, so wurden 100 Gran desselben, tüchtig geglühet und in einem Porzellan-Mörser zerrieben, dann 200 Gran Mineralalkali zugesetzt, dieses Gemisch in einen Tiegel geschüttet und solches dem Feuer ausgesetzt. Kaum glühete der Tiegel roth, so fing die Mischung an zu schmelzen, das Steinpulver senkte sich und ging ganz in das Alkali über. Die Masse wurde nun ausgegossen, der Tiegel aber ausgekocht und seine Flüssigkeit abgeraucht. Der Rückstand sowohl, als die ausgegossene Masse war gelblich; es wurde Alles mit Salzsäure übergossen und scharf digerirt, dann die Auflösung filtrirt und der Rückstand gesammelt. Es blieben 55 Gran eines sandigen Körpers übrig, der, mit 300 Theilen Alkali dem Feuer ausgesetzt, zu einer durchsichtigen uud im Wasser auflöslichen Masse floß, die Westrumb für Kieselerde hielt. Aus der salzsauren Auflösung fällte er mit färbendem Alkali das Eisen, das nach Abzug des Eisenhinterhaltes $\frac{3}{4}$ Gran für 100 Gran Spath betrug. Er fällte dann die Erde mit Mineralalkali, und löfete sie, nachdem sie ausgesüßt und getrocknet war, wieder in Schwefelsäure auf, sonderte den entstandenen Selenit ab, fällte die Alaunerde durch Bittererde, die Bittererde durch Mineralalkali; zerlegte den Selenit und den unauflöslichen Alaun durch Kochen in alkalischer Lauge, glühete jeden Stoff besonders in einem gewogenen Tiegel und erhielt

55	Gran	Kieselerde, *)
2	=	Kalkerde,
$3\frac{1}{4}$	=	Bittererde,
2	=	Alaunerde,
$\frac{3}{4}$	=	Eisen,
63	Gran.	

*) Nach andern Chemikern soll dieses keine Kieselerde, sondern sedativsaure Kalk- und Bittererde gewesen seyn.

Hier fehlten nun 37 Gran, die Westrumb nicht wußte, wo sie hingekommen waren. Bei der Zerlegung des Spaths durch Salzsäure, die der eben genannte Chemiker vornahm, entdeckte er auch nicht den wahren Gehalt des Spaths. Er warf nämlich 100 Gran geglühten und gepülverten Sedativspath in einen Kolben und übergoß sie mit einer Unze der reinsten Salzsäure, nebst einigen Unzen Wasser, und setzte das Kölbchen in eine Kapelle. Diese Mischung wurde beständig im Kochen erhalten, und frisches Wasser aufgegossen, so wie ein Theil desselben verdunstet war. Ein sichtbares Einwirken der Säure bemerkte er nicht, die Mischung gerann aber immer, so wie sie dicker wurde. Da nach zwölf und vierundzwanzig Stunden noch viel schweres Pulver zu Boden lag, so setzte er das Kochen vier Tage fort, und dennoch hatte sich noch nicht Alles aufgelöset. Er setzte daher dem Ganzen noch 1 Loth Salzsäure und 4 Loth Wasser zu, und ließ diese vierundzwanzig Stunden darüber kochen. Zuletzt war Alles, bis auf ein wenig weißes Pulver, aufgelöset. Da nun alle Versuche, um diese Spathart zu erforschen, nämlich, ob es salzsaure Bittererde, salzsaurer Alaun, salzsaure Schwererde, salzsaurer Kalk sei, kein erfreuliches Resultat gaben, so schien es ihm ein ganz neuer Stoff zu seyn, und dieses ist nun der Boracit; denn nach mehreren Versuchen, die er mit der Salzsäure, mit Wasser, Weingeist oder Alkohol, Alkali, Schwefelsäure ꝛc. anstellte, ergab es sich, daß diese cubische Krystallisation nicht Quarz, nicht Feldspath, sondern ein neues Produkt, wie schon oben erwähnt worden, sey, dessen Hauptbestandtheile Sedativsalz, die übrigen Bittererde, Kalkerde und Eisen sind. Das hier gefundene Verhältniß der Bestandtheile ist folgendes:

Krystallisirtes Sedativsalz 103 Gran,	Gran		Gran
höchsttrocken aber	68	—	68,00
Luftleere Bittererde	$13\frac{1}{3}$	—	13,33
= Kalkerde	$10\frac{1}{2}$	—	10,50
= Alaunerde	1	—	1,00

	Gran.	Gran.
Luftleere Eisenerde	1 —	1,00
= Kieselerde	1 —	1,00
Selenit	1 —	1,00
	$95\frac{5}{6}$ —	95,83
Verlust	$4\frac{1}{6}$ —	4,17

Es wurden nun von Westrumb Versuche mit der Salpetersäure gemacht, und dazu der Rest seiner Krystallen, 310 Gran, zu diesen Versuchen angewendet. Dies wurde nach und nach mit 12 Pfd. Wasser gekocht, um allen Selenit von ihrer Oberfläche wegzunehmen; sie verloren $7\frac{1}{2}$ Gran und schienen nun, wenn man sie unter der Lupe betrachtete, frei von allem Selenite auf ihrer Oberfläche zu seyn. Das Wasser, mit welchem er die Krystalle gekocht hatte, enthielt fast nichts als Selenit. Die übrigen $302\frac{1}{2}$ Gran erhielt er hierauf acht Stunden im Rothglühfeuer, sie verloren wenig oder nichts. Er pülverte 300 Gran aufs Feinste in einem achatnen Mörser, in welchem sie 3 Gran am Gewichte zunahmen. Er warf nun 100 Gran von diesem feinen Pulver in 3 Loth Salpetersäure und 6 Loth Wasser, und ließ dieses damit kochen. Die Säure lösete das Ganze nach und nach bis auf 2 Gran Kieselerde auf. Nach dem Abrauchen der filtrirten Auflösung bis auf 1 Loth, erschien eine Krystallisation, wie in der Salzsäure. Die Auflösung wurde nun mit 60 Gran Schwefelsäure versetzt und durch wiederholtes Verdünnen und Abrauchen die Salpetersäure bis auf einen gewissen Punkt vertrieben. Es fielen während dieser Arbeit 2 Gran Eisenkalk nieder, welcher gesammelt, ausgesüßt, getrocknet und geglühet wurde; er betrug jetzt $\frac{3}{4}$ Gran und war vom Magnete anziehbar. Nach der Absonderung des Eisens war die Auflösung wasserklar und roch nicht weiter nach Salpetersäure. Er rauchte sie bis zur Trockne ab, und süßte den Rückstand, der 166 Gran betrug, mit erwärmtem Weingeiste aus. Er verlor 104 Gran. Die geistige Auflösung goß er in eine Retorte, deren Gewicht ihm bekannt war, zog den Weingeist ab, und

ließ den Rückstand mehrere Stunden glühen; das ganze Gewölbe der Retorte wurde während der Arbeit mit glänzenden weißen Blättern überzogen, die aber wieder verschwanden. Nach dem Wiedererkalten wog die Retorte 60 Gran mehr als zuvor. Das Sedativsalz wurde in Wasser aufgelöset und krystallisirt, es wog 98 Gran. Die geistige Auflösung wurde in die Retorte zurückgegossen und der Weingeist abgezogen. Es blieben 16 Gran Salz zurück, die, wenn er Wasser und Schwefelsäure abrechnet, höchstens 6 bis 8 Gran trocknes Sedativsalz betragen werden. Aus diesem Versuche erhellet gleichfalls, daß die ganze Menge des wasserleeren Sedativsalzes 66 bis 68 Gran in 100 Gran des Fossils ausmacht. Den mit Weingeist ausgesüßten Rückstand warf er in wässrigten Weingeist, und ließ in die entstandene Auflösung 10 Tropfen Schwefelsäure fallen. Der Selenit wurde gesammelt, mit wässrigtem Weingeiste ausgesüßt und getrocknet; er betrug 34¼ Gran. Man zerlegte den Selenit durch Kochen mit alkalischer Lauge; die Kalkerde wurde gesammelt, ausgesüßt, getrocknet und geglühet, und es blieben 11 Gran luftleere Kalkerde übrig. Die vorhergehende Auflösung wurde nun mit Mineralalkali gemischt, und die gefällte Erde gesammelt, welche 28 Gran wog. Diese Erde wurde in Schwefelsäure aufgelöset und durch 11¼ Gran Bittererde wurde die überflüssige Schwefelsäure weggenommen, und dadurch 2 Gran unauflöslicher Alaun gefällt, der höchstens 1 Gran luft- und wasserleere Alaunerde enthalten wird. Nun wurde die Bittererde mit Mineralalkali gefällt und sorgfältig gesammelt. Nach Abzug der zum Fällen des Alauns gebrauchten Erde wurde der Ueberrest gebrannt; er lieferte 13½ Gran reine Bittererde. Nach diesen Versuchen zu urtheilen ist das Verhältniß der Bestandtheile des Fossils nicht immer genau dasselbe. Denn die jetzt untersuchten Krystallen enthielten:

Ganz trocknes Sedativsalz	68 Gran	—	68,00 Gran
Luftleere Bittererde. . . .	13½ =	—	13,50 =
= Kalkerde	11 =	—	11,00 =
= Alaunerde . . .	1 =	—	1,00 =

Luftleere Eisenerde	¾ Gran	—	0,75 Gran
= Kieselerde	2 =	—	2,00 =
	96¼ Gran	—	96,25 Gran
Verlust	3¾ =	—	3,75 =

Jetzt folgten Versuche mit diesem Fossile in der Schwefelsäure oder Vitriolsäure. Es wurden die noch übrigen 200 Gran Boracit genommen und mit 400 Gran rectificirter weißer Schwefelsäure und 1600 Gran Wasser übergossen. Er erhielt den Kolben 48 Stunden in starkem Digerirfeuer und ersetzte das Wasser, so wie es verdünstete. Wie Alles aufgelöset zu seyn schien, so rauchte er die Flüssigkeit ab, und bedeckte den Kolben, wie der Rückstand anfing trocken zu werden, mit einer Papiertute. Der Hals des Kolbens und die Tute wurden durchaus mit glänzenden Krystallen überzogen; er konnte indessen nur 24 Gran sammeln. Er goß nun 64 Unzen höchst rectificirten Weingeist in den Kolben, es gerann Alles zu zarten Selenitkrystallen. Er brachte das Ganze auf ein Filtrum, und süßte es mit Weingeist aus. Der Rest wog nach dem Trocknen 120 Gran. Die Sedativsalzauflösung wurde nach und nach in einer kleinen Retorte abgezogen und vorsichtig eingetrocknet. Es blieben 288 Gran eines schwärzlichen Körpers zurück, der nach phlogistischer Schwefelsäure roch. Er legte die Retorte in die Kapelle zurück, und erhielt sie einige Zeit im Rothglühen oder im Rothglühfeuee. Sie wog nach dem Erkalten 132 Gran mehr, als zuvor. Aus den übergegangenen schwefelsauren Flüssigkeiten sonderte er durch vorsichtiges Abrauchen noch 12 Gran Sedativsalz aus, die trocken 6 Gran betragen konnten. Der im Weingeiste unauflösliche Körper wurde nun in Wasser aufgelöset, und es blieben 4 Gran Kieselerde übrig. Die Auflösung wurde abgeraucht, und während des Abrauchens fiel ein rother Eisenkalk nieder, der nach dem Aussüßen, Trocknen und Glühen 1½ Gran betrug. Die Auflösung wurde nun bis zur Trockne abgeraucht, die trockne Masse mit einer Mischung aus drei Theilen Wasser und einem Theile Weingeist ausgesüßt, und es blieben 69 Gran Selenit zurück. Der Selenit wurde durch Kochen mit alka-

lischer Lauge zerlegt, die luftsaure Kalkerde gesammelt, ausgesüßt und geglühet; sie betrug 22 Gran. Aus der Auflösung wurde die Alaunerde durch Bittererde gefällt; der unauflösliche Alaun durch Mineralalkali zerlegt; die Bittererde gefällt, diese gesammelt und beide Erden, jede für sich, geglühet. Es wurden 2 Gran Alaunerde in 27 Gran Bittererde erhalten. Nach diesen Versuchen enthielten:

	200 Gran		100 Gran	
Sedativsalz	136	=	68,00	=
Luftleere Bittererde	27	=	13,50	=
= Kalkerde	22	=	11,00	=
= Eisenerde	$1\frac{1}{2}$	=	0,75	=
= Alaunerde	2	=	1,00	=
= Kieselerde	4	=	2,00	=
	$192\frac{1}{2}$ Gran		96,25	Gran
Verlust	$7\frac{1}{2}$	=	3,75	Gran.

Westrumb machte nun Versuche mit diesem Spathe aus dem Mineralalkali oder Natrum. Er nahm daher 130 Gran von dem Spathe, und rieb sie in einem Achatmörser zu einem feinen Pulver, nahm dann 25 Gran davon und mischte sie mit 50 Gran zerfallenen Natrum und überließ sie in einem Tiegel dem Schmelzofen. Beide Stoffe schmolzen zu einem festen Glase, welches auf keine Weise aus dem Tiegel gebracht werden konnte. Man fand bei einem zweiten Versuche, wo man zu 28 Gran des gepülverten Fossils 75 Gran Natrum genommen hatte, beim Zerschlagen des Tiegels einen Theil des Pulvers unangegriffen am Boden liegen. Die Menge des Natrums wurde nun noch mehr vermehrt, und 4, 5 bis 6 Theile gegen einen Theil des Fossils genommen; allein er konnte es nie in einen so ebenen Fluß bringen, daß das Fossil in allen seinen Punkten angegriffen und vom Alkali aufgelöset worden wäre.

Um die genaue oder wahre Menge des Sedativsalzes in 100 Theilen des Fossils kennen zu lernen, wurden noch folgende Versuche unternommen. Es wurden 102 Gran Sedativspath in einem Tiegel geglühet, welche 2 Gran verloren. Die Krystalle wurden nun zerstoßen und in einem Achatmörser zum

feinsten Pulver gerieben. Dieses Pulver, welches einen Gran beim Reiben gewonnen hatte, wurde in Salpetersäure aufgelöset und die Auflösung filtrit. Es blieben als Rückstand zwei Gran Kieselerde. Nimmt man nun an, daß ein Gran Kieselerde der Ueberschuß im Reiben gewesen ist, welcher von dem Achatmörser herrührt, so enthält das Fossil immer noch in 100 Theilen einen Theil Kieselerde. Es wurde nun in die Auflösung reines und völlig luftsaures Weinsteinsalz getröpfelt und sie damit übersättiget. Die Erden wurden gesammelt, ausgesüßt, getrocknet und dann mehrere Stunden stark geglühet. Man erhielt auf diesem Wege 34 Gran Erde. Rechnet man hierzu 1 Gran Kieselerde, so erhellt aus diesen Versuchen, daß die Menge des Sedativsalzes in 100 Gran, 65 Gran beträgt. Die Auflösung des salpeter- und sedativsauren Natrons wurde abgeraucht. Der Rückstand betrug 430 Gran. Er lösete diesen Rückstand im Wasser auf und sättigte das überflüssige Alkali mit Schwefelsäure, und übersetzte die ganze Mischung mit dieser Säure. Diese Mischung wurde nun wieder abgeraucht, das Sedativsalz aber mit Weingeist ausgezogen. Mit dieser geistigen Auflösung des Sedativsalzes verfuhr Westrumb, wie oben mehrere Male angeführt worden. Er erhielt 83 Gran schönes, weißes und 29 Gran braunes Sedativsalz. Die Erde wurde in Salpetersäure aufgelöset und färbte das Eisen durch färbendes Alkali, er sammelte das Berlinerblau ꝛc. Es blieben hier nach Abzug des Eisenhinterhalts $\frac{5}{4}$ Gran Eisen für 100 Gran Sedativspath übrig. Die Auflösung wurde nun durch Schwefelsäure versetzt, die Salpetersäure durch Wärme vertrieben, und der Rückstand mit wässerigem Weingeiste ausgesüßt. Es blieben 22 Gran Selenit übrig, aus dem Westrumb durch fernere Zerlegung 7 Gran entsauerstoffte Kalkerde erhielt. Die Auflösung der Bitter- und Alaunerde ließ er jetzt beim allergelindesten Feuergrade abrauchen, und stellte sie dann in die Kälte, worin die schönsten Bittersalzkrystallen ansetzten. Er zerlegte diese Krystallen durch die oben schon beschriebene Verfahrungsart in $2\frac{1}{4}$ Gran Alaunerde

und $20\frac{1}{2}$ Gran entsauerstoffte Bittererde. Nach diesen Versuchen enthielten 100 Gran dieses Spaths:

Trockne Sedativsäure . .	65 Gran	—	65,00	Gran
Luftleere Bittererde . . .	$20\frac{1}{2}$ =	—	20,50	=
= Kalkerde . . .	7 =	—	7,00	=
= Eisenerde . . .	$1\frac{1}{4}$ =	—	1,25	=
= Alaunerde . . .	$2\frac{1}{4}$ =	—	2,25	=
= Kieselerde . . .	1 =	—	1,00	=
Wasser	2 =	—	2,00	=
	99 =	—	99,00	=
Verlust	1 =	—	1,00	=

Nach allen den von Westrumb angestellten Versuchen erhellt, daß die Alaun-, Kiesel-, Kalk- und Bittererde, das Eisen in der Sedativsäure zu den Bestandtheilen des Fossils gehören. Vergleicht man nun die verschiedenen Verhältnißtafeln mit einander, die oben bei jedem Zerlegungversuche gegeben worden, so findet sich ein merklicher Unterschied bei den Gewichten der einzelnen Bestandtheile. So z. B. ist die größte Menge der Sedativsäure 68, die kleinste 65 Gran; die größte Menge Bittererde $20\frac{1}{2}$, die kleinste $13\frac{1}{3}$ Gran, die größte Menge Kalkerde 11, die kleinste nur 7 Gran. Hieraus würde nun zu folgern seyn, daß entweder die verschiedenen Verfahrungsarten, deren sich Westrumb zur Zerlegung des Fossils bediente, nach Hochheimer, nicht gleich genaue Resultate gewähren, oder daß die Natur, welches noch wahrscheinlicher ist, bei der Bildung ihrer zusammengesetzten Produkte es nicht so genau nimmt, wie man es so gern glauben machen möchte. Was das Sedativsalz anbetrifft, welches nun der Körper des Sedativspaths ist, so haben auch Klaproth und Heyer durch eigene Versuche Westrumb's Versuche genau bestätiget. 1) Das Sedativsalz löset sich beinahe gleich gut im Weingeiste und im Wasser auf. 2) Die geistige Auflösung brannte mit grüner Flamme, wenn man sie anzündete. 3) Die wässerige Auflösung fällte das Quecksilber. 4) Das Sedativsalz schmolz vor sich im mäßigen Feuer zu Glase, welches Glas im Wasser auflöslich war, und nach der Auflösung und dem Abrauchen schön krystallisirtes Se-

dativsalz gab. 5) Gleiche Theile Sedativ= und Kochsalz dem heftigsten Destillirfeuer ausgesetzt, ging in Salzsäure über. Der Rückstand wurde im Wasser aufgelöset, und die Auflösung dem freiwilligen Abdunsten überlassen; es entstanden vielfach gestaltete, sechsseitige und vollkommen kubische Krystallen, die sich wie wahrer Borax verhielten, also war dieses Fossil Boracit.

Auch andere Chemiker, wie die oben schon angeführten, haben mit diesem Spathe Versuche angestellt, und ziemlich dieselben Resultate erhalten, die von Westrumb eben angeführt worden. Nach Heyer ist es ein salzsaurer Kalk. Nach dem genannten Chemiker soll die Borax= oder Sedativsalzsäure etwa mit dem vierten Theile Kalkerde im trocknen Zustande, und Krystallisationswasser hingegen mit dem fünften Theile diese so harten Krystallen bilden; auch bestätiget es sich daraus, daß die Zerlegung mit Natrum oder Laugensalz auf dem trocknen Wege viel beschwerlicher ist, als mit Säuren, welches ihn noch ein anderer kleiner Versuch schon vorher gelehrt hatte. Er hatte nämlich einen kleinen zu Pulver geriebenen Krystall in einem Tiegel mit Alkali geschmolzen, und war nicht vermögend die Masse mit Wasser aufzulösen. Er nahm daher Salpetersäure zu Hülfe, und doch dauerte es über acht Tage, ehe sie alle zergangen war.

Spath, (selenitischer), s. Spath, (Gyps=).

— (Selenit=), s. daselbst.

— (Stangen=), eine Art des Schwerspaths, welcher aus einer geschobenen vierseitigen Säule besteht, und in dünnen, bisweilen nadelförmigen Krystallen anschießt, die stangenförmig durch= und übereinander gehäuft sind. Diese Krystallisation ist ein einziges Mal auf dem Lorenz Gegentrom ohnweit Freiberg vorgekommen. Von den reinsten stangeförmigen Krystallen brachte Wiegleb 6 Drachmen zusammen, und pülverte und vermischte sie mit einer Unze Wein-

steinsalz. Er bemerkte dabei ganz deutlich den Geruch des flüchtigen Alkali, das in dieser Schwerspathsorte vorhanden war. Die Mischung wurde eine Stunde lang im Glühfeuer erhalten und dann ausgelaugt; es blieben 5 Drachmen weiße Erde übrig, welche sich in Salzsäure bis auf 4 Skrupel auflöste, die sich gänzlich wie der Ueberrest der Schwerspatherde bei gleicher Behandlung verhielten. Als aber solche noch einmal mit 5 Drachmen Weinsteinsalz calcinirt, wieder ausgelaugt, und mit Salzsäure übergossen worden, wurde Alles bis auf etliche Gran aufgelöset. Die sämmtlichen Auflösungen wurden abgedampft, und lieferten schöne, feste, trockenbleibende und bitterschmeckende Krystallen, worin man schon ganz allein den Charakter der Schwererde erkennen kann.

Spath, (Tafel-), s. diesen Artikel; auch das Marienglas führt den Namen Tafelspath.

— (trockner), in der Vieharzneikunst; s. unter Pferd, Th. 110, S. 268.

— (undurchsichtiger), Spathe, welche in eben so regelmäßigen Gestalten krystallisirt sind, als die durchsichtigen; sie haben auch ein blättriges Gewebe und verschiedene Farben.

— (unsichtbarer-), in der Vieharzneikunst; s. unter Pferd, Th. 110, S. 273.

— (Uranit-), s. diesen Artikel.

— (Wasser-), s. Th. 110, S. 275.

— (weicher), s. das., S. 273.

— (Zinn-), s. diesen Artikel.

— (Zeolith-), s. unter Zeolith, in Z.

Die Benennungen der farbigen Spathe, wie rother, grüner, blauer ꝛc. Spath müssen hier übergangen werden, weil sie bei den oben angeführten Spatharten schon vorkommen.

Spatha, eine Art eines sehr breiten Schwerdtes, dessen Griff oder Gefäß auch von Elfenbein gemacht wurde.

Es war ein altdeutsches Schlachtschwerdt, welches auch die Gallier trugen, und es an einer Kette an der rechten Seite hangen hatten.

Spatharius, war ein Kriegsknecht bei den Alten, der ein solches vorher angeführtes Schwerdt trug. Auch eine Art Leibwache, Trabanten, führte den Namen **Hastarii**, und ihre Officiere wurden **Protospatharii** genannt.

Spatharten, die verschiedenen Arten des Spaths; s. oben, S. 529, u. f.

Spathasche, im Hüttenbaue, eine Asche, welche aus weißem Spathe gebrannt wird, die Teste daraus zu verfertigen.

Spathdruse, Fr. Groupe des corps Spatheux, im Bergwerke, eine Anzahl beisammen stehender Spathkrystallen, von denen die Gewächse sehr verschieden sind, als: würflig, knospig, blättrig, schuppig ꝛc. Man findet sie fast von allen Farben. Die Spathdrusen sind daher Kalkspathkrystallen.

Spathförmiges Blatt, Spathulatum, in der Botanik, dasjenige Blatt einer Pflanze, welches rundlich ist, und eine schmälere, gleichbreite Basis hat, überhaupt spathförmig zugeht.

Spathfelsstein, Spathstein, s. Spath (Feld-).

Spathgang, Spathgänge, in Bergwerken, diejenigen Gänge, worauf Spath gebrochen wird.

Spathgut, im Herzogthum Bremen, die zur Unterhaltung der Deiche bestimmte Erde.

Spathgutsdeiche, gemeinschaftliche, von gewissen ganzen Deichrichter- oder Geschworenschaften zu unterhaltende Deichkabeln.

Spathheringe, eine Benennung der Sommerheringe, der ersten frischen Heringe, die im Sommer aus den Seestädten nach allen Orten hin verschickt werden.

Spathen, Späthen, in der Landwirthschaft,

Heu, welches spät im Sommer gemacht wird, das Grummet, s. diesen Art., unter Heu, Th. 23.

Spathig, Bei- und Nebenwort, welches in der Vieharzneikunst von Pferden gesagt wird, wenn sie mit dem Spathe behaftet sind, den Spath haben; daher ein spathiges Pferd. — In den Bergwerken ist dieses Bei- und Nebenwort gleichfalls üblich; dem Spathe ähnlich, spathartig. Gewisse Eisenerze haben ein spathartiges Gefüge, wie z. B. der Stahlstein, s. diesen Artikel.

Spathkapellen, im Hüttenwerke, Kapellen, die aus Spath gemacht werden. Man brennt den Spath dazu in verdeckten Tiegeln und feuchtet ihn nachher mit Salmiakwasser an. Da diese Kapellen zum Gebrauche länger abathmen müssen, so rauben sie auch dagegen weniger, und sind etwas träger den Fluß zu befördern, als die Aschkapellen.

Spathklöße, Krystalläpfel, s. unter Krystall, Th. 54.

Spathkrystall, Spathkrystallen, im Bergwerke, krystallinisch angeschossener Spath, oder Spath in Gestalt der Krystallen.

Spathopfen, Späthopfen, eine Art des Hopfens, welcher spät, und erst um Michaelis reif wird, zum Unterschiede von dem Frühhopfen, s. unter Hopfen, Th. 25, S. 77.

Spathrosen, s. Bergzähne, unter Zähne.

Spathsand, Bergzucker, der Sand, der aus wenigen hellen und glänzenden Spaththeilchen besteht und die Natur des Spathes hat. Der gypsartige Spathsand besteht aus einem nicht zusammenhängenden Gemenge von Spath, Quarz und Gyps; siehe unter Sand, Th. 136.

Spathstein, s. Spathfelsstein.

Spatien, beim Buchdrucker und Schriftgießer, die kleinen länglichen Stückchen, die nach einem ge-

wissen Maaße, wie die Lettern, und von derselben Masse, in der Form in einer Matrice gegossen und von den Setzern in den Buchdruckereien gebraucht werden, beim Setzen der Schrift die Wörter von einander abzusondern, dieserhalb werden nach Endigung eines jeden Wortes allemal zwei Spatien gesetzt.

Spatium, der Raum, s. Th. 121, S. 162. Bei dem Musiker, der zwischen den fünf Linien eines musikalischen Systems befindliche Raum.

Spätjahr, Nachjahr, in einigen Gegenden der spätere Theil des Jahres, der Herbst, im Gegensatze des Frühjahres, Vorjahres oder Frühlings; s. unter Jahr, Th. 28.

Spätling, ein Ding, welches später, als gewöhnlich, zum Vorschein kommt, oder etwas später, als gewöhnlich, etwas verrichtet. So werden z. B. Schafe, welche später, als gewöhnlich ist, kommen, in der Landwirthschaft Spätlinge genannt, welchen Namen auch die von ihnen geworfenen Lämmer bekommen, im Gegensatz der Frühlinge, welche früher geworfen werden. Auch bei Früchten ꝛc. gebraucht man das Wort Spätling, wie z. B. bei Aepfeln ꝛc.; s. den folgenden Artikel.

Spätobst, Obst, welches erst spät im Jahre reif wird, zum Unterschiede von dem Frühobste, welches früh reif wird; s. unter Obst, Th. 103. Ein Mittel Spätobst, Spätblumen ꝛc. zu ziehen, hat ein vornehmer Engländer unter der Regierung der Königin Elisabeth versucht, welches auch der glückliche Erfolg gekrönt hat. Dieser Engländer besaß nämlich einen vortrefflichen Garten, welchen er selbst mit den ausgesuchtesten Obstbäumen bepflanzt hatte. Als nun die genannte Königin diesem Engländer einstens einen Besuch auf seinem Landgute ablegte, so führte dieser die Königin, um sie zu überraschen, zu einem schönen Kirschbaume, dessen Früchte eben, da schon

alle Kirschen seit einem Monate in England Abschied genommen, in der schönsten Reife prangte. Die Regentin ward überrascht von diesen Früchten in einer ungewöhnlichen Zeit, und fragte den Besitzer, wie dieses zugehe? Er erklärte nun die botanische Illusion auf folgende Weise: Es wurde um diesen Kirschbaum ein Gezelt gespannt, welches er von Zeit zu Zeit anfeuchten oder nässen ließ, nachdem es die Sonnenhitze erforderte. Auf diese Weise wurde die Sonne abgehalten, die Kirschen wurden groß, vegetirten und reiften sehr langsam, und färbten sich viel später. Da er nun von dem ihm zugedachten Besuche der Königin Elisabeth Nachricht von seinen Freunden bei Hofe erhalten, wurde das Gezelt abgenommen, und einige sonnige Tage brachten die Kirschen zur Reife und Schönheit. Derselbe Versuch brachte auch späte Blumen hervor. Es ist daher nicht nur möglich, sondern auch gewiß, die Natur durch künstliche Mittel eben so gut in ihrer Produktivität aufzuhalten, als sie durch dergleichen Mittel, wie die Treibhäuser, Gewächshäuser, das Anstreichen der Fruchtspaliere mit schwarzer Farbe ꝛc., zu befördern, welches die Erfahrung bestätiget.

Spätregen, in der Deutschen Bibel, derjenige Regen, welcher in den Morgenländern kurz vor der Erndte im April zu fallen pflegt, im Gegensatze des Frühregens. Auch bei uns, wenn die Regenzeit im Herbste sich spät einstellt, sagen die Landleute: wir haben Spätregen, stellt sie sich dagegen früh oder früher ein: Frühregen.

Spatz, der Sperling, eine Benennung, welche dieser Vogel besonders im südlichen Deutschland führt. S. Sperling.

Spazieren, nach einem Französischen Ausdrucke, promeniren, von dem Französischen Zeitworte promener, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, ein lang-

sames Gehen, welches zur Erholung des Körpers und Erheiterung des Geistes unternommen wird, besonders wenn solches im Freien geschieht, obgleich dieses nicht zu dieser Handlung unmittelbar bedingt wird. Man sagt daher gewöhnlich: Vor das Thor spazieren. In dem Garten auf- und abspazieren. Auf der Wiese, auf dem Felde herum spazieren. Auf den Straßen, den Plätzen auf- und abspazieren. Am häufigsten gebraucht man dieses Zeitworte mit dem Zeitworte gehen, da dann spazieren im Infinitiv zu stehen kommt: spazierengehen. Wir sind spazieren gegangen. Figürlich ist spazieren gehen, müßig gehen. Im weitern Verstande gebraucht man es auch mit dem Zeitworte reiten und fahren; spazierenreiten, spazieren fahren, zum bloßen Vergnügen, zur Erholung ausreiten, ausfahren.

Friedrich der Große sagte: Wenn ich das Physische des Menschen betrachte, so kommt es mir vor, als hätte uns die Natur mehr zu Postillions, als zu sitzenden Gelehrten geschaffen. Hufeland, der diese Aeußerung, diesen aufgestellten Satz des Physischen des Menschen auch in seiner Makrobiotik*) im 7ten Abschnitte des 2ten Theils, mit der Aufschrift: Körperliche Bewegung, anführt, macht dabei die sehr richtige Bemerkung, daß, ungeachtet dieser Satz oder dieser Ausdruck etwas stark sey, er dennoch viel Wahres enthalte. Ich führe hier die Auslegung dieses Satzes von diesem großen Arzte wörtlich an, weil sie zugleich das Wesentliche des Spazierengehens, als Erholung, enthält. Er sagt: „Der Mensch ist und bleibt ein Mittelgeschöpf, das immer zwischen Thier und Engel schwankt, und so sehr er seiner höheren Bestimmung untreu werden würde, wenn er bloß

*) Th. 2. Aufl. 4. Berlin, 1805. S. 163.

Thier bliebe, eben so sehr versündiget er sich an seiner jetzigen, wenn er bloß Geist seyn, bloß denken und empfinden will. Er muß durchaus die thierischen und geistigen Kräfte in gleichem Grade üben, wenn er seine Bestimmung vollkommen erreichen will, und besonders ist dies in Absicht der ganzen Dauer seines Lebens von der äußersten Wichtigkeit. Harmonie der Bewegung ist die Hauptgrundlage, worauf Gesundheit, gleichförmige Restauration und Dauer des Körpers beruht, und diese kann schlechterdings nicht Statt finden, wenn wir bloß denken und sitzen. Der Trieb zur körperlichen Bewegung ist dem Menschen eben so natürlich, wie der Trieb zum Essen und Trinken. Man sehe ein Kind an: Stille sitzen ist ihm die größte Pein, und gewiß die Gabe, Tage lang sitzen und nicht mehr den geringsten Trieb zur Bewegung zu fühlen, ist schon ein wahrhaft unnatürlicher und kranker Zustand. Die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Menschen am ältesten werden, welche anhaltende und starke Bewegung, und zwar in freier Luft hatten. — Ich halte es daher für eine unumgänglich nöthige Bedingung zum langen Leben, sich täglich wenigstens eine Stunde Bewegung im Freien zu machen. Die gesundeste Zeit ist vor dem Essen, oder drei bis vier Stunden nachher. Bewegung mit vollem Magen ist schädlich, ja sie kann, wenn sie sehr stark und der Magen angefüllt ist, gefährlich werden. — Eben in dieser Absicht sind mitunter angestellte kleine Reisen und Excursionen, Reiten, mäßiges Tanzen und andere gymnastische Uebungen so sehr nützlich *), und es wäre

*) Es ist hierüber ein klassisches und unserer Nation Ehre machendes Buch nachzulesen: Guthsmuths Gymnastik, auch dessen Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes, für die Jugend.

Hier könnte man noch Vieth's Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen, 2 Theile; Berlin, 1794—95, anführen, so wie überhaupt, was die Leibes-

sehr zu wünschen, daß wir hierin den Alten mehr nachahmten, welche diese so wichtigen Hülfen der Gesundheit kunstmäßig behandelten, und sich durch keine äußere Verhältnisse abhalten ließen, sie zu benutzen. Am nützlichsten sind sie, wenn nicht bloß der Leib, sondern auch die Seele zugleich mit bewegt und erweckt wird, daher muß auch eine Promenade, welche ihrer Absicht ganz entsprechen soll, nicht allein, wo möglich, in einer unterhaltenden schönen Gegend und nach einem gewissen Ziele angestellt werden. Aber die Bewegungen dürfen auch nicht zu heftig seyn, wenn sie der Gesundheit und Lebenslänge wohlthätig seyn sollen. Es frägt sich also: wie bestimmt man die Dauer und Stärke einer heilsamen körperlichen Bewegung? — Die allgemeinste und sicherste Regel ist die: die Bewegungen werden bis zum heftigen Schweiß oder gänzlicher Ermüdung fortgesetzt." —

Das Spazierengehen ist nicht bloß eine körperliche Bewegung, eine Bewegung, um bloß die Maschine, Körper genannt, aufrecht zu erhalten, der bei der Ruhe früher eintretenden Steifigkeit der Glieder vorzubeugen, so wie überhaupt die frische Thätigkeit und Spannkraft der Muskeln und ihrer Fasern zu erhalten, die bei einer langen Ruhe ihre Elasticität verlieren würden; sondern es ist auch eine Erholung des Geistes, eine geistige Stärkung, indem derselbe durch die angenehmen Gegenstände, die ihn beim Spazierengehen in der freien Natur beschäftigen, eine Frische erhält, die energisch auf den Körper wirkt und dessen Thätigkeit verdoppelt, das heißt, die Spannkraft der Mus-

---

übungen anbetrifft, der Artikel Leibes-Uebung, Theil 72, S. 441—994, nachzulesen ist. Als ein neues Werk ist die Deutsche Turnkunst von Friedr. Ludw. Jahn, und Ernst Eiseln, Berlin, 1816, zu empfehlen, in welchem Werke man auch ein Verzeichniß der besten Schriften über die Leibesbewegungen, im 5ten Abschnitte, S. 247—285, antrifft. Kth.

keln, die Cirkulation des Blutes ꝛc. ꝛc. Das Spazierengehen wirkt also zwiefach, auf den Körper, und auf den Geist. Wenn man bloß spazieren geht, um dem Körper nach langem Sitzen Bewegung zu verschaffen, so kann dieses auch in einem beschränkten Raume geschehen, in einem kleinen Garten hinter dem Hause, auf dem Hofe, oder auch nur in dem Zimmer, indem man solches auf- und abgeht; denn hier ist nur die Bewegung der Zweck des Gehens, wenn aber dem Geiste zugleich eine Erholung nach angestrengtem Denken gereicht oder verschafft werden soll; dann darf man nicht in einem beschränkten Raume hin und her oder herum spazieren; dann muß man das Freie wählen, große, dazu eingerichtete, und mit Bäumen besetzte Plätze, Thiergärten, öffentliche Promenaden oder Spaziergänge; man muß kleine Excursionen oder Ausflüchte auf das Land, nach Dörfern ꝛc. machen, überhaupt auf denjenigen Wegen lustwandeln, von wo aus das Auge, als das sichtbare Zeichen des Geistes, auf romantischen Umgebungen umherschweifen kann, und so auch die Natur dem Geiste eine Erholung gewährt. Daher sind diejenigen Promenaden die besten, wo das Auge eine schöne Aussicht in die Ferne genießt, und der Blick bald auf Wald, bald auf Wiesen, bald auf Kornfeldern ruht. Ein solches Lustwandeln stärkt den Körper und erheitert den Geist, giebt ihm, wie schon erwähnt, eine Frische, die einen wohlthätigen Einfluß auf die Dauer des Lebens hat.

Wie lange man lustwandeln, welche Zeit man wählen, und wie man seine Schritte einzurichten habe, um nicht zu ermüden, und die Mittelstraße zwischen dem zu Wenig und zu Viel zu treffen, läßt sich hier nicht mit Bestimmtheit angeben, so viel ist indessen gewiß, daß man bei dem Letztern nur den Gang gebraucht, den man im Geschäftsleben zu gehen gewohnt ist, den gewöhnlichen Schritt; denn wer schnell zu

gehen gewohnt ist, und wollte auf einem Spaziergange langsam schlentern, seinen gewöhnlichen Gang verändern, bloß weil er glaubt, eine Erholung verlange ein solches Schlentern, der wird gewiß um so eher ermüden, und so umgekehrt derjenige, der langsam zu gehen gewohnt ist, wenn er eilen wollte, als wenn er verfolgt würde. Beide würden also die gewünschte oder gehoffte Erquickung oder Erholung des Körpers und Geistes nicht erhalten. Die beste Zeit zum Lustwandeln ist im Frühjahre und Sommer die Morgenzeit, vor dem Kaffeetrinken, von vier Uhr abwärts, oder der Vormittag von neun bis zwölf Uhr, oder der Nachmittag von fünf bis sieben Uhr. Hierin liegt auch zugleich das: wie lange man lustwandeln soll. Im Herbste und Winter ändern sich nur die Stunden am Morgen und Nachmittage so ab, daß in diesen Jahreszeiten die Morgenstunden wegfallen, und man des Nachmittags im Herbste von 3 Uhr an bis 6, und des Winters von 2 bis 4 Uhr zum Promeniren wählt. Was den Boden anbetrifft, auf dem man spazieren geht, so ist wohl jeder Boden dazu dienlich, nur ist der Sandboden, wo möglich, zu vermeiden, weil dieser beim Gehen viel Staub aufwirft, der sowohl den Augen, wie den Lungen schädlich ist. Auch dunkle Wälder sind zu vermeiden, weil der Boden unter den hohen schattigen Bäumen immer moorig oder sumpfig ist, die Füße dadurch leicht erkälten, und so der Gesundheit geschadet wird; auch ist es schon wegen der plagenden Insekten, wie die Mücken ꝛc., nicht gut, einen solchen Ort zu seinem Spaziergange zu wählen; auch sind alle diejenigen Oerter zu vermeiden, wo mephitische Ausdünstungen ꝛc., wie z. B. in der Nähe von Schindangern u. Anstalten zur Verwandlung d. Menschenkoths in Dünger, von Arsenikhütten ꝛc., sich verbreiten, weil diese nachtheilig auf die Gesundheit wirken, und Erstere auch die Geruchsnerven unangenehm berüh-

ren. Am besten ist es, kleine Anhöhen, die nicht steil hinaufgehen, zu besteigen, und so auf die oben, S. 583, angeführte Abwechselung in der Natur zu blicken. Auch genießt man auf einer solchen Höhe, so wie überhaupt in der freien Natur, reine, gesunde Luft, und die wohlthätigen Strahlen der Sonne, gewiß die köstlichste Lebensnahrung, die dem Menschen zu Theil wird.

Auch die Bekleidung des Körpers muß beim Spazierengehen berücksichtiget werden. Im Frühling und Herbste muß die Bekleidung vorsichtig und nicht leicht gewählt werden, weil in der Regel diese Jahreszeiten wegen der Veränderlichkeit der Witterung, des plötzlichen Wechsels von der Wärme zur Kälte, eine noch warme Kleidung erfordern, und wenn man sich im Frühling nach und nach in der Bekleidung auf den Sommer vorbereitet, und die wärmere wollene, mit einer leichtern baumwollenen, ja linnenen schon vertauscht, so muß man im Herbste die leichtere linnene und baumwollene schon mit einer leichten wollenen Kleidung oder Bekleidung vertauschen, und sich so auf den Winter vorbereiten. Besonders gilt dieses von den Füßen und dem Unterleibe, die man allmählig an den Wechsel der Witterung gewöhnen muß, weil sie der Barometer des Gesundheitszustandes des Körpers sind. Man darf daher die wollenen Strümpfe, wenn man daran gewöhnt seyn sollte, auf seinen Spaziergängen im Frühling, selbst bei schönen warmen Tagen, nicht so gleich auslassen, sondern man kann sie noch immer hin bis zum Anfange des Sommers tragen; eben so die Leibbinden, wer dergleichen trägt und daran gewöhnt ist; auch vertausche man nicht eher einen flanellenen Brusttuch, eine Unterjacke. Schon zu Anfange des Herbstes ist es gerathener, daß diejenigen, die keinen festen, stark nervigten Körper haben, auf ihren Spaziergängen, besonders des Nachmittags,

sich warm bekleiden, eine wärmere Kleidung anlegen, als sie im Sommer getragen, weil im Herbste der Wechsel von Wärme zur Kälte, besonders gegen Abend, noch auffallender ist, als im Frühjahre, und aus der so häufigen Vernachlässigung dieser Regel auch die meisten Krankheiten in dieser Jahreszeit entstehen. Was nun die Bekleidung im Sommer anbetrifft, so wählt man in dieser Jahreszeit wohl die leichteste auf den Spaziergängen, jedoch muß dieses immer mit Berücksichtigung der körperlichen Anlagen und Neigungen geschehen; denn auch in dieser, als der wärmsten Jahreszeit, muß ein schwacher Körper gut bedeckt seyn, wenn gleich nicht in dem Grade, wie in den übrigen Jahreszeiten. Was hier von der Bekleidung gesagt worden, gilt bei beiden Geschlechtern, Männern und Frauen.

Das Zeitwort spazieren kommt, nach Adelung, von dem Lateinischen spatiari, gehen, herumgehen, lustwandeln; im Italienischen spaziari, und ist im Deutschen schon vor langer Zeit aufgenommen worden. Im Theuerdank, Kap. 34, heißt es:

Darnach begab sich auf ein Zeyt,
Das spaciren ging Unfallo.

Und Hans Sachs singt:

Als ich vor ein Holz spaciret,
Darin gar wunniglich hoffiret
Der vogel schar.

Adelung sagt: Durch den häufigen Gebrauch ist es aber nur noch im gemeinen Leben, und höchstens in der vertraulichen Sprechart üblich. Indessen findet man es doch noch bis auf die neueste Zeit in jeder Schrift, und im Hochdeutschen in der Umgangssprache, in der Unterhaltnng in den gebildeten Zirkeln gebräuchlich; und wenn auch das Französische promeniren auf einige Zeit einen Vorrang genoß, so hat es sich doch nicht so hervordrängen können, um spazieren ganz zu verdrängen. Auch findet man hin und wieder

das gute Deutsche Wort lustwandeln wieder in guten Schriften für spazierengehen angeführt; nur Lustwandelung, für Spaziergang, hat noch nicht recht Eingang finden können, obgleich dieses Wort unserer Sprache mehr analog ist, als das Wort Spaziergang und Promenade. Wenn daher zu den Zeiten Adelungs, oder als Adelung sein großes, kritisches, deutsches Wörterbuch herausgab, das von den Pegnitzschäfern einzuführen versuchte lustwandeln für spazierengehen ganz außer Cours gekommen seyn soll, und gleichsam mit denselben abgestorben ist, so scheint es jetzt wieder wie ein Phönix aus seiner Asche zu entstehen, und wahrlich nicht mit Unrecht, weil es ein Wandeln, ein Gehen zur Lust, zum Vergnügen ist, und sich in so fern von dem Gehen in Geschäften ꝛc. unterscheidet.

Spazierer, Podura ambulans, eine Art der Springschwänze, Podurae, kleine Insekten, welche zu dem Schmarotzergeschlechte gehören.

Spazierfahrt, eine Fahrt, welche sowohl zu Wagen, als auf einem Schiffe zum Vergnügen geschieht. Man macht dergleichen Spazierfahrten in der Regel nach benachbarten Dörfern oder von den Städten etwas entfernt liegenden Belustigungsörtern; auch nach Städten, fürstlichen Ruhesitzen ꝛc., theils nun wohl hauptsächlich um die schöne Natur zu bewundern und zu genießen, theils auch um Merkwürdigkeiten der Künste und Gewerbe ꝛc. zu sehen. Man bedient sich zu diesen Spazierfahrten zu Lande der Chaisen und Kaleschen, Ein- und Zweispänner, und zu Wasser der Kähne und Gondeln.

Spaziergang, Fr. Promenade; 1) ein Gang, den man bloß zu seinem Vergnügen, zu seiner Erholung thut oder verrichtet; s. oben, Spazieren. 2) Ein Gang, ingleichen ein Ort, wo man spazieren geht, worauf man seine Erholung im Gehen sucht. Der-

gleichen Erholungsörter, Spaziergänge, muß eine jede Stadt haben, besonders aber große Haupt- und Residenzstädte, in welchen viele Menschen bei einander wohnen und ihre Gewerbe treiben, die sich denn nach der Arbeit, besonders bei sitzenden Gewerben in verschlossenen Zimmern, eine Erholung im Freien machen wollen, eine Erholung im Gehen, auf einem dazu bestimmten Platze ꝛc. suchen. — Große Städte haben mehrere dergleichen Spaziergänge oder Promenaden, sowohl innerhalb, als außerhalb, oder vor den Thoren. Innerhalb der Stadt bringt man dergleichen Spaziergänge gern so an, daß sie nicht fern von den bewohntesten Quartieren, und wenn es seyn kann, in der Nähe von einem Flusse liegen, wenn solcher die Stadt durchschneidet, und daraus mehrere Kanäle durch andere Theile der Stadt geleitet werden, weil hier der Spaziergänger zugleich Veränderung, und bei großer Hitze mehr Kühlung erhalten, auch damit man einen solchen Spaziergang, wenn es sehr trocken und staubig seyn sollte, bewässern kann. Ein öffentlicher, und dem Vergnügen und der Erholung gewidmeter Spaziergang oder Platz, muß nach folgenden Regeln angelegt werden, oder wenigstens giebt man demselben folgende zweckmäßige Einrichtung. 1) Muß derselbe ein längliches Viereck bilden, das wenigstens 100 Fuß breit und 500 und mehr Fuß lang ist. 2) Muß um diesen Platz eine ein-, zwei- und auch dreifache Allee gehen, damit man darin vor der Sonnenhitze geschützt seyn möge. 3) Muß durch einen solchen Platz, wenn er nämlich groß genug ist, eine Kreuzallee gehen, und daher der Platz in vier Quartiere getheilt werden. 4) Muß sich in dem Kreuze oder in dem Punkte, worin die Kreuzallee zusammenkommt, ein großer, runder, oder achteckiger Platz, ein sogenannter Stern befinden, der mit Ruhebänken rundherum besetzt ist, und in dessen Mittelpunkt eine Bildsäule aufgestellt

seyn kann. An schönen Abenden kann hier eine gute Musik unterhalten werden. Auch in den Alleen, die auf oder zu dem Sterne führen, müssen die nöthigen Bänke zum Ausruhen stehen. 5) Muß der Boden eines solchen Spazierganges sehr eben, damit aber das Regenwasser abfließen kann, nach allen Seiten hin abfallend seyn; und dann muß dieser Boden, damit er weder schmierig, noch staubig seyn möge, mit Kies überfahren werden, oder man muß ihn gut zusammenstampfen, damit es sich gut darauf gehen lasse. Der Kiesboden ist für Promenaden der beste; allein der dazu benutzte Kies muß nicht zu grob seyn, weil er sonst den Spaziergängern, besonders den Frauen, beim Promeniren nicht angenehm seyn würde, indem die spitzigen Steine die leichten Sohlen der Sommerschuhe leicht durchreiben und so den Fuß verwunden können. 6) Muß endlich ein solcher Spaziergang an den Orten in einer Stadt liegen, wo er den meisten angesehensten Einwohnern am nächsten ist; damit man a) bei einem plötzlich kommenden Regen bald unter Dach seyn kann. Daher ist es nicht übel, wenn von zwei Seiten des Spazierganges sich Gebäude mit Kolonnaden, Arkaden ꝛc. befinden, worunter man beim Regen leicht Schutz suchen kann. Diese Gebäude können zugleich zu Wohnungen für Kaffetiers, Restaurateurs, Zuckerbäcker, Weinhändler ꝛc. dienen, damit man auch leibliche Nahrung, Erfrischungen ꝛc. haben kann, und wenn ein solcher Kaffetier oder Restaurateur seinen Vortheil berücksichtiget, und auch die gelesensten, beliebtesten Zeitungen, Journale, Flugblätter ꝛc. hält, so wäre zugleich auch für geistige Nahrung gesorgt, wodurch der Genuß beim Spazierengehen noch erhöht wird. Auch könnte man wohl auf dem Stern kleine Zelte oder zierliche Lusthäuschen von Latten- oder Bindwerk anlegen; oder auch bloß auf zierlichen Säulen ruhende Dächer, so daß sie von dem

Laube der Bäume bedeckt oder beschattet würden. b) Wählt man gewöhnlich zu den Alleen Laubhölzer, und unter diesen solche Baumarten, die ein großes Blatt haben und den besten Schatten geben, wie die Kastanien-, Eschen-, Eichen-, Ahorn-, Linden- und Wallnußbäume; man kann aber auch mit Laubholz, welches nur kleine Blätter hat, abwechseln, wie mit Birken, Pappeln, Weiden ꝛc., um die Romantik eines solchen der Erholung gewidmeten Ortes zu erhöhen. In großen Städten kann man auch Plätze anlegen, die einen doppelten Zweck haben, zur Erholung dienen, und auch der Gewerbsamkeit gewidmet sind, indem man ringsherum um einen solchen Platz eine Allee von Bäumen anlegt, die zum Promeniren dient, und auf der Mitte des geebneten Platzes kann der Wochenmarkt abgehalten werden, oder Verkäufe anderer Art Statt finden, wie man solches hin und wieder in großen Städten antrifft. Ein sehr schöner und gewiß einziger Spaziergang ist die Straße unter den Linden in Berlin, auch bloß unter den Linden genannt, welche über 1600 Schritte oder 4000 Rheinländische Fuß lang, und 160 Fuß breit ist. Die eigentliche Promenade in der Mitte, für die Spaziergänger, ist 50 Fuß breit, mit Kies fest gestampft oder Chausseen, und zu beiden Seiten, vom Anfange des Opernhausplatzes an bis zum Ausgange oder dem Ende derselben a. Pariserplatze, mit einem eisernen, von Sandsteinkegeln unterstützten Geländer eingefaßt; so auch zu beiden Seiten von zwei Reihen Bäumen, Linden, Kastanien, Eschen und anderm Laubholze; auch stehen zu beiden Seiten Bänke zum Ausruhen. Zu beiden Seiten der Straße für die Fußgänger kommt der gepflasterte Weg für die Reiter, auch mit einer Reihe Bäumen besetzt, die mit denen der Fußpromenade eine Allee, die gleichsam überwölbt ist, bilden, und zwischen dem Wege für die Reiter und den Häusern, oder der

Häuserreihe, der ganzen 160 Fuß breiten Straße, ist der gleichfalls gepflasterte Fahrweg zu beiden Seiten. Des Abends wird diese Promenade mit Gas erleuchtet. Man kann nun noch, als Fortsetzung dieser Promenade für Fußgänger, Reiter und Equipagen, die breite Straße bis zum Lustgarten und Königlichen Schlosse hin betrachten, von beiden Seiten mit den schönsten Prachtgebäuden, dem Universitäts-Gebäude, dem Opernhause, der neuen Wache, dem Königlichen Pallaste, dem Zeughause ꝛc. besetzt, die, mit dem Königlichen Schlosse im Hintergrunde, einen imposanten Anblick gewähren, und den Spaziergänger fesseln, ja zu so manchen wohlthuenden Betrachtungen stimmen. In entgesetzter Richtung, am Ausgange des Pariserplatzes, das schöne, nach dem Propyläum zu Athen, nur viel größer, erbaute Brandenburgerthor, mit der Quadriga auf dem Plateau, den Triumph des Friedens vorstellend, und durch dieses prachtvolle Thor, wohl das einzige dieser Art in Europa, den Eingang in den Thiergarten, den National- oder Volksgarten Berlins, mit den schönen Promenaden in allen Richtungen, den schattigsten Hainen von Ulmen-, Linden-, Eichen-, Kastanien-, Buchen-, Akazien-Bäumen und anderm Laubholze; Salons von Birken und Weißeichen; Alleen von Pappeln, Birken, Fichten, Erlen und andern Bäumen; Bassins; kleinen Inseln; geschmackvollen Landhäusern und Ruhesitzen; Bildsäulen, Ruhebänken ꝛc. Zu mehreren Seiten dieses Parks liegen verschiedene Kaffeehäuser, Restaurationen, wo man Erfrischungen aller Art erhalten und auch zugleich speisen kann. Der ganze Thiergarten enthält etwas mehr als 819 Morgen, die Länge ist 716 Rheinländische Ruthen, und die ganze Breite ungefähr 280 Rheinländische Ruthen. Durch die Länge geht eine ungefähr 60 Fuß breite, des Abends erleuchtete, Landstraße, Chaussee, nach

Charlottenburg. — In Wien sind die schönsten Spaziergänge im Prater, im Augarten, der Brigittenau, und dann auf den Wällen oder Basteien, wo die Löwel- und Rosenthurmbastei am meisten besucht werden; dann ist die Glacis, ein freier, mit Bäumen bepflanzter, 600 Schritte breiter Rasenplatz zwischen der Stadt und den Vorstädten, besonders in der Nähe des Caroliner Thores sehr beliebt, wo Kaffeehäuser, Mineralwasser ꝛc. vorhanden sind. Man genießt hier einer schönen Aussicht. Der Erstere, der Prater, ein Thiergarten, auf einer großen Insel der Donau, in dem viele zahme, jagdbare Hirsche und anderes Wild gehegt wird, welches beim Lustwandeln angenehm überrascht. Zu beiden Seiten des Praters sind breite, mit doppelten Kastanienbäumen besetzte Gänge oder Promenaden, die Schatten und Kühlung, nicht allein durch das überhängende Laub, sondern auch durch die in der Nähe fließende Donau gewähren. Am Ende des Praters steht die Gloriette, ein sehr angenehm liegendes Sommerhaus. Ueberhaupt genießt der Spaziergänger von mehreren Promenaden des Praters aus der schönsten Aussicht. Unter der Regierung Leopolds des Zweiten überreichte der geschickte Gartenkünstler Herr Petri*) dem genannten Monarchen einen Plan zu einem Nationalgarten in einem dazu schicklichen Bezirke bei Wien anzulegen, der Alles vereinigen sollte, was die Spaziergänger nicht nur für die schöne Natur empfänglich machen, sondern auch den Patriotismus beleben sollte. Der Monarch nahm den Entwurf mit Zufriedenheit auf und übergab ihn der Behörde zur Prüfung. Allein der Plan kam nicht zur Ausführung, weil der Krieg mit den Franzosen diesem Unternehmen nicht günstig

*) Taschenbuch für Gartenfreunde, von W. G. Becker. Leipzig, 1798, S. 183 u. f.

war, indem das Geld zu den Kriegsausgaben nöthig war. Das Schreiben an den Kaiser, worin der Künstler seinen Plan zu einem Nationalgarten theilweise entwickelt, lautet:

„Es ist aus der Geschichte bekannt, daß öffentliche Denkmäler des Verdienstes bei den Griechen und Römern üblich waren, und daß dadurch das Bestreben, dem Vaterlande ersprießliche Dienste zu erweisen, nicht nur aufgemuntert, sondern auch Liebe und Anhänglichkeit zu demselben wirklich erzielt wurden. Da nun dem Staate an jedem Mittel gelegen seyn muß, daß eine richtige Meinung der Menschen von ihren Pflichten gegen denselben befördern und die Vaterlandsliebe in ihren Gemüthern nähren und stärken hilft; und da ihm auch eine bisher unbetretene Bahn, auf welcher ein wahrer und rühmlicher Nationalgeist geweckt und ausgebildet werden könnte, nicht gleichgültig seyn darf; so schien mir ein Volksgarten, durch schickliche und diesem Zwecke entsprechende Anlagen in einen Nationalgarten verwandelt, ein nicht unverwerfliches Hülfsmittel zur Erreichung dieser Absicht zu seyn. Weil ich nun hoffen durfte, daß es Ew. Kaiserl. Königl. Apostol. Majestät nicht mißfällig seyn würde, wenn ich mich allerunterthänigst unterfinge, einen Entwurf zu einem solchen Nationalgarten Allerhöchstdenenselben vorzulegen; so wage ich es hiermit, einen Plan dazu mit der erforderlichen Erläuterung ehrfurchtsvoll einzureichen; denn ich bin sehr überzeugt, daß auch ein öffentlicher Garten, der bloß zum gesellschaftlichen Vergnügen bestimmt ist, Liebe und Treue gegen den Monarchen und den Staat, vermittelst des bildlichen Eindrucks, den die darin befindlichen Gegenstände, bei kluger Wahl und Ausführung, hervorzubringen im Stande wären, befördern und befestigen helfen könne. Gute Lehren, auf den Weg des Vergnügens gestreut, werden oft williger aufgenommen, als solche, die mit der Miene des Unterrichts dargeboten werden, und wurzeln oft tiefer, als wenn sie mit ernsthafter Vorbereitung gepflanzt und gepflegt werden. — Wie schicklich scheint dazu nicht ein Garten zu seyn, der an sich selbst schon so viel Anziehendes für die Empfin-

dungen der Menschen hat, und dabei die Kraft besitzt, durch gut gewählte Hülfsmittel Gedanken und Neigungen zu guten Zwecken zu stimmen. Wie schön wäre es zum Beispiel (um hier nur einige Gedanken zu äußern), wenn es in einem solchen, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten, Garten bestimmte Plätze gäbe, wo, selbst von Seiten eines dankbaren Publikums, nach erhaltener Erlaubniß auf dessen geziemendes Ansuchen, sowohl einigen unserer geliebtesten Monarchen Tempel und Bildsäulen oder Statuen, als auch andern um den Staat verdienten großen Männern Denk- und Ehrenmäler errichtet würden, und wo überhaupt ausgezeichnete Verdienste um das Vaterland, sie mögen durch Heldenmuth oder durch Beförderung des allgemeinen Wohls erworben worden seyn, eine öffentliche Belohnung finden könnten, um Andere zur Nachahmung zu ermuntern. — Aus gleichen Gründen könnte in diesem Garten ein Gebäude aufgeführt werden, in welchem Gemälde aufgehangen würden, die wichtige Scenen aus der Geschichte des Vaterlandes, interessante Züge von Patriotismus, Denkmäler der merkwürdigsten Begebenheiten enthielten. Gleichen Endzweck könnten hier und da lehrreiche Inschriften befördern. Aber zum warnenden Beispiele Anderer könnte auch in einer durch die Kunst hervorgebrachten, Furcht und Abscheu erregenden Parthie eine Schandsäule stehen, an welcher die Namen derer stehen müßten, die sich der Staatsverrätherei schuldig gemacht hätten. Aus einem öfters wiederholten Genuß des Vergnügens am Schönen und Guten erwächst nach und nach das Verlangen nach demselben; und aus dem widrigen Eindrucke, den das Häßliche und Böse auf den Menschen macht, entsteht Widerwillen und Abscheu vor Allem, was der sittlichen Ordnung und folglich der Absicht dieses ganzen Plans entgegen ist. Durch dieses Verlangen und diese Abneigung wird der Mensch zu der edlen Wirksamkeit geneigt, die unablässig für die Beförderung des Guten und Hemmung des Bösen arbeitet.

Sollten nicht von einem Nationalgarten dieser Art, wenn er Alles das vereinigte, was Geschmack und Absicht erfordern, heilsame und wichtige Wirkungen

erzielt werden? — Nichts öffnet vielleicht die Gemüther mehr, nichts macht vielleicht jeden Eindruck wirksamer, als Veranstaltungen, wo sich alle Klassen von Menschen versammeln. Die Kunst, die dann absichtlich auf sie wirkt, hat gewiß einen großen Einfluß auf die Gemüther. Was würden nicht hier patriotische Feste und Feierlichkeiten, die das ganze Volk interessirten, für Wirkung thun. Schon die Ruhe, mit der man überhaupt an einem solchen Orte seinen Betrachtungen nachhängen kann; die Bereitwilligkeit, in Stunden der Erholung jeden Eindruck anzunehmen; die Wirkungskraft, die in der Schönheit der Natur und in dem Wirken der Kunst liegt; Alles vereiniget sich, um einen solchen, der ja überdieß nur die Stelle eines andern schönen öffentlichen Gartens einnimmt, empfehlungswürdig zu machen. Junge Leute, die in der Hauptstadt den Studien obliegen, und sich dann wieder in die Provinzen vertheilen; junge Militairpersonen, die sich dem Staate auf eine andere Weise widmen, und so die ganze hinanwachsende Jugend würden hier lehrreichen Stoff zum Nachdenken finden, und vielleicht zu guten Entschlüssen erwärmt werden, die einen durch das Beispiel eines edlen Patrioten, eines großen Staatsmannes, die andern durch das Muster eines wahren Heldenmuths, einer edelmüthigen Aufopferung aus Vaterlandsliebe, und alle durch schöne Züge großer Handlungen und ächter Treue gegen den Monarchen und das Land. — Gehört nicht ein solcher Garten mit manchen heilsamen Anstalten, zur Erreichung eines solchen Zweckes, in einerlei Rang? — Ich darf mir nicht schmeicheln, einen vollkommnen Plan zu einem solchen Nationalgarten allein entwerfen zu können; aber ich habe doch versucht einen Entwurf aufzusetzen, der auf die Brigittenau angewendet werden könnte, und ich unterstehe mich, ihn nebst beigefügtem Grundriß Ew. Kaiserl. Königl. Apost. Majestät zu Füßen zu legen. Ich würde mich für den glücklichsten Menschen halten und den Gipfel meiner Wünsche erreicht haben, wenn er sich Allerhöchstdero gnädigen Beifalls zu erfreuen hätte. Ich u. s. w."

Wien, den 21. Septemb. 1794 *).

*) Wahrscheinlich ist die Jahreszahl ein Druckfehler, indem

Einige Hauptscenen in dem beigefügten Grundrisse des Nationalgartens wurden auf folgende Weise beschrieben. Der Eingang zu diesem Garten geht durch ein geschmackvolles Thor, an welchem eine kurze und passende Inschrift stehen kann. Man kommt gleich durch ein großes und ziemlich weit sich erstreckendes Schattengehölz. Man übersieht dann mit einem Male eine offene, majestätische und reizende Gegend. Zur Linken sieht man die Donau, einen großen Theil der mit ihren Thürmen und Pallästen prangenden Stadt Wien, und die mit schönen Landhäusern und Gärten bedeckten fruchtbaren Anhöhen von Töbling, Heiligstadt und Nußdorf; im Hintergrunde die majestätischen Gebirge Josephsberg und Leopoldsberg. Auf der rechten Seite erblickt man, in Verbindung mit dieser herrlichen Gegend, einen sehr ausgebreiteten Rasenteppich, auf welchem sich hie und da mit Wahl angeordnete Gruppen von solchen Blumen befinden, die durch ihren vortrefflichen Wuchs dieser Scene angemessen sind. Zwischen diesen Gruppen entdeckt das Auge zwei ausgedehnte Prospecte über die Donau gegen die Auen und den Tabor. Uebrigens könnte diese herrliche Scene auf dem vorerwähnten Rasenteppiche mit einem Denkmale des sich um seine Länder und um die Menschheit so verdient gemachten, und deswegen so verehrten Kaisers Josephs des Zweiten verherrlicht und dasselbe mit einer zweckmäßigen Inschrift geziert werden. Von da führt der Weg zu einem einladenden Schattengehölze, in welchem sich drei verschiedene Wege vereinigen. Verfolgt man den mittleren, so kommt man durch eine heitere und lachende Parthie, von welcher man zur Linken die schöne Aussicht gegen die Donau und die schönen Hügel von Töbling, Nußdorf ꝛc., so wie auch die größeren Ge-

---

der Kaiser Leopold der Zweite schon im Jahre 1792 am 1. März gestorben ist. Ktb.

Gebirge hat, zur Rechten aber groſser und mannigfaltiger Parthieen des Gartens genieſst, wo die vielfältigen und mannigfaltigen Prospecte fast bei jedem Schritte eine neue malerische Form erhalten. Auf diesem Wege gelangt man hierauf durch einige Lustgebüsche, welche durch die Zusammenstellung ihres verschiedenen Laubwerkes und ihrer mannigfaltigen Blüthen das Auge vergnügen, zum Tempel des Vaterlandes, der für Gemälde bestimmt ist, die interessante Begebenheiten des Staates ꝛc. vorstellen und zur Belehrung des Staatsbürgers dienen. Darin kann man auch einige Statuen der Kaiser aufstellen. Edle patriotische Handlungen und ächte Beweise von wahrer Bürgertugend sollten in der Halle desselben auf metallenen Platten durch Inschriften eine ehrenvolle Erwähnung erhalten, wie z. B das rühmliche Verfahren der Bürger von Wienerisch-Neustadt, welche durch eigenen Antrieb die erste freiwillige Beisteuer zu dem so kostspieligen Kriege mit den Franzosen, als Republikaner, darbrachten. Die Lage dieses Tempels ist offen, frei und majestätisch, wodurch das Gemüth schon durch das Aeuſsere zu dem feierlichen groſsen Auftritte gestimmt wird, dem man sich nähert. Eine edle Architektur muſs diese Erwartungen und Empfindungen möglichst verstärken. Der Standort des Tempels ist auch der vortheilhafteste Punk für die schon bezeichneten Aussichten. Bei der hintern Fronte befindet sich ein sehr geräumiger Rasenplatz, von Gehölzen in natürlichem Style umgeben, die nach den Begriffen von schönen Formen und Farbenmischungen geordnet sind, und über welche sich wieder starke Massen und Gruppen von solchen Arten von Bäumen erheben, die über das Ganze den Charakter von Ernst und Würde verstärken helfen. Auf den groſsen und freien Rasenplätzen sey ein Denkmal für eine groſse wichtige und feierliche Begebenheit des Staats be-

stimmt, die von allgemeinem Einfluß auf das Wohl desselben gewesen ist. Verläßt man diesen Tempel des Vaterlandes und verfolgt den Weg, welcher sich linker Hand durch das Gebüsch schlängelt, so erscheint dann wieder auf einmal eine große und herrliche Aussicht nach der Donau und der daran grenzenden Gegend zu, als auch selbst in diesem auf eine harmonische Weise damit in Verbindung gesetzten harmonischen Theil des Gartens. Und nachdem man durch ein kleines frisches Gehölz gekommen, wird man wieder durch ein Gebäude von hohem Style überrascht. Kühn und edel erhebt sich auf einer sanften Anhöhe der Tempel des Sieges, von Griechischer Architektur, welcher einem wichtigen Siege gewidmet, und von dem Orte, wo er erfochten worden, den Namen führen kann. Hinter demselben entdeckt das Auge eine unermeßliche Landschaft nach Oberösterreich und der Douau hin, die sich hier in ihrer ganzen Größe zeigt, und deren schöner Spiegel sich nach und nach in die Ferne verliert. Zur Linken erscheinen wieder die sanften Anhöhen von Töbling, Heiligstadt und Nußdorf, und hinter denselben die auf den Spitzen der majestätischen Berge erbauten Klöster Josephsberg und Leopoldsberg — eine Aussicht, die man zu sehen gewiß nie ermüdet und die dem Gegenstande der Sache nicht angemessener seyn kann. Schlägt man nun den mittlern Weg durch das angrenzende große und schattige Gebüsch ein, so entdeckt man am Ende desselben, in einem großen und offenen, Ernst und Würde ankündigenden Waldbezirke, wo man sehr ausgedehnte Aussichten in verschiedene Theile des Gartens und rechts über die Donau hat, zwischen hohen und kühnen Bäumen die kolossalische Statue oder Bildsäule eines berühmten Helden, in völliger Kriegsrüstung, auf einer Säule ruhend. Von diesem Standpunkte leitet der Weg, der nun mit jedem Schritte eine ernsthaftere Gestalt und dabei den

Charakter des Traurigen annimmt, in eine einsame und melancholische Parthie, bis man endlich zu einem Denkmal des Schmerzes kommt, das eine unglückliche Begebenheit solcher Personen vereiniget, die aus reiner Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem Vaterlande sich zum Besten und Wohl desselben aufopferten. Auch könnte hier dem Andenken eines großen Ministers, Staatsmannes ein Denkmal errichtet werden, der das Wohl des Vaterlandes in der Zeit seines Wirkens nie aus den Augen verloren. Weiterhin gelangt man aber nach und nach zu einer Furcht und Grausen erregenden, dunkeln und rauhen Gegend, wo sich eine Schandsäule befindet, welche die Namen Derer tragen soll, die sich des Verbrechens der Staatsverrätherei ꝛc. schuldig gemacht haben. Noch eine Weile behält dieser Weg den Charakter des Wilden, und geht dann wieder in den Charakter des Ernstes über. Nach und nach wird die Gegend wieder angenehm und reizend, und nun gelangt man zu dem Tempel des Friedens. Dieser hat eine sehr angenehme, Fröhlichkeit und Heiterkeit verkündigende Lage. Zur Rechten hat man durch die geschmackvollsten Parthien des Gartens den herrlichen Anblick der Stadt Wien, und zur Linken ein anmuthiges Lustgehölze. Gerade vor sich erblickt man einen sehr geräumigen Teich, und in der Mitte erblickt man das Elysium. Fährt man auf einem Schiffchen zu dieser angenehmen Insel hinüber, so wird man auf verschiedenen Pfaden, die mit schönen Bäumen und Gesträuchen umgeben sind, zu einem runden Tempel geführt, in welchem die Büsten großer, um das Vaterland verdienter Männer mit zweckmäßigen Aufschriften in besonderen Nischen aufgestellt werden. Entfernt man sich wieder von diesem anmuthigen und freundlichen Ort, der, weil er durch stilles Gewässer von allen Parthien des Gartens getrennt ist, sich zu der erwähnten Absicht schickt, und von der

hintern Seite der Insel zu dem gegenüber liegenden Ufer führt, so gelangt man rechts nach einem angenehmen Spaziergange an den schönen Ufern dieses Gewässers wieder zu dem großen freien Rasenplatze, auf welchem sich das Denkmal des Kaisers Josephs des Zweiten befindet, und hat im Hintergrunde dieser interessanten Scene die Stadt Wien. Von hier führt nun der Weg unter beständiger Abwechselung der vortrefflichen Aussichten gegen die Stadt, die Gegend von Töbling, Heiligstadt, Nußdorf und das Gebirge, als auch nach mehreren großen Parthien des Gartens, zu dem Eingange desselben. Wendet man sich aber beim Teiche links, so kann man ebenfalls an den Ufern desselben eine Weile hinspazieren, bis man endlich rechts durch die plötzliche Erscheinung des Josephplatzes, der schönen Kaiserstadt und der ganzen vorher beschriebenen Gegend, zur Linken aber durch den Anblick der Donau und die schönen Auinseln auf das angenehmste überrascht wird. Von hier führt der Weg wieder in ein anmuthiges Schattengehölz, und am Ende desselben sieht man zur Rechten noch einmal diese schöne Gegend, gerade vor sich den Augarten und zur Linken die Donau und die Taborbrücke. Hierauf kommt man abermals durch ein Gehölz und dann in den Augarten, oder rechts durch das Gehölz, nach vielen und mannigfaltigen Aussichten, über den Josephplatz und in die verschiedenen Parthien des Gartens zum Eingange.

Einen solchen National-Garten, mit Ausnahme der Denkmäler berühmter Regenten, Helden und Staatsmänner, Ehren- und Schandsäulen, können wir Berliner uns rühmen an unserem, schon oben erwähnten, Thiergarten zu besitzen, und wenn uns auch der Anblick auf die majestätische Donau und auf Anhöhen und Gebirge abgeht, so gewährt uns die Spree zur rechten Seite des Thiergartens von der Stadt Ber-

lin aus, mit dem jenseits liegenden Moabit ꝛc. eine sehr interessante Aussicht, und um so mehr, da sie von keinen Höhen begrenzt wird. — Dergleichen öffentliche Spaziergänge findet man nun bei jeder großen Stadt zur Erholung und zum Vergnügen der Einwohner. So hat Paris seine Boulevards, wozu noch drei und zwanzig neue gekommen, die von der rue concorde bis zur rue des filles du calvaire gehen, mit schönen Promenaden und mit unzähligen Café's und Restaurateurs besetzt; den Garten der Tuillerien mit schönen Spaziergängen, die von hohen, majestätischen Bäumen beschattet werden, und wo von allen Seiten zahlreiche Blumen prangen, ihren Balsamduft aushauchen, und die Nachbildungen der herrlichsten Werke des Alterthums in dunkeln Bosquets vertheilt stehen, die den Spaziergänger angenehm überraschen. Links in diesem Garten führt ein breiter Weg an den belebten Ufern der Seine hin, und gewährt den Lustwandelnden auch hier eine mannigfaltige Abwechselung. Den Garten Tivoli, mit den lieblichsten, dunklen Irrgängen, kleinen Thälern, Englischen Parthien und freien Plätzen, kunstlich geschlungenen oder verschlungenen Weinlauben, und einer freien Aussicht auf Paris; die Champs Elisées oder Eliseischen Felder, und eine große Anzahl anderer Gärten, Plätze ꝛc. zum Promeniren bestimmt, oder doch benutzt. — London hat seinen St. Jamespark zum Spaziergange der Einwohner. Dieser sogenannte Park ist kein mit Englischen Parthien angelegter Garten, sondern nur eine grüne Ebene, auf der zu beiden Seiten doppelte Alleen von Ulmen, Linden und Roß-Kastanien von Osten gegen Westen gehen. Die Promenaden sind Kiesgänge oder mit Kies festgestampfte Gänge, wovon die nördliche die Mall heißt, die beste und schattigste und 1000 Schritte lang ist. In der Mall stehen hin und wieder Bänke zum

Ausruhen. Dieser Garten wird des Abends erleuchtet. Kein Spaziergang in London wird häufiger besucht, als dieser Park; man findet hier unzählige Menschen aus allen Ständen, die bis zur Dämmerung, ja viele auch bei der Erleuchtung bis in die Nacht spazieren gehen. Ferner dient den Londonern zum Spaziergange der Greenpark, der Hydepark, welcher sechs Meilen (Englische) im Umfange hat, mit einer Mauer eingeschlossen ist, und viel Wild enthält. In demselben ist ein großes Bassin und ein kleiner sich schlängelnder Fluß. Man kommt zu diesem Garten vom St. Jamespark über Greenpark, alle drei Gärten hängen also zusammen, oder stoßen wenigstens aneinander. Der Greenpark ist ein grüner, weicher Rasenplatz, um den ein breiter Spaziergang geführt ist. An der Westseite befindet sich eine Anhöhe, Constitution hill genannt, und ein daneben liegender Platz, der mit verschiedenen Bäumen besetzt ist, heißt the Wilderness. Alle diese Gärten sind von schönen Pallästen und Häusern umgeben. Dann dienen zur Erholung die sogenannten Theegärten mit schönen Alleen und wilden, romantischen Parthien für das Auge und zur Erhebung des Gemüths, und viele der öffentlichen Plätze, die groß und zum Theil mit sehr schattigen Bäumen besetzt sind. — In Madrid ist der Prado der besuchteste Spaziergang der Einwohner. Er liegt im östlichen Theile dieser Residenzstadt, und durchschneidet dieselbe vom Thore de Recoletos bis zu dem von Atocha, und ist ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden lang. Die Alleen desselben, welche größtentheils aus Ulmen bestehen, werden wieder von den Straßen de Alcala, de San Geronimo, del Jardin Botanico und de Atocha durchschnitten. Dieser Spaziergang ist mit Alleen, Bänken, Springbrunnen ꝛc. besetzt. Fischer entwirft in seinem Gemälde von Madrid, S. 72, einen schönen Umriß dieses Spazierganges. Der

Anfang desselben bei dem Thore de Recoletos besteht nur aus einer Allee und wird wenig besucht, ist aber am Ende gegen das Thor von Alcala durch einen großen, prächtigen Springbrunnen verziert. Der zweite Theil von der Straße de Alcala bis zu der de San Geronimo, hat eine breite Mittelallee, neben der ein Fahrweg hinläuft, zwei Seitenalleen, die mit Bänken besetzt sind, und einen schönen, antiken Springbrunnen. Der dritte Theil, von der Straße de San Geronimo bis zum Jardin botanico oder botanischen Garten, hat nur zwei Seiten-Alleen, die den Fahrweg einfassen, und ist am obern und untern Ende mit zwei Springbrunnen verziert. Der vierte Theil von dem eben genannten Garten bis zur Straße de Atocha läuft längs des Gartens bis zum Thore hin, wo auch ein großer Springbrunnen steht. Zu beiden Seiten dieses Spazierganges zieht sich eine Reihe von Häusern und Gärten hin. Der erste Anblick des Prado von der Straße de Alcala hinein, soll wirklich etwas Imponirendes haben, welche Größe des Eindruckes durch die breite Straße, die benachbarten Palläste, die schön gebauten Klöster mit ihren Terrassen, das prächtige Thor, die schönen Alleen und die vortrefflichen marmornen Springbrunnen hervorgebracht wird. Dasselbe ist auch der Fall beim Eintritt von der Straße de San Geronimo, wo an den Ecken Palläste und Klöster stehen, und der höher liegende Retiro mit seinen buschichten Alleen die Aussicht schließt. Die Bewässerung der Bäume geschieht durch kleine Kanäle, und wird im Sommer zweimal vorgenommen. Es werden hier zur Bequemlichkeit der Spaziergänger auch Stühle ausgesetzt, und zur Erfrischung und Erquickung bieten hier Zuckerbäcker und Orangen-Verkäufer ihre Waaren aus. Ferner hat Madrid noch die sogenannten neuen Spaziergänge, welche unter der Regierung Karls des Dritten, theils im öst-

lichen, theils im westlichen Theile von Madrid angelegt worden sind. In jenem ist es die schöne Allee am Thore de Atocha, die links vom Prado nach einem Dominikaner-Kloster führt, gewöhnlich aber einsam ist, und daher nur von solchen Spaziergängern besucht wird, die sich stillen, religiösen Betrachtungen weihen. Besuchter sind die Alleen am Thore de Atocha, die zwischen schönen Gemüse- und Waizenfeldern bis an den Manzanares führen. Sehr angenehm und schattig ist die Allee, die längs der Mauer des Retiro an gut bebauten Feldern hinführt. Im westlichen Theile der Stadt findet man vor dem Thore de Segovia die schönen Alleen nach dem Prado, von wo aus der Spaziergänger rechts auf der Anhöhe den neuen Königl. Pallast, links in der Tiefe die buschichten Pflanzungen am Manzanares vor sich hat, je weiter man nun kommt, je ländlicher werden die Aussichten, indem man die Quadarramagipfel im Gesichte hat. Dann der Gang am Manzanares, wo es Alleen und Bosquets giebt, die wegen der benachbarten Waschplätze und Badehäuser sehr lebhaft sind ꝛc. ꝛc. — St. Petersburg hat mehrere schöne Spaziergänge, außer den Promenaden in den dem Publikum geöffneten Kaiserl. Gärten und den Gärten vieler Großen. Zu den Ersteren gehören: die Promenade vor der neuen unter Alexander dem Ersten erbauten Börse oder das Börsengebäude. Diese Promenade bildet einen etwas ins Oval gezogenen Halbzirkel, und der breite erhöhete Fußweg ist von Granit; die Promenaden auf dem großen Quai oder Kai der Newa, und dem Kai zu beiden Seiten der Fontanka, deren Boden gleichfalls mit Granitwerkstücken belegt worden, sind wegen der herrlichen Aussicht auf die Flüsse und das Gewühl oder Gewimmel auf denselben; dann wegen der herrlichen Prachtgebäude längs den Ufern, und der Kühlung, die man im Sommer dort genießt,

sehr interessant, und werden auch häufig von Spaziergängern besucht. Die Allee in der schönen Newskischen Perspective, 558 Faden lang. Unter den anmuthigen Spaziergängen der Gärten gehören diejenigen in dem ersten Kaiserlichen Sommerpallaste an der Newa und Fontanka; in dem Kaiserlichen Italienischen Garten auf dem Stückhofe, und in vielen andern Gärten der Großen, die den anständig gekleideten Spaziergängern gleichfalls geöffnet sind; dann die Promenaden nach Katharinenhof; auf der Insel Krestowskoi, auch Christowsky genannt, der Prater der Petersburger, wo der berühmte Rutschberg ist ꝛc.

Auch kleinere Residenz- und Hauptstädte haben sehr gut angelegte Spaziergänge, besonders wenn die Natur noch der Kunst zu Hülfe gekommen. So hat Dresden die schöne Promenade auf der 570 Schritte langen mit der Bildsäule August's des Zweiten geschmückten Elbbrücke, die des Abends durch 34 Laternen erleuchtet wird. Der $13\frac{1}{2}$ Ellen breite Fahrweg ist gepflastert und die $2\frac{1}{4}$ Ellen breite Fuß- oder Seitenwege sind mit großen Sandsteinen belegt, und zur Bequemlichkeit der Fußgänger eingerichtet. Die Brücke ist, der ganzen Länge nach, zu beiden Seiten mit eisernem Gitterwerke verziert, und die Pfeiler sind mit Ruhebänken versehen. Man genießt von dieser Brücke zu beiden Seiten die schönste Aussicht auf den breiten Elbstrom und auf die nahen und fernen Umgebungen desselben. Die 370 Schritte lange schöne Lindenallèe in der Neustadt, von der man eine schöne Aussicht auf die Elbbrücke genießt; die schöne Allee hinter dem Pallaste des Gouverneurs im Zeughofe; die schattige Kastanienallee in der Wilsdruffer Vorstadt; der Zwinger; die Ostrawiese ꝛc. Spaziergänge oder Promenaden in den Gärten findet man in dem sogenannten großen Garten, der 2500 Schritte

lang ist, eine Restauration und auch Trinkstuben bei den Thorwärtern hat; in den Gärten der Prinzen Anton und Maximilian, die schöne Parthien enthalten, und der eine die Aussicht auf üppige, daran grenzende Felder, und der andere über die Elbe und nach dem gegenüber liegenden Garten des Japanischen Pallastes hat; in den Gärten vieler Großen, wie in dem ehemaligen Graf Brühlschen, dem Marcolinischen, Orlowschen ꝛc. Garten. In den Umgebungen Dresdens enthält der Plauensche Grund die angenehmsten Spaziergänge. Der Wanderer wird hier immer mit neuen Naturgegenständen überrascht. Wasserfälle, Höhen mit Kornfeldern bekränzt, einzelne Bauernhäuser, mit Gärten umgeben, Mühlen, hinter Gebüsch hervorragende Dörfer wechseln unaufhörlich ab; dann sind die Spaziergänge im Zschoner Grunde sehr angenehm, wenn sie gleich keine so überraschende Naturscenen darbieten, als im Plauenschen Grunde. — München hat schöne Promenaden in dem sogenannten Hofgarten, in welchem die Gänge mit feinem Kies bestreuet und mit schattigen Bäumen fast überwölbt sind; im Winter und bei nasser Witterung gewähren die bedeckten 2300 Fuß langen Arkaden an den Seiten einen angenehmen, trockenen, auch sehr besuchten Spaziergang; dann in dem nach Rumford's Angabe oder Plan angelegten Englischen Garten mit Wasserfällen, Denkmälern, Tempeln ꝛc. geschmückt ꝛc. Dann sind auch die beiden Baumgänge zunächst der Residenz, und der Promenadenplatz, auch Paradeplatz genannt, und die Promenade an der Isar ꝛc. sehr angenehme Spaziergänge. — Hamburg hat seine Spaziergänge an der Alster, auf den Wällen, dem Jungfernstieg, und in vielen sehr reizend gelegenen Gärten; nach Altona ꝛc. — Frankfurt am Main hat angenehme Spaziergänge, sowohl einzelne Promenaden, als auch dergleichen in den

Gärten, in welche die abgetragenen Festungswerke verwandelt worden; dann auch in der Umgegend. — Potsdam hat sehr anmuthige Spaziergänge, sowohl in der Stadt, als auch vorzüglich in der Umgebung. Hier haben sich Natur und Kunst vereiniget, um den Lustwandler zu überraschen, und ihm auf seinen Promenaden Vergnügen zu gewähren. Die Promenaden in dem Lustgarten, mit dem Bassin; in demselben gewahrt man Neptun und Amphitrite auf einem mit Seepferden bespannten Wagen aus Stein gehauen in kolossaler Größe. Die schöne Lindenallee am Wasserthore, die Garnisonplantage, ein mit doppelten Reihen Platanen, Ahorn und Pappeln bepflanzter Platz. Die Promenaden auf dem Wilhelmsplatze. Der Platz bildet ein längliches Viereck, mit Pyramiden, Platanen, Pappeln, Linden und andern Bäumen in verschiedenen Gängen eingefaßt. Die schönen Promenaden in dem weitläuftigen, geschmackvoll mit Bäumen aller Art, Orangerie, Tempeln, Bildsäulen ꝛc. geschmückten Garten des Königl. Lustschlosses Sanssouci, dem Lieblingsaufenthalte Friedrichs des Großen; die Spaziergänge in dem Garten des Königl. Marmorhauses am heiligen See; die Spaziergänge auf dem Brauhausberge ꝛc. ꝛc. Hier mehrere Spaziergänge anderer Städte anzuführen, von denen die kleinern oft durch die Natur weit reichhaltiger damit bedacht worden, als weit größere Städte durch Anlagen der Kunst, würde zwecklos seyn und von dem eigentlichen Zwecke dieses Artikels zu weit entfernen. Die oben angeführten Beispiele von Spaziergängen in großen Städten sollen nur beweisen, daß eine jede Regierung so viel, als möglich, dafür sorgt, Spaziergänge um die und in den Städten anzulegen, damit die Einwohner sie zur Erholung und zum Vergnügen benutzen oder besuchen können; ja man geht jetzt noch weiter, indem man auch die Wege

nach den, den großen Städten nahe liegenden Dörfern, die deren Umgebung bilden, zu Promenaden umwandelt, das heißt, zu beiden Seiten des in eine Chaussee verwandelten Fahrweges Bäume setzt, und die Seitenwege für die Fußgänger mit feinem Kies bestreut, so daß sie unter den schattigen Bäumen den angenehmsten Spaziergang bilden; und da gewöhnlich zu beiden Seiten hin und wieder Häuser in einem guten Style, ja oft die schönsten, geschmackvollsten Landhäuser ꝛc. ꝛc. gebaut worden, so wandelt man in angenehmer Umgebung $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ ꝛc. Meilen, so entfernt ein solches Dorf von einer Residenz- oder Hauptstadt ꝛc. liegt, bis zu demselben fort, und hat zu beiden Seiten freie Aussichten auf schöne Getreidefelder, Gärten, Anhöhen, kleine Flüsse und Teiche, Mühlen, Dörfer ꝛc., gewiß die schönste Erholung, noch besser, wegen der Abwechselung und reinen freien Luft, die oft in dickbelaubten und beschatteten Gärten und auf den Promenaden in den Städten fehlt. Dergleichen schöne Promenaden hat Berlin nach den Dörfern Schöneberg, Weißensee, Pankow, Schönhausen ꝛc. ꝛc. Zu beiden Seiten des Weges nach dem ersteren Dorfe, besonders zur rechten Seite von dem Potsdamer oder Leipziger Thore aus, liegen die schönsten Landhäuser und andere große städtische Gebäude, und so findet man die Wege auch bei vielen andern großen Städten, die zu den Dörfern führen, wo sich die Städter zu belustigen pflegen. — Auch die Kirch- oder Friedhöfe, Gottesäcker, fängt man in neuester Zeit an so einzurichten, daß sie Blumengärten mit Promenaden gleichen. Man sucht jetzt die ehemals etwas abschreckenden kahlen Grabeshügel, die sich auf dem weiten Raume der öden, nur hin und wieder mit Gras bewachsenen, Kirchhöfe, die gleich Sandhügeln in der Wüste dastanden, mit Rasen und Blumen zu schmücken, legt mit Bäumen bepflanzte und mit Bänken besetzte Spaziergänge darauf

an, so, daß die Kirchhöfe jetzt als wirkliche Gottesäcker prangen, und das Düstere, Grauenvolle verlieren, was sie ehemals hatten, und dadurch die Menschen aus ihrer Nähe entfernten; sie werden jetzt von Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, deren Angehörigen dort schlafen, besucht; nicht allein um den Hingeschiedenen die Stunden der Erholung, sondern auch um sich religiösen Betrachtungen auf den mit sinnig gewählten Blumen und Inschriften geschmückten Gräbern zu weihen, wie jenem Wandrer auf dem Petersberge bei Halle an der Saale, die Inschrift eines Grabmals auf einem Gottesacker: „Fremdling! der du herauf gekommen bist, die schöne Natur zu schauen, erwache über den Gräbern aus deinem Schlummer, und erhebe dich zu dem Gedanken der Unsterblichkeit," eine neue Stärkung gab, seine Fußwanderung durch Thüringen bis zum Rheine unter den Betrachtungen der Allmacht des Schöpfers in den Werken der Natur angenehm zu enden. Auch die Griechen hatten ihre Friedhöfe, wenn man sie bei ihnen so nennen darf, an den Landstraßen und Spaziergängen, auf Höhen ꝛc. Ueberall begegneten dem Wandrer die Male derer, die sich ehedem an diesen Stellen auch des Lebens freueten. Die ganze Flur umher war ein den Elysiumsbewohnern geweihter Tempel, zu dessen Altären andächtige Wandrer wallten und die Mahnen ihrer Lieben opfernd anflehten. In Berlin sind der Hallische Kirchhof, vor dem Thore gleiches Namens, und dann der Georgen-Kirchhof, zwei Gottesäcker, welche die herrlichsten Spaziergänge enthalten, und mit den schönsten Bäumen, Gesträuchen, Blumen, Denkmälern ꝛc. ꝛc. geschmückt sind; sie werden auch sehr häufig von den Einwohnern besucht. In Paris ist der Gottesacker des Pater la Chaise für viele Einwohner ein Erholungsort, und in Pisa zieht

das Campo santo wegen seiner Pracht, wenn nicht so die Einwohner, doch die Fremden an. Ich könnte hier noch eine große Anzahl Fried- oder Kirchhöfe in Deutschland und in einigen andern Reichen anführen, die wegen ihrer schönen Anlagen, geschmackvollen Denkmäler ꝛc. Erholungsörter geworden sind, wenn solches nicht diesen Artikel ohne Nutzen zu sehr ausdehnte; nur dieses sollte hierdurch bewiesen werden, daß geschmackvoll eingerichtete Kirchhöfe sich auch, wegen der schon oben angeführten Gründe, sehr gut zu Erholungsörtern und Spaziergängen eignen.

Außer den schon oben angeführten Regeln bei der Anlegung von Promenaden, muß man bei der Anlage von Spaziergängen, sei es in Gärten oder auf öffentlichen Plätzen, an Chausseen ꝛc., auch auf die Symmetrie oder Eurythmie Rücksicht nehmen; denn alle Spaziergänge müssen so viel, als möglich, symmetrisch angelegt werden; denn da der Mensch im Gehen gewöhnlich einer geraden Richtung folgt, so müssen auch die Alleen nach der Schnur angelegt werden, und wo sie einbiegen sollen, muß solches jedesmal so viel, als möglich, bogenförmig geschehen, es muß eine sanfte Wendung seyn, weil der Körper bei der Erholung, die er genießen will, sich nicht gern zwingt und Schwenkungen, wie auf dem Exercierplatze, macht. Also würde sich ein Garten, in welchem die verschiedenen durchkreuzenden Alleen-Biegungen wie um Straßenecken machen, nicht gut für Spaziergänger eignen, weil der Körper hier immer einen gewissen Zwang erlitte; daher ist die Schlangenlinie und dann die unmerkliche Biegung besonders zu empfehlen; dann müssen die Spaziergänger zu beiden Seiten, wenigstens doch zu einer, eine freie Aussicht zwischen den Bäumen haben, und wo sie von beiden Seiten durch Buschwerk ꝛc. bedeckt ist, da muß sie sich wenigstens vorne öffnen; denn nicht allein der Körper, sondern auch der Geist

will genießen, will sich erholen. Am besten ist es, die Spaziergänge an oder in solchen Theilen der Stadt anzulegen, wo ein Fluß vorbei fließt, weil solches den Spaziergang noch interessanter macht, da auf einem Flusse, ohne seine eigene Lebendigkeit, das Dahinrauschen, und die in ihm lebenden Fische und andern Wasserbewohner, auch das Leben auf demselben in Kähnen oder andern Fahrzeugen ꝛc. viel Unterhaltung gewährt. Zur Besetzung der Spaziergänge wählt man gewöhnlich Laubholz, wie auch schon oben, S. 590, angeführt worden. Zu den dunklen, schattigen Gängen Kastanien, Eichen, Buchen, Ulmen oder Rüstern, Linden ꝛc.; zu den mehr lichtern Pappeln, Birken, Erlen, Weiden, Acazien, Ahorn ꝛc. ꝛc.; auch wählt man mitunter Nadelholz, wie Fichten, Lerchenbäume ꝛc. In neuester Zeit hat man der Pappel bei den Alleen oder einzelnen Promenaden auf großen Plätzen in den Städten, oder vor den Thoren zu den Seiten der Chausseen ꝛc. ꝛc. den Vorzug gegeben, weil sie sehr schnell wächst und in jedem Boden, selbst in bloßem Sande, sehr gut fortkommt; auch ihre pyramidenartige Gestalt oder Wuchs derselben ein schönes Ansehen giebt. Man gebraucht hierzu von den Pappelarten die Silberpappel, Populus alba, Linn.; die weiße oder graue Pappel, Populus canescens, Linn.; und hin und wieder auch die Zitterpappel oder Espe, Populus tremula, Linn.; jedoch sind die beiden zuerst erwähnten Arten die gewöhnlichsten, die man am häufigsten findet, nur soll dieser Baum sehr dem Raupenfraße ausgesetzt oder unterworfen seyn. Die Bäume zu den Promenaden ꝛc. werden aus den Pflanzschulen genommen und dann gleich an Ort und Stelle gesetzt, mit Pfählen gestützt, und fleißig begossen, damit sie gehörig anwurzeln; sobald sie festgewurzelt sind und kräftig zu wachsen beginnen, auch schon eine gewisse Höhe erreicht haben, werden die Stützen wegge-

nommen. — Der Rasen wird zu beiden Seiten des Spazierganges aus-, ab-, oder weggestochen, so daß nichts den Spaziergänger auf seinem Wege hindert. — Ferner müssen Spaziergänge auch gewisse Ruhepunkte haben, sobald sie von großer Ausdehnung sind, Bänke und Zelte oder Häuser, in denen man Erfrischungen haben kann. Erstere kann man auch auf kleinen Spaziergängen anlegen. Bänke ganz von Stein sind nicht zu empfehlen, weil sie leicht zu Erkältung Veranlassung geben; denn der Stein, besonders wenn es des Nachts geregnet haben und er sehr naß geworden seyn sollte, behält eine solche Kälte, wenn er nicht durch die Sonnenstrahlen wieder erwärmt worden, die man durch den Rock und doppelten Beinkleider fühlt, wogegen er wieder durch die Sonnenhitze so erwärmt wird, daß man des Mittags auf ihn nicht sitzen kann. Daher ist das Sitzbrett am besten von Holz, welches man im Spät-Herbste in der Regenzeit, und im Winter aufklappen und anschließen, oder es ganz fortnehmen kann. Die Blöcke oder Füße, worauf das Brett ruhet, können von Stein seyn. Der Anstrich des Sitzbrettes und der Lehne mit Oelfarbe, ist am besten grün oder grau, und wird eben so gemacht, wie es oben, unter Spallier, S. 142, ist beschrieben worden. Die Büsten, Bildsäulen, sind eine Zierde, die Promenaden nicht gut entbehren können, wenn sie auf Schönheit Anspruch machen sollen. Nur muß die Wahl auch dem Vergnügungs- oder Erholungsorte entsprechen. Gewöhnlich verziert man die öffentlichen Spaziergänge mit Bildsäulen aus der Göttergeschichte oder Götterlehre, Mythologie, und dieses ist auch, wenn es eine Flora, Diana, Ceres, Venus, Hygea, die Horen, Grazien, ein Apollo, Amor, Endymion, Satyr ꝛc. ist, sehr passend, wenn sie in Lauben zur Seite der Spaziergänge, oder auf freien Plätzen in der Mitte auf dem

Sterne derselben angebracht werden; überhaupt immer so, daß sie den Lustwandler überraschen. Es würde aber besser seyn, wenn man hin und wieder diese Bildsäulen mit der eines Helden, eines um das öffentliche Wohl verdienten Staatsmannes, eines Gelehrten, Dichters, oder eines sonst um das öffentliche Wohl verdienten Privatmannes ꝛc. ꝛc. vertauschte, um so auch die Verdienste um das Vaterland zu kräftigen, zu stärken, und zur Nachahmung solcher Muster anzufeuern; und hierin ist das, was die Bildsäulen in dem oben, S. 594, angeführten Plan eines National-Gartens anbetrifft, nachahmungswerth, nur die Schandsäule paßt wohl nicht in einem solchen Garten, indem sie nicht nur das Vergnügen des Spaziergängers stört, sondern auch der Wirkung, die sie hervorbringen soll, nachtheilig ist; denn sie würde hier eher als eine Ehren-, denn eine Schandsäule stehen, und könnte gerade die Handlungen, die man dadurch verhütet wissen will, hervorbringen, um sich unsterblich zu machen; wie Herostrat den Tempel der Diana zu Ephesus verbrannte, um dadurch die Unsterblichkeit zu erringen. Ein Ort, welcher der Erholung gewidmet worden, muß nur angenehme Eindrücke in der Seele des Lustwandlers oder Spaziergängers hervorbringen, aber keine unangenehme, und dies könnte doch nur in einem Garten geschehen, wo man z. B. beim Promeniren plötzlich auf ein Hochgericht stieße; es würde die Betrachtungen über Gottes Allmacht ꝛc. in der schönen Natur sehr herabstimmen, wenn man statt der göttlichen Hallen der Natur das menschliche Strafgericht erblickte; jedes an seinem Orte; denn wo das Hochgericht steht, wird man nicht zur Erholung wallfahrten. Eben so oft wird auch mit den Warnungstafeln auf öffentlichen Spaziergängen gefehlt; man findet sie zu oft und ganz an unrechten Stellen auf Promenaden ꝛc. aufgepflanzt, und dann haben sie hin und wieder noch

zu abschreckende Warnungszeichen in Bildern. Dergleichen Warnungstafeln, worauf ein Verbrecher an eine Schubkarre geschmiedet, und hinter ihm ein Büttel ihm den Staubbesen giebt, wobei das Blut den zerfleischten Rücken herabrieselt, mit der Unterschrift: zur Warnung, fand man noch in dem ersten Lüstre dieses Jahrhunderts hin und wieder an den Promenaden des Thiergartens in Berlin aufgepflanzt. Der damalige Präsident, Justus Gruner, welcher späterhin in den Adelstand erhoben wurde, vertauschte diese, dem Zeitgeiste nicht mehr gemäße, Warnungstafeln mit andern, welche die poetische Inschrift trugen: Wandrer, schone diesen Ort, er ist zu deiner Erholung bestimmt; allein auch diese Tafeln, so schön die Inschrift auch den Gebildeten ansprach, waren wohl nicht passend, obgleich man damals den Präsidenten und mit ihm die Aufklärung pries, und die alten, dem Feuer übergebenen Tafeln als widrig, grausam und abgeschmackt verwünschte, ja sie mit Freuden dem Feuer übergeben sah, wie in den finstern Jahrhunderten in Spanien die Ketzer. Man kann hier billig fragen: Für wen sind Warnungstafeln? Für Gebildete oder Gesittete doch wohl nicht; denn diesen sagt, außer den Gesetzen und wiederholten Warnungen in öffentlichen Blättern, wohl ihr Gefühl, daß sie keine Vogelnester ausnehmen, keine Bäume und Sträucher beschädigen, keine Bildsäulen zerstören und andere Frevel an den ihnen hier zur Erholung gewidmeten Orten begehen sollen; sie sind daher für Ungebildete, für den rohen Haufen, und bei dem wirken nur Inschriften, die gleich die Bestrafung der That durch abschreckende Bilder versinnlichen. Die alten Tafeln waren daher zu einer Zeit, wo noch die Roheit eine größere Herrschaft, als die Bildung ausübte, gewiß nicht zu verwerfen, und haben auch genützt, so wie jetzt die in Berlin sehr zweckmäßigen, am Eingange

der Promenaden aufgestellten Tafeln mit den polizeilichen Verfügungen in Hinsicht der Frevler ihre Wirkung thun. Auf den Spaziergängen selbst, so wie überhaupt im Innern der öffentlichen Gärten ꝛc. störe keine Warnungstafel den Spaziergänger, sie gehören nur an den Eintritt in den Garten, oder auf die Promenade; denn wer hier lustwandeln will, kann sich zuerst mit den Gesetzen, wenn er sie noch nicht weiß, bekannt machen, ehe er seinen Spaziergang antritt. Ueberhaupt muß an solchen Orten Alles, was das Vergnügen stören könnte, entfernt, dagegen Alles, was dasselbe befördern und zur Erheiterung des Wallers beitragen kann, angebracht werden. — Von nicht reißenden oder schadenbringenden Thieren werden die Umgebungen der Spaziergänge in Thier- und andern öffentlichen Gärten schon bevölkert; am liebsten oder am interessantesten sind wohl dem Wandrer die Vögel, welche sein Ohr ergötzen; daher muß man Alles nur mögliche thun, um Gesangvögel anzulocken und festzuhalten, indem man dunkle Parthien von Gesträuchen anlegt, worin die Vögel nisten können. Unter den Gesangvögeln sind besonders die Nachtigallen, verschiedene Arten von Grasmücken, wie die Bastardnachtigall, Motacilla hippolaïs; der Mönch, Motacilla atricapilla; die Braunelle, Motacilla modularis ꝛc.; verschiedene Finkenarten, worunter auch der Distelfink oder Stieglitz, der Hänfling, das Rothkehlchen und viele andere, besonders wegen ihres schönen Gesanges beliebt, wenn sie sich daher nicht in einem, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Garten von selbst einfinden sollten, da muß man sie dadurch darin heimisch zu machen suchen, daß man sie ankauft, das heißt, von jeder Art mehrere Männchen und Weibchen, und sie in dem Garten zur Zeit der Paarung im Frühlinge fliegen läßt, und solches mehrere Male wiederholt, so wird man seine Absicht zuletzt gewiß errei-

chen; denn wenn mehrere Paare davon nur erst ein Jahr daselbst genistet haben, so kehren diejenigen, welche im Herbste wegziehen, also Zugvögel sind, gewiß alle Jahre, und auch die aufgezogenen Jungen, dahin zurück. Man wird sich auf diese Weise in einigen Jahren eines Vögelchors zu erfreuen haben. Auch suche man diejenigen Thiere, welche den Eyern der Vögel, ja den jungen nnd alten Vögeln selbst nachstellen, wie die Marder, Iltisse ꝛc. aus dem Garten zu vertilgen; so wie auch dafür gesorgt werden muß, daß sich die den Spaziergängern unangenehmen Plageinsekten, wie die Mücken, Stechfliegen ꝛc. nicht zu sehr vermehren, in welcher Hinsicht man keine Pfützen, so wie überhaupt stehendes Gewässer, Moräste, Düngerhaufen, an welchen sich dergleichen Insekten gern aufzuhalten pflegen, dulden muß. Dieserhalb ist auch anzurathen, einen Park oder Thiergarten, so wie überhanpt jeden Lustgarten zum Vergnügen der Einwohner einer Stadt, wo möglich hoch, das heißt, auf einem erhabenen Platze anzulegen, weil hier nicht nur reine gesunde Luft herrscht, sondern auch alle Pfützen und andere Feuchtigkeiten schneller aus- und abtrocknen, wodurch dem genannten Ungeziefer keine Gelegenheit sich zu vermehren gegeben, und auch die Luft mit üblen Ausdünstungen nicht geschwängert wird. — Im Sommer, so wie überhaupt bei trocknem Wetter in warmen Tagen, müssen die öffentlichen Spaziergänge des Morgens fleißig begossen oder besprengt werden, welches am besten mit einer Maschine erreicht wird, welche die Gestalt eines Fasses hat, auf einem Wagen liegt oder ruht, und hinten unterhalb eine von Eisenblech daran befestigte, lange Röhre, mit kleinen Löchern versehen, hat, wovon eine Seitenröhre in die Maschiene oder in das Faß geht, die oben mit einem messingenen Hahn versehen ist. Die Maschine wird nun mit Wasser angefüllt, zwei Pferde vor den Wagen gespannt, und so

die Promenaden herauf und herunter gefahren, indem der Hahn geöffnet wird. Das Wasser spritzt nun aus den kleinen Löchern der quer liegenden, langen Röhre, gleich einem Regen, auf den Spaziergang, und benetzt oder bewässert ihn. Wenn das Faß leer ist, so wird es an dem dazu bestimmten Brunnen oder Flusse, im, oder in der Nähe des Gartens oder der Promenaden wieder gefüllt, und so mit dem Besprengen fortgefahren, bis die ganzen Wege benetzt sind. An sehr heißen Tagen wird dieses Besprengen mehrere Male des Tages vorgenommen, um dadurch den Staub zu bannen. — Daß man Kaffeehäuser, Restaurationen ꝛc. an dazu bestimmten freien Plätzen oder großen, breiten Wegen, von wo aus man eine schöne Aussicht genießt, anlegen, und auch Sommerhäuser an dazu passenden Oertern erbauen lassen muß, ist schon oben erwähnt worden. Was die Anlegung von öffentlichen Gärten, Parks ꝛc. im ausgedehnteren Verstande anbetrifft, so gehört dieses nicht hierher, davon handeln die Artikel Garten, Th. 16, S. 147 — 390, und Park, Th. 107, S. 588 — 627. Bei beiden Artikeln findet man auch die darüber handelnden Schriften, Gartenschriften, erwähnt oder angeführt.

Man hat nun noch Spaziergänge in Privat-Gärten und sogenannten öffentlichen Gärten, in welchen der Eintritt aber nur durch ein gewisses Eintrittsgeld gestattet, oder wo man doch gewissermaßen gezwungen ist, wenn kein Eintrittsgeld genommen wird, Etwas zu verzehren. Dergleichen Gärten sind oft mit vielem Geschmacke angelegt, wie z. B. das Tivoli in Berlin, Wien, Paris ꝛc.; dann das Elysium in Berlin, und eine große Anzahl Kaffee- und Blumengärten mit Treibhäusern und andern angenehmen Parthien zur Erholung; allein alle die genannten Gärten, so schöne Spaziergänge sie auch enthalten, legen immer

dem Spaziergänger eine gewisse Verbindlichkeit auf, beschränken seine Freiheit, weil sie entweder erst erkauft oder doch erbeten werden muß, wie bei den Privatgärten, und also können sie in sofern nicht mit den öffentlichen, sogenannten nationalen verglichen werden, die ein jeder ohne Unterschied nach seiner Bequemlichkeit besuchen kann, ohne daß sein Geldbeutel in Anspruch, noch sein Wille beschränkt oder behindert wird. Indessen sind die Spaziergänge in den zuletzt genannten Gärten, für diejenigen, welche sich gern in ausgesuchter, wenn gleich auch gemischter, Gesellschaft befinden und das Geräusch lieben, gewiß sehr willkommen; denn da in vielen dieser Gärten auch andere Vergnügungen, wie Rutschbahnen, Kreisfahrbahnen, Schaukeln, Feuerwerke, equilibrische, magische und andere Vorstellungen, Konzerte ꝛc. ꝛc. dargeboten werden, so fehlt es dem Spaziergänger auch nicht an Unterhaltung. Ein Mehreres von diesen Gärten wird unter Tivoli in T., und Volksbelustigung in V. vorkommen. — Spaziergänge in den Gallerien und Vorsälen, s. Spaziersaal. — Auch die Spaziergänge, die man in einigen Städten unter den Häusern, gewöhnlich an öffentlichen Plätzen, Märkten ꝛc., auch an und auf Brücken findet, die sogenannten Arkaden oder Bogenlauben dürfen hier nicht anzuführen vergessen werden. S. den Art. Laube, Theil 65, S. 636, und Arkade, im Supplement; auch Gallerie, Th. 15, S. 775. — Von den Spaziergängen bei den Römern, s. Porticus, Th. 115, S. 187. Die Römer hatten zu Rom eine große Anzahl solcher Säulenhallen, welche schöne ausgelegte Fußböden und Decken hatten. Man nannte diese Colonnaden oder Säulenhallen, nachdem die Säulen entweder enge oder weit von einander standen, opera pycnostyla, systyla, eustyla, dyastyla, araeostyla, dicksäulig, nahsäulig, schön-

säullg, weitsäulig oder rarsäulig. Zwischen den Säulen standen Bildsäulen, und an den Wänden befanden sich die kostbarsten Gemälde, so daß ein solcher Spaziergang zugleich dem Auge eine sehr angenehme Weide war. Diese Säulenhallen dienten nicht allein zu Spaziergängen, sondern es wurde auch darin Rath gehalten, Recht gesprochen, fremden Gesandten Audienz ertheilt, Schriften vorgelesen, kostbare Sachen verkauft ꝛc. Vornehme ließen sich von ihren Sklaven darin herum tragen; auch wurden Triumphmahle darin gehalten ꝛc. Viele dieser Hallen waren prachtvoll mit Säulen des schönsten Marmors, mit Gold, Silber und andern Kostbarkeiten geschmückt. Die vorzüglichsten Säulenhallen in Rom waren: der Portikus des Apollo Palatinus, welcher sich am Pallaste des Augustus befand, und dessen Säulen von Numidischem Marmor waren. Auf der einen Seite standen zwischen denselben die funfzig Töchter des Danaus, auf der andern die funfzig Söhne des Aegyptus. Er war reich mit Gemälden, Gold und anderen kostbaren Sachen geschmückt. — Der Portikus der Argonauten auf dem Marsfelde, welcher besonders den Müßiggängern zum Spazierengehen diente, und an den Saturnalien zum Verkauf der schönsten Sachen; den Namen hatte er von den Argonauten, welche darin abgebildet waren. — Der Portikus der Europa, an dem Marsfelde, worin die Geschichte oder Fabel der Europa abgemalt war. Dieser Spaziergang war sehr besucht, weil er nur die Abendsonne hatte. — Der Portikus der Isis, von den Gemälden, welche die Isis mit ihren Priestern vorstellten, worunter auch der Kaiser Commodus als Oberprieſter vorgestellt worden, so genannt; er hieß auch von seiner Gestalt Porticus curva, und war besonders wegen seiner musivischen Arbeit berühmt. — Der Portikus des Nero, welcher bei

dessen goldenem Hause stand, war dreifach, und nach Einigen 1000 Fuß, nach Andern 1000 Schritte lang; indessen wird beides bezweifelt, weil der Pallast nicht so lang gewesen seyn soll, es also auch nicht der Portikus seyn konnte; denn tausend Schritte würden zu groß und tausend Fuß zu klein für den Pallast gewesen seyn, also soll hier tausend nur so viel bedeuten, als groß oder viel. — Der Portikus der Octavia, welcher zu Ehren der Schwester des Augustus erbaut worden, war einer der schönsten zu Rom, nicht nur wegen der schönen Marmorsäulen Jonischer Ordnung, als auch wegen der Bildsäulen und Gemälde. — Der Portikus des Cajus Octavius, auch Portikus des Perseus genannt, weil dieser König mit seinen Thaten darin abgebildet worden, auch Corinthischer Portikus, wegen der Corinthischen Bauart, wurde von dem oben erwähnten Octavius von der Macedonischen Beute erbaut. Es war eine mit der schönsten und angenehmsten Säulenhallen, welche Augustus, nachdem sie in Verfall gerathen, wieder herstellen ließ. — Der Portikus des Philippus, welcher bloß zur Bequemlichkeit und Erholung der Bürger und zur Zierde der Stadt erbauet worden. — Der Portikus des Pompejus, welcher sich beim Theater des Pompejus befand, diente dem Volke zum Schutze vor dem Regen, wenn solcher während der Spiele einfiel. Er war sehr angenehm, und besonders mit Platanen umgeben, hatte hundert Säulen, seine Springbrunnen, und in dem daran liegenden Dickicht die Bildsäulen vieler wilden Thiere. Die Wände der Halle waren nicht nur schön gemalt, sondern auch mit durchwirkten Tapeten verziert. Es waren überhaupt in Rom über vierzig dergleichen Säulenhallen zur Erholung der Einwohner. — Auch die Feldwege zwischen dem Acker ꝛc. auf dem Lande, in der Nähe von großen Städten werden jetzt, so viel,

als möglich, geebnet und gangbar gemacht, so daß der Freund der ländlichen Natur auch hier seine Erholung zwischen Getreidefeldern beim Gesange der Lerchen ꝛc. erhalten kann. Von den Feldspaziergängen und Wegen auf Landgütern, s. Th. 60, S. 41 u. f. — Von dem Gebrauche des Kieses zu Spaziergängen, s. unter Kies, Th. 37.

Wie man Jemanden auf dem Spaziergange magisch verwirren kann. Man bedient sich hierzu des sogenannten elektrischen Spanischen Rohrs. Dieses ist eine hohle Glasröhre von der gewöhnlichen Länge mit dem Beschlage des Spazierstocks oder des Spanischen Rohrs, und auch eben so gelb oder braun lackirt. Wenn man nun diesen Stock elektrisch haben will, so kehrt man ihn um, damit der bewegliche Draht, der sich innerhalb der Röhre befindet, auf den metallenen Knopf herabsinke, und so setzt man diesen Stockknopf auf den ersten Leiter der Elektrisirmaschine, und ladet ihn, ehe man von Hause weggeht. Sobald er geladen worden, bedient man sich desselben im Spazierengehen, wie eines andern Spanischen Rohrs, und trägt ihn an dem seidenen Stockbande an der Hand, man muß aber nicht vergessen, daß er ein Glas ist, ohne daß die Kraft desselben in einem Tage sehr geschwächt wird. Begegnet man nun Jemanden, welchen man durch sein magisches Ansehen überraschen will, so ergreift man ihn vertraulich bei der Hand, und hält den Stock dergestalt, daß der bewegliche Draht gegen den metallenen Stockknopf zurückfällt, zugleich berührt man damit den Fuß der Person, so wird dieselbe, besonders bei einer ernsthaften magischen Verbeugung, schnell durch den elektrischen Schlag erschreckt. Wenn der Stock die Elektricität nicht lange genug erhalten kann, so nehme man den Knopf ab, lasse den Kupferdraht herausfallen, und reinige die kleine Glasröhre auf die Art, daß man et-

was Baumwolle oder Leder um den Draht windet, und denselben in der engen Röhre vor- und rückwärts schiebt. Wiederholt man dieses Verfahren von Zeit zu Zeit, so wird sich die elektrische Ladung länger im Stocke erhalten. Man kann auch in die große Glasröhre noch eine kleine stecken, in der sich der Draht verschieben läßt, indessen die äußere Röhrenhälfte mit Silberplättchen belegt wird, oder wie an den Modestöcken mit Metallschnüren bewickelt ist, auf welche Weise die Sache besser von Statten geht. —

Spaziergänger, derjenige, der zu seinem Vergnügen oder zur Erholung seines Körpers und Geistes die öffentlichen Oerter, die der Erholung gewidmet sind, besucht, sich mit Umhergehen daselbst belustiget, oder überhaupt nur um die Zeit hinzubringen, zu tödten, in der Stadt, in den Straßen, auf öffentlichen Plätzen, Promenaden, Gärten ꝛc. umherwandelt.

Spazierort, Spazierplatz, ein Ort, der zum Spazierengehen bestimmt und eingerichtet ist, auf welchem man sich im Gehen erholen kann. Hierzu werden nicht nur die öffentlichen, mit Bäumen besetzten Plätze, sondern auch die einzelnen Promenaden gerechnet, die hin und wieder in den Städten und außerhalb den Thoren derselben angebracht worden. Auch jeder freie Platz, in sofern das Erdreich darauf nur festgemacht, überhaupt der Platz nur geebnet, wenn gleich nicht mit Kies beschüttet und überfahren worden, führt den Namen Spazierort, weil er zu diesem Zwecke benutzt werden kann; s. oben, den Art. Spaziergang.

Spazierplatz, s. den vorhergehenden Artikel.

Spazierreise, eine Reise zum Vergnügen, zur Erholung, jedoch nur auf einen oder einige Tage, in der Umgegend seines Wohnortes; denn jede weitere Reise, wenn sie gleich auch zur Erholung geschieht, hat nicht allein immer noch andere Zwecke, wie z. B. Länder

und Völker, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, Kunstschätze, Schätze der Wissenschaften zu sehen, oder ins Bad zu gehen ꝛc., sondern sie verliert denn auch diejenige Eigenschaft, welche mit dem Begriffe spazieren verbunden ist; denn eine Spazierreise ist vom Spazierengehen in sofern verschieden, daß diese auf eine kürzere Tageszeit, jene auf eine längere, ja auf einige Tage geschieht, und der Zweck einer solchen Reise nur immer ist, sich im Freien zu erholen, die schöne Natur, reine Luft zu genießen. Was man bei einer solchen kleinen Reise für Vorkehrungen trifft oder treffen muß, um sie zweckmäßig, das heißt, wie es die Erholung verlangt, zu machen, wird jeder nach seiner Lage ermessen, und nachdem diese Reise zu Fuß oder zu Wagen gemacht werden soll. Bei einer Fußreise ist es nöthig, sich so zu bekleiden, daß man auch im Nothfall bei jeder plötzlich eintretenden schlechten Witterung vor derselben geschützt seyn kann; dann versehe man sich mit einem guten Stocke, Taschenmesser, Feuerzeug, wenn man Tabak raucht, einer Schreibtafel, und vor Allem mit dem nöthigen Gelde. Reiset man zu Wagen, so hat man die Bequemlichkeit, mehr Wäsche und Kleidungsstücke mitnehmen zu können. Auch vergesse man nicht, statt des Branntweins, ein Fläschchen mit Hoffmanns Tropfen (Liquor anodynus mineralis Hoffmanni) beizustecken, wovon man, nach Zurücklegung einer gewissen Strecke, einige Tropfen auf Zucker nehmen kann, den man gleichfalls bei sich führen muß. Ueberhaupt sorge man für Alles, was zu einer solchen kleinen Erholungsreise nöthig ist; denn nur dadurch, daß man auf Alles gedacht, Alles, was nöthig ist, mitgenommen hat, gereicht eine solche Reise doppelt zur Erholung; denn schon der Gedanke: du hast dieses und jenes vergessen, liegen lassen, was du jetzt gebrauchen könntest, ist quälend und vergällt zum Theil das Vergnügen. Man

ches, was noch hieher gehört, ist auch im Art. Reise, Th. 121, abgehandelt worden.

Spazierritt, ein Ritt zu Pferde, bloß zum Vergnügen, zur Erholung; außerhalb der Stadt, im Freien, nach einem nahegelegenen Dorfe. Ein solcher Spazierritt wird entweder mit einem eigenen Pferde oder mit einem geliehenen unternommen. Letztere erhält man in den Städten zu diesem Zwecke bei den Pferdeverleihern, wofür man ein Gewisses zahlt; an manchen Orten haben sie eine bestimmte Taxe, welche sie nicht überschreiten dürfen, nämlich in den Landen, wo die Gewerbefreiheit nicht eingeführt worden. An den Sonntagen werden gewöhnlich die meisten Pferde, besonders von jungen Handlungsbedienten, Künstlern ꝛc., gemiethet; solche Spazierreiter pflegt man scherzweise wohl Sonntagsritter zu nennen.

Spaziersaal, ein Corridor, langer, schmaler Gang in einem großen Gebäude, als in einem Schlosse, Pallaste, einem Kloster, Universitätsgebäude, einer Kaserne, welcher sein Licht oder die Erleuchtung an beiden Enden durch Fenster erhält, und der, außer zum Eingange zu den Zimmern, auch zum Spazierengehen dient. Eigentlich versteht man aber darunter eine eigends zu diesem Zwecke gebaute Gallerie in einem Pallaste, die von beiden Seiten Fenster hat, oder von der einen Seite blinde und von der andern Glasfenster hat. Zur Seite der blinden Fenster werden dann große Spiegel, Gemälde ꝛc. gehangen. Auch werden d. Wände mit Bildhauer-Arbeiten, Stuck ꝛc. verziert. Eine solche Gallerie ist ein eigentlicher Spaziersaal, der zur Erholung dient.

Spazierstock, ein Stock von Holz, Rohr, Stahl, Fischbein ꝛc., den man auf seinen Spaziergängen, als Zeitvertreib, oft auch als Stütze mit sich führt. Die Stöcke zum Zeitvertreibe sind nur dünn und gewöhnlich biegsam, von Rohr, Stahl, Fischbein, diejenigen zur Stütze

sind stark und unbiegsam. Ein Mehreres über diese Stöcke, und den Handel damit, s. unter Stock. Hier will ich nur noch des Spazierstabes oder Stokkes mit einem Schrittzähler Erwähnung thun, welches ein Stock zum daran Gehen ist, nur daß man vermittelst einer daran angebrachten Maschine, die Schritte, die man macht, zählen kann. Der Stock ist hohl, und der unten angebrachte Beschlag ist gleichfalls hohl; in demselben ist eine Scheibe mit einem Sperrrade in einem besonders angeschraubten Lager beweglich angebracht; oder man hat das Lager mit solcher Scheibe an den Beschlag angeschraubt. Der gewöhnliche Stachel des Stabes oder Stockes dient zu einem Drücker, der auf solche Weise angebracht ist, daß, wenn man sich auf den Stock stützt oder stemmt, solcher in die Höhe geht; sobald man aber den Stock wieder in die Höhe hebt, durch eine unter der Scheibe angebrachte Feder wieder nieder- oder zurückgedrückt wird. Der Drücker, welcher gekröpft ist, hat unterwärts an seiner Kröpfung eine Feder, welche bei jedem Aufsetzen und Drücken des Stabes das Sperrrad, welches an der Scheibe befestiget ist, allezeit um einen Zahn fortschiebt, und folglich eine Schnur, welche unten um die Scheibe unter dem Stockknopfe um eine andere angebrachte Scheibe stark angespannt ist, herum drehet. Gegen das Sperrrad zu ist eine Art von Feder oder Sperrkegel angebracht, welche durch Einfallen in das Sperrrad verhindert, daß das Rad nicht wieder zurückgeht. Ueber der obersten Scheibe ist eine Schraube angebracht, durch welche die Scheibe mit der Schnur ausgespannt werden kann. Diese obere Scheibe ist die gekröpfte Stange, woran die obere Scheibe befestiget ist, wird mit dem untern Theile im Stocke eingelassen, daß solche sich völlig auf- und abschieben läßt, und damit man zu der Schraube, wodurch die Schnur angespannt werden kann, kommen

kann, so ist der Stockknopf zum Abschrauben eingerichtet. Auf beiden Seiten ist der Stab in gleiche Theile getheilt, deren einer so groß ist, als bei jedem Niedersetzen des Stockes die Schnur fortgerückt wird, welches eine Perle, die oberhalb der Schnur befestiget ist, anzeigt und zu erkennen giebt, wie viele Schritte man gethan hat. Wenn die Perle auf der Schnur einmal die Abtheilung des Stockes durchlaufen, so muß man fleißig darauf Acht haben, wenn solcher Umlauf vollendet ist, um dieses sogleich aufzuschreiben, welches aber mühsam ist. Um nun dieser Mühe überhoben zu seyn, so hat man einen neuen Mechanismus angebracht, um solches von selbst anzuzeigen. Die untere Scheibe steht, wie gewöhnlich, zwischen der gekröpften Stange. Die Verkröpfung geht aber weiter hinauf, und über der Verkröpfung steht zu beiden Seiten ein Arm, dazwischen ein Sternrad um seine Achse beweglich angebracht ist. Dieses Rad ist so groß, daß es mit seinen Zähnen die Peripherie der untern Scheibe berührt, und zugleich in die befindliche Oeffnung des Stabes reicht. Wenn dann die Perle an der Schnur zwischen diesem Stirnrade über die Scheibe gehen will, so rückt das Rad mit einem Zahne fort, und zählt die sämmtlichen an der Stabeshöhe befindlichen Schritte mit 1, 2, 3 u. s. w., daß man in der Oeffnung des Stabes die Zahl stehen sieht, welche ansagt, wie oft die Schritte in der ganzen Stabeshöhe zu zählen sind. Will man damit noch nicht zufrieden seyn, so kann auf der andern Seite neben dem erst gedachten Stirnrade noch ein solches Rad angebracht werden, welches um einen Zahn durch einen Zapfen, am ersten Rade befindlich, nur dann fortgetrieben wird, wenn das erste Stirnrad einmal herumgekommen ist. Angenommen, die ganze Länge der Schnur zu beiden Seiten des Stabes, so über die obere und untere Scheibe geht, enthält 300 Schritte, so zählt das

erste Stirnrad, wenn es durch die Perle um einen Zahn fortgerückt wird, immer bei jedem Zahn 300. Giebt man nun diesem Rade 10 Zähne, so zählt es die Schritte von 300 bis 3000, und bekommt das letzte Rad auch 10 Zähne, so zählt endlich dieses Rad von 3000 bis $\frac{30}{m}$. Bei dem Antritte einer Reise müssen erstens die Räder und die Schnur im gehörigen Anfangspunkte stehen, als: das zweite Stirnrad auf $\frac{30}{m}$, das erste Steinrad auf $\frac{3}{m}$, und die Perle auf 300. Findet sich nun nach vollbrachter Reise, daß das zweite Rad noch auf $\frac{30}{m}$ stehe, dagegen das erste Sternrad auf 4500 zeiget, und die Perle steht in der 296sten Theilung, so erhellt daraus, daß man 4796 gemeine, oder $3836\frac{4}{5}$ geometrische Schritte gethan. Man erwählt hierauf eine Art Meilen, z. B. die mittle Deutsche Meile à 4500 Schritt, und dividirt damit in die gethane 3836, so findet sich, daß man eine $\frac{3}{4}$ Meile und 461 Schritte gegangen sey. Weil nun zu besorgen ist, daß, wenn auch die Schnur durch die gleich Anfangs gedachte Schraube recht angespannt worden, dennoch die untere Scheibe mit dem Sperrrade unter ihr fortrutschen könne, sonderlich wenn die Perle darüber gehen soll, weil die Schnur von derselben mit weniger als dem halben Theile berührt wird, so kann man dieserhalb oberhalb der einen Scheibe zu beiden Seiten noch zwei kleine Scheiben anbringen, damit wenn die Schnur übers Kreuz gezogen, die eine Seitenscheibe vorbei und zur Oeffnung hinaus gehe, dieselbe auf der untern großen Scheibe fast ganz und gar anliege und folglich jederzeit mit solcher fortgehe. Man kann aber in diesem Falle keine Perle gebrauchen, weil die Schnur, wo sie kreuzweise geht, leicht daran hangen bleiben kann; man muß daher ein anderes Merkmal an die Schnur, entweder mit einem bunten, fein durchgezogenen Faden, oder mit einem auf die Schnur gemalten

Zeichen ꝛc. machen. Weil nun die Schnur überhaupt, auch ein lederner Riemen, veränderlich ist, und sich zuweilen dehnen kann, mehr als Raum zum Ausspannen übrig bleibt, so ist es gut, wenn statt desselben eine feine Kette gebraucht wird. Die Glieder könnten die Abtheilung ausmachen, und auf solchen wären auch Zahlen anzubringen, so daß nur an einem Orte des Stockes, wo diese Kette vorbei streifen müßte, ein Zeiger befestiget würde, der die Zahl der Schritte bemerkte, bei der man stehen bleibt.

Spe, der Abl. von Spes, die Hoffnung. Man gebraucht ihn sehr oft im Deutschen in der Umgangssprache; z. B. in spe leben, in der Hoffnung leben ꝛc.

Specerei, Spezerei, Aroma; Fr. Epice, Epicerie; im Handel oder in der Handlung, ein Wort von einem ausgedehnten Umfange, von weitläuftiger Bedeutung, indem man darunter alle Gewürze und Apotheker- oder Droguereiwaaren rechnet, womit die Droguisten, Materialisten und Apotheker handeln; s. Specereiwaaren.

Specereihandel, Aromataria; Fr. Commerce en Drogue, en Epicerie, der Handel mit Specereiwaaren, mit Gewürzen und Droguen oder Droguereien. Im Artikel Handel, Th. 21, im Register vom Handel, S. 688, ist dieser Artikel hierher verwiesen worden, was sich nun über diesen Handel sagen läßt, soll hier angeführt werden. Der Handel mit Droguerei-Waaren, Specereien, ist schon von jeher sehr stark betrieben worden; schon in der Bibel findet man denselben erwähnt, wo dieser Handel, Carawanen-Handel, von Asien nach Afrika und von dort zurück sehr lebhaft ist betrieben worden, weil die meisten Produkte, welche zu den Specereien gehören, sich in Asien und Afrika vorfinden, wie z. B. die Balsame, Gummatas, feinen wohlriechenden Hölzer, Gewürze ꝛc. Die Phönizier, wie bekannt die ál-

teste Handelsnation in Asien, hatte auch diesen Handel in Händen; sie brachten Specereien nach Afrika und nahmen dagegen diejenigen dieses Welttheils mit nach Asien. Auch ward der Handel mit Specereiwaaren besonders stark in Aegypten unter den Ptolomäern betrieben, zu welcher Zeit der Haupthandelsplatz in diesem Reiche Alexandrien war, auf welchem Platze man alle Waaren feil hatte. Unter der Regierung der Kleopatra kam der Specereihandel noch mehr empor, weil sie sehr luxuriös war, und der Duft von Specereien unter ihrer Regierung zur Mode gehörte; sie erhob den Handel mit Luxuswaaren, den Handel der Verschwendung, wie sich ein alter Schriftsteller nicht unpassend ausdrückt. Hier nur ein Beispiel von ihrer Verschwendung. Als sich Antonius in Cilicien befand, befahl er ihr zu ihm zu kommen, um Rechenschaft von dem abzulegen, worüber sie beschuldiget worden, nämlich über die Hülfe, die sie seinen Feinden geleistet haben sollte. Kleopatra, welche schon den Charakter des Triumvirs hatte kennen lernen, wollte ihn durch das Auge fesseln. Sie schiffte sich daher auf dem Flusse Cydnus ein, um sich nach Tirsus zu begeben, wo Antonius sie erwartete. Das Schiff, worauf sie sich befand, war von außerordentlicher Pracht, die nicht ihres gleichen hatte. Die Segel waren von Purpur; das Vordertheil funkelte von dem Glanze des Goldes, womit es ganz bedeckt war, und seine Ruder, die nach dem Takte bei dem Schalle musikalischer Instrumente bewegt wurden, waren mit Silber belegt. Kleopatra selbst lag unter einem von Golde gewebten Zelte, wie die Venus gekleidet; ihr zur Seite junge Kinder, die kleine Amors vorstellten, welche die Luft herum mit Fächern kühlten. Ihr weibliches Gefolge erschien als Nymphen und Nereiden, und aus dem Schiffe stieg ein so angenehmer Duft der köstlichsten Specereien in

die Luft, daß man ihn an beiden Ufern des Flusses empfand. Der unermeßliche Handel, der unter der Regierung dieser Fürstin zu Alexandrien getrieben wurde, zog Fremde aus allen Theilen der Welt dahin. Man gewahrte daselbst Aethiopier, Araber, Troglodyten, Juden, Syrer, Meder und Parther. Die zur Morgenländischen Handlung bestimmten Schiffe fuhren, wenn die Hundstagswinde weheten, innerhalb zwölf Tagen den Nil von Alexandrien bis nach Coptos, einer Stadt hinauf, die in einiger Entfernung von dem östlichen Ufer des Nils lag, mit welchem sie durch einen Kanal verbunden war. Hier wurden die Waaren auf Kameele geladen, welche sie nach Berenice trugen, einem Hafen, den Ptolomäus Philadelphus an dem westlichen Ufer des Arabischen Meerbusens hatte anlegen lassen, um zum allgemeinen Versammlungsorte aller Kauffahrer zu dienen, welche in dem Morgenländischen Meere Handlung trieben, sowhl beim Abgehen, als beim Zurückkommen. Mit den Schiffen, welche die Kaufleute zu Berenice fanden, schifften sie mit ihren Waaren nach dem glücklichen Arabien, nach den östlichen Küsten von Afrika und dann nach Persien und Indien. Die nach dem glücklichen Arabien bestimmten Schiffe landeten zu Muza, welches in diesem Lande auf dem westlichen Ufer des Arabischen Meerbusens, diesseits der Meerenge, lag. In diesem Hafen nahmen sie Rauchwerke aus Arabien mit. Einige gingen über die Meerenge hinaus nach Cane. Man brachte aus Aegypten in diesen Hafen Korallen, Storax und andere Specereiwaaren; von da zurück brachte man Gewürze, Aloe und Weihrauch (Gummi olibanum). Dieses köstliche Rauchwerk, wovon die Alten theils zum Dienste der Altäre, theils zu andern Arten von Gebräuchen, welche der Luxus erfunden hatte, so viel anwendeten, wurde zu Alexandrien verhandelt. Ueberhaupt machten die Specereiwaaren bei den Aegyptiern einen Haupthandelsartikel aus, der bei

ihnen sowohl verhandelt, als eingehandelt wurde. Aus Indien und Aethiopien tauschten die Aegyptier gegen geringe Waaren von wenigem Werthe Gold, Rauchwerk, Ebenholz, Elfenbein, Zimmet, Perlen, Diamanten ꝛc., lauter Droguereiwaaren; so brachten sie aus Indien eine große Menge Gewürze und Specereien zur Malerei und Arzneikunst. Mendes war wegen seiner vortrefflichen Specereien und wohlriechenden Salben berühmt. Von dieser Stadt aus wurden bedeutende Zufuhren von diesen Gegenständen des Luxus nach Griechenland, Italien und anderen fremden Ländern gebracht.

In Asien hatten die Phönicier, wie schon oben angeführt worden, den ganzen Handel, und so auch den Specereihandel in den ältesten Zeiten in Händen, besonders wurde er in den Städten Tyrus, Sidon, Aradus, Tripoli, Byblus und Berytus betrieben, worunter die beiden ersten, als die reichsten und mächtigsten hervorragen, besonders Tyrus, die sich eine Königin des Meeres nannte, welches ihr gleichsam von allen Völkern der Erde einen Tribut zuführte, wozu die glückliche Lage dieser Stadt, die Bequemlichkeit und Größe ihrer Häfen, die Gemüthsart ihrer Einwohner, welche fleißig, arbeitsam und gegen Fremde sehr gefällig waren, sehr viel beitrug, und die Kaufleute aus allen Theilen der Welt an sich zog, so daß man sie nicht als die Stadt eines Volkes, sondern aller Völker, und als den Mittelpunkt der Handlung betrachten konnte. Alle Nationen von den äußersten Grenzen Arabiens, Persiens und Indiens bis an die entlegensten abendländischen Küsten; von den mitternächtlichen Gegenden bis an Aegypten, Aethiopien und die mittäglichen Länder trugen zur Vermehrung ihrer Reichthümer, ihres Ansehens und ihrer Macht etwas bei. Alles ward auf ihre Märkte gebracht, welches dem Luxus angehörte, besonders viele Specereiwaaren. Im Ezechiel, Kap. 27, v. 12 — 25, steht ein Verzeichniß der Tyrischen

Kaufmannsgüter, worunter viele Specereiwaaren vorkommen: Porphyr, Balsam, Oel, Mastix, Kassia, Kalmus, Weihrauch, Myrrhen und andere köstliche Specereien. Die alten Perser haben gleichfalls einen nicht unbeträchtlichen Handel mit allen Specereiwaaren getrieben, besonders mit vielen Apothekerwaaren, als der Kassia, Brechnuß, dem Gummi Ammoniak, der Rhabarber, dem Opium, dem Safran ꝛc.; dann mit Datteln, Honig ꝛc. ꝛc., welches alles Landesprodukte sind. Auch die Araber trieben einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Droguerei-Waaren, die ihr Land im Ueberfluß erzeugt, als mit Myrrhen, Aloe, Ambra, Balsam, Drachenblut, Gummi, Zimmet, Narden, Kardamom, Pfeffer, Storax, Safran, Weihrauch, Manna, Indigo, Benzoe, Datteln, Harze, Honig, Wachs, Feigen und andere Apothekerwaaren; dieser Handel war zu allen Zeiten sehr ansehnlich, und auf der See wurde derselbe nach Aegypten, Aethiopien, Persien und Indien getrieben, wozu ihnen das Arabische und Rothe Meer vorzüglich gelegen war, auch der Persische Meerbusen, an welchem sie verschiedene gute und sichere Häfen besaßen. Während geraumer Zeit wurde dieser Handel nur durch Tausch getrieben, und die Araber hielten zu Hause einen Markt oder eine Messe, auf welche die benachbarte Völker ihre Waaren brachten und sie gegen die ihrigen vertauschten. — Sehr wichtig war von jeher der Handel Indiens mit Specereiwaaren; allein derselbe damit war bei ihnen nur passiv, nicht activ, weil die Indier nicht gern fremde Länder besuchen, und wenn man auch angeführt findet, daß sie einige kleine Seereisen nach dem Arabischen und Persischen Meerbusen unternommen haben, so spricht dieses doch nicht für ihren aktiven Handel, so wie, wenn einzelne Indier ihre Waaren den Auswärtigen zum Verkauf zugeführt haben, wie Plinius berichtet, oder auch nach China

mit denselben, nach einem andern Schriftsteller, gezogen seyn sollen. Der vornehmste Handel zwischen Indien und Persien mit Specereiwaaren ist über Candahar, welche Stadt lange Zeit der Stapelplatz der Indischen Waaren gewesen, und dadurch den Handel der ganzen benachbarten Gegend an sich gezogen hat, getrieben worden; eben so trieb auch Kabul, welches auf einige Zeit die Residenz der Indischen Könige gewesen, einen großen Specereihandel. Auch die Römer suchten bald auf ihren Zügen nach Asien, und nachdem sie den Luxus der Asiaten hatten kennen lernen, den Indischen Handel sich anzueignen; besonders stark trieben sie ihn unter der Regierung der Kaiser bis zum Kaiser Probus. Er wurde zu dieser Zeit durch Aegypten nach Indien getrieben; denn als Firmus, unter dem Kaiser Aurelian, sich Alexandria's bemeistert hatte, so bediente er sich dieser Gelegenheit, Kauffahrer nach Indien zu schicken, und diese Handlung hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Firmus die großen Schätze zu verschaffen, von denen der Geschichtsschreiber Vopiscus redet; seit dieser Zeit ward die Handlung, durch die häufigen Kriege der Römer mit den Deutschen, ganz vernachlässiget, bis sie endlich mit Aegypten, im Jahre Christi 640, an die Sarazenen gekommen. Dann ist der Indische Handel, und insbesondere der Specereihandel, zwischen den mitternächtigen Theilen von Asien und Europa, sowohl zu Lande vermittelst der Karavanen, als über das mittelländische, schwarze und kaspische Meer, vermittelst vieler dazwischen liegenden Ströme in alten Zeiten getrieben worden. — Der Handel der Carthaginenser mit Specereiwaaren, so wie mit Edelsteinen, Gold, Perlen ꝛc. war sehr wichtig, und wurde stark betrieben. Der Handel sowohl damit, als mit den Importen, wurde nach den Spanischen, Mauritanischen und Gallischen Küsten, bis über die Meerenge und die Säulen des Herkules

betrieben. Sie waren gleichsam die Factoren aller Völker, und Carthago die gemeinschaftliche Niederlage der morgenländischen, abendländischen und mittäglichen Welt. Ihr Handel wurde nach dem Zeugnisse des Herodots und Thucydides selbst über den Tyrischen erhoben. — Der Handel der Griechen war nicht unwichtig, weil er, nach dem Hesiodus, bei ihnen sehr in Ehren gehalten wurde, man betrachtete ihn als eine Sache, welche die Gemächlichkeit von außen in ein Land bringt, welcher Vereinigung mit den Königen stiftet, und in vielen Dingen eine Kenntniß giebt. Von einigen Kaufleuten wurden sogar große Städte gestiftet. Auch große Gelehrten trieben bei ihnen Handel, wie Thales, Hippocrates, der Mathematiker, und Plato, welcher auf seiner Reise nach Aegypten sein Oel verhandelte. Der Specereihandel war eben so wichtig bei ihnen, wie der andere Handel, und da sie eben sowohl den Land- als den Seehandel betrieben, so konnten sie die Waaren auch überall hinbefördern. Die Indischen Specereiwaaren erhielten sie durch Karavanen aus Syrien, wie es noch jetzt zu Smyrna geschieht, von hieraus wurden sie vortheilhaft durch Europa vertheilt. Als die Athenienser sich an den Jonischen Küsten gesetzt, so wollten sie allen Handel allein an sich ziehen, und hatten daher die Insel Argien zu Grunde gerichtet, deren Einwohner diesen Handel vorher am stärksten getrieben, und sich dadurch ungemein bereichert hatten. Mit den Deltern verfuhren sie auf gleiche Weise, nur den Korinthern konnten sie die Handlung niemals ganz entziehen. Viele Specereiwaaren brachte die Insel Naxos, jetzt Naxia, hervor, oder man fand sie auf derselben, wie Oele, Limonien, Zedern, Citronen, Granatäpfel, Feigen, Schmergel; Lesbos brachte Pech; Chios Feigen, Mastix; Leros Aloe; Lemnos die bekannte Siegelerde, terra Lemnia oder sigillata;

Euböa oder Negroponte Oele, Amianth oder Asbest; Delos war die berühmteste Handelsstadt der Welt, welche am meisten besucht worden. Nach dem Plinius sollen daselbst alle Waaren von Europa und Asien verkauft, eingekauft und umgetauscht worden seyn ꝛc. ꝛc. Von Sicilien kamen eine Menge Specereiwaaren zur Zeit der Griechen in den Handel, wie es noch jetzt der Fall ist, und unter Sicilien, Theil 153, S. 587, gezeigt worden. Auch die übrigen Griechischen Landschaften trieben einen nicht unbedeutenden Specereihandel. — Ueber den Specereihandel der Römer findet man wenig angeführt, weil die Römer zur Zeit der Republik nur auf die Vermehrung ihrer Länder, Vergrößerung ihres Staates, und Ausbreitung ihrer Herrschaft und ihres Kriegsruhms bedacht waren, die Handlung aber wenig achteten, wenigstens geschah dieses zu Anfange der Republik; späterhin, als sie ihre Eroberungen auch bis zu denjenigen Ländern in Asien und Afrika ausgedehnt hatten, in welchen der Handel ganz vorzüglich blühete, fingen sie auch den Handel zu schätzen an, obgleich er immer noch in gewisser Hinsicht nicht als ein so ehrenvolles Gewerbe, als das Kriegshandwerk, die Kriegskunst und der verwaltende Staatsdienst betrachtet wurde; indessen findet man doch schon in den frühesten Zeiten der Republik die Errichtung eines Handels-Collegii zu Rom, welches das Collegium der Kaufleute, auch das Merkurische genannt wurde, weil es sich nicht nur nahe bei dem Tempel des Merkurs versammelte, sondern weil auch der Merkur, als der Gott der Kaufleute bei ihnen verehrt wurde. Dieses Collegium wurde im Jahre 399 nach der Erbauung der Stadt, unter den Bürgermeistern Claudius und Servilius errichtet; auch die Einrichtung der Märkte und Messen, welche nach Einigen Romulus, nach Andern Servius Tullius in Rom eingeführt oder errichtet ha-

ben soll, giebt das Alterthum der Handlung zu erkennen. In den folgenden Zeiten war der Handel eine der vornehmsten Quellen der Römischen Reichthümer, indem die Bürger entweder selbst Handel trieben, oder ihr Geld, wie Cato, auf Schiffe legten. Es wird in seinem Leben einer Gesellschaft von funfzig Kaufleuten erwähnt, die funfzig Schiffe in die See schickten. Je mehr die Römer ihre Eroberungen ausdehnten, je mehr sie den Luxus anderer Nationen, besonders der Asiaten, kennen lernten, um so mehr wuchs auch ihre Begierde, diesen Luxus bei sich einzuführen, und damit kamen denn auch alle Specereien Indiens in ihren Handel, so wie überhaupt alle Produkte des Luxus aus dem Morgenlande. — Ueber den Specereihandel der alten Deutschen läßt sich hier nichts sagen; denn da sie lange ihren rauhen Sitten getreu blieben und der Mode nicht huldigten, so kannten sie auch die Produkte des Ueberflusses nicht. — Der Specereihandel der übrigen alten Nationen muß hier übergangen werden.

In der mittleren Zeit aber blühete besonders der Specereihandel in dem Griechischen Kaiserthume, woselbst der Luxus im höchsten Grade herrschte. Ueberhaupt war zu dieser Zeit der Handel noch sehr in Asien und Afrika im Flor, überhaupt im Morgenlande, den man jederzeit als den großen Hauptstamm betrachten konnte, von dem aller andrer Handel als so viele Zweige anzusehen sind. Der große Marktplatz dieses reichen Handels war noch zu Alexandrien in Aegypten, und erhielt sich auch noch daselbst nach der Theilung des Römischen Reiches, nur mit der einzigen Veränderung, daß, da in Europa ehemals das größte Ablager der Morgenländischen Waaren Rom gewesen, solches nach der Gründung von Konstantinopel diese Stadt geworden. Das Morgenländische Kaiserthum war nur in dem Besitz des Aegyptisch-Indischen Handels, und alle Specereiwaaren

kamen auf den Markt von Konstantinopel und der ihm zugehörigen Handelsplätze, wie Smyrna, Aleppo, Antiochia, Damascus, Suez, Basora oder Bassora ꝛc. ꝛc. in Asien, und Alexandrien ꝛc. in Afrika. In Europa waren die Handelsstädte an dem Mittelländischen und schwarzen Meere, auf den Inseln, welche den Specereihandel betrieben. Der Aegyptische und Indische Specereihandel ist zwar zwischen Alexandrien und Konstantinopel bis auf den Einfall der Araber in Aegypten ohne Unterbrechung fortgesetzt worden; allein er war nicht mehr von der Wichtigkeit, als er es unter den ersten Römischen Kaisern und unter den Aegyptischen Königen gewesen. Nach der Behauptung einiger Schriftsteller, sollen die Aegyptischen Schiffer nicht mehr, wie zu den Zeiten der ersten Römischen Kaiser, diese Waaren unmittelbar aus Indien erhalten haben, sondern ein Theil derselben soll durch die Hände der Perser, und ein anderer durch die Hände der Araber gegangen seyn, ehe er nach Aegypten gebracht worden. Von Alexandrien gingen nach Konstantinopel die köstlichsten Specereien, als alle Apothekerkräuter, Zimmet, Nägelchen, Zibet, Moschus oder Bisam, Sennesblätter, Datteln, Arabisches Gummi, Salpeter, Perlen, Diamanten, Smaragden, Corallen, Straußfedern, Mumien, Wallroßzähne, Aegyptisches Papier ꝛc. Der Orientalische Handel wurde vermittelst des rothen und Mittelländischen Meeres, und derjenige des Nordens oder vom ganzen Norden vermittelst des schwarzen Meeres nach Konstantinopel betrieben. Es war hier der Stapel von allen Specerei- und Medicinalwaaren, und von allen Mineralien, so wie von allen übrigen Waaren in Seide, Kattun, Leinwand, gold- und silbernen Stoffen, Edelsteinen, Perlen, Wolle, Leder, Wachs, Holz, Eisen, Kamel- und Ziegenhaaren, Corduan, Chagrin, Tapeten, Gold und Silber, Messing- und Stahlarbeiten und andern künstlichen Fabrik- und Manufak-

turwaaren. — Nachdem sich das von Mohamet gestiftete Arabische Reich unter den Caliphen emporgeschwungen hatte, zogen die Caliphen den Specerei- und Drogureihandel Indiens nach Damascus und Bagdad. Ueberhaupt brachten sie wieder den ausländischen Handel, der unter den Griechischen Kaiser zu sinken anfing, empor. — Schon unter Valid, dem eilften Caliphen, breiteten die Araber ihre Eroberungen weiter gegen Morgen aus, und machten sich den größten Theil von Indien diesseits des Ganges unterwürfig; und nachdem Nasser, der zwei und fünfzigste Caliph, alle Völker, welche in Persien am weitesten gegen Mittag wohnen, bis an den Persischen Meerbusen und das Gestade des Indischen Meeres bezwungen, so eröffnete er an dieser Seite einen vortheilhaften Handel mit Indien, welcher aber vorher schon auf einer andern eröffnet gewesen, indem die Araber von Mekka sich nicht allein auf der Malabarischen Küste festgesetzt, sondern auch mit Erlaubniß des Königs von Malabar die Stadt Kalicut erbauet und dadurch zum ersten Male festen Fuß in diesem Theile Indiens gefaßt hatten. Nach der Erbauung von Kalicut verließen die Araber den Hafen von Koulan und befrachteten ihre Schiffe nur in dem von Kalicut, und so wurde diese Stadt der vornehmste Handels- oder Marktplatz von Indien für die Gewürze, überhaupt für alle Droguerei- und Specereiwaaren, Edelsteine, Seide, Gold, Silber und allerlei Reichthümer. Als einige Jahrhunderte später die Portugiesen zum ersten Male in das Indische Meer kamen, waren sie nicht wenig verwundert, daß sie daselbst Mohamedaner, die See voller Schiffe, und die Handlung zwischen den Einwohnern der östlichen Küste von Afrika, Indien und allen Inseln, mit denen von Arabien und Persien so wohl eingerichtet fanden, was sie aber am meisten befremdete, und welches diesen Handel so blühend ge-

macht, war, daß sie auch hier den Gebrauch der Seekarten und des Kompasses antrafen. Das Arabische Reich hat große Bequemlichkeiten, die Orientalischen Waaren zu Lande durch die Caravanen zu bekommen; denn da es an Indien gegen Morgen grenzt, so giebt es keine Waare dieses Landes, die es nicht über Kabul und andere Grenzstädte erhalten könnte. Auch der innere Handel in den weitläuftigen Provinzen des Caliphats war von großer Wichtigkeit, und wurde sowohl durch die Flüsse Euphrat und Tiger, und verschiedene Kanäle zu Wasser, so wie zu Lande durch die wohleingerichteten Karavanen befördert. Nach der Theilung des Arabischen Reiches in zwei Caliphate, nämlich in das Occidentalische und Orientalische, wirkte diese Trennung auch auf den Specereihandel, so wie auf den Handel überhaupt; indessen erhielt sich derselbe doch noch in den neuen Persischen, Türkischen und Tartarischen Staaten, die nach und nach aus dem Bagdadschen oder Orientalischen Caliphate entstanden; das Occidentalische oder Aegyptische Caliphat war noch mehreren Staatsveränderungen unterworfen, als das Bagdadsche, indem es Anfangs seine eignen Caliphen hatte, die jedoch die Oberherrschaft des Bagdadschen Caliphats anerkannten; dann traten unumschränkte Sultane aus dem Geschlechte Saladins an die Stelle, u. zuletzt ward es von den Mamelucken beherrscht, deren Herrschaft der Türkische Kaiser, Selim der Erste, im Jahre 1517 ein Ende machte. Der ganze Handel Aegyptens, und so auch der Specereihandel, war schon durch die Bedrückung der Griechischen Kaiser geschwächt, erlitt aber einen großen Stoß, als Omar, der zweite Caliph, im Jahre 640 durch seinen General Amrou Alexandrien, und durch die Eroberung dieser Hauptstadt auch ganz Aegypten bekam. Der Handel von Alexandrien zog sich nun nach und nach nach dem neu erbaueten Cairo, und

Suez war der Hafen für die Indischen und Aethiopischen Waaren, die hier ihren Stapel hatten. Cairo hatte seinen Flor besonders dem Specereihandel zu verdanken, der damals aus dem rothen Meere nach dem Nil vor Cairo und von hier nach Alexandrien und andern Plätzen am Mittelländischen Meere ging. Dann war es auch der Sammelplatz der großen Caravane, die jährlich nach Mekka geht, und gewöhnlich aus 40,000 Menschen und 60,000 Kameelen besteht. Die Sultane hatten jährlich von diesem Handel ein Einkommen von 600,000 Dukaten, welches nach der Angabe von Einigen den vierten Theil der Einkünfte von Aegypten beträgt. Unter der Regierung der Mamelucken war der Indische Handel in Aegypten weniger eingeschränkt; denn jetzt konnten auch die Europäer daran Antheil nehmen, jedoch nur in so weit, daß sie mit ihren Schiffen in die Aegyptischen und Syrischen Häfen frei einlaufen, aber nicht unmittelbar über das rothe Meer nach Indien segeln durften. Die Kreuzzüge, welche alle Gemeinschaft des Handels zwischen dem Oriente und dem Occidente aufgehoben hatten, waren geendiget, und hatten, selbst bei alle dem Schädlichen, welches sie bewirket, doch das Gute gestiftet, daß die Europäer, und unter ihnen die Venetianer und Genueser, die Einträglichkeit dieses Handels kennen lernten, und solchen zu ihrem guten Nutzen in Europa wieder herstellten. Die beiden oben angeführten Staaten oder Republiken hatten anfangs die Indianischen Waaren durch den Weg, der von Indien durch den Norden nach Europa gegangen, überkommen. Sie kamen über das Kaspische Meer zu Astrakan und über das schwarze Meer zu Caffa an, wo sie solche unter Begünstigung der Kaiser von Konstantinopel mit ihren Schiffen abholten. Denn nachdem sie während der Kreuzzüge in Palästina und Syrien einige Handelslogen errichteten, so nahmen sie in diesem Gewässer die Indianischen

und Arabischen Waaren ein; dann holten sie solche aus Aegypten und errichteten ihre vornehmste Loge zu Alexandrien; da sie aber hier nicht ihre Rechnung fanden, so verlegten sie ihren Handel wieder nach den Syrischen Küsten, und hatten eine Zeit lang in den Städten Aleppo, Tripolis, Alexandrette und Tyrus ihr Gewerbe, wodurch Alexandrien, welches so lange Zeit der Hafen für die Abendländer gewesen, wieder in Verfall, dagegen Cairo wieder in die Höhe stieg. In der Folge sahen sowohl die Christen, wie die Mohamedaner wohl ein, daß sie nicht ohne den Aegyptischen Handel fertig werden konnten, und so wurde dieser nach und nach wieder hergestellt, und Alexandrien sowohl von Venetianischen und Genuesischen, als auch von Französischen Schiffen aus der Provence besucht. Die Venetianer hielten beim Pabste um die Erlaubniß an, mit den Ungläubigen handeln zu dürfen, nachdem sie vorher von den Sultanen die Handelsfreiheit auf den Syrischen, Phönizischen und Aegyptischen Küsten erhalten hatten. Diesem so vortheilhaften Handel verdankten sie allein die Macht und Größe ihres Staates, und sie behaupteten solchen so lange, bis die Portugiesen den neuen Weg nach Indien entdeckten und Lissabon zum Stapel der Indischen Waaren machten. Auch in Syrien war der Handel mit Specereien unter den Arabern wichtig, wo Aleppo die Hauptniederlage war; er wurde hier zu Wasser und zu Lande vermittelst der Caravanen betrieben. Aus dem Oriente kamen nach Aleppo die Perser, Chaldäer, Armenier, Curdistaner, Caramaner, Turkomannen, Georgier, Aegyptier, Araber, Griechen, Syrier und Andere; und aus dem Occidente die Genueser, Venetianer und Franzosen. Die Ersten brachten Specerei- und Droguereiwaaren aus Indien und Arabien dahin; dann Edelsteine, Perlen, Seide, seidene Zeuge, Tapeten, Oele, wohlriechende Seifen ꝛc.; die Letzteren allerhand Europäische

Waaren, besondees aber Gold- und Silbermünzen. — Kehren wir nun zu dem Specereihandel der Venetianer und Genueser zurück, so kann man ihre Macht und Größe nur diesem, so wie überhaupt dem Handel zuschreiben; denn nur dadurch gelangten diese Staaten zu der Herrschaft des Mittelländischen Meeres und der reichen Besitzungen an dem gedachten Meere. Ihre Marine diente sehr oft in den Kriegen, welche die Christenheit mit den Sarazenen führte, und gab nicht selten den Ausschlag bei Gewinnung eines Seetreffens; allein dieser Verfall lag theils in dem Stolze dieser Republiken, sich auf dem festen Lande weiter auszubreiten, als es ihre Kräfte und die natürliche Beschaffenheit ihrer Lage erlaubten, die sich mehr zur Beherrschung des Meeres, wie des Landes schickte; und dann auch in der Uneinigkeit ihrer eignen Mitglieder bei Berathschlagungen, ein Fehler, der allen Republiken und auch constitutionellen Staaten gemein ist, indem oft über wichtige Gegenstände kurze Debatten und über unerhebliche ein Langes und Breites gesalbadert wird und damit Zeit und Zweck der Versammlung verloren geht; dann in einer zu großen Menge Rathgeber, die in dem Senate Sitz und Stimme hatten, und wo diejenige Stimme dann immer den Ausschlag giebt, die den andern zu gebiethen weiß, wie bei der rohen Kraft der Stärkere siegt; und dann wollte man sie auch von einer allzugenauen Sparsamkeit hernehmen, wodurch Manches verloren gegangen, was nachher durch großen Aufwand nicht wieder gewonnen werden konnte. Die Haupturſache lag aber wohl in dem veränderten Gange der Handlung selbst, dem diese Republiken nur ihre Größe verdankten, und dessen Verfall auch den des Staates nach sich zog; denn nur die Entdeckung von Amerika und die Wiederentdeckung des Weges nach Ostindien um Afrika herum durch Vasco de Gama, hat diesen Republiken

den größten Schaden gethan; denn nun bekam der Handel dadurch eine andere Wendung und auch in ganz andere Hände; denn Lissabon und Cadix wurden jetzt die Stapelörter der Specereiwaaren Indiens und Amerika's, wie es früher von Indischen Waaren Venedig und Genua, Lübek und Antwerpen gewesen. Was nun den Specereihandel der Deutschen in der mittlern Zeit anbetrifft, denn in der ältern kommen sie in dieser Hinsicht gar nicht vor, so hatte diesen Handel in dieser Zeit größtentheils die Hansa inne, ein Verein von Städten, welche sich zur Betreibung der Handlung gemeinschaftlich verbunden, s.d.Art. Hansa, Th. 22, S. 9 u. f. Der früheste Handel wurde von Konstantinopel über Kiew aus mit Deutschland betrieben; denn die Waaren wurden von den Russen in Byzanz abgeholt und waren meist Specereien aus der Levante. Die Schifffahrt mit den Waaren ging auf der Ostsee theils nach Preußen und Kiew, und theils nach den westlichen Staaten Europas. Der Haupthafen war Schleswig, von wo aus die Schifffahrt der Deutschen und anderer westlichen Kaufleute nach der Küste der Ostsee geschah. Kiew, die alte Residenz der Russischen Großfürsten, war die letzte Stapelstadt der kaufmännischen Reisen. Hier war die Hauptniederlage der nordischen Produkte und der Levantischen Waaren; sie hielt des Jahres acht große Messen. Man betrachtete den Handel in der Ostsee als einen Theil des allgemeinen Welthandels, weil nicht nur alle Specereien, Seidenwaaren, Baumwolle, Edelsteine ꝛc. aus Kleinasien, Persien, Ostindien, China, Arabien und Afrika, sondern auch alle Produkte aus dem nördlichen, östlichen und westlichen Europa, wie Pelzwerke, Holz, Thaue, Bernstein, Wallroßzähne, Heringe ꝛc. hier zusammen kamen. Alle Waaren, die nun in den Häfen der Ostsee ankamen, wurden durch die Hansa oder den Handelsbund der Städte durch ganz Deutschland be-

fördert. Ueberhaupt hatten die Hanseestädte, besonders Lübeck, sich des ganzen nordischen Handels angemaßt; denn Dänemark, Norwegen und Schweden trieben nur wenig Handlung, weil ihnen durch diese Städte die Hände gebunden waren. König Christian der Dritte machte den Anfang, ihnen die Vorrechte, die sie zum Schaden und Nachtheile seiner Unterthanen so lange genossen hatten, zu beschränken, und die Dänen und Norweger fingen unter seiner Regierung selbst an ihre Handlung zu betreiben, und Christian der Vierte verschaffte seinen Unterthanen eine ganz freie Elbfahrt, die bis dahin beschränkt war, indem die Hamburger ein gewisses Recht auf der Elbe zu behaupten suchten, welches sie Jus restringendi, das Recht der Einschränkung, nannten. Auch Schweden fing erst unter Gustav dem Ersten an, die Vortheile zu genießen, die bis dahin die Hanseestädte allein aus dem Schwedischen Reiche gezogen hatten. Uebrigens ist es bekannt, daß die Schweden, Dänen und Norweger schon in den ältesten Zeiten die erfahrensten und verwegensten Seefahrer gewesen sind. Ein Näheres über den Specereihandel der damaligen Zeit findet man nicht. Ohne mich nun weiter bei den verschiedenen einzelnen Reichen aufzuhalten, komme ich jetzt auf die Hauptepochen des Specereihandels in der neuern Zeit, von der Entdeckung Amerikas ꝛc. an.

Die ganze Handlung von Europa in den mittleren Zeiten, von Kaiser Karl dem Großen an gerechnet, bis auf die neuen Entdeckungen der Portugiesen und Spanier, während fast 700 Jahren, war lediglich bei den Deutschen Städten und Italienischen Republiken; jene versorgten die östlichen, westlichen und nördlichen Länder Europas, diese aber die südlichen mit allen Waaren, worunter hauptsächlich die Specerei- und Droguereiwaaren begriffen waren; auch zogen sie durch ihre Schifffahrt nach dem schwarzen

Meere, und den Syrischen und Aegyptischen Häfen alle Schätze des ganzen Orients an sich, die sie dann wieder an die Europäischen Staaten vertheilten. Die größten und mächtigsten Europäischen Staaten, wie Rußland, Frankreich, England, Spanien und Portugall hatten noch wenig oder gar keinen auswärtigen Handel, und überließen den Deutschen und Italienern, denen sie sich auf gewisse Art zinsbar machten, die Bemühung, sich auf Kosten ihrer Unterthanen zu bereichern, indem sie ihnen nicht nur erlaubten, sondern sie auch durch gewisse Freiheiten anlockten, die rohen Güter ihrer Länder abzuholen, um sie ihnen verarbeitet wieder zuzubringen. Die Portugiesen waren es, welche zu Ende des 15ten Jahrhunderts, im Jahre 1498, einen neuen Weg nach Ostindien entdeckten, oder vielmehr den Weg wiederfanden, den die Alten schon einmal befahren hatten, und der Hauptstapelplatz der Orientalischen Waaren ward nun Lissabon. Hier wurden alle Specereiwaaren abgelagert oder gelagert; denn da sich die Portugiesen im Oriente, in Indien Meister gemacht hatten, und den Arabischen und Persischen Meerbusen und die Malabarische Küste beherrschten, so flossen auch alle Gewürze und Droguereiwaaren nach Lissabon, und wurden von diesem Platze von den übrigen Europäischen Kaufleuten abgeholt. Der eigentliche Marktplatz Indiens, auf den alle Waaren zusammenflossen, war Malakka, dessen Hafen immer mit Schiffen besetzt war, welche von Japan, China, von den Philippinischen und Molukkischen Inseln und den minder entfernten östlichen Küsten kamen; andere begaben sich dahin von Bengalen, Coromandel, Malabar, Persien, Arabien und Afrika; auch mit Japan trieben die Portugiesen einen bedeutenden Droguereihandel, indem sie alle Droguen und Specereien Indiens, die sie von Goa aus bekamen, dahin brachten, und Makao diente ihnen zur Niederlage für die

Waaren, die sie aus Europa erhielten, welche nur in Kleinigkeiten bestanden, die dann an die Japaner theuer genug verhandelt wurden. So lange sich die Portugiesen in Indien zu erhalten suchten, und Männer, wie Albuquerque, Lope de Soarez, Don Juan de Castro, Atayde, an ihrer Spitze standen und die Angelegenheiten leiteten, so lange ging auch der Draguereihandel über Lissabon ungestört fort, als aber die Holländer ihnen die Besitzungen in Indien streitig machten, theilte sich auch der Handel; eben so suchten die Holländer auch in Westindien und Brasilien sich festzusetzen, und den Handel den Portugiesen zu entreißen; es glückte aber den Portugiesen, sie wieder daraus zu vertreiben. Der Besitz von Brasilien war den Portugiesen nicht weniger wichtig, wie derjenige von Ostindien, indem sie hier Farbehölzer vorfanden, mit denen sie einen ansehnlichen Handel nach Europa trieben, und dadurch den Stapel der Droguereiwaaren in Lissabon ansehnlich vermehrten; allein nach der Unterjochung der Portugiesen von den Spaniern, im Jahre 1581, verlor sich auch der Handel Lissabons und zog sich nach Cadix; indem die Spanier jetzt Alles thaten, um die Portugiesen durch Abschneidung ihrer Hülfsquellen ganz zu demüthigen und unter dem Joche zu erhalten, und als sie sich im Jahre 1640 wieder frei machten, hatte der Handel mit ihren Kolonien, so wie überhaupt mit Ost- und mit Westindien ꝛc. schon eine andere Wendung genommen; denn die Holländer, die früher nicht aus den Europäischen Gewässern herausgekommen waren, und die Specereien aus den mittäglichen Gegenden in die nordischen, und aus den nordischen in die mittäglichen führten, gingen nun auch in Indien auf Eroberungen aus, um ihren Handel mehr auszudehnen, und die Specereien und Droguen aus der ersten Hand ihrer Hauptstadt Amsterdam zuzuführen, und die Admirale Tromp und Ruiter

verschafften den Holländern die Oberhand zur See. Durch die errichtete Ostindische Gesellschaft breiteten sich in dem Staate unermeßliche Reichthümer aus; sie hatte ihn schon reich gemacht, als England und Frankreich erst ihre Kräfte anwandten, es ihr nachzuthun. Durch den Beistand dieser Handelsgesellschaft gelangten die Holländer dahin, den Feind ihrer Freiheit in Ostindien und in Amerika, mit Hülfe der Reichthümer der Spanier, selbst zu bekriegen, auch den Krieg fortzusetzen, der von nun an für sie nichts anderes, als ein glückliches und rechtmäßiges Mittel war, die größten Eroberungen zu machen und ihre Handlung mit mehrerem Fortgange und größerer Behendigkeit in den vier Theilen der bekannten Welt auszubreiten, wodurch endlich der Staat eine solche Macht gewann, daß er im Jahre 1647 zu Münster mit Spanien einen vortheilhaften Frieden schließen konnte. Diese Handelsgesellschaften erwarben den Holländern noch einen andern überaus schätzbaren Vortheil, der darin bestand, daß sie ihre Handlung in ganz Europa herum ausbreiten, und über die mächtigen Hanseestädte die Oberhand gewinnen konnten, welche noch allein diejenigen waren, mit denen sie in der Handlung dieses Welttheils um den Vorzug streiten mußten. Die Venetianer, für welche es eben so sehr, als für Aegypten, eine wichtige Sache war, dem Fortgange der Portugiesischen Handlung in Ostindien Hindernisse in den Weg zu legen, hatten dem Sultan den Vorschlag gethan, die Landenge von Suez auf ihre Kosten durchzugraben, und einen Kanal zu machen, der den Nilstrom mit dem rothen Meere vereinigen sollte. Allein diese Unternehmung ging nicht von Statten, wäre dieses geschehen, so hätten sie dadurch die Handlung nach Ostindien in ihre Hände erhalten. Venedig trieb nun auch den Handel nach der Levante, der aber in sehr enge Grenzen eingeschlossen wurde. Der ganze Han-

del, sowohl mit Specereien, als auch mit allen übrigen Indischen Produkten, zog sich daher nach Amsterdam, Rotterdam, kurz nach den Städten Hollands. Dagegen wurde Antwerpen, eine sonst so reiche und blühende Stadt, beinahe verlassen, in welchem Zustande sie noch lange verblieben ist. Die übrigen Hanseestädte, besonders Hamburg, Lübeck, Bremen und Danzig, empfanden den Stoß nicht so heftig, welchen das durch die Holländer neu aufgerichtete Reich dieser sonderbaren Gattung von Macht versetzt hat, welche bloß und allein die Handlung in Europa gestiftet, und die es so weit gebracht hatte, daß sie mit großen Regenten Vergleiche machte, ihnen Hülfsvölker gab, und sogar zu manchen Zeiten es unternahm, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Diese Städte, mit Ausnahme von Danzig, treiben auch noch jetzt einen nicht unbedeutenden Handel mit Specereiwaaren, besonders Hamburg, weil sie sich ihre Freiheit erhalten haben. Vor dem Auftreten des Holländischen Staates trieben die Hanseestädte den Oekonomie-Handel von Europa ganz allein; denn die Italiener, Venetianer und Genueser, ließen sich beinahe gar nicht außerhalb dem Mittelländischen Meere sehen, den Portugiesen und Spaniern, wie auch schon oben angeführt worden, genügte es, die Natur- und Fabrikwaaren aus beiden Indien in ihre Länder einzuführen. England war noch nicht geweckt, um den Handel der übrigen Nationen an sich zu ziehen, es trieb nicht einmal mit seinen eigenen Produkten Handel, und so konnte es denn nicht fehlen, daß Holland alle Specereien von Indien an sich zu ziehen suchte und sie auch verhandelte. — Unter den Königinnen Maria und Elisabeth fingen die Engländer zuerst an, auf den Specerei- und Droguerei-Handel in Indien Bedacht zu nehmen, auch waren sie es, die den Hanseestädten in ihrem Handel am ersten Eintrag thaten. Diese Städte hatten es

wirklich so weit gebracht, daß das Deutsche Reich an ihren Streitigkeiten mit den Engländern Antheil nahm, und diese auf dem Reichstage vermöge eines Reichsschlusses wegen des Handels verbannt und aus dem Deutschen Reiche vertrieben werden sollten; allein dieser beschränkte sich doch nur auf die Städte Embden und Stade, welche nicht mächtig genug waren, sie gegen die Kaiserliche Acht zu schützen; allein die Stadt Hamburg wurde vergebens bedrohet, daß man sie aus dem Hanseatischen Bunde und aus dem Deutschen Reichsbunde stoßen wollte, die Engländer blieben darin. Die Königin Elisabeth that nun den Hanseestädten den Vorschlag, mit ihren Kaufleuten, unter der Bedingung einer gleichen Begegnung, wie mit ihren eigenen Unterthanen umzugehen; allein diese schlugen es thörigterweise aus. Da nun die Flotte Elisabeths über die unüberwindliche Flotte Philipps des Zweiten von Spanien, die zur Eroberung Englands bestimmt war, gesiegt hatte, und die Engländer dadurch ihre Macht zur See bewiesen, so untersagte die Königin den Hanseestädten alle Handlung mit Spanien und Portugal, und ließ sechzig von ihren Schiffen anhalten und für verfallen erklären. Von dieser Zeit fing England an, den oben angeführten Handel Indiens auch nach seinem Staate zu ziehen und London zum Stapelplatze zu machen, obgleich man die Specereiwaaren immer noch größtentheils von den Holländern bezog, die immer noch das Uebergewicht bis zu den Zeiten Cromwells hatten; denn unter diesem Regenten Englands sank der Specereihandel der Holländer, weil sie nicht mehr mit gleichem Glücke, wie früher, zur See gegen jene auftraten, welche immer mehr diesen Handel an sich zu ziehen suchten. Schon unter der Elisabeth hob sich der Handel durch den Schutz, den sie allen Kaufleuten ertheilte, und so kam derselbe in Rußland, in der Türkei, auf

den Küsten von Afrika, in Ostindien und in Amerika in Aufnahme, welcher Flor sich unter dem Protektor Cromwell und späterhin unter den Königen aus dem Braunschweig-Lüneburgschen Hause zu der höchsten Stufe heranbildete. — Die Franzosen, welche unter Heinrich dem Vierten anfingen den Handel mit dem Morgenlande zu betreiben, hatten früher auf diese Vortheile ganz verzichtet, die der Handel nach Indien verschafft, obgleich sie weit mehr Drogueriewaaren gebrauchten, als alle andere Nationen, weil schon früher bei ihnen der Luxus herrschte, und sich von ihnen aus auf andere Nationen verbreitete. Einige Kaufleute aus Rouen machten zwar im Jahre 1535 einen Versuch, und rüsteten ein Schiff zu einer Fahrt nach Indien aus; allein Genonville, der Anführer desselben war, ward beim Vorgebirge der guten Hoffnung durch heftige Stürme auf unbekannte Küsten verschlagen, von wo aus er Mühe hatte, wieder nach Europa zu gelangen. Mehr denn sechzig Jahre später, im Jahre 1601, schickte eine in Bretagne entstandene Gesellschaft zwei Schiffe, um wo möglich an den Schätzen des Orients Theil zu bekommen, um die sich die Portugiesen, Holländer und Engländer stritten; allein der Führer dieser Schiffe, Pyrard, kam auf die Maldiven, und bekam sein Vaterland erst nach einer zehnjährigen unglücklichen Schiffahrt wieder zu sehen. Eine andere Gesellschaft schickte von der Normandie im Jahre 1616 einige Schiffe nach Java. An der Spitze dieser Gesellschaft stand ein Flamländer Girard. Die kleine Handelsflotte kam glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung an, und auch mit einer reichen Ladung Droguen ꝛc. zurück, die hinreichend war, die Interessenten schadlos zu halten; allein sie waren zu schwach, um zu neuen Unternehmungen aufzumuntern. Da die verschiedenen Gesellschaften in Frankreich, welchen man vom Jahre 1604 an aus-

schließende Privilegien gegeben hatte, keine Schiffe nach Indien schickten, und ihre Privilegien um das Jahr 1627 zu Ende gingen, so hatten es von der Zeit an bis zum Jahre 1635 einige Kaufleute von Dieppe übernommen, Reisen nach Indien thun zu lassen. Die dazu ausgerüsteten Schiffe befehligte Regimont. Diese Unternehmung soll auch nicht unglücklich abgelaufen seyn, da diese Gesellschaft im Jahre 1642 ein ausschließendes Privilegium erhielt; sie schickte auch sogleich Schiffe nach Indien ab, allein ihre Unternehmungen liefen unglücklich ab, weil sie Eroberungen machen wollte. Nur die großen Entwürfe Colberts, unter Ludwig dem Vierzehnten, zu einem directen Handel mit Indien durch Niederlassungen auf diesen Eilanden, um dadurch auch die Franzosen, als eine, vermöge ihrer Lage an dem Meere, handeltreibende Nation, an den Schätzen Indiens Antheil nehmen zu lassen, verschafften den Franzosen die Mittel, sich mit den andern Nationen ein gleiches Recht auf Indien zu erwerben. Dieser große Mann legte dem oben genannten Monarchen einen Plan zu einer Ostindischen Gesellschaft vor, der auch von demselben genehmiget wurde. Diese Gesellschaft erhielt ein ausschließendes Privilegium auf funfzig Jahre, auch noch andere bedeutende Vortheile waren für die Interessenten oder Theilnehmer damit verknüpft; auch versprach die Regierung die Besitzungen der Gesellschaft mit den Waffen zu beschützen, und ihre hin- und zurückreisende Schiffe durch so zahlreiche Geschwader zu decken, als es die Umstände erfordern würden. Die Schiffe der Gesellschaft gingen gerades Weges nach Indien und legten verschiedene Faktoreien an den Küsten dieses Landes an, wozu sie die Erlaubniß erhalten hatten. Sie erwählten hierauf Surate zum Mittelpunkte ihres ganzen Handels, der in Indien getrieben werden sollte. Es flossen auf den Markt von Surate alle

Waaren aus China, Bengalen und Persien, Arabien ꝛc. zusammen; Specereien ꝛc., Pfeffer, Gummi, Datteln, Koschenille, Perlen ꝛc., die Gewürze der Gewürzinseln, die Specereien aus Arabien ꝛc. Die Bilanz dieser Stadt von Umtausch und Absatz der Waaren war so bedeutend, daß sie wenigstens alle Jahre an die zwölf Millionen Rupien baar Geld herausbekam, und dieser Gewinn würde noch bedeutender gewesen seyn, wenn die Quelle der Reichthümer am Delhischen Hofe nicht verstopft gewesen wäre. Die weiteren Unternehmungen der Franzosen auf die Inseln Ceylon und St. Tomä; ihre Niederlassung zu Pondichery, in Siam ꝛc., um ihrem Handel eine noch größere Ausdehnung zu geben, gehört nicht hierher, sondern zu dem Handel im Allgemeinen; denn alle Specereien ꝛc., welche sie aus diesen Ländern erhandelten, flossen nach Surate und von da weiter nach dem Oriente und nach Europa, und so gelangte die Handlung der Franzosen mit den Indischen Specereien zu einem Flor, der bis auf die neueste Zeit, bis zur Revolution, jedoch mit einiger Abwechselung, gedauert hat. Nur England nahm seit der Revolution in Frankreich diesem Staate den Handel nach den Kolonien in Indien, und zog ihn größtentheils auf seine Märkte, so wie überhaupt England in neuester Zeit in Indien sowohl, als in Europa ein gewisses Uebergewicht im Handel der Specereien und Droguen vor allen handeltreibenden Völkern erhalten hat, weil es durch vortheilhaften Austausch seiner Fabrik- und Manufaktur-Artikel die Specereien und Droguen sehr wohlfeil liefern kann. — Auch Dänemarks Handel nach Indien hat die Indischen Specereien und Droguen auf seinen Markt in Kopenhagen gebracht. Die ersten Versuche, die Dänemark zu Anfange des 17ten Jahrhunderts dazu machte, um sich in Indien festzusetzen, wurden von allen handelnden Nationen mit Verdruß

angesehen, aber keine legte ihm etwas in den Weg; denn die durch ein fremdes Joch unterdrückten Portugiesen kämpften nur schwach, um ihre Besitzungen zu erhalten. Die Spanier schickten nur nach den Molukken und Philippinen ihre Schiffe; die Holländer arbeiteten daran, sich der Gewürze zu bemächtigen; die Engländer empfanden die Unruhen ihres Vaterlandes selbst in Indien, daher war gerade dieser Zeitpunkt den Dänen günstig, sich in Indien festzusetzen; zu einem bedeutenden Flor haben die Dänischen Handelsgesellschaften den Indischen Waarenhandel für ihre Rechnung nicht bringen können; auch wechselte die nach Indien handelnde Gesellschaft mehrere Male, weil sie immer nicht mit ihrer Factorei zu Tranquebar bestehen konnte. Die letztere Gesellschaft bekam ausgedehnte Privilegien mit vielen Begünstigungen von Seiten der Regierung, und der Fortgang entsprach der Thätigkeit der Kompagnie. Sie beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Chinesischen Handel, und schickte alle Jahre zwei große Schiffe dahin, die als Rückfracht Thee, Chinesische Tusche und andere Waaren, welche zu den Droguen gehören, mitnahmen. Den Thee nahmen größtentheils die Engländer, und die übrigen Waaren kamen und kommen noch zur Versteigerung auf den Markt in Kopenhagen. Die jährliche Auktion der Gesellschaft belief sich noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts auf 6,750,000 Livres, welche Summe 1,500,000 Rthlr. Dänische Münze ausmacht. Der Absatz der Droguen und Specereien, welche auf dem Markte in Kopenhagen vorkommen, geschieht im ganzen Norden nnd in einem Theile von Deutschland, wozu Altona die Hand bietet, welches auf der Elbe alle Waaren in das nördliche Deutschland bringt. — Schweden fing erst sehr spät an, sich auf den Handel nach Indien zu legen, um die Specereien aus der ersten Hand zu ziehen. Eine Ost-

indische Gesellschaft wurde erst im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts errichtet, sie beschränkte aber ihren Handel größtentheils auf China, der übrigens sehr guten Fortgang hatte. Die Gesellschaft nahm ihren Sitz in Gothenburg, dessen Lage alle Bequemlichkeiten zur Schifffahrt darbot, die sich bei andern Häfen nicht finden. Das Kapital dieser Gesellschaft war ansehnlich, und ungeachtet dieselbe einige Unfälle erfahren, so hat sich die Dividende ein Jahr ins andere auf 32 Prozent belaufen, welcher Profit bloß in Auctionen gemacht worden. Eilf Zwölftheile der Waaren, welche verauctionirt worden, sind in die Fremde gegangen, und das Wenige, was Schweden davon zur eigenen Consumtion behalten, hat es mit seinen eigenen Produkten bezahlt. — In Rußland trieben die Hanseestädte in der früheren Zeit den Handel allein aus ihrer Niederlage zu Naugardt, und wenn gleich dieses große Reich wegen seiner Lage längst einen auswärtigen Handel mit der Tartarei, China und Persien hatte, auch an dem, welchen die alten wendischen Städte getrieben, einigen Antheil genommen, so war doch der eigentliche Stifter des Handels erst Peter der Große, der eine Marine schuf, und durch diese dem Handel einen neuen Aufschwung gab. Besonders thätig wurde aber der auswärtige Handel unter der Kaiserin Catharina der Zweiten auf der Ostsee, auf dem weißen, schwarzen, Azowschen und Kaspischen Meere betrieben; es handelte und handelt noch gegenwärtig mit Schweden, Oesterreich, Preußen, Deutschland, mit der Pforte, mit Persien, mit der Bucharei und Tartarei und mit China, und bringt viele Droguen aus Asien in den Handel nach den Nordischen an ihn grenzenden Reichen, so wie der Transitohandel zwischen Europa und Asien durch Rußland nicht unwichtig ist. — In Deutschland hat in der neueren Zeit, nachdem die Hansa zu existiren aufgehört, der

Handel ein neues Feld bekommen; besonders wichtig in Hinsicht des Handels sind Oesterreich und Preußen geworden, und unter den Deutschen Freireichsstädten, die bis auf vier in neuester Zeit beschränkt worden, hat Hamburg, was den auswärtigen Handel anbetrifft, die Oberhand behalten. Alle Specereiwaaren kommen größtentheils über diese Stadt nach Deutschland.

Was in der neuern Zeit den Specereihandel in der Levante anbetrifft, den die verschiedenen Europäischen Handelsstaaten treiben, so ist darüber schon unter Levante, Th. 77, gesprochen worden. In Aegypten hebt sich der Specereihandel wieder unter dem Vicekönig Mehmet Ali, und viele Europäische Völker nehmen an diesem Handel Antheil, der von Kairo, Alexandrien, Damiette und Suez aus betrieben wird, und dieser Handel würde nach dem Innern von Afrika und nach Arabien noch weit beträchtlicher seyn, wenn nicht die Monopole des Vicekönigs den Handel sehr erschwerten, indem alles Erzeugte in seine Magazine geht, und aus diesen erhalten es die Verkäufer erst zu den von ihm angesetzten Preisen. — Der Specereihandel der Türken, sowohl in Europa, als in Asien, in Arabien, ist immer noch sehr wichtig, besonders in der Europäischen Türkei und in Griechenland; er wird mit den Türkischen Besitzungen in Asien und Afrika, und dann in Europa mit England, Italien, Rußland und Frankreich von Konstantinopel, Adrianopel, Saloniki, Gallipoli, Varna ꝛc. betrieben, und von Asien aus über Smyrna, Aleppo, Damask, Basra, Mossul ꝛc. Er liefert Südfrüchte, Manna, Oliven, Safran, Mohn (Opium), Indigo, Sesam, Soda, Gummi und Harze, Balsame, Krapp, Galläpfel, Knoppern, Alaun, Salpeter, Asbest, Bolus, Naphtha, Kaffee, Weihrauch, Sennesblätter, Aloe, Gold und Silber, Bley, Kupfer ꝛc. ꝛc. — Persien treibt gegenwärtig seinen Specereihandel nur durch Karavanen

zu Lande, da der Seehandel im Persischen Meerbusen sehr herabgesunken und nur durch fremde Schiffe betrieben wird. Der Karavanenhandel geht nach Indien, der Türkei und Arabien, und auf dem Kaspischen Meere führen sie ihre Specereien Rußland zu. Besonders stark ist der Karavanenhandel mit Konstantinopel, von welcher letztern Stadt jährlich 10 bis 12 Karavanen über Erzerum nach Tauris kommen. — China und Japan beschränken sich mehr auf einen Passivhandel mit den andern Nationen, wie es schon in den frühesten Zeiten bei ihnen der Fall war, obgleich ihr innerer Handel sehr lebhaft betrieben wird, welchen die vielen Kanäle und Landstraßen sehr begünstigen. Von den Europäischen Nationen treiben die Russen durch Karavanen, vermittelst der Mongolei, Handel mit den Chinesen, bringen ihnen Europäische Produkte, und nehmen dagegen die Specereien und Fabrikwaaren ihres Landes mit. Zur See treiben die Engländer, Holländer, Franzosen, Portugiesen und Dänen Handel, indem Kanton der Stapelplatz derjenigen Waaren ist, welche die Europäer ihnen bringen, und dagegen die ihrigen abholen oder mitnehmen. Die Ladungen bestehen hauptsächlich in Thee und einigen andern Specereien, und besonders in Fabrik- und Manufakturwaaren; auch Nord-Amerika nimmt an dem Chinesischen Handel einen bedeutenden Antheil. Nach dem Japanischen Hafen Nangasacki kommen bloß die Holländer und Chinesen, welche hier die Erzeugnisse der Natur und des Fleißes abholen. Der Handel Indiens ist größtentheils in die Hände der Europäer gekommen. Alle Specereien gehen durch die Hände der Engländer, Holländer, Portugiesen ꝛc. Der ganze Handel der Levante hat sich jetzt durch den großen Einfluß der Europäer in so fern geändert, daß ihn nicht mehr einzelne Nationen allein betreiben, son-

dern daß er jetzt fast in den Händen aller handeltreibenden Nationen ist.

Unter allen handeltreibenden Nationen in Europa treiben die Engländer wohl jetzt den stärksten Specereihandel, indem sie ihre Kolonien überall im Oriente ausgedehnt haben, und vermöge ihrer ausgebreiteten Schifffahrt alle Gewässer befahren, also alle Specereien aus der ersten Hand beziehen; denn vermöge ihrer ausgedehnten Besitzungen in Ostindien, der Besitzungen in Afrika, Amerika und in Australien, von welchen sie die Waaren mit eigenen Schiffen abholen, und sie nicht nur auf ihren Stapel in London, sondern sie auch andern Nationen zuführen, gewinnen sie bei diesem Handel unendlich durch den glücklichen Austausch mit ihren Fabrikaten und Manufakten. Der Handel der andern Nationen, mit dem ihrigen verglichen, erscheint nur passiv. Ihnen folgen im Specereihandel die Niederlande, Holland, welches auch bedeutende Besitzungen in Indien hat; dann auch in Afrika und Amerika. Der Gewinn, den es früher beim Handel seiner Kolonien in Asien hatte, ist jetzt sehr gesunken, indem die Einnahme von der Ausgabe übersteigen wird. — Der stärkste Handel, den die Holländer mit ihren Specerein aus Indien in Europa treiben, ist mit den Italienischen Ländern; sie besuchen die Häfen von Genua, Venedig, Livorno, Neapel und Messina, welche fünf Plätze beinahe allein die Niederlagen aller der Waaren sind, welche der übrige Theil von Italien den Ausländern liefert und diese wieder den Italienern zuführen. Die Holländer führen in diese Städte an Specereien und Droguen: Pfeffer, Gewürznägelein, Muskatennüsse, Zimmet, Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Farbehölzer und dergleichen Wurzeln, Juften, Porzellan, Eisen, Kupfer, Zinn, Bley aus England, Theer, Moschus, Zibeth, Caviar, Heringe, Stockfisch, Lachs; dann liefern sie,

außer den schon genannten Artikeln, den Italienern noch Masten, Bretter, Hanf und andere zum Schiffbaue nöthige Materialien; Manufakturwaaren, als Tücher, Sarchen, Kamelotte, Flandrischen Zwirn, alle Gattungen von Europäischen und Ostindischen Leinwanden und Kattune, Spitzen ꝛc. ꝛc.; dagegen führen sie zurück aus Italien an Material- und Specereiwaaren: Rosinen, Feigen, Mandeln, Citronen, Reiß, Anis, Schwefel, Alaun, Manna, Agtstein, Baumöl, Terpentin, präparirten Weinstein, Parmesankäse, Würste, Sardellen, allerhand Eingemachtes, Papier, Seife; dann an Manufakturwaaren: Atlasse, Taffente, Damaste, Sammet, Gros de Napel, mit Gold und Silber gestickte und durchwirkte Zeuge ꝛc. Die Italienischen Freistaaten, Genua und Venedig, die ehemals ihren Handel auf den Gipfel des Ansehens gebracht hatten, sind jetzt andern Staaten inkorporirt worden, auch ihr Handel ist von seiner Höhe herab gesunken. Neapel ist noch der einzige Staat von den Italienischen, der sich eines etwas lebhaften Specereihandels erfreuen darf. — Frankreich's Specereihandel hat in der neuern Zeit durch die Revolution und vielen Kriege einen merklichen Stoß erlitten; da England während der Revolution und des Kaiserreiches größtentheils Frankreichs Häfen beherrschte, und es so von aller Verbindung mit seinen Kolonien abschnitt. Es war daher auf einige Zeit auf seine eigenen Produkte, sowohl der Natur, als auch der Fabriken und Manufakturen beschränkt, die zwar bedeutend genug sind, besonders die Artikel der Mode und des Luxus, um in Europa sich einen ausgebreiteten Handel zu sichern; allein es verlor dadurch einen Theil des baaren Geldes, mit welchem es Specereien anzukaufen gezwungen ward, die ihm früher seine Kolonien durch einen vortheilhaften Tausch mit seinen Fabrikaten und Manufakten lieferten. Den größten Verkehr

hatte es in dieser Hinsicht mit den Niederlanden, weil diese Staaten an Frankreich grenzten, und den Transport, sowohl zu Lande, als auch zu Wasser, erleichterten. Der frühere Handel, den Frankreich mit Holland betrieb, war außerordentlich vortheilhaft für den ersteren Staat; denn nicht allein daß Holland für eine Summe von 31,100,000 Guld. Fabrik- u. Manufaktur-Waaren und Naturprodukte nahm, sondern späterhin auch noch für 20 Millionen Gulden Waaren aus Amerika. Alle diejenigen Specereien und Droguen, welche die Levante über Marseille lieferte, gingen zum Theil auch nach Holland. An Specereien ꝛc. lieferte Frankreich besonders viel Safran, Honig, Mandeln, Oliven, Kapern, Pflaumen (Prunellen), Seifen, Farbewaaren, Maronen oder ächte Kastanien, Papiere, eingemachte Früchte, Weineßig, Branntweine, Weine, wohlriechende Wasser und Oele; dann lieferte es eine große Anzahl Galanteriewaaren, Tapeten, Teppiche, Hüte, seidene Strümpfe, Nadler- und andere kurze Waaren, Juwelen, Uhren, Handschuhe, goldne, silberne und seidene Tressen, Kattune ꝛc. ꝛc. Von allen den Droguen, Specereien und andern Waaren, welche von Frankreich nach Holland gingen und gehen, blieb nur ein Theil zum eigenen Gebrauche in Holland, der andere ansehnlichere Theil wurde mit großem Vortheile wieder in andere Länder von den Holländern geführt. Vor der Revolution zog Frankreich aus seinen Kolonien in Amerika allein, was Zucker, Kaffee, Indigo und Baumwolle anbetraf, jährlich 140 bis 145 Millionen an Werth (welches sich aber jetzt durch den Verlust von St. Domingo sehr vermindert hat), und von diesen Waaren ging ziemlich die Hälfte aus Frankreich nach Amsterdam und Rotterdam, entweder für Rechnung der Holländer, oder um daselbst für Rechnung der Franzosen verkauft zu werden. Denn da Holland aus seinen eigenen Kolonien mehr erhält, als es selbst ge-

braucht, so gehen alle andere Waaren wieder in andere Länder, sie waren damals gleichsam die Kommissionaire der Franzosen. Die Holländer lieferten oder führten ihnen auf eigenen Schiffen zu: alle Materialwaaren, Specereien und Droguen, die sie nicht in Ueberfluß oder gar nicht aus ihren Kolonien zogen, besonders Gewürze, Stärke, Reis, Harz, Pech, Theer, Tabak, Potasche, Schwefel, Salpeter, Spießglas, Zink, Fischleim, Oel, Wallfischbärte, Juften, Eisen, Stahl, Kupfer, Zinn, Bley, Leinsamen, Flachs, Hanf, Getreide und alle Materialien zum Schiffbaue, die Rückfracht geschah wieder mit Holländischen Schiffen. Wenn nun auch auf der einen Seite der Gewinn der Handlung in Ansehung des Einkaufs und Verkaufs der Waaren noch so ungewiß ist, so ist doch die Fracht für die Ausfuhr aus Frankreich und für die weitere Ausfuhr aus Holland, der Eingangszoll und das Wagegeld, der Lohn für die Ausladung und Einschiffung in den Holländischen Häfen, das Niederlage-, Mäkel- und Kommissionsgeld für eine überaus große Summe zur Vermehrung des Reichthums im Staate zu rechnen. In neuester Zeit hat sowohl der Specerei- wie überhaupt der Handel in Frankreich durch die vielen Kriege, die Unruhen im Innern, durch den Verlust von St. Domingo ꝛc., manches von seiner ehemaligen Größe verloren, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß auf der andern Seite die Kunst-Industrie sehr zugenommen hat, und der Handel mit Galanterie- und Modewaaren sehr ausgedehnt ist. Der Seehandel der Franzosen erstreckt sich durch ganz Europa nach der Levante, der Nordküste von Afrika, Ostindien, China, den vereinigten Nordamerikanischen Staaten, und nach seinen Westindischen Kolonien, von woher es eine Menge Specereien und Droguen in den Handel bringt. — Was den Specereihandel Spaniens anbetrifft, so ist davon schon unter Spanien, oben,

S. 197 u. f., die Rede gewesen. — Portugals Handel mit Specereien, Droguen ꝛc. befindet sich seit dem Anfange des verwichenen Jahrhunderts größtentheils in den Händen der Engländer, die es dahin gebracht hatten, daß sie den Handel von Brasilien beinahe ganz in ihre Gewalt bekamen, und seit dem Vergleiche, den der Herr von Methuen im Jahre 1703 mit der Krone Portugall gemacht, nach welchem alle ausländische Fabrikwaaren, bis auf die Engländischen, völlig verboten wurden, haben sie dahin beständig einen so vortheilhaften Handel getrieben, daß sie fast alle Jahre an 150,000 Pfo. Sterl. Portugiesisches Geld daher gezogen; hieraus gewahrt man, daß wenn eine einzige Nation mit Portugal einen so starken Handel treibt, so kann für die übrigen in diesem Reiche wohl wenig übrigbleiben. Die Ausfuhr aus Portugal an Droguerei- und Specerei-ꝛc. Waaren besteht in Ambra, Zucker, Tabak, Campesche- und Fernambukholz, Cacao, Indig, Baumwolle, Sumach, Anis, Oliven, Baumöl, eingemachten u. trocknen Früchten, Mandeln, Citronen, Pomeranzen, Branntweinen, Madeira- u. Portwein, Gold, rohen Demanten, Salz ꝛc. An diesem Handel nehmen nun noch die Franzosen, Holländer und Deutschen Antheil. Erstere tauschen dagegen Galanterie- und Modewaaren ꝛc. aus; die Holländer Leinwand, Hüte, seidne Strümpfe, Handschuhe, Nadlerwaaren, Hanf, Juchten, Pulver, Kanonenkugeln, Gewehre, Papiere, Getreide; die Deutschen über Hamburg, Schlesische und Westphälische Leinwande ꝛc. ꝛc.; jedoch hat sich dieses in neuester Zeit geändert, wo Nord-Amerika ein so bedeutendes Gewicht im Handel erhalten hat, und an Portugal mehrere Produkte liefert, die sonst von den Europäern geliefert wurden. Auch die Trennung Brasiliens vom Mutterlande, die bürgerlichen Unruhen in beiden Ländern, dieses Alles hat auf den Handel einen unvor-

theilhaften Einfluß, verstopft die Kanäle und hemmt den Lauf oder Gang der ehemaligen Waarenfluth aus allen Gegenden der Welt, und so befinden sich gegenwärtig die Niederlagen von Lissabon, Oporto, Setubal und Faro in einem sehr passiven Zustande, bis nach der Dämpfung der Unruhen, die jetzt dieses Land zerrütten, sich neue Kanäle für den Handel eröffnen werden. — Was nun den Nordischen Handel, worunter Deutschland mit begriffen, mit Specereien, Droguen ꝛc. anbetrifft, so hatte in der neuern Zeit Holland in seinem blühenden Zustande die Niederlage aller Naturwaaren der nordischen Länder, um die mittäglichen Staaten damit zu versorgen; auf gleiche Weise sammelten sie bei sich alle Waaren der Staaten gegen Mittag, um dieselben den Ländern gegen Mitternacht zu liefern. Nachdem Holland die Kasse des handelnden Europa geworden, so ist es auch die Niederlage desselben geworden, wegen der großen Menge ausländischer Waaren aller Gattungen und aus allen Europäischen Ländern, die jederzeit in seinen Häfen in Vorrath waren, um auf das erste Verlangen geliefert zu werden. Seitdem aber die Großbritannische Verordnung wegen der Schifffahrt, die Schifffahrts-Akte, die Holländer in den dortigen Häfen bloß auf die Waaren beschränkt hat, die in ihrem Lande gewonnen werden und unmittelbar daher kommen, hat die Handlung gegen Norden eine große Verringerung in Ansehung des Waarenvertriebes empfunden, so wie auf der andern Seite die Vergrößerung des Großbritannischen Seewesens in England die Bedürfnisse der Nordischen Waaren, die zu dem Schiffbaue erforderlich sind, vermehrt, und so hat sich die Handlung in den mitternächtlichen Meeren zwischen den Holländern und Engländern getheilt. Im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, im Jahre 1753, führte Holland an Waaren nach St. Petersburg für 476,491 Rubel, und dagegen aus für 344,792 Rubel,

die eingeführten Waaren überschritten demnach die Ausfuhr um 131,699 Rubel. Seit der Vergrößerung der Engländischen Marine brauchen die Engländer von den Materialien zum Schiffbaue und zur Ausrüstung der Schiffe zehnmal mehr, als vor Zeiten, und diese Materialien liefert größtentheils Rußland, ehemals durch die Hände der Holländer, und jetzt holen es sich die Engländer selbst, oder die Russen führen es ihnen zu. Holland hat also diesen mächtigen Handel zum Theil verloren, wodurch es viele seiner Specereien, besonders Gewürze, anbringen konnte. Durch das Einschreiten der Engländer hat dieses ganz aufgehört. Diese Letztern haben im Norden, besonders in Petersburg, Faktoreien angelegt, welche bald die Holländischen an Zahl übertrafen. Nach einem sehr ausführlichen Verzeichnisse der Schiffe, welche in den Hafen von St. Petersburg zu Ende des verwichenen Jahrhunderts einliefen, waren beinahe die Hälfte davon Engländische Schiffe, die andern waren Französische, Holländische, Schwedische, Russische und Deutsche. In der neuesten Zeit hat dieses aufgehört, da Rußland hat einsehen lernen, daß es seinem eigenen Handel, und seinen Fabriken und Manufakturen schadet, wenn eine Nation vor der andern mehr Freiheit genießt, ihren Handel gleichsam allein auf fremdem Boden zu treiben, sondern daß alle Nationen gleiche Freiheiten haben müssen, dieses zu thun; denn nur dadurch kann Vortheil für den eigenen Handel entstehen. Rußlands Schifffahrt steht jetzt auf dem Gipfel, daß es anderer Hülfe nicht mehr bedarf, sondern seinen Handel ganz allein betreiben kann, wenn es solches vortheilhaft findet. Auch Rußland bringt jetzt viele Specereiwaaren direct in den Handel, besonders chinesische Waaren, wie auch schon oben, S. 654, angeführt worden. Man sehe über den Russischen Handel, auch den Art. Rußland, Theil 129,

S. 19 u. f. nach. Die Dänen haben es in neuerer Zeit ziemlich so weit gebracht, daß sie ihren Handel allein treiben können; sie schiffen unmittelbar überall herum, wo sie Vortheile in Betreibung ihres Handels erlangen können; den sie besonders mit Specereien ꝛc. führen. — Schweden hat sich viele Mühe gegeben, es ihnen hierin nachzuthun, und die Hanseestädte Hamburg, Lübek, Bremen, welche, wie Holland, mit der Oekonomie-Handlung zu thun haben, wie auch schon oben, S. 648, angeführt worden, die sie aus Norden in die Europäischen Mittagsländer, und von diesen wieder nach Norden treiben, haben den Holländern großen Abbruch gethan. Sie wissen es, besonders Hamburg, so einzurichten, daß sie ihre Niederlagen mit den Gattungen von Specereien, Droguereien und von den Waaren und Früchten, sowohl aus dem mittäglichen Europa, als aus beiden Indien, die zur Handlung nach dem Norden und in einem Theile von Europa nöthig sind, hinlänglich versorgen, ohne daß der größte Theil davon, wie ehemals, durch die Hände der Holländer geht, die dazu nichts weiter, als die Gewürze liefern. Die vornehmsten Specereien und Droguen, die nach Rußland gehen, sind: Gewürze, Zucker, Indigo, alle Gattungen Farbehölzer, Juwelen, Früchte, Baumöl, Zinn, Bley, dann Nadlerwaaren, Mode- oder Galanteriewaaren, Weine, Branntweine ꝛc. ꝛc. Dagegen liefert Rußland, Wachs, Hanf, Pech, Theer, Masten, Pelzwerk, Juchten, eingesalzene und getrocknete Leder, Unschlitt, Caviar, Fischbein ꝛc. — Die Handlung nach Norwegen war für Holland ein sehr wichtiger Handelszweig; der Stapelort ist Bergen. In neuester Zeit hat sich der Handel mit diesem Reiche auch sehr geändert, und Holland hat nur noch einen geringen Antheil, indem jetzt die andern handeltreibenden Nationen Theil genommen haben. Man führt dahin Weine, Branntweine, Gewürze, Apothekerwaaren, oder Spece-

reien und Droguen, Weineſſig, Salz, Zucker, Pflaumen, Tabak, Roſinen, Mandeln, Käſe, Tücher von allen Gattungen, und ſeidene und wollene leichte Zeuge; dagegen gehen zurück: Theer, Unſchlitt, Bocksfelle, Stabholz, getrocknete Fiſche, Kupfer, Potaſche. Auch Schweden war früher größtentheils in den Händen der Holländer, welche jenem Vorſchüſſe machten, um daſſelbe feſter an ſich zu knüpfen. Sie führten dahin Gewürze, Weine, Branntweine, Salz, Zucker, alle Gattungen Specereien und Speciesthaler; dagegen führten ſie aus: Kupfer, rohes und verarbeitetes, wie Keſſel und Becken, Draht, Eiſen, eiſerne Gefäße und Bleche, metallene und eiſerne Kanonen, Kanonenkugeln, Stahl, alle Gattungen von Feuergewehr, Bley, grünen Vitriol oder ſchwefelſaures Eiſen, Pech, Theer, Schiffbauholz und andere Materialien zum Schiffbaue. In neueſter Zeit hat ſich Schweden losgeriſſen von dieſen Feſſeln, und treibt ſeinen Handel größtentheils allein, oder hat die Freiheit gewonnen, mit jeder Nation nach Gefallen zu handeln; ſiehe auch unter Schweden, Th. 150, S. 416. — Preußen hat ſeine Häfen und Stapelörter an der Oſtſee, wie Königsberg, Memel, Pillau, an der Weichſel Danzig, dann Elbing ꝛc. Der Handel mit Specereien über Königsberg war immer ſehr anſehnlich. Man führt ein: Gewürze, trockne Früchte und alle Droguen, die in den Apotheken und Gewerben gebraucht werden, Weine, Branntweine, Tabak, Zucker, Weineſſig, Glas, Butter, Käſe, Eiſen, Bley, Zinn ꝛc., und führt dagegen aus: Bauholz, Hanf, Flachs, Weinſteinaſche, Potaſche, Wachs, Honig, Unſchlitt, allerlei Gattungen von Getreide, Leder, Pelzwerk ꝛc. ꝛc. Danzig war ehemals der Mittelpunkt des ganzen Polniſchen Handels, der aber jetzt durch die Theilung Polens eine ganz andere Wendung genommen hat. Man führte dahin alle Specereien und Gewürze, Zucker, Kaffee, Thee,

Baumöl, Weine, Branntweine, Heringe und andere gesalzene Fische, Papier, Wallfischbärte, Obst und alle Gattungen von Südfrüchten, wollene und seidene Waaren ꝛc. Dagegen nahm man mit eine große Menge Getreide, Kornbranntwein, Rüböl, Schafwolle, Wachs, Bauholz, Hanf, Flachs, Leinwand, Asche, Unschlitt oder Talg, Leder, Pech, Theer, Stahl, Bley, Salpeter, Flaumfedern, Kümmel, Anis, Hopfen, Spießglas ꝛc. ꝛc. Auch Stettin, Kolberg und Stralsund in Pommern treiben einen nicht unwichtigen Specereihandel, besonders letztere Stadt vermöge ihrer Lage an der Ostsee. Die Specereien und Droguen, womit Berlin versorgt wird, kommen größtentheils über Hamburg. Preußen tauscht zum Theil gegen die Specereiwaaren, die es empfängt, seine Fabrikate und Manufakten, und seine Naturprodukte, wie Getreide, Schiffbauholz ꝛc. aus. Auch macht die seit 1821 gestiftete Rheinisch-Westindische Handelsgesellschaft zu Elberfeld ansehnliche Geschäfte mit den Fabrikaten und Manufakten des Landes. Die Freistadt, Hansestadt Hamburg macht immer noch die bedeutendsten Geschäfte in diesen Zweigen des Handels; sie war immer die stärkste Nebenbuhlerin von Amsterdam in der Zeit seiner Blüthe, und um es derselben in allen Stücken gleich zu thun, fehlte ihr weiter nichts als Kolonien in den drei übrigen Welttheilen. Sie ist übrigens der Stapelort von Norddeutschland geworden. Ihr Stapel oder ihre Niederlage, ihr Ablager besteht eben so, wie das Waarenlager in Amsterdam, aus Natur- und Fabrikwaaren aller Länder, wo Handlung getrieben wird. Aus Holland nimmt sie Gewürze, dann einen Theil der Waaren aus Ostindien und der Levante; England liefert aber die meisten Specereien und Droguen; auch Amerika hat daran Theil. Ihre Schiffe besuchen alle Häfen in Europa, und bringen aus denselben alle diejenigen Produkte mit, welche auf ihrem

Markte fehlen. — Bremen ist nicht minder wichtig in Hinsicht des Specereihandels, als Hamburg; es hat die Handels-Niederlage von demjenigen Theile von Deutschland, der an der Weser herumliegt, und der sehr einträglich ist. Die Holländer versorgten ehemals auch diese Handelsstadt mit Gewürzen und Specereien, Thee, Kaffee, Zucker, Oele ꝛc., und tauschten dagegen mit Zimmerholz, Potasche, Honig, Wachs, Wolle, Schreibfedern, Westphälischer Leinwand, Zwirn und allen Gattungen von Feldfrüchten, Blechen, eisernen Oefen ꝛc.; allein jetzt haben die Engländer, Franzosen und andere Nationen Theil genommen. — Lübek treibt auch einen nicht unwichtigen Specereihandel, jedoch ist ihr Haupthandel der Speditionshandel zwischen Deutschland und den Ostseeländern. Der eigene Handel beschränkt sich hauptsächlich auf Weine, Leder, Flachs und Getreide, welche Produkte sie ausführt. Von dem Handel an dem Flusse Ems, welcher Westphalen durchströmt, ist Emden der Mittelpunkt, wohin die Holländer Gewürze und Droguen ꝛc. bringen, und dagegen Leinen, Zimmerholz ꝛc. ausführen. — Was den Handel mit Specereien und Droguen in den Rheinlanden anbetrifft, so hat Holland den größten Antheil daran; die Schifffahrt auf dem Rheine erstreckt sich bis nach Basel. Alle Länder am Rhein, an der Mosel, am Neckarflusse und am Main versorgt Holland mit Gewürzen, Specereien und Droguen, mit Reiß, Seifen, Wallfischbärten, Zinn, Kupfer, Draht, Zucker, Thee, Kaffee, Cacao, Spanischen und Französischen Weinen, Branntweinen, trocknen Früchten, trocknen und gesalzenen Fischen ꝛc. Ehemals, bei der älteren Verfassung von Deutschland, geschah die übrige Handlung auf dem Rheine, sowohl in Ansehung der ausgehenden, als der eingehenden Waaren durch Kommission. Mehrere Holländer kauften dergleichen Waaren auf Vorrath,

und gaben Leuten auf den Plätzen selbst, wo die Waaren sind, Auftrag, den Einkauf zu besorgen. Alle Kaufleute, sowohl zu Frankfurt, als auch in den übrigen Städten, welche durch die Schifffahrt auf dem Rheine versorgt werden, lassen ihre Waaren zu Amsterdam oder Rotterdam durch ihre dortigen Freunde einkaufen; die Fahrzeuge, welche die Schifffahrt von Holland nach Cöln verrichten, treiben nur Frachthandlung zum Besten ihrer Eigenthümer. Diese haben an dem Einkaufe und Verkaufe der Waaren, womit ihre Fahrzeuge beladen sind, nicht den mindesten Antheil, und diese Frachthandlung erstreckte sich nicht weiter, als bis Cöln, wo die Sache so eingerichtet ist, daß die Waaren ausgeschifft und wieder auf die Fahrzeuge des Landes gebracht werden müssen. Die Handlung auf dem Rheine betrug noch vor der Revolution der Franzosen alle Jahre mehr als hundert Millionen, und außer dem Gewinne, den die Holländer in den Niederlagen an dem Verkaufe und Einkaufe der ein- und ausgehenden Waaren zu genießen hatten, verschaffte ihnen diese Handlung noch drei schätzbare Gattungen, woran der sicherste Gewinn gemacht ward, nämlich, die Fracht in der Schifffahrt aus Holland nach Cöln, und aus Cöln nach Holland, die Kommission und der Umlauf der vorgeschossenen Gelder, welche diejenigen, die den Auftrag annehmen, denen geben, die ihnen ihre Geschäfte auftragen, welches allemal mit einer Vergeltung für die Besorgung, ohne das Geringste dabei zu wagen, verbunden ist. Wenn man diese drei Gattungen, die mit Waaren für mehr als hundert Millionen am Werthe zu thun haben, in Betrachtung zieht, so ist es etwas Leichtes, sich von den gründlichen Vortheilen, welche Holland von der Schifffahrt auf dem Rheine zu gewarten hatte, einen Begriff zu machen. Dieses Alles hat sich aber bei der gegenwärtigen Gestaltung von Deutschland auch anders ge-

staltet, und Holland ist nicht mehr in dem ausschließlichen Besitze dieses Handels, da sich durch die Theilung der Rheinländer auch zum Theil andere Kanäle eröffnet haben, die dem Interesse desjenigen Staates, mit dem sie verbunden worden, anpassender sind; so wie überhaupt der Handel durch den Zollverband der Deutschen Fürsten und der freien Schifffahrt auf den Gewässern Deutschlands, eine andere Richtung bekommen. — Das jetzt von Holland wieder getrennte Belgien hatte früher unter der Oesterreichischen Herrschaft einen bedeutenden Handel mit seinem Nachbarlande Holland, welches ihm alle Gewürze und Specereien, Thee, Kaffee, Zucker, Cacao, Tabak, Oele, Rhein-, Mosel- und Spanische Weine, Branntweine, Salz, Wachs, Früchte aus der Provence und Italien, getrocknete und gesalzene Fische, Seefische, rohe Häute oder unbearbeitetes Leder, Wallfischbärte, weiße Seife, Potasche, Asche, Kupfer, Zinn, Bley, Ostindische Zeuge und Kattune, Seide, gesponnenes baumwollenes Garn, Leinsamen, Schiffbauholz und alle Droguen aus der Levante lieferte; dagegen nahmen sie Feldfrüchte, besonders Waizen und Rübsamen oder Rübsen, Leinwande, Spitzen, Ziegelsteine ꝛc. Antwerpen war der Stapelort aller dieser Waaren, und war daher, wie auch schon oben, S. 648, angeführt worden, ein sehr wichtige und reiche Handelsstadt. Einen besonders starken Handel trieb sie auch mit Diamanten, welche sie den Holländern roh lieferte, und die dann zu Amsterdam geschnitten wurden, und dann wieder zurück nach Antwerpen gingen; denn obgleich Antwerpen auch Diamantschneider besaß, so war der Schnitt dieser letzten von dem der Amsterdamer in so fern verschieden, daß die Ränder der Diamanten nicht polirt sind, welches in dem Glanze des Diamants einen merklichen Unterschied macht; aus diesem Grunde unterschied man den Diamant, der in Amsterdam oder

in Holland geschnitten worden, von dem in Antwerpen geschnittenen. Der ganze Handel der Holländer mit den Belgiern war sehr einträglich, verlor aber nach und nach seine Bedeutnng, da die Franzosen, Spanier ꝛc. ihn schmälerten; auch die Niederländer selbst alle Anstalten machten, es dahin zu bringen, sich von den Holländern frei zu machen, welches ihnen auch in der letzten Zeit, besonders seit der Revolution in Frankreich, gelungen ist, wo man ihnen aus Frankreich viele Droguen, Specereien und Galanteriewaaren lieferte und noch liefert. In neuester Zeit, durch die Vereinigung der Niederlande mit den Holländer, fing der durch die Französischen Invasionen ꝛc. gesunkene Handel beider Staaten sich wieder zu beleben an; allein die neuesten Vorfälle in Belgien, das sich Losreißen von Holland ꝛc. haben dem Handel wieder eine empfindliche Wunde beigebracht, die sobald nicht wieder wird geheilt werden können. — Der Specerei- und Drogue-reihandel Oesterreichs, wie auch schon oben, S. 655, angeführt worden, war immer nicht unwichtig, da es, vermöge der Lage seiner Staaten, diese Waaren, wenn nicht immer aus der ersten, doch aus einer ihm sehr vortheilhaften Hand zog, wobei es, bei dem Umtausche seiner Naturprodukte und Fabrikate, nur gewinnen konnte. Durch die von den Franzosen veranlaßte Krisis in Deutschland, die auch die Oesterreichischen Staaten traf, ist der Handel daselbst sehr herabgedrückt worden; allein die Wiedergeburt Deutschlands hat auch diesem mächtigen Staate seine Kraft wiedergegeben, so daß der Handel mit erneuerter Thätigkeit, besonders am Adriatischen Meere, betrieben wird. In Hinsicht des Oesterreichischen Landhandels ist Wien der Mittelpunkt und der Stapelort aller Waaren, die den Provinzen dieses ausgedehnten Kaiserreiches auf der Donau und den gut angelegten Handelsstraßen zugeführt werden; dann folgen für den Landhandel Prag, Bro-

dy, Lemberg, Pesth, Ofen und Grätz. Für den Seehandel sind die mächtigsten Stapelörter der Specerei- und Droguereiwaaren Venedig, Triest und Fiume. Die Specereien und Droguen, welche diesen Stapelörtern zugeführt werden, werden mit Oesterreichischen Landesprodukten größtentheils ausgetauscht. Besonders wichtig ist der Speditions- und Transitohandel, wodurch Oesterreich den Verlust der größern Einfuhr als Ausfuhr wieder deckt. — Was die Schweiz an Specereien und Droguen gebraucht, liefert Deutschland, Italien und Frankreich, wogegen sie größtentheils ihre Produkte der Natur und Kunst austauscht, welche in Käse, Butter, Papier, Spitzen, Uhren, Gold- und Silberwaaren ꝛc. ꝛc. bestehen.

Aus diesem kurzen Abrisse der Geschichte des Specerei- und Droguenhandels wird man die Wichtigkeit desselben zu allen Zeiten ersehen; denn die Specereien und Droguen sind zu allen Zeiten ein Hauptzweig des großen Handels gewesen, weil sie alle Gewerbe umfassen, oder doch nur wenige Gewerbe gedacht werden können, wozu man nicht Specereien gebrauchte. In den frühesten Zeiten gebrauchte man sie größtentheils zum Einbalsamiren der Leichen in dem Morgenlande, dann zu Rauchwerken bei den Hebräern, Juden ꝛc. zum Dienste des wahren Gottes, und bei den übrigen Völkern zu Opferungen bei ihrem Gottesdienste, und zu Firnissen, zur Färbekunst- und Malerei ꝛc. Als nun späterhin die Künste und Handwerke sich vervielfältigten, besonders aber die Arzneikunst eine höhere Stufe erstieg, wurden auch die Specereien und Droguen immer mehr gesucht, ja sie drängten sich auch zum Theil in die Kochkunst, besonders bei dem Luxus der Perser und Römer. Von dieser Zeit ab wurden die Specereien und Droguen ein sehr gesuchter Handelsartikel, nach dem alle civilisirten Völker der alten Welt Verlangen trugen. Ueberall im Morgenlande suchte man

sie auf, besonders wurde Indien dieserhalb in Anspruch genommen und reichlich geplündert, weil es mit diesen Schätzen am reichhaltigsten ausgestattet worden, und so ist es bis auf die neueste Zeit geblieben, wo dieser Handel durch die Ausbreitung der Naturkunde eine noch größere Ausdehnung erhalten hat, und immer noch durch neue Schätze die Waarenkunde in diesem Zweige bereichert wird. — Wie sich die Preise dieser Waaren stellen, ersieht man aus den Preiscouranten der mit diesen Waaren handelnden Nationen, woraus man zugleich ersieht, von woher man sie am wohlfeilsten und besten, mit Berücksichtigung der Fracht, Spedition ꝛc., bezieht; denn dieses ist beim Handel am wichtigsten und nicht zu übersehen. Die Nationen, welche die Specereien und Droguen aus der ersten Hand beziehen sind die Engländer, Portugiesen, Holländer, Franzosen, Russen u. Dänen, und von diesen beziehen sie die übrigen Nationen, die keinen unmittelbaren Handel nach oder mit den Kolonien treiben. Was die Waaren selbst anbetrifft, so findet man solche unter ihrem Namen in der Encyklopädie abgehandelt.

Specereihändler, Droguist, Gewürzhändler, Apothekerwaarenhändler, Speciarius, Aromatarius; Fr. Droguiste, Marchand en Drogues, Marchand en Epiceries, ein Kaufmann, der mit Specereiwaaren handelt, der sich diesem Handelszweige ausschließlich gewidmet. Den Namen **Droguist, Specereihändler** führt eigentlich nur derjenige Kaufmann, der mit diesen Waaren im Großen handelt, der Detailliſt, der sie im Kleinen verkauft, vereinzelt, wird **Gewürzkrämer**, Fr. Epicier, genannt, obgleich dieser Unterschied nicht überall, besonders in jetziger Zeit, so streng genommen wird, und man auch die Detailliſten dieser Waaren mit dem Namen **Droguisten, Specereihändler**, beehrt, oder überhaupt der Name **Krämer** zu veralten an-

fängt. Vom Materialisten unterscheiden sich die Droguisten in so fern, daß Ersterer sich nur auf den Handel von allen denjenigen Produkten beschränkt, welche in der Haushaltung zur Speise zubereitet oder zu den Speisen benutzt werden; oder auch zum Nachtische aufgesetzt werden ꝛc.; Letztere handeln dagegen mit allen den Waaren, welche in den Küchen, als Gewürz, in den Apotheken zu den Arzneien, in den Gewerben zum Malen, Färben, Beitzen ꝛc. gebraucht werden. Es herrscht noch in vielen, selbst sehr schätzbaren, Schriften hierin mancher Irrthum, indem man den Materialisten mit dem Specereihändler oder Droguisten verwechselt oder für gleichbedeutend hält. Im Art. Materialist, Th. 85, S. 439, ist dieser Unterschied zwar auch berührt, indessen nicht gehörig auseinandergesetzt worden, wie es bei der Handlung geschieht. Nach der Benennung Materialist, oder nach der Zergliederung des Wortes oder der Ableitung desselben, würde man unter Materie und Material, Stoff, rohem Stoffe, Alles verstehen, was sich auf Naturprodukte bezieht, und ein Materialienhändler, Materialist wäre demnach ein Kaufmann, der mit allen unverarbeiteten Waaren handelt, allen rohen Naturprodukten, wozu man auch noch diejenigen rechnen kann, die durch die Kunst, als Chemie ꝛc., hervorgebracht werden, aber keine Produkte der Manufakturen und Fabriken sind, nicht mit dem Weberstuhle oder mit dem Hammer hervorgebracht werden; dagegen würde man nach dem Worte Specerei, von Species abstammend, alle Arten der Gewürze, Balsame, feiner wohlriechender Hölzer, ätherischer und fetter Oele und andrer Morgenländischer Produkte verstehen, und ein mit diesen Produkten handelnder Kaufmann wäre demnach ein Specereihändler, Droguist. Im Handel macht man aber unter gewissen Waaren einen Unterschied, und es würden nach diesem Unter-

schiede, streng genommen, auch mehrere Handelszweige geben, die wohl unterschieden und nach dem Handel damit, auch ihre Besitzer genannt werden müßten. So macht eigentlich der Handel mit allen den Waaren, welche man im Haushalte und in der Küche ꝛc. gebraucht, wie Kaffee, Zucker, Syrub, Cichorien, Gewürze, Thee, Reiß, Graupen, Nudeln, Gries, Kraftmehl, Stärke, Sago, Salz, Rosinen, Mandeln, Feigen, Honig, Wachs, Senf, Oele, Cacao, Chocolade, Siegellack, Federposen oder Spulen, Papiere, Tinte, Bleistifte, Tafelsteine, Tabak, Leim, Schwamm (Feuer- und Waschschwamm) Schwefel, ganzen und gezogenen, Pech, weiße und schwarze Seife; von Farben: Neublau, Lackmus, Schmalte, Bolus oder Braunroth, Englisches Roth, gelben Ocher, Kreide ꝛc.; einige Harze, wie Colophonium, Burgunderharz ꝛc.; destillirte Branntweine, Korn, Weingeist; Weine, die gebräuchlichsten Sorten ꝛc.; man zieht auch Heringe, Butter und mehrere andere Victualien jetzt mit in diesen Handel, die sonst davon getrennt waren, und einen eigenen Zweig ausmachten; der mit obigen Waaren Handelnde wird Materialist genannt, sowohl der Großhändler, Grossirer, als der Kleinhändler oder Detailist. — Der Gewürzhandel kann auch einen eigenen Zweig ausmachen, und der damit Handelnde wird dann Gewürzhändler genannt; allein dieser Zweig gehört zur Hälfte eigentlich zu dem Materialwaarenhandel, nicht aber, wie man in so vielen Werken findet, zu dem Specereihandel; denn obgleich die Specereihändler auch damit, besonders en gros, handeln, so werden die meisten Waaren dieses Zweiges doch nur bei dem Materialisten gesucht, und gehören ihm auch zu, weil sie in der Kochkunst am meisten verbraucht werden. Zu den Gewürzen gehören: Zimmet, Nelken oder Nägelein, Muskatnüsse und Blumen, Kardamom, Vanille, Englisches Gewürz

oder Piment, Pfeffer, Kümmel, Anis, Ingber, Wachholderbeeren, Koriander, Safran ꝛc. ꝛc. — Der sogenannte Italiener-Waarenhandel ist wieder ein besonderer Handelszweig, der damit Handelnde wird entweder im gemeinen Leben schlechtweg Italiener, oder Italiener-Waarenhändler genannt. Zu diesem Zweige gehören folgende Waaren: Citronen, Apfelsinen oder süße Pomeranzen, bittere Pomeranzen, Limonien, Oliven, Kapern, Pfeffergurken, Feigen, Datteln, Gewürze, Lambertsnüsse, Krachmandeln, Traubenrosinen, Spanische Weintrauben, Citronat, überzogene Pomeranzenschalen, Thee von allen Arten, Maronen, Olivenöl (Provenceröl), Achiar, Sago, Trüffeln, Mousserons, Champignons, Morcheln, Macaroni, Vermicelles (Arten Nudeln), Parmesankäse, grüner und weißer Schweizerkäse, Holländischer Käse, Limburger Käse ꝛc.; Braunschweiger Würste aller Art, Cervelat- oder Salami- und andre Italienische Würste, wie die Mortadelli, Caudichini ꝛc; Schalthiere, wie Austern, Muscheln ꝛc.; große Seekrebse oder Hummer; Lachs, geräucherter, frischer und marinirter, Klippfisch, Schollen, Dorsch, Schnepel, Sardellen, Sprotten, Neunaugen, Speckbücklinge, Caviar, Hamburger Rindfleisch, Indianische Vogelnester; feine Weine, von allen Sorten, Rhein-, Franken-, Spanische, Ungarische ꝛc. Weine; von Branntweinen: Breslauer und Danziger Liqueure, Rum, Arac, Franzbranntweine; Essig von verschiedener Art, Senf oder Mostrich von allen Sorten, Englische Biere: Ale, Porter ꝛc. — Der Farbenhandel ist eigentlich auch ein für sich besonderer Handelszweig, der aber theilweise mit dem Material-Waaren- und auch mit dem Droguen-Geschäfte verbunden wird; derjenige, der diesen Handel betreibt, wird Farbenhändler genannt. Zu dem Farbenhandel gehören alle von der Natur erzeugten Farben, wie die Oxide

oder Kalke, die Farbenerden, der Zinnober ꝛc.; dann die durch Kunst oder auf chemischem Wege zubereiteten Farben. Zu den Oxiden gehören die verschiedenen Ocher, das Bleyweiß, die Mennige, der Grünspan ꝛc.; zu den Erden die Köllnische, Kassler, und grüne und rothe Erde, der Umbra, die Terra de Sienna ꝛc. Zu den auf chemischem Wege zubereiteten Farben gehören eine große Anzahl Farben aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, wie der Karmin, der Krapplack, das Berliner-, Wiener- und Florentiner-Roth, das Kaiserroth ꝛc., der Indigo, das Berliner-, Mineral-, Berg-, Pariser- und Bremerblau ꝛc., das Pariser-, Neapel-, Kassler- und Chromgelb, (größtentheils Oxide, welche durch chemische Operationen diese Veränderung erlitten), das Schüttgelb, der gelbe Lack ꝛc.; das Mineral-, Berg-, Neuwieder-, Pariser-, Saft-, Buch- und chemische Grün, der grüne Lack ꝛc.; das Kesselbraun, Engl. Braun; das Frankfurter-, Bein- und Rebenschwarz, der Ruß; d. Cremnitzer-, Schiefer- u. Bleyweiß, d. Kreide ꝛc.; Oelfarben in Blasen und in Töpfen, Pastellfarben, Miniaturfarben in Kästchen, flüssige Farben ꝛc., Pinsel, Paletten, Malerstöcke, Staffeleien, Reißbretter, Zeichenpapiere, Estompes, geschnittene, weiße, schwarze und braune Zeichenkreiden, Gummi Arabicum und Elasticum, Mundleim, Mappen, Lineale, Oele, rohe und gekochte, Bronzen, Reibesteine nebst Läufer, Oelleinwand, Spatel; Geräthschaften zum Kupferstechen, als Grabstichel, Schaber, Polirstahl, kalte Nadel ꝛc.; zum Formschneiden, als Hohlmeißel, Messer, Meißel, Stemmeisen ꝛc.; Geräthschaften zum Xilographiren und Lithographiren; Gliedermänner, Anatomien, Lack-Firnisse ꝛc. ꝛc. — Der vorzüglichste und Hauptzweig ist der Droguereihandel, Specereihandel, wo der damit Handelnde die oben am Eingange dieses Artikels angeführten Namen erhält, und dem derselbe gewidmet ist. Zu den Specereiwaaren zählt

man alle diejenigen Waaren, welche in den Apotheken und in den Gewerben gebraucht werden; dahin gehören alle Harze, wie das Colophonium oder das Geigenharz, das elastische Harz, das Benzöe-, Animä-, Weihrauch-, Myrrhen-, Asphaltum-, Elemi-, Kopal-, Assa foetida-, Sandarach-, Mastix- ꝛc. Harz, Drachenblut, Opium, Storax, Ammoniak, das Gummi-Arabicum, Tragant und Guttae; der Schellack; alle schon oben, S. 674, angeführte Gewürze; alle fremde, färbende und nicht färbende Hölzer, wie das Fernambuk-, Gelb-, Quercitronen-, Blau- oder Campeche-, Roth- und Sandelholz, das schwarz Eben-, Zuckerkisten-, Cedern-, Grenadillen-, Rosen-, Buchsbaum- und Mahagonyholz; verschiedene Farbekräuter, Beeren und Wurzeln, als Wau, Scharte, Waid, Krapp oder Röthe, Safran, Carcumey, Kreuzbeeren, Avignonsbeeren, Galläpfel, Knoppern, Sumach ꝛc.; mehrere Farben, wie Indigo, Lackmus, Caput mortuum, Kobald, Schmalte, Scharlachbeeren, Cochenille, Tournesol oder Schminkläppchen, weißer, grüner und blauer Vitriol oder schwefelsaurer Zink, schwefelsaures Eisen und Kupfer; Scheidewasser und Vitriolöl, oder Schwefelsäure und Salpetersäure, Muschelsilber, Salmiak, Salpeter, Borax, Kampher, Queckſilber, Hausenblase, Weinstein, Schmirgel, Tripel, Potasche, Soda, Bimstein, Schachtelhalm, Fischhaut, Spike, Isländisches Moos, Sennesblätter, Rhabarber, Laquiritzensaft, Süßholz; Balsame, wie der Peruvianische, Orientalische oder Meccabalsam, der Copaivbalsam ꝛc. ꝛc.; ätherische und fette oder dicke Oele, Mumien, Korallen, Muscheln, Aloe, Ambra, Bisam; Antimonium, Zink, Bley, Zinn, Kupfer, Gallmay, Wismuth ꝛc.; Braunstein, Blutstein, Flöhsamen, Parfümerien ꝛc. ꝛc. Man hat nun noch besondere Handelszweige, die für sich betrieben werden können, und auch betrieben werden, wie z. B. der Tabaks-, Thee-, Papier-, Ci-

chorien-, Parfüm- und Weinhandel, und deren Betreiber dann Tabaks-, Thee-, Papier-, Cichorien-, Parfümerie- und Weinhändler genannt werden, und wovon der Tabaks-, Papier- und Weinhandel sehr im Großen betrieben wird; von den beiden Ersteren giebt es bedeutende Fabriken. Alle diese besonderen Zweige kommen aber hier nicht in Betracht, wo nur von dem Specereihändler die Rede ist. Dem Specereihändler würden demnach von allen den oben angeführten Zweigen, nach dem Materialienhandel, die meisten zukommen. Im en gros Handel theilen sich alle Waaren der oben genannten Handelszweige zwischen dem Materialisten und Specereihändler. Im Detailhandel handelt der Materialist auch mit Farbe- und Italienerwaaren, so wie der Italienerwaaren-Händler Kaffee, Zucker und viele andere Waaren des Materialisten führt. Der Droguist führt Farben, Italienerwaaren, Materialwaaren, kurz, alle Waaren, die in den genannten Zweigen vorkommen. Auch ist in der jetzigen Zeit, besonders in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit herrscht, zwischen allen diesen Zweigen kein Unterschied mehr, und Jeder handelt womit er will, wenn er nur Bürger geworden und der Regierung den schuldigen Tribut für Lösung des Gewerbescheins zahlt, und daher handelt jetzt der Viktualienhändler eben so gut mit Zucker und Kaffee, wie der Kaufmann en detail, und dieser wieder mit Vorkost, wie es auch bei einer Freiheit des Handels seyn muß. Der Specereihändler, oder Droguist im Großen, handelt daher gegenwärtig mit allen Waaren, die aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche, oder durch Kunst, nur nicht mit Hammer und Weberstuhl, gewonnen werden, mit allen im Handel vorkommenden Gewürz-, Material-, Droguerei-, Farben- und Italiener-Waaren; jedoch bleiben von den beiden letztern Handelszweigen viele Waaren ausgeschlossen, die theils en de-

tail bald verkauft werden müssen, weil sie sich nicht halten, theils auch bei ihm nicht gesucht werden, und eben so geht es auch bei dem Specereihändler oder Droguisten en detail, bei dem viele Farbe- und Italienerwaaren nicht, oder doch nur sehr selten, gesucht werden, weil man entweder glaubt, daß man sie bei ihm nicht so wohlfeil, oder nicht so gut erhält, als bei den eigends damit handelnden Kaufleuten. Der Specereihändler ist demnach ein Kaufmann, der eine umfassendere Waarenkunde besitzen muß, als der Materialist, wenn er auch die übrigen Kenntnisse im Handelsfache mit ihm gemein hat; auch hat derselbe mehr chemische Kenntnisse nöthig, weil er viele Produkte aus chemischen Laboratorien oder Werkstätten erhält, deren Zusammensetzungen er, um sie gehörig aufzubewahren, sie zu gebrauchen, wegen ihrer Echtheit ꝛc. zu prüfen, nothwendig wissen muß. Was ein Kaufmann überhaupt zu wissen nöthig hat, ist schon unter Kaufmann, Th. 36, abgehandelt worden, daher ich auf diesen Artikel verweise.

Specereiwaaren, Specereien, s. dieses, alle Waaren, mit denen ein Droguist handelt; besonders werden aber darunter diejenigen Waaren verstanden, welche aus dem Morgenlande zu uns kommen, und die in Kaffee, Zucker, Thee, Gummatas, Balsamen, feinen wohlriechenden und dann auch färbenden Hölzern, Gewürzen ꝛc. bestehen; s. auch diese Waaren, oben, unter Specereihändler, und den Art. Waare und Waarenkunde, unter W, wo ein Verzeichniß derjenigen Waaren vorkommen wird, die der Droguist führt.

Specht, **Picus**, Fr. **Pic**, eine Art Klettervögel, Scansores, Fr. Grimpeurs, welche Cuvier in die zweite Klasse der Klettervögel mit dünnem Schnabel setzt. Man findet diese Vögel beständig und in allen möglichen Stellungen an der Rinde der Bäume han-

gen. Zu diesem Klettern sind sie, außer der Bildung ihrer Füße, von denen zwei Zehen nach vorne und zwei nach hinten gehen, wie bei allen Klettervögeln, auch noch durch den Schwanz geschickt, welcher aus sehr dünnen Federn besteht, und ihnen gleichsam als Strebepfeiler dient. Die Behauptung von vielen Naturforschern, daß der Schwanz nur zehn Steuerfedern habe, widerlegt Cüvier, er hat zwölf, nur sind die beiden äußersten sehr klein, daher sind sie immer übersehen worden. Der Schnabel der Spechte ist sehr lang, gerade, spitz, an der Spitze zusammengedrückt, und an der Wurzel eckig. Die Zunge ist sehr lang, rund, dünn, und am Ende mit kleinen rückwärts gebogenen Spitzen bewaffnet. Sie können solche mehrere Zoll lang ausstrecken und wieder zurückziehen; sie dient ihnen, die Würmer aufzuspießen und sie so aus den Spalten der Baumrinde hervorzuziehen. Büffon sagt, daß kein Vogel seine Nahrung mühsamer suchen müsse, als der Specht; die Natur habe ihn gleichsam zum Galeerensklaven bestimmt; denn indem die übrigen Vögel alle freien Uebungen machen könnten, wo Muth und Geschicklichkeit den Vorzug hätten, sei der Specht zu einem mühsamen Geschäft verurtheilt, um seine Nahrung zu finden, indem er die Rinden und harten Fasern durchbohrt, unter denen sie verborgen ist. Er kennt weder Ruhe, noch Erholung, und schläft oft sogar darüber ein, und bringt dann die Nacht in dieser Stellung zu, wozu ihm das Bedürfniß des Tages nöthiget. Er ist von allen andern Vögeln abgesondert, und erhebt nur ein wildes Geschrei, dessen klagender Ton die Stille des Waldes unterbricht, und seine Bemühungen und Beschwerden ausdrückt. Die Unruhe, die ihm beiwohnt, drückt sich auch in seiner Physiognomie ab. Er flieht jede Gesellschaft und sogar die seines Gleichen; nur das physische Bedürfniß der Liebe zwingt ihn, sich eine Gefährtin zu su-

chen; allein auch dieses geschieht bei ihm nur mechanisch, ohne eine besondere Annehmlichkeit zu empfinden. Er nistet in den Höhlungen, die er sich zum Theil selbst ausgegraben hat, und die Bäume, in denen er so mühsam seine Nahrung suchen muß, sind zugleich seine Wiege und sein Grab. Bei der Zergliederung der Spechte hat man gefunden, daß sie einen häutigen Magen, aber keinen Blinddarm haben.

Die Spechtgattungen sind sehr zahlreich; sie unterscheiden sich durch die Größe und durch die Farbe. Die größten haben den Wuchs der Krähe, und die kleinsten den der Meise; jede Art besonders soll aber an einzelnen Vögeln nicht zahlreich seyn. Man findet sie in allen Gegenden der Welt, wo sich Bäume befinden; am häufigsten jedoch in den heißen Himmelsstrichen. Gegen zwölf Arten, die man in Europa und in den nördlichen Gegenden der alten und neuen Welt kennt, zählt man in den heißen Gegenden von Asien, Afrika und Amerika sieben und zwanzig, nach Büffon; es giebt aber deren noch mehrere. Man kennt in Europa drei Hauptspechtarten, nämlich den Grünspecht, den Schwarzspecht und den Bunt- oder Rothspecht, von welcher letzteren Art man noch einige Abarten hat, wie z. B. den kleinen Buntspecht.

Der Grünspecht, Picus viridis; Griech. Κολιας; Fr. Pic-vert; Ital. Pico verde; Engl. Green Wood-Pecker; Schwed. Groen-Spick; Dän. Gronspaet; Poln. Dzicciol zielony; Picus viridis, vertice coccineo. Linn. Syst. nat. ed. X, Gen. 54, Sp. 7, ed. XII, p. 175, n. 12. Dieser Specht ist unter den Spechten in den flachen Ländern des westlichen und südlichen Europa's der bekannteste, dagegen in den mehr nördlichen der Buntspecht gemeiner ist. Man findet ihn in beiden Welttheilen; er ist oben grau, und unten gelblich oder weißlich; der Steiß ist goldgelb, und der Obertheil des Kopfes schön roth. Nach Frisch

sollten die Männchen nur allein etwas Rothes auf dem Kopfe haben, welches auch Klein behauptet; allein nach Salerne sollen sich diese Naturforscher irren; die Jungen sollen alle einen rothen Kopf, sogar im Neste haben. Nach Linnés Beobachtungen soll sich dieses Roth abändern, und bald mit grauen, bald mit schwarzen Flecken vermischt seyn, und zuweilen sollen einzelne Exemplare gar keine Flecken haben. Einige, wahrscheinlich die alten Männchen, bekommen an den beiden schwarzen Barthaaren, die aus den Winkeln des Schnabels gehen, etwas Rothes, und haben auch im Ganzen lebhaftere Farben. Nach dem Zorn, dem auch Bechstein beipflichtet, soll das Weibchen nicht so viel Roth auf dem Kopfe haben, als das Männchen, auch weniger Schwarz um die Augen; auch weit blässer an Farbe über den ganzen Körper seyn; auch sollen die weiblichen Jungen das erste Jahr ohne Roth auf dem Kopfe bleiben. Bei der Zergliederung des Vogels gewahrt man, daß der Specht, wie auch schon oben erwähnt worden, keinen Blinddarm hat; allein an der Stelle desselben ist er in dem Eingeweide aufgeschwollen; die Gallblase ist groß; die Darmröhre 2 Fuß lang; der rechte Testikel ist rund, der linke länglich und in einen Bogen gekrümmt, welches natürlich und nicht zufällig ist, wie es sich an vielen Exemplaren bestätiget hat. Der Mechanismus der Zunge des Spechts ist besonders merkwürdig; die eigentliche Zunge des Grünspechts ist nur die knöcherne Spitze, die nur das äußere Ende derselben zu seyn scheint, und das, was man für die Zunge hält, ist das Zungenband selbst, welches in einer häutigen Scheide liegt, und nach hinten zu in zwei lange Aeste verlängert ist, die anfangs knochicht und dann knorplicht sind, welche, nachdem sie sich um die Luftröhre geschlungen, beugen, sich über den Kopf krümmen, und ihre Lage in einer über der Hirnschale gezogenen Fuge haben, und in

der Stirn an der Wurzel des Schnabels fest sitzen. Die knöcherne Spitze, welche die Stelle der wirklichen Zunge vertritt, sitzt unmittelbar an dem äußeren Ende dieses Knochenbeines fest, und ist mit einem schuppichten Haken bedeckt, der ganz stachlicht, von kleinen, nach hinten zu gehenden Haken ist; und damit dieser Art von Stachel nichts fehle, die Beute fest zu halten und zu durchbohren, so ist er von Natur mit einem Leim überzogen, der hinten im Schnabel aus zwei ausleerenden Kanälen quillt, und aus einer doppelten Drüse kommt. Der Grünspecht hat übrigens einen sehr dikken Kopf, und kann seine kleinen rothen Federn in die Höhe heben, die seinen Wirbel bedecken, und daher giebt ihm Plinius eine Kappe. Er kommt im Frühling angezogen, und läßt dann in den Wäldern sein scharfes und rauhes Geschrei, Gäck, Gäck, ertönen, welches man in der Ferne hört, und welches er besonders ausstößt, wenn er im Springen und Hüpfen fliegt. Im Fliegen senkt und hebt er sich, und zeichnet wellenförmige Bogen in der Luft. Er fliegt über große Strecken ebener und von Holz entblößter Gegenden, um von einem Walde zum andern zu kommen. Zur Zeit der Rebhühner-Paarung soll er, nach Büffon, noch eine andere Stimme, als seine gewöhnliche, hören lassen, gleichsam eine Stimme der Liebe, die eine Fröhlichkeit andeutet, und tio, tio, tio, tio, tio lautet, welches er wohl dreißig- bis vierzigmal hintereinander wiederholen soll. Nach Aldrovand soll er im Sommer schweigen, und erst im Herbste sich wieder hören lassen. Nach Willughby hält sich der Grünspecht häufiger, als andere Spechte, auf der Erde auf, besonders in der Nähe von Ameisenhaufen, woselbst man ihn, nach Zorn, sicher finden und in Schlingen fangen kann. Er lauert hier den Ameisen auf, indem er seine lange Zunge auf den Weg, den sie zu passiren pflegen, hinlegt, und sobald er dieselbe

mit diesen Insekten bedeckt fühlt, so zieht er sie ein, und schluckt sie hinunter. Wenn aber die Ameisen noch nicht in gehöriger Bewegung sind, und sie die Kälte in ihren Wohnungen hält, so geht er auf den Ameisenhaufen, öffnet denselben mit den Füßen und dem Schnabel, und läßt sich mitten in der durchbrochenen Oeffnung nieder; er haſcht sie nun nach Gefallen und verschlingt sogar ihre Puppen. Zu jeder andern Zeit klettert er gegen die Bäume an, woran er mit verdoppelten Stößen des Schnabels schlägt. Seine Schläge hört man in der Ferne und kann sie zählen, da es nach kleinen Zwischenräumen geschieht. Er zieht oft den trocknen Bäumen alle ihre Rinde ab, so groß ist seine Thätigkeit im Suchen seiner Nahrung. Da er zu jeder andern Bewegung träge ist, so läßt er sich leicht nahe kommen, und weiß dem Jäger nicht anders zu entkommen, als daß er sich um den Zweig dreht, und an der entgegengesetzten Seite hält. Daß er nach einigen Schlägen nach der entgegengesetzten Seite des Baumstammes laufen soll, um zu sehen, ob er ihn durchstoßen habe, ist nur insofern als richtig anzunehmen, daß er die Insekten, die durch seine Schläge aufgeweckt und in Bewegung gebracht worden, von der Rinde absucht. Nach Büffon soll auch der von dem geschlagenen Theile des Holzes zurückschallende Ton ihm die hohlen Oerter anzeigen, wo die Würmer, die er sucht, stecken, oder auch eine Höhle, wo er selbst seine Wohnung nehmen und sich sein Nest bauen kann. Dieses Nest bringt er mitten in einem vom Wurme zerfressenen Baume, funfzehn bis zwanzig Fuß über der Erde, an, und öfterer in Bäumen von zartem Holze, z. B. in Espen und Sahlweiden, als in Eichen. Das Männchen und Weibchen arbeiten unaufhörlich und wechselsweise daran, den lebendigen Theil des Baumes durchzuarbeiten, bis sie den wurmmehlichten Mittelpunkt finden, welchen sie

leer machen und aushöhlen, indem sie mit den Füßen die Späne und das Holzmehl herauswerfen. Zuweilen machen sie ihr Loch so schräge und tief, daß das Tageslicht nicht hineindringen kann. Ihre Jungen, die, bis sie sich mausern, oben graugrün, mit lichten, verloschenen, weißlichen Flecken, und unten weißlichgrau, grünlich überlaufen und mit schwarzen Punkten bedeckt, und deren aschgrauer Kopf mit karmoisinrothen Punkten und einem schwärzlich-grünen Schwanz mit dunklen Querstreifen besetzt sind, füttern sie im Dunkeln. Gewöhnlich legen sie fünf Eier, die grünlich und mit kleinen schwarzen Flecken bedeckt sind. Die jungen Spechte fangen an zu klettern, wenn sie noch ganz klein sind, und ehe sie fliegen können. Das Männchen und Weibchen verlassen sie nicht, begeben sich früher, als die übrigen Vögel zur Ruhe und bleiben bis an den Tag in ihren Löchern.

Nach Einigen soll der Grünspecht der Regenvogel, pluviae avis, der Alten seyn, weil man gewöhnlich glaubt, daß er den Regen durch ein Geschrei, welches von seiner gewöhnlichen Stimme sehr verschieden ist, ankündige, welches Geschrei klagend und ziehend ist, und sich sehr weit hören läßt; daher nennen ihn auch die Engländer Rain-fowl (Regenvogel) und in einigen Provinzen Frankreichs, wie z. B. in Burgund, nennt man ihn Procureur du meunier, weil er den Regen und das Anschwellen des Wassers ankündiget, das die Wassermühlen im Gange bringt und welches in einer gewissen Vorherempfindung, welche in der Beschaffenheit der Luft liegt, die diesem Vogel eigen ist. Bei den Römern wurde dieser Vogel besonders in Ehren gehalten, er hatte bei den Auspicien und Auguren den ersten Platz; seine Erscheinung und Bewegungen waren in Bestimmung des Schicksals sehr wichtig. Nach dem Plinius (Lib. X, cap. 18) setzte sich auf den Kopf des Prätors Aelius Tubero,

während er auf seinem Richterstuhle auf dem öffentlichen Platze saß, ein Specht, und ließ sich mit der Hand greifen. Man fragte die Wahrsager wegen dieses Wunders um Rath, und sie thaten den Ausspruch, daß das Reich mit einer Verwüstung bedrohet würde, wenn man den Vogel fliegen ließe, und der Prätor mit dem Tode, wenn man ihn behielte; Tubero zerriß ihn sogleich mit seinen Händen; und, nach dem Zusatze des Plinius, brachte er das Orakel in Erfüllung. — Nach Albert und Scaliger soll der Grünspecht reden lernen; allein Willughby ist nicht dieser Meinung; denn der Bau der Zunge, welche beim Spechte so lang wie ein Wurm ist, scheint dem Mechanismus, der zur Artikulation der Töne nöthig ist, entgegen zu seyn; auch soll ihr störrischer, wilder und ungelehriger Charakter sie auch noch der Erziehung unfähig machen; denn Vögel, die nur von Insekten leben, welche unter der Rinde verborgen sind, kann man nicht aufziehen. Nach Bechstein soll der Graf von Querhöent den Versuch gemacht haben, jedoch nicht ganz damit zu Stande gekommen seyn. Die Jungen sollen im Neste, nach dem oben genannten Grafen, mit außerordentlicher Hitze kämpfen; wurde ein Baum, worin sich ein Nest befand, geöffnet, so verließen die Alten sie immer und die Jungen mußten Hungers sterben. Daß der Specht bösartig ist, beweist er dadurch, daß er diejenigen Vögel, die schwächer sind, als er, tödtet, indem er ihnen den Kopf mit dem Schnabel zerstößt. Ein Specht, der sich mit mehreren Rebhühnern in einer Kammer befand, tödtete sie alle nach einander; sie sollen zwar umgänglich seyn, jedoch keine Anhänglichkeit besitzen. Man fängt den Grünspecht zuweilen auf der Locke, welches aber durch eine Art von Zufall geschehen soll; denn er soll eigentlich nicht der Locke folgen, sondern nur dem Lermen, den der Vogelfänger macht, indem er gegen den Baum

schlägt, worauf er seinen Aufenthalt hat, welches ziemlich dem Lermen gleicht, den ein Specht mit seinem Schnabel macht. Zuweilen fängt er sich mit dem Halse in den Sprenkeln, indem er längs der Stange hinaufklettert; allein es ist kein vorzügliches Fleisch, weil diese Art Vögel nach Einigen ein sehr hartes, trocknes Fleisch haben. Sie werden in Deutschland, auch in Italien, gegessen, besonders im letztern Lande, in welchem sie ziemlich fett angetroffen werden. Der Grünspecht ist kein schädlicher Vogel, wie angegeben wird, denn was man ihn allenfalls beschuldigen könnte, sagt Bechstein *), ist, daß er zuweilen im Winter die Bienenstöcke beschädiget, um zu den Bienen zu gelangen, welches man ihm durch vielerlei Mittel leicht verwehren kann. Die gesunden Bäume werden aber von ihm nicht berührt. Denn nach den genauesten Beobachtungen geht er nur an die wurmfaulen Bäume und pocht, um die Madzn und Insekten, die in den Ritzen unter der Rinde ꝛc. sitzen, herauszustöbern, welche sein Pochen eben so fürchten sollen, als die Regenwürmer das Graben des Maulwurfs, und sich durch die Flucht zu retten suchen. Er zerstört auch viele Raupennester und sucht im Winter in Städten und Dörfern, an den Thüren und Häusern unter dem Gebälke, in den Lehmwänden und Strohdächern die Insektenpuppen auf.

2) Der grauköpfige Grünspecht, Picus canus cinereus, fronte obsoleta rubro maculata, dorso humeris et tectricibus alarum et caude viridibus, uropygio flavo, remigibus caudaque fuscis, gula albida. Linn. Syst. nat. c. Gmel. Tom. I, p. 434, n. 45. Dieser Vogel hat die Größe unseres Grünspechtes, sein Schnabel ist matt aschfar-

*) In seiner kurzen, aber gründlichen Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als schädlich geachteten und getödteten Thiere ꝛc. ꝛc. Gotha, 1792. S. 111.

big und an der Wurzel gelblich; der Kopf und Hintertheil des Halses sind schön aschfarbig, die Stirn ist mit vier oder fünf undeutlichen kleinen, rothen Flecken bezeichnet, die Nasenlöcher sind mit schwarzen, vorwärts gebogenen Borsten bedeckt; von den Mundwinkeln geht nach hinten zu ein schwarzer Streifen, gleich einem Knebelbarte; die Rücken- und Schulterfedern sind blaugrün; der Steiß gelb; die Deckfedern der Flügel gelblich-grün; die Schwungfedern dunkelbraun mit lichtgelben Flecken; die obern und untern Deckfedern des Schwanzes unten grün; der Schwanz selbst ist braun mit dunkeln Linien durchzogen; unter der Kehle ist die Farbe weißlich, von da an bis zum After aschgrau, mit einer grünen Mischung; die Füße und Klauen sind schwarz. Man findet diesen Specht in Norwegen, auf den Schweizeralpen, besonders aber im nördlichen Rußland und Sibirien. Die Tunguſen rösten das Fleisch, zerstoßen es, und machen daraus eine Salbe, mit welcher sie ihre Pfeile beschmieren. Die damit geschossenen Thiere sollen, nach ihrer Behauptung, sogleich fallen. Nach Pallas soll es eine Abart unsers oben beschriebenen Grünspechtes seyn; Otto behauptet jedoch, daß es eine eigene Art sey, weil er viel kleiner, als die ihm bekannten Spechtarten des gemeinen Grünspechts ist. — Der gelbe Persische Specht ist auch als eine Abart des Grünspechts von Büffon angegeben worden. Er soll, nach Willughby wenig in der Größe vom Grünspechte unterschieden seyn; er hat aber einen dicken Kopf und Hals, auch einen langen Schnabel. Die Federn von der Mitte des Scheitels bis zu dem Ende des Schwanzes sind etwas rostroth; der Schnabel aber ist ganz rostroth; die Füße sind hellblau, die Klauen schwarz; das Uebrige des Körpers gelb, außer, daß die Spitzen aller Flugfedern etwas ins Rostrothe spielen, und ein Fleck von dieser Farbe die Augen

rings umgiebt. Nach Aldrovand soll er in Persien brüten. — Zu den Vögeln der alten Welt, welche mit dem Grünspechte Aehnlichkeit haben, gehören:

a) Der Palalaka oder große Philippinische Grünspecht, Picus Bengalensis; Fr. le Palalaca, ou Pic vert tacheté des Philippines. Diese Art von Grünspecht soll die Größe einer Henne haben, wahrscheinlich, nach Büffon, nur in der Länge, nicht aber im Umfange des Körpers. Nach Camel, in seiner Nachricht von den Vögeln auf den Philippinischen Inseln *), ist seine Stimme stark und rauh, sein Kopf roth und gekappt, das Grüne ist die Grundfarbe seiner Federn, und sein Schnabel, der eine völlige Festigkeit hat, dient ihm zum Aushöhlen der härtesten Bäume, um sein Nest darin zu bauen. Die Spanier nennen ihn Herrero, oder der Schmid, wegen des starken Lermens, das er macht, wenn er mit verdoppelten Schlägen an die Bäume klopft. — Eine zweite Art Palalaka, welche der genannte Schriftsteller angiebt, soll nicht zu den Spechten gehören, sondern zu den körnerfressenden Gesangvögeln.

b) Der gefleckte Philippinische Grünspecht, Picus Bengalensis; Fr. le Pic verd des Philippines, welcher sich von der ersten Art durch seine Größe und Farbe unterscheidet, hat das Mittel zwischen dem Buntspecht und Grünspecht, und nähert sich mehr dem Wuchse des Letztern; auf jeder Feder, auf dem ganzen Vorderleibe gewahrt man einen mattweißen Fleck, mit einer schwärzlich-braunen Einfassung. Die obere Bedeckung der Flügel besteht aus einer rothen Farbe mit einer aurora-gelben Schattirung, welche auf dem Rücken zu einer glänzenden Aurorafarbe wird, die ins Rothe fällt; der Burzel ist karminroth, der

*) In den Transactions philosophiques, Nr. 285.

Schwanz gelbröthlich-grau, und der Kopf mit einer wellenförmigen Kappe bedeckt, die gelblich-roth auf einem braunen Grunde ist.

c) Der Grünspecht von Goa, Picus Goensis; Fr. Le Pio vert de Goa; Engl. Goa Woodpecker. Er ist kleiner, als der Europäische, und hat ein sehr schönes Gefieder. Die rothe Haube auf dem Kopfe hebt sich wie ein Zopf und liegt nach hinten, auf der Schläfe ist sie mit einem schmalen Streife, der oben am Halse immer breiter wird, eingefaßt; ein schwarzer zickzackiger Zirkel geht vom Auge bis auf die Flügel, deren kleine Deckfedern gleichfalls schwarz sind. Ein schöner goldgelber Flecken deckt den Flügel bis an die kleinen Schwanzfedern; die großen haben gräuliche Flecken auf schwarzem Grunde. Der Schwanz ist schwarz; der Bauch, die Brust und der Vorderhals, bis unter den Schnabel, sind weiß und schwarz gemischt oder gesprenkelt. — Eine Abart dieses Vogels soll der Manillische Specht, Picus Manillensis; Fr. le Pic verd de l'isle de Luçon; Engl. Manilla green Woodpecker, seyn, der auf der Insel Luçon zu Hause gehört. Er weicht etwas in der Farbe ab, und hat statt eines gelben, einen großen karmoisinrothen Flecken auf den Flügeln.

d) Der Bengalische Specht, Picus Bengalensis; Fr. le Pic verd de Bengale; Engl. the spotted indian Woodpecker. Dieser Vogel gleicht dem Grünspecht von Goa an Wuchs und Farbe, nur ist der Schnabel um ein Drittheil kürzer, als der von Goa. Es kommen nun noch einige Abarten dieses Spechtes vor, wie der Zeylonische Specht, Picus Kerella, der pomeranzenfarbige Specht, Picus aurantius ꝛc. ꝛc., welche hier übergangen werden müssen.

e) Der Goertan oder Senegalische Grünspecht, Picus Goertan; Fr. Le Goertan du Se-

negal; Engl. Crimson-rumped Woodpecker. Dieser Specht ist nicht so groß, als der Grünspecht. Die Farbe des Oberleibes ist graubraun, mit einer dunkelgrünen Schattirung. Die Flügel haben weiße Wellen, und auf dem Kopfe und dem Burzel sind zwei schöne rothe Flecken. Der Unterleib ist grau.

f) Der kleine gestreifte Senegalische Specht, Picus Senegalensis; Fr. le petit Pic rayé du Senegal; Engl. Gold backed Woodpecker. Dieser Specht ist nur so groß als ein Sperling; der Kopf ist roth; der Vorderleib graubraun mit weiß wechselnd; der Rücken ist goldgelb; die Flügeldeckfedern, so wie der Burzel, sind grünlicht.

g) Der grauköpfigte Specht vom Kap, Picus capensis; Fr. le Pic à tête grise du Cap de bonne Esperance; Engl. Cape Woodpecker, mit dunkelolivenbraunen Federn auf dem Rücken, an dem Halse und an der Brust. Die übrigen Federn sind dunkelgrau, hin und wieder etwas licht, und am Anfange dts Schwanzes eine rothe Schattirung. An Größe noch nicht wie eine Lerche.

Von den Vögeln der neuen Welt, die mit dem Grünspecht Aehnlichkeit haben, sind folgende zu bemerken: a) Der gestreifte Specht von St. Domingo, Picus striatus; Fr. le Pic rayé de St. Domingue; Engl. Rayed Woodpecker, von der Größe unsers Buntspechts. Das ganze Gefieder dieses Buntspechts ist in der Quere mit schwarzen und olivenfarbigen Streifen durchschnitten, nur auf der grauen Farbe des Bauches zeichnet sich eine grüne Schattirung aus, und noch lebhafter auf dem Burzel, dessen Spitze roth ist. Der Schwanz ist schwarz.

b) Der olivenfarbige Specht von St. Domingo, der Sperlingsspecht, Picus passerinus; Fr. le petit Pic olive de St. Domingue; Engl. Passerine Woodpecker. Ein kleiner, sechs

Zoll langer Vogel, mit rothem Wirbel und olivenfarbigem Mantel. Der Unterleib ist weißlich mit braunen Querstreifen. Die Schwanzfedern sind grau mit braun gemischt. Er soll, ungeachtet seiner kleinen Gestalt, ungemein stark seyn, und mit seinem Schnabel durch die härtesten Palmbäume bis auf's Mark dringen, wo selbst die besten eisernen Werkzeuge sich daran umbiegen.

c) Der große gestreifte Specht von Cayenne, Picus melanochloros, Fr. le grand Pic rayé de Cayenne; Engl. Gold crested Woodpecker, mit goldgelbem ins aurorarothe fallendem Zopfe; an dem Winkel des Schnabels ist ein purpurfarbener Fleck. Der ganze Körper hat untermischte gelbröthliche, schwarze Federn. Die Größe wie der Grünspecht.

d) Der kleine gestreifte Specht von Cayenne, Picus Cayennensis; Fr. le petit Pic rayé de Cayenne; Engl. Cayenne Woodpecker, von 7 Zoll und 5 Linien Länge. In der Farbe hat er Aehnlichkeit mit dem gestreiften Specht von St. Domingo, ist aber nicht so groß; die schwarzen wellenförmigen Binden laufen auf dem graubraunen, olivenfarbigen Grunde seiner Federn fort. Der Hintertheil des Kopfes ist roth; die Stirn und die Kehle sind schwarz. Es giebt nun außer den hier angeführten Spechtarten der neuen Welt noch mehrere andere, wie der gelbe Cayennische Specht, der modorefarbige Specht, der schwarzbrüstige Specht, der rothgelbe Specht, der goldflüglichte Specht, der kleine gelbkehlichte Specht ꝛc. ꝛc., die aber hier übergangen werden müssen.

2) Der Schwarzspecht, die Deutsche Holzkrähe, der Krähenspecht, der große Specht, das Holzhuhn, die Luderkrähe; **Picus martius s. maximus, capite superiore et**

occipitio rubris; rectricibus nigris (mas.). Picus nigricans; occipitio rubro; rectricibus nigricantibus (foem.). Picus niger Briss. Ornithol. Tom. IV, p. 21; Fr. le Grimpereau noir; Engl. Greatest black Woodpecker; Ital. Picchio; Schwed. Soil-Kraoka, Tillkräka. Dieser Specht ist in Europa heimisch, und hat besonders Deutschland zu seinem Aufenthaltsorte gewählt. Er ist der größte unter allen Spechtarten der alten Welt. Er ist von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes 16 Zoll lang; der Schnabel ist $2\frac{1}{2}$ Zoll lang und hornartig; die Kappe auf dem Wirbel hat ein lebhaftes Roth und die Federn des ganzen Körpers ein mattes Schwarz, weshalb er auch den Namen Holzkrähe erhalten hat, so wie auch wegen seines Naturels, welches dem der Krähe gleicht. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen in der Farbe, es hat nicht ein so dunkles Schwarz, und das Roth auf dem Hinterhaupte fällt mehr ins Gelbe, oft findet man diese Farbe bei ihnen, den Weibchen, gar nicht. Wenn das Roth bei den Schwarzspechten tiefer auf das Genick hinabgeht, so sollen es alte Männchen seyn. Die Jungen sind anfangs auf dem Kopfe nur roth und schwarz gesprengt; übrigens aber schwarzbraun. — Man findet diesen Specht in hohen Waldungen auf den Gebirgen in Deutschland, in der Schweiz und auf den Vogesischen Gebirgen; dagegen ist er, nach Büffon, in vielen Provinzen Frankreichs gar nicht bekannt, welches auch Salerne dadurch bestätiget, indem er sagt, daß man ihn in der Normandie gar nicht, und eben so wenig in den Gegenden von Paris und von Orleans antreffe; auch in England, Holland und in Italien soll man ihn nicht gesehen haben, wenigstens behauptet dieses Willughby von dem ersteren, und Aldrovand von dem letzteren Lande; indessen sind andere Naturforscher doch der Meinung, daß er

sich auch in diesen Ländern aufhalten müsse, nur treffe man ihn überall sehr sparsam, und da er sehr scheu ist, so bekommt man ihn auch selten. Uebrigens findet man ihn in allen nördlichen Gegenden, sogar in Schweden. So giebt es auch Gegenden, die der Schwarzspecht vorzugsweise liebt, welches die einsamen und wilden Oerter sind; so soll der Spessart im südlichen Deutschland wegen der sehr vielen darin hausenden Schwarzspechte berühmt seyn; in dem übrigen Deutschland findet man sie dagegen eben nicht häufig. Dieses Alles scheint zu beweisen, daß diese Spechtart überhaupt nicht zahlreich angetroffen wird; man findet auch selten in dem Umfange von einer halben Meile mehr als ein Paar von diesen Vögeln an. Sie sollen sich in einem gewissen Bezirke in der Runde aufhalten, den sie nicht verlassen, und wo man sie beinahe immer wieder findet. Dieser Specht höhlt, wie die andern Arten, die Bäume mit seinem Schnabel aus; er klopft mit so starken Schlägen daran, daß man es so weit, als die Schläge mit einer Axt daran, hört; er soll aber, nach genauen Beobachtungen, nicht die gesunden Bäume wählen, sondern nur die inwendig kernfaulen und wurmfräßigen, daher auch wohl der weit sich verbreitende Schall seiner Schnabelschläge. Aus diesen Bäumen holt er die denselben schädlichen Insekten zu seiner Nahrung, auch wählt er die gemachte Aushöhlung zu seiner Wohnung. Das Weibchen legt zwei oder drei weiße Eyer; die ausgebrüteten Jungen werden in den hohlen Bäumen aufgezogen, in denen sie aus dem Eye kommen. Sie lassen sich zähmen und leben kurze Zeit von Wallnüssen.

Wenn dieser Specht sein angefangenes Loch durchbohrt und sich den Eingang zum hohlen Baume geöffnet hat, so macht er ein großes Geschrei, oder er läßt ein scharfes und langgedehntes Pfeifen von sich hören, welches weit gehört wird; auch läßt derselbe

zu gewissen Zeiten ein Klappern oder Knarren hören, welches er mit seinem Schnabel macht. Dieser Specht kommt unter allen Spechtarten am seltensten an die Erde; er klettert nur immer an den alten Baumstämmen, Baumstrünken umher, und zerstört die Hornissen- und Wespennester, auch stellt er den Borkenkäfern und schwarzen Roßameisen nach. Er ist daher kein schädlicher, sondern ein sehr nützlicher Vogel, dem gar nicht nachgestellt werden sollte, es müßte denn um sein Fleisch zu genießen geschehen, welches einen sehr guten Geschmack haben soll. — Nach einigen Schriftstellern soll dieser Specht im Winter fortziehen, nicht wegen der Witterung, sondern weil es ihm in dieser Jahreszeit in den nördlichen Ländern an Nahrung fehlt, weil die Holzwürmer sich dann tiefer in das Holz arbeiten, und die Ameisenhaufen unter dem Eise oder Schnee vergraben sind; allein andere Schriftsteller behaupten das Gegentheil, und wollen sie auch im Winter in den Kieferwäldern Deutschlands, und, nach Bock, auch in Preußen angetroffen haben. Es scheint auch wohl, da es ein harter Vogel ist, daß er den Winter über in Deutschland und in den nördlich daran gränzenden Ländern bleibt, weil sich auch für ihn in dichten Fichten- und Tannenwäldern Nahrung findet. — Woher eigentlich dieser Specht gekommen, oder aus welchem Welttheile diese Art ihren Ursprung genommen, ist zweifelhaft; denn man kennt in der alten Welt, weder in Asien, noch in Afrika, einen Vogel, dessen Art mit dieser Europäischen Spechtart Aehnlichkeit hätte. Nach Büffon's Vermuthung soll er vielleicht aus der neuen Welt zu uns herübergekommen seyn, indem man in Amerika verschiedene Spechtarten findet, die man unmittelbar zu der Art rechnen müßte, wozu dieser Schwarzspecht gehört; auch scheint seine nicht große Verbreitung durch alle Länder Europa's, und dann seine nicht zu große Anzahl in den Ländern, wo

er heimisch ist, wie in Deutschland, diese Vermuthung Büffons zu bestätigen. Es kann aber auch ein nur im nördlichen Europa bloß heimischer Vogel seyn, der hier ursprünglich zu Hause gehört, und da er sich größtentheils nur in den dicken Waldungen der Gebirge aufhält, in ausgehöhlten Bäumen nistet, und dabei sehr scheu ist, so bleibt seine Vermehrung mehr dem Späher verborgen. — Zu den Vögeln der neuen Welt, welche Aehnlichkeit mit dem Schwarzspecht haben, gehören:

a) Der große weißschnäblichte schwarze Specht, auch der große Specht mit dem weißen Schnabel, der größte schwarze Amerikanische Baumhacker, der Haubenspecht, Weißschnabel und der Grenadier genannt; Picus principalis Linn., Picus cristatus niger; Fr. le grand Pic noir à bec blanc, le Pic noir huepe de la Caroline; Engl. White billad Woodpecker. Ein sich in Karolina aufhaltender Specht, welcher größer, als der Europäische ist, und größer, als alle Vögel dieses Geschlechtes; er kommt der Krähe gleich und übertrifft sie noch; sein Schnabel, der dem Elfenbein an Weiße gleicht, ist 3 Zoll lang, und der ganzen Länge nach gefurcht, welcher Schnabel so schneidend und stark seyn soll, daß der Vogel in einer oder zwei Stunden oft einen Scheffel voll Späne macht; daher haben ihm auch die Spanier den Namen des Zimmermannes gegeben. Der Kopf trägt hinten eine große in zwei Büschel getheilte Scharlachkappe, wovon der eine Büschel auf den Hals fällt, und der andere erhaben ist, der letzte ist mit langen, schwarzen Faden bedeckt, die von dem Wirbel, welchen sie ganz bedecken, herkommen; denn die Scharlachfedern decken ihn nur hinten; über die Seite des Halses geht ein weißer Streif, der sich mit dem Weißen, das den Untertheil des Rückens, so wie die mittleren Schwung-

federn deckt; das ganze übrige Gefieder hat ein reines und dunkles Schwarz. Er baut in den dickſten Bäumen und niſtet in der Regenzeit. Man findet dieſen Specht auch in noch wärmeren Himmelsſtrichen, als den Karoliniſchen. Die wilden Nordamerikaner machen aus den Schnäbeln dieſer Spechte Kronen für ihre Krieger, und kaufen ſich daher die Vögel zu dieſem Behufe von den ſüdlichen Bewohnern dieſes Erdtheils. Der Handel geſchieht im Tauſch, indem ſie drei Rehhäute für einen Spechtſchnabel geben.

b) Der rothzöpfige ſchwarze Specht, Picus pileatus; Fr. le Pic noir à huppe rouge; Engl. Larger red-crestad Woodpecker, welcher ſich größtentheils in Louſiana aufhält, oder auch in Karolina und Virginien gefunden wird, hat viel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden, nur iſt der Schnabel nicht weiß, auch iſt der Vogel kleiner, obgleich größer, als der Europäiſche Schwarzſpecht. Der Wirbel iſt mit einer großen Scharlachkappe geſchmückt, die in einem Büſchel zuſammen liegt, und ſich wie eine Flamme nach hinten hin wirft; unten iſt eine ſchwarze Binde, in welcher das Auge liegt; ein rother Bart kommt aus der Wurzel des Schnabels, und macht gegen die ſchwarzen Seiten des Kopfes einen Abſtich; die Kehle iſt weiß; ein kleiner Streif von gleicher Farbe geht bei dem Auge und dem Barte vorbei und über den Hals fort, bis über die Schulter; alles Uebrige am Leibe iſt ſchwarz, mit einigen weißen Flecken auf dem Flügel und auf dem Rücken. Das Schwarze unter dem Leibe iſt nicht ſo dunkel und mit grauen Wellen gemiſcht; bei dem Weibchen iſt der Kopf vorne braun, und nur auf dem Hintertheile des Kopfes ſind rothe Federn.

c) Der Quantou oder gezopfte Cajenniſche ſchwarze Specht, Picus lineatus; Fr. le Quantou ou Pic noir huppe de Cayenne;

Engl. Lineated Woodpecker. Dieser Specht ist so groß, als der Grünspecht, nur ist er nicht so stark oder dick im Leibe; oben ist er schwarz, eine weiße Linie ausgenommen, die bis über den Hals wie ein Gürtel hinabgeht. Der Bauch und Unterleib hat graue und schwarze Binden, und die Kehle ist auf eine gleiche Art gesprenkelt. Aus der untern Kinnlade des Schnabels geht ein rother Bart, so wie auch der Kopf durch einen schönen Zopf von gleicher Farbe bedeckt ist, der nach hinten zurück fällt.

d) Der kleine schwarze Specht, Picus hirundinaceus; Fr. le petit Pic noir, der kleinste unter den Schwarzspechten, hat nur die Größe des Wendehalses, der Kopf, die Brust, der Rücken und die Kehle sind schwarz, mit bläulichen Strahlen, ein rother Fleck ausgenommen, der sich auf dem Kopfe des Männchens befindet, und etwas Weiß über dem Auge, und einige gelbe Federn am Hinterkopfe; unter dem Leibe geht ein schöner dunkelrother Streif, und der Schwanz ist schwarz. Dem Weibchen fehlt sowohl der rothe Fleck, als auch der gelbe Zirkel auf dem Kopfe. Eine Art dieses Spechtes, der anstatt des rothen Fleckes auf dem Wirbel rund herum eine gelbe Krone hat, die aus den kleinen gelben Federn entsteht, ist wahrscheinlich nur eine Abart, welche das Alter hervorgebracht. Man hat nun außer den hier angeführten Arten des Schwarzspechtes der neuen Welt noch einige, wie der schwarze Specht mit rothem Domino, Picus erythrocephalus; der rothhalsige Specht, Picus rubricollis ꝛc. ꝛc., die hier aber übergangen werden müssen.

3) Der große Buntspecht, der große schwarz- und weißbunte Specht, der größere Roth- und Buntspecht, der Elsterspecht, Weißspecht, Picus major, superne nigro, inferne griseo rufescens. Picus vari-

us major. Brisson Ornithol. Tom IV, pag. 34. Griech. πιπερα; Fr. l'Epeiche ou le Pic varié, le Pic rouge; Engl. great spotted Woodpecker; Ital. Culrosso. Dieser Buntspecht ist die dritte Art der Europäischen Spechte. Den Namen Buntspecht hat er wegen der Abwechselung des Weißen und Schwarzen auf seinem Gefieder erhalten, welches noch durch das Roth auf dem Kopfe und dem Bauche gehoben wird. Der Wirbel ist schwarz, mit einer rothen Binde auf dem Hinterhaupte, und die Kappe endiget sich auf dem Halse in einer schwarzen Spitze, von wo zwei schwarze Aeste, wovon an jeder Seite ein Ast nach der Wurzel des Schnabels hinunter geht, daselbst einen Bart macht, und der andre unten am Halse hinuntergeht und ihn gleichsam wie mit einem Halsbande einfaßt, welcher schwarze Strich sich nach der Schulter in das schwarze Stück hinzieht, welches die Mitte des Rückens einnimmt. Die Schultern decken zwei große weiße Flecken. Die Schwungfedern der Flügel sind braun, die andern schwarz, mit weiß gemischt. Das Roth auf dem Kopfe ist lebhafter, als dasjenige auf dem Bauche, welches schön dunkelroth, karmoisinroth ist. Wegen dieser Mannigfaltigkeit der Farben kann man dem Buntspecht in der Schönheit den Vorzug vor allen andern Spechten geben. Dem Weibchen fehlt das Rothe auf dem Hinterkopfe. Dieser Specht hat die Größe einer Amsel. Ein Weibchen, welches Otto schoß, wog 6 Loth und die Länge desselben bis zu dem Schwanze betrug $9\frac{1}{2}$ Zoll Rheinländisch; die Flügelausbreitung $14\frac{1}{4}$ Zoll, Bechstein setzt das Maaß 9 Zoll Länge und 16 Zoll Breite. Man findet diesen Specht den Sommer über in Wäldern, im Winter aber in den Gärten, wo er sich von allerhand Insekten nährt, als von Heuschrecken, Mistkäfer, Maikäfer, Ameisen, Bienen ꝛc.; er frißt aber auch Fichten- und Kiefersamen, Buchekern, Eicheln, und

holt die Kerne aus den Haselnüssen, welche er, um dieses zu können, in Baumspalten steckt. Er ist daher sowohl den Wäldern, als auch den Gärten nützlich, indem er die Holzwürmer und die Puppen und Maden der Insekten vertilgt. Durch dieses Absuchen der Insekten ꝛc. soll er den Obstbäumen die alte Schale und das verderbliche Moos ablösen und dadurch zu ihrem Gedeihen sehr viel beitragen. Dieser Specht soll eine außerordentliche Gewandtheit haben, und mit vieler Leichtigkeit in die Höhe, hinunter, nach der Seite ꝛc. klettern; die steifen Schwanzfedern dienen ihm, wie allen andern Spechten, dabei zur Unterstützung. Seine Schläge an die Bäume sollen weit lebhafter, als diejenigen des Grünspechtes seyn; auch nistet er in einem sich selbst gemachten Loche in einem übrigens hohlen Baume, immer einige 20 Fuß hoch, so fand Büffon ein Nest in einer alten hohlen Espe 30 Fuß von der Erde. Er ist sehr mißtrauisch; denn sobald er Jemanden gewahr wird, so bleibt er unbeweglich hinter einem Zweige verborgen; auch wenn er in den Wäldern zu den Morästen fliegt, um zu trinken, geschieht solches immer in der Stille, ohne das geringste Geräusch zu machen und niemals im Fluge; denn er kommt gewöhnlich so, daß er von einem Baume zum andern fliegt, und jedesmal, wenn er sich setzt, scheint er zu erforschen, ob er in der Gegend herum auch nichts für sich zu befürchten hat; seine Miene ist ruhig, er dreht den Kopf nach allen Seiten, hält ihn auch nieder, um durch die Blätter der Bäume auf die Erde zu sehen, und das geringste Geräusch, das er hört, ist hinreichend, ihn wieder zurück zu treiben. Wenn er bis zu dem Baume gekommen ist, der dem Sumpfe am nächsten steht, so steigt er von Zweig zu Zweig, bis zu dem niedrigsten, und von diesem letzten geht er an das Ufer des Wassers. So oft er hier seinen Schnabel hineinhält, horcht er auf und sieht sich um,

und sobald er getrunken hat, entfernt er sich sogleich, ohne sich erst aufzuhalten, wie wenn er gekommen ist. Wenn man ihn auf dem Baume schießt, so fällt er selten bis auf die Erde, wenn noch etwas Leben in ihm ist; denn er hält sich mit seinen Nägeln in den Zweigen fest, und man muß ihn oft noch einmal schießen, wenn er herunter fallen soll.

Besondere Arten dieses Buntspechtes sind: a) der mittlere Buntspecht, der kleine schwarz- und weißbunte Baumhacker, der Elsterspecht, Picus medius albo nigroque varius, cristo pileoque rubris. Linn. Fauna Suec. n. 101; Fr. le Pic varié à tête rouge. Dieser Buntspecht hat beinahe die Größe des vorher beschriebenen, nach Bechstein die Größe einer Drossel, $8\frac{1}{2}$ Zoll Länge und $13\frac{1}{2}$ Zoll Breite; auch hat er mit demselben einerlei Aufenthalt und Nahrung, Art der Fortpflanzung, ja sogar ähnliche Farben, nur soll ihn sein hochkarmoisinrother Scheitel, sein rosenrother After und sein dünnerer spitzigerer Schnabel hinlänglich unterscheiden. Nach Otto soll bei dieser Art das Männchen und Weibchen nicht so verschieden seyn, als bei der größeren Art; es hat nämlich auch einen rothen Scheitel. Er hält sich im Sommer mehr in Feldhölzern und Gärten, als in großen Waldungen auf, und seine Nahrung ist dieselbe aller Spechte, nämlich Insekten und Gewürm. b) Der kleine Buntspecht, der Grasspecht, die kleinste Art von dem schwarz- und weißbunten Specht, Picus minor, albo nigroque varius, vertice rubro crisso testaceo. Müller zool. dan. n. 101. Picus varius minor. Briss. Ornith. Tom. IV, p. 41. Fr. le petit Epeiche, le petît Grimpereau ou Pic verd bigarré; Engl. Lesser spotted wood spite or Woodpecker; Ital. Pipra, Pipo. Dieser kleine Specht hat kaum die Größe eines Sperlings

und wiegt nur eine Unze. Er unterscheidet sich am Gefieder von dem großen Buntspechte nur durch den Unterleib, welcher schmutzigweiß oder grau ist, und durch das fehlende Roth unter dem Schwanze und das Weiße auf den Schultern; alle andere Kennzeichen sind dem großen gemein; auch das Rothe auf dem Kopfe zeigt sich nur bei dem Männchen. Man gewahrt ihn den Winter über nahe an die Häuser und in die Baumgärten kommen, um seine Nahrung zu suchen. Bechstein nennt ihn ein sehr nützliches Gartenvögelchen, dessen Magen er immer mit weißen Maden, Insekten ꝛc. angefüllt gefunden hat. Er klettert nicht sehr hoch auf die größten Bäume, und scheint rund um an den Stamm gefesselt zu sein. An den Obstbäumen sucht er nicht allein die Schalen ab, sondern stellt auch im Grase und Moose unter den Bäumen den für die Obstbäume so schädlichen Schmetterlingspuppen nach. Er nistet, wie die übrigen Spechte, in einem Baumloche, welches er oft der Kohlmeise streitig machen soll, der er an Kräften überlegen ist, und die gezwungen wird, ihm ihre Wohnung einzuräumen; das Weibchen legt grünlichweiße Eier. Man findet diesen Buntspecht in England, Deutschland, Schweden, ja er soll bis nach Nordamerika verbreitet seyn; denn man gewahrt in Lousiana einen kleinen Buntspecht, der ihm fast in Allem gleicht, ausgenommen, daß der Kopf oben, wie bei dem Kanadischen Buntspecht, mit einer schwarzen Kappe bedeckt ist, die einen weißen Rand hat. Nach Salerne soll dieser Vogel in Frankreich nicht anzutreffen seyn; allein man findet ihn, nach Büffon, doch daselbst. Auch zu Antigua will Sonnerat einen kleinen Buntspecht gesehen haben. An dem Weibchen dieses kleinen Vogels ist gar nichts Rothes; aber auch Männchen will Bechstein gesehen haben, die keinen rothen Scheitel hatten, welches aber nach dem genannten Schriftsteller bei allen

Männchen der Fall seyn soll, bei welchen sich die rothen Federn verlieren.

Hierher gehört auch noch der dreizähige Buntspecht, Picus tridactylus Linn., von der Größe des mittleren Buntspechtes, mit weiß und schwarz gefleckten Körper, mit goldfarbigem Scheitel am Männchen und silberfarbigem am Weibchen, und nur drei Zehen. Man trifft diesen Specht nur im nördlichen Deutschland und auf den südlichen Alpen an. Er nährt sich von Insekten, wie sein Vorgänger, und ist daher eben so unschädlich. — Unter den Vögeln der alten Welt, welche Aehnlichkeit mit dem Buntspecht haben, gehören:

1) Der gewässerte und gefleckte Buntspecht aus Nubien, Picus nubicus, ex albo, rufo et fusco varius. Linn. Syst. nat. c. Gmel. Tom. I, pag 439. n. 52; Fr. l'Epeiche de Nubie ondé et tacheté; le Pic tacheté de Nubie. Dieser Specht ist um ein Drittheil kleiner, als der Europäische Buntspecht, sein ganzes Gefieder hat ein angenehmes aus Tropfen und Wellen bestehendes Bunt, welche gebrochen und gleichsam weiß und gelbröthlich geschlängelt und gefleckt sind, auf einem Grunde, der gelbbraun und auf dem Rücken schwärzlich ist, und etwas tropfenförmiges Schwärzliches auf dem Weißlichten der Brust und des Bauches hat. Ein schön rother Halbzopf deckt wie eine Kappe den Hinterkopf. Auf dem Wirbel und dem Vorderkopfe ist von den feinen und schwarzen Federn jede auf der Spitze mit einem kleinen weißen Tropfen gefleckt. Der Schwanz ist in der Quere durch braun- und rothgelbe Wellen abgetheilt.

2) Der große Buntspecht von Lúcon, der Kardinalsspecht, Picus cardinalis; Fr. le Grand pic varié de l'isle de Lucon; Engl. Cardinal Woodpecker. Der Wirbel und Hinterkopf

dieses Vogels haben ein lebhaftes Roth; an den Seiten des Halses gewahrt man eine weiße Binde, die bis unter das Auge geht. Die Brust und der Bauch sind bunt durch länglichte schwarze Flecken auf einem weißen Grunde. Der Rücken, so wie die Flügeldeckfedern sind schwarz, die kleinen Flügeldeckfedern haben weiße Querstreifen.

3) Der kleine braune Buntspecht von den Molucken, Picus moluccensis; Fr. le petit Epaiche brune des Moluques; Engl. Brown Woodpecker, mit schwärzlichbraunen Federn, welche oben wellenförmig weiß sind, unten aber weißlich mit braunen Pinselstrichen gefleckt; der Kopf und der Schwanz sind, wie alle Schwanzfedern, braun. Er ist kaum so groß, als unser kleiner Buntspecht. Es giebt nun noch einige andere, die aber hier übergangen werden müssen.

Unter den Vögeln der neuen Welt, die mit dem Buntspechte Aehnlichkeit haben, gehören:

1) Der Kanadische Buntspecht, Picus Canadensis, Fr. l'Epeiche du Canada; Engl. Canada spotted Woodpecker, welcher dem Europäischen sehr ähnlich sieht, nur sind die Farben anders vertheilt. Er hat gar kein Roth; auf der Seite des Halses ist mehr weiß; auch der Hinterkopf ist weiß oder schwachgelb.

2) Der Jamaikasche Buntspecht, Picus Carolinus; Fr. l'Epaiche ou Pic varié de la Jamaique; Engl. Carolina Woodpecker, welcher an Größe zwischen dem Europäischen Grünspecht und Buntspecht steht. Die Haube ist roth und fällt wie eine Kappe hinten auf den Hals. Kehle und Brust sind grauroth gelblich, welches stufenweise in ein mattes Roth auf dem Bauche übergeht; der Rücken ist schwarz und mit grauen Wellen Festonartig in der

Quere gestreift, welche auf dem Flügel heller und auf dem Burzel breiter und ganz weiß sind.

3) Der gestreifte Louisianische Buntspecht, Picus Carolinus; Fr. l'Epeiche ou Pic rayé de la Louisiane. Er ist etwas größer, als der Buntspecht, und durch weiße und schwarze Querbindchen angenehm gestreift und mit Binden geziert. Der Kopf ist ganz roth, mit einigen Pinselstrichen von dieser Farbe auf der Kehle bis unter die Augen.

4) Der Buntspecht von Virginien mit dem Haarschweife, der rauhe Specht, der zottige Specht; Picus villosus; Fr. l'Epeiche ou Pic chevelu de Virginie; Engl. Hairy Woodpecker. Der Rücken und die Flügel dieses Spechtes sind schwarz, längs dem Rücken läuft ein weißer Streifen dünner Federn. Die Flügel haben auch weiße Flecken. Ein schwarzer Flecken deckt den Wirbel und ein rother den Hintertheil des Kopfes; von da bis zum Auge geht eine weiße Linie, und eine andere zieht sich nach der Seite des Halses hinunter. Der Schwanz ist schwarz und der ganze Unterleib weiß. Er ist kleiner, als der Buntspecht.

5) Der kleine Buntspecht von Virginien, der Daunenspecht, der haarige Baumhacker, Picus pubesceus; Fr. l'Epeiche ou petit Pic varié de Virginie; Engl. Downy Woodpecker, little Woodpecker. Dieser Specht gleicht dem haarigen Spechte in seinen Flecken und seinen Farben so sehr, daß man, ohne den Unterschied der Größe, glauben möchte, daß es die nämliche Art ist; die Brust und der Bauch dieses Spechtes sind hellgrau, die vier mittleren Rückenfedern sind schwarz und die andern haben schwarze und weiße Querstreifen; dieses sind die einzigen Verschiedenheiten dieses kleinen Spechtes. Das Weibchen unterscheidet sich vom

Männchen, wie bei allen andern Spechtarten, dadurch, daß es nichts Rothes auf dem Kopfe hat.

6) Der gewässerte Buntspecht, der Jujuganische Specht, der gelbbauchige Baumhacker, der Specht mit dem gelben Leibe, der schäckige Specht, Picus tridactylus; Fr. l'Epeiche ou Pic varié ondé, le Pic varié de Cayenne; Engl. Woodpecker with tree toes. Das Gefieder dieses Spechtes kommt dem des Buntspechts sehr nahe; er ist auf dem Rücken schwarz, mit wellenförmigem oder vielmehr schuppenförmigem Weiß auf den großen Schwungfedern stark bemalt, welche beide Farben, wenn er liegt, einen Streifen wie im Brettspiele bilden. Der Unterleib ist weiß und macht mit den schwarzen Schuppen auf d. Seiten eine bunte Farbe; zwei weiße Striche gehen nach hinten, der eine vom Auge, der andere vom Schnabel, und der Wirbel ist roth. Dieser Specht hat nur drei Zehen; man findet ihn auch in der Schweiz; er bewohnt daher den nördlichen Theil der beiden Welten. — Außer diesem angeführten Spechte giebt es nun noch mehrere Arten, die aber hier übergangen werden müssen.

Büffons Naturgeschichte der Vögel. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt von Bernh. Christ. Otto. 23r Band. Berlin, 1796, S. 7 u. f.

Bechsteins Naturgeschichte. S. 349. — Dessen Naturgeschichte Deutschlands, 2r Bd., S. 505, n. 2, S. 510. — Dessen Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als schädlich geachteten Thiere. Gotha, 1792, S. 108 u. f.

Kleins Vorbereitung zu einer vollständigen Vögelhistorie ꝛc. Leipzig und Lübeck, 1760, S. 49.

Specht (Bengalischer), s. oben, unter Specht, S. 680.

— (Blau-), s. daselbst, S. 709.

— (Bunt-), s. das., S. 698.

Specht (Bunt=), der Kanadische, siehe ob., unter Specht, S. 704.
— —, der dreizehige, s. daselbst, S. 703.
— —, der große, s. das., S. 698.
— —, der gestreifte Louisianische, s. das., S. 705.
— —, der gewässerte oder gefleckte, s. das., S. 703.
— —, der Jamaikaische, s. das., S. 704.
— —, der kleine, s. das., S. 701.
— —, der kleine braune von den Molucken, s. das., S. 704.
— —, der kleine von Virginien, s. das., S. 705.
— —, der mittlere, s. das., S. 701.
— (Daunen=), s. oben, S. 705.
— (Elster=), s. das., S. 698, 701.
— (goldflügelichter), s. das., S. 692.
— (Gras=), s. das., S. 701.
— (Grün=), s. das., S. 681.
— —, der Bengalische, s. das., S. 690.
— —, der gefleckte Philippinische, s. das., S. 689.
— —, der gelbe Cayennische, s. das., S. 692.
— —, der gestreifte von St. Domingo, s. das., S. 691.
— —, von Goa, s. das., S. 690.
— —, der große gestreifte von Cayenne, s. das., S. 692.
— —, der große Philippinische, s. das., S. 689.
— —, der grauköpfige, s. das., S. 687.
— —, der grauköpfige vom Kap, s. das., S. 691.
— —, der kleine gestreifte von Cayenne, s. das., S. 692.
— —, der Manilische, s. das., S. 690.
— —, der olivenfarbige von St. Domingo, s. das., S. 691.
— —, der pomeranzenfarbige, s. das., S. 690.

Specht (Grün=), der rothgelbe, siehe oben, unter Specht, S. 692.
— —, der Senegalische, s. das., S. 690.
— —, der Senegalische gestreifte, s. das., S. 691.
— —, der Zaylonische, s. das., S. 690.
— (Hauben=), s. das., S. 696.
— (Kardinals=), s. das., S. 703.
— (Krähen=), s. das., S. 692.
— (Maurer=), s. unten, S. 709.
— (May=), s. das., S. 709.
— (Roth=), s. oben, S. 698.
— (Schwarz=), s. das., S. 692.
— —, der gezopfte Cayennische, s. das., S. 697.
— —, der kleine, s. das., S. 698.
— —, der rothhalsige, s. das., S. 698.
— —, der rothzöpfige, s. das., S. 697.
— —, mit rothem Domino, s. das., S. 698.
— (Sperlings=), s. das., S. 691.
— (Weiß=), s. das., S. 698.
— (zottiger), s. das., S. 705.

Spechtarten, die verschiedenen Arten der Spechte, s. oben, unter Specht.

Spechtartige Vögel, alle Arten Klettervögel, welche an den Bäumen umherklettern, und mit dem Schnabel die Insekten daraus hervortreiben, welche zu ihrer Nahrung dienen. Sie unterscheiden sich besonders durch ihre Füße, von denen zwei Zehen nach vorne und zwei nach hinten stehen, als die Spechte, Jakamars (Galbulae), Wendehälse (Jynces), Guckgucks (Cuculi) ꝛc. Auch einige kleinere Arten, die nicht die Zehen wie die Spechte haben, können hierher gerechnet werden, wie die Spechtmeisen (Sittae), Baumläufer (Certhiae) ꝛc. Man sehe diese Vögel unter ihrem Namen nach.

Spechter, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, eine Art hoher und enger Trinkgläser zu bezeichnen, welches eine Art der sogenannten Paßgläser seyn

soll. Nach dem Frisch soll diese Benennung von dem Walde Spessart herrühren, der wegen der vielen darin befindlichen Spechte, ehemals Piceavia sylva, Spechtshard genannt wurde; indessen ist dieses zu weit hergeholt, und Adelung's Ableitung von spechtig, welches Ausdruckes man sich in einigen gemeinen Mundarten bedient, und welches schmächtig, lang, dünn bezeichnet, wohl die richtigste, also ein langes, sich gleichsam schmächtig hinaufziehendes Glas.

Spechtgeschlecht, das ganze Geschlecht der Spechte, alle dazu gehöeige Arten, wie der Grün-, Schwarz- und Buntspecht ꝛc.

Spechtkrähe, eine Benennung des Schwarzspechts.

Spechtmeise, Spechtmeisen, Sittae; Fr. Sittelles, Vögel mit geradem, langem, dünnem und spitzem Schnabel, kurzen, starken Füßen, und steifem Schwanze, welche gleich den Spechten an den Bäumen hinaufklettern, und an die Rinde derselben anschlagen, um die daruntee verborgenen Würmer zu entdecken. Sie nisten, wie die Spechte, in Baumlöchern, deren Oeffnung sie durch Erde kleiner machen.

1) Der Blauspecht, die Spechtmeise, der Nußhacker, Nußhaer, Nußpicker, Nußbickel, Baumhacker, Mayspecht, Grauspecht, Klaber, Maurerspecht, Holzhacker, Blawspechtie, Kleiber; in der Schweiz der Chlaen, Blindschlaen, Baumkletterlein, Baumkriecher, Quickstertz, Tottler, Kottler, Picus subcaeruleus; Picus parvus caeruleus; Sitta Europaea; Sitta rectricibus nigris lateralibus quatuor infra apicem albis. Linn. Syst. nat. ed. XII, p. 177, n. 60; Σιττη; Fr. la Sittelle, le Torche-pot, le Casse noix ou noisette, le grand Grimpereau; Engl. the Nuthatch, the Nutjobber, the Woodcracker; Ital. Pico, Picchio; in der Türkei Agascakan. Die verschiedenen Namen, die dieser Vogel führt, zeigen ver-

schiedene Eigenschaften an, die dieser Art zukommen; allein sie kommen derselben nur zum Theil, aber nicht ausschließungsweise zu. Dieser Vogel hackt mit seinem Schnabel die Baumrinde mit mehr Gewalt, als die Spechte und Meisen, welche Gewohnheit er auch im Bauer beibehalten soll, wodurch er oft eine Oeffnung, um durch solche zu entwischen, macht. Er stößt alle Augenblicke gegen die Wände mit zwei-, drei- bis acht- und neunmal wiederholten Schlägen, auf welche Weise er im Zimmer die Fensterscheiben und das Glas der Spiegel zerbricht. Er hat noch überdies viel von dem Ansehen und dem Wesen der Meisen an sich; nur in Ansehung des Schnabels ist er davon verschieden, so wie er sich von den Spechten durch die Gestalt des Schwanzes, der Füße und der Zunge unterscheidet. Der ganze Obertheil des Kopfes und des Leibes ist bei dem Männchen bläulich-aschgrau; die Kehle und Backen sind weißlich, Brust und Bauch pomeranzenfarbig; die Seiten, die Beine und die Gegend des Afters sind etwas dunkler, und fallen in das Kastanienbraune; die Deckfedern unter dem Schwanze sind weißlich, mit rothgelben Säumen, und erstrecken sich bis fünf Linien von dem Ende des Schwanzes. Ein schwarzer Streifen entsteht bei den Naselöchern, geht über die Augen und erstreckt sich hinter den Ohren; die großen Flügeldecken und die Schwungfedern sind braun mit mehr oder weniger grauen Säumen; die Seitenwendefedern sind schwarz und am Ende aschgrau; die äußersten über die Hälfte der Länge weiß gesäumt, und nach dem Ende zu durch einen Flecken von gleicher Farbe durchschnitten; die drei folgenden sind an dem innern Rande mit einem weißen Flecken bezeichnet. Der Schnabel, welcher schwarz, ganz gerade, ziemlich lang und spitzig ist, ist oben aschgrau, unten aber heller; die Füße sind grau, und die Federn am Grunde schwärzlich aschgrau. Die Zunge ist nicht

lang, rund, fleischigt, und mit einer Spitze und Angeln versehen, wie beim Spechte, sondern gestaltet wie die Zunge der Meisen uud anderer kleiner Vögel. An beiden Flügeln am vordersten Gelenke hat dieser Vogel einen kohlschwarzen Flecken, welches sehr schön aussieht. Das Weibchen besitzt schwächere Farben. Eine andere Beschreibung eines solchen Vogels lautet: Die Farbe des Vogels auf dem Kopfe, Rücken, den Flügeln und den beiden mittelsten Ruderfedern ist lavendelblau. Ein schwarzer Streif geht von dem Schnabel bis zum Nacken quer über das Auge. An den Ohren, am Halse und am Bauche ist er weißlich rothgelb; am Burzel unten hellbraunroth, mit einem ovalen, weißen Flecken an den Enden der Federn, und am Ende der Federn auf dem Burzel lavendelgrün mit etwas Braun am Ende. Die Ruderfedern sind abwechselnd grau, schwarz und weiß. Die Länge des Vogels beträgt 5 Zoll 10 Linien. Das Männchen wiegt an eine Unze und das Weibchen nur 5 bis 6 Quentchen.

Dieser Vogel klettert an den Baumstämmen und Aesten, wie die gewöhnlichen Baumläufer, von welchen er sich jedoch durch seinen Schnabel und durch die Gewohnheit Nüsse aufzuknacken unterscheidet; und von den Nußbrechern geschieht dieses durch die Gewohnheit an den Bäumen zu klettern; dann soll er noch mit dem Schwanze eine abwechselnde Bewegung nach oben und unten machen, wie die blauen Bachstelzen; allein Otto will dieses nie bemerkt haben, wenigstens keine solche Bewegung, die man mit derjenigen an der Bachstelze vergleichen könnte. Diese Spechtmeise ist kein Zugvogel, sie bleibt an dem Orte, wo sie geboren und erzogen worden, Winter und Sommer; nur sucht sie sich im Winter bessere Stellen aus, nähert sich den bewohnten Oertern und kommt zuweilen in die Gärten. Auch in Hinterpommern, so wie

in Vorpommern, bleibt sie den ganzen Winter über. In Norwegen will man die Bemerkung gemacht haben, daß sie stürmisches, unangenehmes und regnichtes Wetter vorher anzeige, sobald sie nämlich von den Felsen zu den Häusern herabkommt und an die Fenster fliegt. Sie versteckt sich gern in den Löchern, in welchen sie brütet und sich ihren kleinen Vorrath sammeln soll, um den Winter über darin zu hausen; selbst in der Gefangenschaft behält sie diese Gewohnheit bei; denn wenn sie sich gleich auf die Sprossen im Bauer setzt, so sucht sie sich doch Winkel auf, um darin zu schlafen, ja in Ermangelung derselben macht sie sich ein Lager in ihrem Futtertroge. Auch in ihrem Bauer klemmt sie sich selten in ihrer natürlichen Stellung an, das heißt, mit dem Kopfe nach oben gerichtet, sondern fast immer in der Quere, oder mit dem Kopfe nach unten gekehrt; auf welche Weise sie die Haselnüsse durchbohrt, nachdem sie solche vorher fest in eine Spalte geklemmt hat. Im Frühling läßt das Männchen ein Geschrei der Liebe hören, wie Guiric, Guiric, welches es oft wiederholt, und auf diese Weise sein Weibchen ruft, welches sich aber lange rufen lassen soll, ehe es erscheint, und daher soll dieses Rufen, wenn sich viele Vögel dieser Art hören lassen, um so angenehmer seyn, und es auch den kommenden Frühling anzeigen, weil die Bäume noch nicht grün sind, und die mehrsten übrigen Vögel noch nicht singen. Wenn sich Männchen und Weibchen gepaart haben, so sollen auch beide an der Einrichtung des Nestes arbeiten, welches sie in dem Loche eines Baumes bauen, und wenn sie darin kein schickliches finden, so hauen sie eins mit dem Schnabel, wenn das Holz nur wurmstichig ist; ist die äußere Oeffnung zu groß, so machen sie es mit fetter Erde enger, bisweilen auch mit Koth, welchen sie wie die Töpfer kneten und zubereiten, und die ganze Arbeit mit kleinen Steinen be-

festigen. Sie haben daher im Französischen den Namen Maurerspecht (Pic-maçon) erhalten. Nach Zorn soll er in kleinen Löchern der Eiche und anderer Bäume sehr hoch brüten, und diese Löcher so mit Lehm verkleben, daß er knapp ein noch aus kriechen kann, daher er auch den Namen Kleiber erhalten. Das Weibchen legt darin fünf, sechs bis sieben Eyer von gewöhnlicher Gestalt, schmutzig-weiß mit rothbraunen Punkten. Es legt sie auf Holzmehl, Moos ꝛc. Es brütet sehr anhaltend, und bindet sich so sehr daran, daß es sich eher die Federn ausrupfen läßt, als sie verläßt. Es verläßt nicht einmal seine Eyer, um Nahrung zu suchen, sondern wartet, bis das Männchen dieselbe bringt. Die Jungen kommen im Mai, nach Otto am 10ten, nach Andern am 15ten aus; sobald ihre Auferziehung geendiget ist, fangen die Alten selten eine zweite Brut an, sondern trennen sich nur den Winter, weil sie ihre Nahrung suchen müssen. Die Spechtmeise schweigt die mehrste Zeit des Jahres. Ihr gewöhnliches Geschrei ist Ti, ti, ti, ti, ti, ti, ti, welches sie beim Klettern an den Bäumen hören läßt, und zwar in zunehmender Geschwindigkeit. Außer dem Geschrei und Lärmen, welches sie mit Schlagen an die Baumrinde macht, läßt sie noch einen andern Ton von sich hören, indem sie den Schnabel in eine Spalte steckt. Dieser Ton ist so stark, daß man ihn über hundert Ruthen weit hören kann. Ein alter Förster hatte dem Herrn v. Büffon versichert, daß diese Vögel, außer ihr: Toque, toque, toque, gegen das Holz, auch noch ihren Schnabel an trocknen und hohlen Aesten reiben, und einen Lerm Grrrrrro machen, den man sehr weit hört, und davon man glauben sollte, er käme von einem zwanzigmal so großen Vogel her. Die Nahrung dieser Vögel sind Ameisen, Raupen, Käfer, Hirschkäfer und alle Arten von Insekten, auch von Sämereien, von Hanf ꝛc. nähren sie

sich; denn im September sollen sie auf die Hanffelder fallen. Der Gang der Spechtmeise ist hüpfend; sie stecken im Schlafe den Kopf unter die Flügel, und bringen des Nachts auf dem Boden des Bauers zu, obgleich derselbe Sprossen hat. Der Charakter dieses Vogelgeschlechts soll sehr beständig und nur schwach durch den Einfluß der verschiedenen Klimate umgebildet seyn. Sie haben überall gleiche natürliche Gewohnheiten und ein gleiches Benehmen. Der Obertheil ist immer aschgrau und rothgelb, welches bald mehr, bald weniger hell ist, und bisweilen in das Weißliche auf dem untern Theile fällt. Der hauptsächlichste Unterschied besteht in der Größe und in dem Verhältnisse der Theile, welche Verschiedenheit aber nicht allemal von dem Klima abhängt. Sie ist jedoch nicht hinreichend, um verschiedene Arten daraus zu machen. Büffon sagt: nachdem ich sorgfältig unsere Europäischen Spechtmeisen mit den ausländischen verglichen habe, so kann ich nicht umhin, diese zu jenen als Abarten zu rechnen, die zu einerlei Art gehören. Unter den Abarten sind folgende zu bemerken:

1) Die kleine Spechtmeise, **Sitta minor**; Fr. **Petite Sittelle**; **petit Torche-pot**. Diese Meise ist viel kleiner, als die gewöhnliche Spechtmeise, hat aber übrigens ein gleiches Gefieder, einen gleichen Schnabel, gleiche Füße ꝛc. Sie hält sich, so wie die große, auf den Bäumen auf und lebt eben so einsam; sie schreit aber mehr, ist lebhafter und hurtiger. Man gewahrt das Männchen niemals in anderer Gesellschaft, als in der seines Liebchens, und wenn er einen andern Vogel von seiner Art, ein Männchen, antrifft, so hört er nicht auf dasselbe anzugreifen, zu verfolgen und hartnäckig zu bekriegen, bis ihm sein Nebenbuhler den Platz einräumt, und dann fängt er aus vollen Kräften an zu schreien, als wenn er sein Weibchen herbeirufen und von ihr den Preis seines Sieges fordern wollte.

2) Die Kanadische Spechtmeise, der Kanadische Blauspecht, Sitta Canadensis; Fr. la Sittelle de Canada, le Torche-pot du Canada. Diese Spechtmeise klettert und läuft an den Bäumen, wie unsere Spechtmeise, und ist von derselben nur durch die Farbe der Binde verschieden, welche bei ihr weißlich ist, nähert sich derselben aber wieder durch einen schwärzlichen Flecken hinter dem Auge. Ihre ganze Länge beträgt 4 Zoll und 10 Linien; der Schnabel $7\frac{1}{2}$ Linien; die Ferse 7 Linien; der mittlere Zehe $6\frac{1}{2}$ Linien; der hintere Nagel ist der stärkste von allen. Die Flügelausbreitung beträgt $7\frac{1}{4}$ Zoll; der Schwanz 18 Linien; er besteht aus zwölf gleich langen Ruderfedern, und ist 8 Linien länger, als die Flügel reichen.

3) Die Spechtmeise mit schwarzer Haube, der Jamaikaische Blauspecht, Merops major capite nigro. Merops Americanus, Sitta Jamaicensis; Fr. Sittelle à huppe noire. Der Unterschied zwischen dieser und unserer Spechtmeise ist die schwarze Haube und eine Art von schwarzem und weißem Streifen gegen das Ende der Schwanzfedern. Ihr Valerland ist Jamaika; ihre Nahrung sind Insekten. Sie hält sich in dem Gebüsche der Savanen auf; sie ist so wenig wild, und läßt sich so nahe kommen, daß man sie zuweilen mit einem Stocke tödten kann, weshalb man sie auch mit dem Namen: Narrenvogel belegt hat. Sie ist ungefähr von dem Wuchse unserer gewöhnlichen Spechtmeisen. Ihre ganze Länge beträgt 5 Zoll und 5 Linien. Der Schnabel ist 11 Linien, er ist dreieckig zusammengedrückt, und an seiner Wurzel mit kleinen schwarzen Borsten umgeben: die Nasenlöcher sind rund; die Ferse und der mittlere Zehe sind 17 Linien lang; der hintere Nagel ist der stärkste von allen; die Flügelausbreitung beträgt $2\frac{2}{3}$ Zoll.

4) Die kleine Spechtmeise mit schwarzer

Haube, Sitta Jamaicensis minor; Fr. le petit Torche-pot de la Jamaique, la petite Sittelle à huppe noice; Engl. least logger head. Diese Spechtmeise hat mit den vorigen gleiche Lebensart, gleiches Gefieder und gleiches Vaterland, nur ist sie viel kleiner, und daher ist bei einigen Naturforschern die Vermuthung entstanden, daß es wohl ein noch nicht völlig ausgewachsenes Junges der vorigen Art gewesen seyn könnte, welches Browne gesehen und beschrieben.

5) Die schwarzköpfige Spechtmeise, Sitta Carolinensis; Fr. le Torche-pot de la Caroline; Engl. Smaller logger head. Diese Spechtmeise hat einerlei Sitte mit der unsrigen, einerlei Gewohnheit, an den Bäumen auf- und abwärts zu klettern, sie bleibt auch das ganze Jahr über in ihrem Lande, in Carolina. Sie ist oben auf dem Kopfe und dem Halse mit einer Art von schwarzen Kappe bedeckt. Die Seitenfedern am Schwanze sind schwarz- und weißbunt. Die übrige Farbe ist gleich mit derjenigen wie die Europäische Spechtmeise, nur ist sie lichter unter dem Leibe. Ihre ganze Länge beträgt $5\frac{1}{4}$ Zoll, der Schenkel 9 Linien, die Ferse $8\frac{1}{2}$, der mittle Zehe 9 Linien; der hintere Theil ist der stärkste von allen; der Schwanz ist 19 Linien lang, und steht nicht vor den Flügeln heraus.

6) Die kleine braunköpfige Spechtmeise, Sitta altera capite fusco; Fr. la petite Sittelle à tête brune; Engl. Small nut-hatch. Das Unterscheidungszeichen ist der braune Kopf und ein weißer Flecken hinten am Kopfe, und dann die braune Farbe der obern Flügeldecken und die schwarzen einfarbigen Seitenfedern im Schwanze. Dann ist sie auch viel kleiner, als die vorigen; sie wiegt nur 2 Drachmen, bleibt das ganze Jahr in Carolina, woselbst sie von Insekten lebt, wie die Spechtmeise mit schwarzem Kopfe. Ihre ganze Länge beträgt $4\frac{1}{3}$ Zoll, der Schna-

bei 7 Linien; der Schwanz 14 Linien. Er besteht aus zwölf gleichen Federn und ragt fast gar nicht vor den Flügeln hervor. — Es giebt nun noch mehrere Spechtmeisen, wie die Chinesische, die Surinamsche ꝛc. Spechtmeise, die aber hier übergangen werden müssen.

Büffons Naturgeschichte der Vögel, 17r Bd., S. 192 u. f.
Blumenbachs Naturgeschichte, 3, p. 182.
Gatterer, vom Nutzen und Schaden der Thiere, II, p. 64.
Cuviers, elementarischer Entwurf der Naturgeschichte der Thiere, 1r Bd., S. 353.

Spechtwurz, Spechtwurzel, ein Name des Diptams, s. unter Diptam, Th. 9, S. 324, Nr. 2.

Specia, in der Handlung, nach einigen Schriftstellern ein Wort, dessen sich einige Kauf- und Handelsleute, wie auch Wechsler öfters in ihren Schriften bedienen sollen, um dasjenige anzuzeigen, was man Saldo einer Rechnung nennt; mir ist dieses Wort in dieser Beziehung nie vorgekommen; denn unter Saldo einer Rechnung versteht man den Abschluß derselben, um das Guthaben des einen oder des andern Theils zu ersehen; wie diese Bedeutung auch in Specia gefunden werden kann, ist nicht recht klar, diesem Worte ist sie wenigstens nicht eigen.

Special, Spezial, besonders, was ins Besondre geht, daher Spezialkarten. Es wird dieses dem General entgegengesetzt, welches allgemein, ins Allgemeine gehend bedeutet.

Specialkarten, Spezialkarten, Speciallandkarten, beim Kupferstecher, diejenigen Landkarten, welche nur ein einziges Land ins Besondre vorstellen, so daß man auf dergleichen Karten nicht nur alle Städte, sondern alle großen und kleinen Flecken, Kastelle, Schlösser, Flüsse, Dörfer, Berge und Hügel, Schanzen und Pässe, Wälder, Haiden, kurz alles

Merkwürdige eines Landes und der Situation nach ziemlich richtig dargestellt findet. So hat man Specialkarten von Deutschland und von den einzelnen Staaten darin, dann von Frankreich, Spanien, Italien, Großbritannien, Rußland, Dänemark, Schweden und andern Reichen oder Staaten; auch von einzelnen Provinzen ꝛc. Den Specialkarten werden die Generalkarten entgegengesetzt.

Specialstollen, im Bergwerke, diejenigen Stollen, die den Grubengebäuden Wasser- und Wetterlosung verschaffen, und nur eine Zeche, die sie treibt, die Wasser abnimmt.

Species, ein aus dem Lateinischen Species entlehntes Wort, welches in verschiedenen Fällen des bürgerlichen Lebens üblich ist. In der Rechenkunst sind die vier, nach Andern fünf Species, wenn man nämlich das Numeriren hinzufügt, die Arten, worein die Regeln der ganzen Rechenkunst eingetheilt sind, nämlich das Numeriren, Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren; s. unter Rechenkunst, Th. 121, S. 326. — In den Apotheken versteht man unter Species eine Vermischung von vielen Produkten, die gröblich zerschnitten oder zerstoßen sind, wie z. B. Wurzeln, Hölzer, Rinden, Stengel, Blätter, Blumen, Samen, Früchte ꝛc. Seltener kommen in dieser Mischung Gummatas, Harze, Gummiharze und Thierische Theile, als Hirschhorn, Bibergeil ꝛc. Die Aerzte und Dispensatorien verordnen sie, um sie entweder dem Kranken, wie sie sind, zu reichen, damit er sich ihrer als Thee bedienen könne, oder in Kräuterkissen zu Umschlägen bei leidenden, aufgeschwollenen Theilen, wie bei Zahnschmerzen ꝛc.; dann um daraus, durch schickliche Flüssigkeiten, Dekokte, Infusionen ꝛc. zu bereiten. Man muß mit diesen Species aber keine Art zusammengesetzter Pulver verwechseln, die auch Species, obgleich mit Unrecht, genannt

werden. Man muß bei der Bereitung dieser so einfachen Arzeneien folgendes bemerken: 1) Alles, was von den Ingredienzen geschnitten werden kann, werde geschnitten, nicht aber gestoßen; denn durch das Stoßen erhält man zu viel Pulvrichtes. Man nimmt daher auch nur seine Zuflucht alsdann dazu, wenn es Sachen sind, als Gummatas, Gummiharze, Samen ꝛc., die sich nicht schneiden lassen. 2) Jede Substanz muß besonders geschnitten werden; denn da sie sich auch durch ihre größere und geringere Güte, stärkeren und leichteren Zusammenhang unterscheiden, so würden, wenn Alles durch einander mit einem krummen Messer geschnitten werden sollte, einige von den Ingredienzen ungleich feiner, andere gröber werden. — Da sich die groben Theile immer nach der Oberfläche erheben, die kleinen aber niedersinken, so lassen sich solche von ungleicher Größe verfertigten Species nicht ganz gleich vermischen, daß nicht der Kranke bei dem Gebrauche einmal mehr von einer, das andere Mal mehr von der andern Substanz bekomme. Aus dieser Ursache müssen 3) die Species nie pulvericht, sondern jederzeit gröblich, und so viel, als möglich, von einerlei Größe seyn. Man schlägt daher eine jede Substanz, nachdem sie zerschnitten worden, durch einen und denselben Durchschlag, siebet von dem Durchgeschlagenen das feine Pulverhafte durch ein grobes Haarsieb ab, und wiegt jetzt erst von dem im Siebe Zurückgebliebenen die Species zusammen und vermischt sie. 4) Die Samen, welche schon an sich klein genug sind, als Kümmel, Fenchel müssen dennoch vorher leicht zerquetscht werden, weil sie sonst nicht so gut von der nachher überzugießenden Feuchtigkeit durchdrungen werden. — In der Handlung sind die Species alle grobe Münzsorten, von was für Schrot und Korn sie auch seyn mögen, besonders die Sächsischen und Lüneburgischen nach dem alten Reichsfuße geprägten

Speziesthaler, Speziesgulden ꝛc. — In der Naturgeschichte zeigt Species die Art, die Gattung an.

Species facti, bei den Juristen, die Erzählung des Verlaufs einer Sache, wie eine Sache sich zugetragen; eine solche Species facti wird erfordert, wenn ein Parere gegeben werden soll. S. auch den Art. Parere, Th. 107, S. 481 u. f.

Speciesthaler, Spezies, eine Münzsorte, die 2 Gulden oder 32 gute Groschen gilt. Wenn Jemand mit Speciesthalern bezahlt, so sagt man, er hat in Species bezahlt. Man muß den Reichsthaler, der nur 24 gute Groschen gilt, nicht mit diesem Thaler verwechseln. Von den alten Species-Reichsthalern, nach der Constitution von 1566, wiegt ein Stück 608 Holländ. As, und der Gehalt ist 14 Loth 4 Gran. Der Inhalt feines Silber $540\frac{4}{9}$ Holl. As, u. der Werth nach dem 20 Fl. Fuße 1 Rthlr. 11 Gr. 6 Pf. — Die neuen Species-Reichsthaler, nach der Convention von 1753, haben an Gewicht 583,68 Holl. As, der Gehalt ist 13 Loth 6 Gran, der Inhalt des feinen Silbers 486,4, der Werth $1\frac{1}{3}$ Rth. — Species-Reichsthlr. vom Kaiser Karl dem Sechsten nach der Regensburger Probe, welche an Gewicht 598,6 Holl. As, und an Gehalt 14 Loth 1 Gran enthalten. Der Inhalt feines Silber ist 525,9 Holl. As; der Werth nach dem 20fl. Fuße 1 Rthlr. 10 Gr. 7 Pf. — Species-Reichsthaler vom Kaiser Leopold dem Ersten, enthalten an Gewicht 593 Holl. As, an Gehalt 14 Loth. Der Inhalt ist 519 Holl. As feines Silber, und der Werth nach dem 20 Fl. Fuß 1 Rthlr. 10 Sgr. 1 Pf. — Speciesreichsthaler vom Kaiser Joseph dem Ersten nach der Regensburger Probe, an Gewicht 593 Holl. As, an Gehalt 14 Loth 1 Gran; der In-

halt feines Silber ist 521 Holl. As, der Werth nach dem 20 Fl. Fuß 1 Rthlr. 10 Gr. 3 Pf.

Von Speciesthalern kamen und kommen vor: a) Im Köllnischen, Thaler zu 80 Albus; b) in Geldern zu 8 Fl. Species, zu $1\frac{4}{15}$ Thaler. Nach dem Preußischen Courantfuß; Pistolen zu $5\frac{1}{4}$ Reichsthaler gehen auf die Köllnische Mark fein Gold $163\frac{67}{152}$, Silber $11\frac{1}{19}$. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlr. ist 1 Rthlr. 4 Gr. $11\frac{4}{15}$ Pf. c) In ganz Deutschland zu $1\frac{1}{3}$ Rthlr. Nach dem Leipziger oder Reichsfuße von 1736. Dukaten zu 2 Species-Reichsthaler oder $2\frac{2}{3}$ Rthlr. gehen auf die Köllnische Mark fein, Gold $136\frac{40}{48}$, Silber 9. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlr. ist 1 Rthlr. 10 Gr. 7 Pf. Pistolen zu $3\frac{1}{2}$ Speciesthaler oder $4\frac{2}{3}$ Reichsthaler gehen auf die Köllnische Mark fein Gold $138\frac{1}{60}$, Silber 9. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlr. ist 1 Rthlr. 10 Gr. $3\frac{3}{7}$ Pf. Nach dem Courant- oder 20 Fl. Fuße. Dukaten zu $2\frac{5}{6}$ Rthlr. oder $2\frac{1}{8}$ Speciesthaler gehen auf die Köllnische Mark fein Gold $145\frac{19}{47}$, Silber 10. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlr. ist 1 Rthlr. 8 Gr. Nach dem Conventions-Münz- oder 24 Fl. Fuß. Dukaten zu $3\frac{1}{3}$ Rthlr. oder $2\frac{1}{2}$ Speciesthaler gehen auf die Köllnische Mark fein, Gold $171\frac{3}{47}$, Silber 12. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlr. ist 1 Rthlr. 3 Gr. 7 Pf. Pistolen zu 6 Rthlr. oder $4\frac{1}{2}$ Speciesthaler gehen auf die Kölln. Mark fein, Gold $177\frac{9}{20}$, Silber 12. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthl. ist 1 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf. — Speciesthaler, nach dem Conventionsfuße zu $1\frac{1}{3}$ Rthlr. oder 2 Fl. Eine Silbermünze von 13 Loth 6 Gr. Gehalt. Ein Stück wiegt 7864 Richtpf. und $8\frac{1}{3}$ Stück eine Kölln. Mark. Ein Stück enthält 6553 Richtpf. und 10 Stück eine Mark fein Silber. Ihr Werth ist in demselben Fuße 1 Rthlr. 8 Gr. — Speciesthaler nach dem Hamburger Bankofuße giebt es zweierlei: 1) Schwere und beste Sorte,

welche im Gehalte 14 Lth. 4 Gr. haben. Ein Stück wiegt 8192 Richtpf. oder 8 St. eine Cr. Mark. Ein St. enthält fein Silber 7281 und 9 Stück eine Mark. Der Werth nach dem 20 Fl. Fuße ist 1 Rthlr. 11 Gr. $6\frac{2}{3}$ Pf. 2) Leichte und geringste Sorte, welche im Gehalte 14 Loth haben. Ein Stück wiegt 7949 Richtpf., und $8\frac{1}{4}$ Stück eine Mark. Ein Stück enthält fein Silber 6951 Richtpf., und $9\frac{3}{7}$ Stück eine Mark. Der Werth nach dem 20 Fl. Fuß ist 1 Rthlr. 9 Gr. $11\frac{3}{11}$ Pf. Im Durchschnitte rechnet man solche auf 14 Loth 2 Gran fein, und am Werthe 1 Rthlr. 10 Gr. 9 Pf. — Speciesthaler nach dem Leipziger oder Reichsfuße von 1736 und 38. Die Kölln. Mark zu 12 Rthlr., zu 2 Fl., 32 Ggr. oder 48 Mrg. haben im Gehalte 14 Lth. 4 Gr. Ein Stück wiegt 8192 Richtpf., und 8 St. eine Mark. Ein Stück enthält fein Silber 7281 Richtpf., und 9 Stück eine Mark. Ihr Werth nach dem 20 Fl. Fuß ist 1 Rthlr. 11 Gr. $6\frac{2}{3}$ Pf. — Speciesthaler, eine Polnische Silbermünze, welche 583,68 Holl. As wiegt, Werth 1 Rthlr. 8 Gr. Conventionsgeld; gilt 8 Fl. Polnisch. — Speciesthaler, Schwedische, an Gewicht 608,89 Holl. As, Gehalt 14 Loth 1 Gr., enthält feines Silber 534 Holl. As, ist nach dem 20 Fl. Fuß 1 Rthlr. 11 Gr. 2 Pf. werth.

Speciosi, ein Titel der Rathsherren bei den Römern, die man aber auch, und noch gewöhnlicher, Spectabiles nannte.

Speck, ein Wort, welches in doppelter Bedeutung üblich ist. 1. In engerer, das Fett, welches die Schweine sowohl auf dem Rücken, als an den Rippen zwischen dem Vorderbuge und den Schinken haben. Daher sagt man: ein Schwein hat viel Speck. Frischer Speck, gesalzener Speck. Eine Seite Speck, oder die Speckseite: Speckschinken, Speckbraten. — 2. In weiterer Bedeutung, alles Fett in beträchtlicher Masse, welches die Thiere unter

der Haut, besonders auf den Rippen haben, so lange es noch nicht ausgelassen ist, belegt man es im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Speck, so führt das Fett der Wallfische, Seehunde ꝛc., so lange es noch nicht zum Thran gesotten ist, den Namen des Speckes; auch von andern Thieren, selbst von Menschen gebraucht man es in dieser Bedeutung; denn man sagt: dieser Mann oder dieses Frauenzimmer hat einen rechten Speckhals, Speckrücken, Speckbuckel ꝛc. Viel Speck auf dem Leibe haben, viel Fett, jedoch nur im gewöhnlichen Leben. — Der Speck, Lardum; Fr. Lard, ist ein nicht unwichtiger Handelsartikel. Die vornehmsten Sorten dieser Waare sind der Speck von Schweinen und der von Wallfischen und Robben. Mit Schinken wird, wenn er geräuchert worden, besonders in den Seestädten stark gehandelt, weil er die gemeinste, oder eigentlich wohl die vorzüglichste Schiffskost der Seeleute ist. Derjenige, welcher von Schweinen kommt, die in der Eichelmast gewesen sind, ist der vorzüglichste und schmackhafteste; der von der Buchenmast ist im Ausschneiden nicht so fest, als jener. Die schweren, dicken, recht frischen und reinen Speckseiten, welche nicht riechen, auch innerhalb weder gelb, noch schweißig oder ranzig sind, muß man beim Einkaufe vor andern wählen. Der Wallfisch- und Robbenspeck wird in den Thranbrennereien, Seifensiedereien ꝛc. verbraucht. Den weißen Schweinspeck liefern, nach den verschiedenen Seestädten, Dänemark, Holstein, Pommern und noch einige andere Länder. Nordamerika, Pensylvanien, Südkarolina, Newyork, Virginien und Maryland schicken viel von diesem Artikel nach den Englischen Zuckerinseln, überhaupt nach Westindien. Einen ansehnlichen Handel mit gesalzenem und geräuchertem Specke treibt auch Kopenhagen. Es verkauft denselben nach Lißpfund von 16 Pfd. dortigen Gewichtes. Dubblin und Cork führen eine große

Menge Speck nach Bourdeaux, Westindien ꝛc. aus. Hamburg handelt den Speck nach Schiffspfunden und bezahlt ihn baar in Courant. Westphalen treibt einen nicht unwichtigen Handel mit Schinken und Speck, und versendet ihn nach allen Gegenden. Den Haupthandel treiben damit die sogenannten Fetthändler.

Der Speck wird in der Haushaltung zu verschiedenen Speisen angewendet. Zu einer Farce nimmt man immer würflich geschnittenen Speck, dann von den wilden und zahmen Flügelwerken die Leber und den Magen, macht beides rein, schneidet das Grobe von dem Magen ab und gewaschen; dann roh gehackt oder in einem Geschirre mit ein wenig Wasser, ein Paar Zwiebeln mit dem Specke zusammen gethan, gekocht, in einen Durchschlag geschüttet, damit es ablaufe, und mit den Zwiebeln, ein Paar Eyern und zwei Löffeln voll Milch oder süßer Sahne, einer oder anderthalb geriebenen Semmeln, wie auch mit Salz und geschnittener Citronenschaale, zusammen ganz fein gehackt. — Man streicht diese Farce unten in die Pastete, wenn man sie macht, so erhält sie einen herrlichen Geschmack.

Speckkuchen. Im Register, unter Kuchen, ist dieser Kuchen hierher verwiesen worden. Man nehme einen Schoppen oder einen halben Schoppen Milch, eben so viel Hefen, ungefähr zwei Maaß feines Mehl, mache davon einen Teig, welcher nicht zu fest seyn darf, setze ihn an einen warmen Ort, damit er aufgehe, rühre dann 5 Eyer und $\frac{1}{2}$ Pfd. zerlassenes Schmalz, nur nicht zu heiß, darein, salze den Teig, rühre noch mehr Mehl dazu, daß er recht fest wird, lege ihn auf ein Brett, wirke ihn mit den Händen gut aus, dann mit einem Holze gut aufgewirkt zu einem dicken oder dünnen Speckkuchen, nach Belieben, mache kreuzweis Schnitte darein, bestreiche ihn mit zerklopften Eyern, streue, wie gewöhnlich, ein wenig Salz, Kümmel und würflich geschnittenen Speck darauf,

und lasse den Kuchen, nachdem er zuvor in der Wärme gegangen, im Backofen schön gelb abbacken. — Süßer Speckkuchen. Man nimmt 4 Loth frisches Schmalz oder Schweinfett, und rührt es eine halbe Stunde, bis es so weich wird, wie ein Milchrahm; dann nehme man sechs ganze Eyer und zwei Dottern, und rühre eins nach dem andern hinein, ferner drei bis vier Löffel voll weißer Bierhefen oder Berme, drei Löffel voll Rosenwasser, und auch zwei Löffel voll Milchrahmen, und dann rühre man nach Belieben Zucker hinein. Wenn solches geschehen, bestreiche man einen runden Tortenmodel mit Butter, bestreue denselben mit zerriebenem weißem Brode; dann, mit dem Teige halb voll geschüttet, vor den Ofen gesetzt, damit er ein wenig gehe; wenn er dann gegangen ist, setze man denselben in einen gut erhitzten Ofen und lasse ihn eine halbe Stunde backen. Wenn man will, kann man auch 4 bis 6 Loth fein gestoßene Mandeln mit hineinrühren. Ein gerührter süßer Speckkuchen. Nachdem vorher 1 Pfd. Butter in einem Napfe gut abgerührt worden, kann man 2 Pfd. Mehl, einen halben Schoppen Milch, $\frac{1}{8}$ Hefen oder Berme, 20 Eyer, 12 Loth gut durchgesiebten Zucker nebst $\frac{1}{4}$ Mandeln dazuthun und einen Speckkuchen daraus machen. Will man es in kleine Formen thun, so hängt dieses von jedem ab. — Abgebrüheter Speckkuchen. Man nehme ein Maaß Mehl, 8 Loth frische Butter, 6 Loth Schmalz, $\frac{1}{8}$ Milch, einen halben Eßlöffel voll Milchrahmen, $\frac{1}{8}$ gute Bierhefen, 4 Eyer und $\frac{1}{2}$ Loth Salz; dann thue man die Butter in das Schmalz nebst den Milchrahmen, rühre Alles drei Viertelstunden, thue hernach noch das Mehl nach und nach dazu, dann die Hefen und die Milch, und zuletzt die Eyer und das Salz; man rühre es nun noch eine Viertelstunde lang untereinander, bestreiche den Model mit Butter, thue den Teig hinein und lasse es beim Ofen gehen. Man be-

streiche den Kuchen mit Eydottern, mit zerschnittenem Speck, der mit Salz und Kümmel vermischt worden, und lasse ihn ohngefähr eine Viertelstunde lang backen, so ist er gut. Die übrigen mit Speck zubereiteten Speisen, wie Eyerkuchen, s. unter diesem Artikel, Th. 11, S. 784; Speckſuppe, s. unter Suppe; Specktorte, s. unter Torte.

Die Ableitung des Wortes Speck wird verschiedentlich angegeben. Wachter leitet es von dem Englischen Bacon, ein Schinken, ab, welches aber Adelung unwahrscheinlich findet, weil es zu Bak, Rücken, Erhöhung, oder noch wahrscheinlicher, zu backen, dörren, räuchern gehört. Glaublicher ist, sagt Adelung, daß die wahre Beschaffenheit des Fettes, besonders wo es in beträchtlicher Menge vorhanden ist, und wodurch es sich von dem festen Fleisch unrerscheidet, der Grund seiner Benennung ist, so daß dieses Wort vermittelst des Zischlautes aus weich gebildet worden, und als ein Verwandter von Wachs, vielleicht auch von Pech, backen, kleben ꝛc. angesehen werden kann. Zu dem Begriffe des Weichen gehört auch der Begriff der Schmierigkeit, Schlüpfrigkeit, daher Speck in einigen Süd- oder Oberdeutschen Gegenden auch für Schmutz, Unreinigkeit gebraucht wird. Im Osnabrückischen heißt der Speck Schmutte, welches mit Schmutz, Schmitz, ein schmieriges Ding, ein und eben dasselbe Wort ist. In einigen Gegenden ist dieses Wort ungewissen Geschlechtes. Man sagt: halb abgenagter Speck.

Speckbank, im Wallfischfange, eine Bank oder Erhöhung, auf welcher der Speck des Wallfisches zerschnitten wird.

Speckbauch, im gewöhnlichen Leben, ein fetter mit vielem Specke bewachsener Bauch.

Speckbohne, eine Art Schmuckbohnen mit sehr fleischichter Hülse und bunten Bohnen.

Speckbrühe, eine von Schweinsspeck gemachte Brühe in den Küchen.

Speckbückling, ein geräucherter fetter Hering, welcher am Rücken aufgeschnitten ist; ein Flickhering.

Speckdamm, s. Spittdamm.

Speckdeich, s. daselbst.

Specken, dieses Wort, welches oft mit Speck- oder Spittdamm einerlei ist, bedeutet in den untern Stromgegenden, wo Ebbe und Fluth einen reichen Schlickfall bringet, so viel, als ein von Buschwerk auf dem Watte in einer geringen Breite verfertigter Damm, der rechtwinklicht vom hohen und festen Ufer hinab, hinter und unmittelbar am Schlick auffangende Buschwerke angelegt wird, um, wie durch einen Anker, die Abwässerung und Ableitung dergleichen Werke übers kahle und niedrigste Watt zu verhindern, wie sie denn auch zugleich zum weitern Auffangen und Verhöhen des erzielten Schlickfalls dienen. Dergleichen Specken werden, je nachdem der Schlickfall reichlich und die Ebbe niedrig abläuft, eine, auch mehrere Ruthen von einander angelegt, und zwar nach dem hohen, trocknen und festen Verbande hinauf, um ein Paar Fuß sich verjüngend oder pyramidalisch zusammenlaufend. Sie müssen sofort und unmittelbar von dem Busch- oder Grundbette mit angelegt werden. Geschieht solches nicht, so wird bald darauf, bei dem niedrigsten Stande der Ebbe, der hinter solchen Werken sich aufgelegte Schlick dieselben, wenn sie auch übrigens noch so tüchtig angelegt worden, aufs gewaltsamste bis in die davor befindlichen größten Tiefen der Strombahn hinabreißen, auch bei dieser Gelegenheit wohl plötzlich gar einen Theil des dahinter liegenden Schardeiches mitnehmen; und solches gerade zu der Zeit, da man sonst glaubt, ihn durch die davor angelegten Grundwerke recht wohl verwahrt zu haben. Indem, zwischen dem Ausfließen der Elbe und Weser

belegenen Lande Wursten ist eine Landspecke der breiteste Landweg, der nach dortiger Deichordnung nicht weniger denn 36 Fuß breit seyn muß. Dieses Wort hat, nach Verschiedenheit der Deichgegenden, auch verschiedene Bedeutungen. Als: 1) kleine Dämme aufzuwerfen; einen sumpfigen Weg mit Soden oder Erde erhöhen und ausbessern. 2) Aus Deichgruben die zu den Deichen nöthige und taugliche Erde ausgraben, oder, wie man sonst zu sagen pflegt, Spitten oder Pütten. 3) Die Stromseite eines Deiches mit Stroh oder Schilf bekleiden oder sticken, besticken.

Speckfett, im gewöhnlichen Leben, sehr fett, daher sagt man eine speckfette Gans.

Speckfinne, Pinna adiposa, bei den Fischen diejenige, die keine Gräten oder Strahlen hat.

Speckgeschwulst, bei den Aerzten und Wundärzten eine Art der Geschwulst, bei welcher alle benachbarten weichen Theile die Gestalt des Speckes bekommen; das Speckgewächs.

Speckgewächs, s. den vorhergehenden Artikel.

Speckguß, in dem Wallfischfange, eine von Brettern zusammengeschlagene Rinne, den zugeschnittenen Speck von dem Verdecke in den Schiffraum zu schaffen.

Speckgilgen, s. Specklilie, unter Lonizere, Lonicera periclymenum.

Speckgrieben oder Griefen, die sehnigten Stücke, welche beim Auslassen des Speckes zurückbleiben.

Speckhaken, ein Haken an einer Stange, woran die Stücken Speck des Wallfisches in den Schiffsraum geschafft werden.

Speckhals, beim Roßhändler, der Abhängehals. Ueberhaupt versteht man unter Speckhals einen sehr fetten, mit vielem Specke bewachsenen Hals, sowohl beim Menschen, als auch beim Viehe.

Speckhaspel, beim Wallfischfange ein Haspel auf den

Schiffen, den Speck vom Wallfische aus dem Flensloche damit aufzuziehen.

Speckhauer, beim Sägefisch, die Hauer an der Säge des Fisches.

Speckkäfer, Dermestes Linn., s. unter Käfer, Th. 32, S. 91.

Speckkäferchen, Dermestes lardarius Linn., s. daselbst, S. 71.

Speckkönig, im Wallfischfange, der jüngste und unerfahrenste Matrose, der den Speck einpacken muß.

Speckkranz, im Wallfischfange, ein Kranz, welchen man auf das Spundloch des Speckfasses legt, damit nichts daneben falle.

Speckkuchen, eine Art Kuchen, welche auf der Oberfläche mit zerschnittenem Specke bestreuet worden; siehe auch oben, unter Speck.

Specklilie, s. unter Lilie, Th. 79, S. 91.

Speckmaus, Vespertilio lardarius, in einigen Gegenden ein Name der Fledermaus, weil sie dem geräucherten Schweinspecke nachgeht; s. Fledermaus.

Speckmelde, eine Benennung des Bingelkrautes, s. dieses, Th. 5, S. 320.

Speckmesser, ein langes, schmales, sehr scharfes Messer, welches die Schlächter gebrauchen, den Speck zu schneiden und ein Meisterstück der Messerschmiede ist. Auch die großen langen scharfen Messer, womit der Wallfischspeck zerschnitten wird, nennt man Speckmesser.

Speckschneider, im Wallfischfange, derjenige, welcher den Speck von dem getödteten Wallfische schneidet.

Speckschwarte, eine steife, dicke Haut von geräucherten Speckseiten.

Speckseite, beim Fleischer, das Fette von einem gemästeten Schweine, das zwischen den vordern Beinen und den Schinken zu beiden Seiten des Rückens ist.

Speckstein, Schwerstein, Güldenstein, Seifenstein, Talgstein, Steatit, Soaprock, Steatites, Inactites, Lardites; Fr. Pierre de lard, im Bergwerke, ein Stein, der auf dem Bruche glatt, seifenhaft anzugreifen, nicht sehr schwer, sehr wenig durchsichtig, nicht sehr hart, von verschiedenen Farben, meist grünlich-weiß und bräunlich angetroffen wird; er läßt sich schneiden und drechseln, schreibt, wird im Feuer hart, wie alle thonartigen Steine, hat ein Korn wie Alabaster, und dehnt sich unter allen bekannten festen Körpern durch die Wärme am wenigsten aus, widersteht überhaupt dem Feuer hartnäckig, und dient daher vortrefflich zu Ofensteinen und anderen Stücken, die ein starkes Feuer auszustehen haben. Hierher gehört in der Dauphiné die Brianzoner Kreide, in Aragonien die Spanische Kreide. Man benutzt diesen Stein zum Fleckenausmachen, zu Schmelztiegeln und andern Gefäßen, zu verschiedenen Galanterie-Waaren und Spielwerken, zum Modeliren und auch zu Schnitzwerken, welche dann durch Brennen härter werden. Die Sinesen machen daraus Bilder und Tassen, im Bayreuthischen macht man daraus große Kugeln zum Geschütz, und wenn er nicht zu locker ist, benutzt man ihn auch zu Küchengefäßen. Man giebt auch öfters dem minder durchsichtigen, wenn man ihn mit Talg oder einem andern Fette im Feuer glühet, einen größern Grad der Durchsichtigkeit. Sein specifisches Gewicht ist nach Kirwan von 2,433, bis 2,78. Nach Bergemann enthalten 100 Theile davon 80 Theile Kiesel, 17 milde Magnesia, 2 Theile Thon, und fast einen Theil Eisen im halben phlogistisirten Zustande. Nach Wiegleb enthält der Bayreuther $\frac{7}{12}$ Kieselerde, $\frac{3}{8}$ Bittersalzerde und $\frac{1}{48}$ Eisen. Den Cornwallischen Speckstein oder Steatit, welcher zu Cap Lizard im Serpentine bricht, durch welchen er in kleinen seigern Gängen

setzt, hat Klaproth untersucht. Die feinste Gattung desselben ist weiß, mit bläulichen und röthlichen Adern. Er wird zu der Porzellanfabrik zu Worcester gebraucht, und die Tonne von 20 Centnern mit 20 Pfd. Sterling bezahlt, weil die Förderung wegen großer Brüchigkeit des Serpentinsteins äußerst unsicher und gefährlich ist. Der oben genannte Chemiker ließ 1 Unze reinen Speckstein in einer gläsernen Retorte zwischen Kohlen stark durchglühen, wobei etwas reines geschmackloses Wasser überging, der Speckstein verlor 1 Drachme 15 Gran an Gewicht, und hatte, nebst einer etwas dunklern Farbe einen beträchtlichen Grad der Härte erlangt. Er wurde fein gerieben und mit 2 Unzen Weinsteinsalz in einem Porzellantiegel gelinde durchgeglühet, ohne in Fluß zu kommen. Die zusammengebackne Masse wurde hierauf mit Wasser gerieben, und mit überflüssig zugesetzter rectificirter Salzsäure digerirt. In der Auflösung setzte sich eine beträchtliche Menge weißer lockrer Erde schleimartig zu Boden, welche ausgeglühet 204 Gran wog, und sich als reine Kieselerde erwies. Die filtrirte Auflösung ließ durch zugesetzte Blutlauge einen blauen Satz fallen, der, nachdem er mit etwas Wachs durchglühet worden, ganz vom Magnete angezogen wurde und 7 Gran wog. Da Klaproth fand, daß 100 Theile metallisch Eisen in Salzsäure aufgelöset, durch Weinsteinsalz niedergeschlagen und durchgeglühet 260 Theile phlogistisirte Eisenerde giebt, mithin diejenige Menge Blutlaugensalz, die zur Niederschlagung von 100 Theilen in Salzsäure aufgelöseten metallischen Eisen erforderlich ist, und sich selbst so viel Eisenstoff absetzt, daß dessen Menge $85\frac{5}{7}$ Theilen metallischen Eisens oder 120 Theilen anziehbaren Eisenkalks gleich ist; so reducirt sich obiger Eisengehalt, im Zustande eines phlogistisirten Kalks betrachtet, in 1 Unze Speckstein auf $3\frac{10}{23}$ Gr. Aus der obigen salzsauren Auflösung

des Specksteins wurde nun der obige Gehalt mit crystallisirtem Weinsteinsalze niedergeschlagen, welcher ausgesüßt und gelinde durchgeglühet 192 Gran wog. Diese wurden nun mit etwas stärkerer Essigsäure gelinde digerirt und die Auflösung filtrirt. Die im Filtrum zurückgebliebene Erde wog nach dem Glühen 93 Gran. Sie wurde mit ihrem dreifachen Gewichte rectificirter Schwefelsäure übergossen und im Sandbade bis fast zur Trockne abgedampft, hierauf mit Wasser aufgeweicht und filtrirt. Es blieben davon 26 Gran unauflösliche Erde zurück, welche sich als bloße Kieselerde erwies. Die schwefelsaure Auflösung erhielt folglich die übrigen 67 Gran Erde, die, nachdem sie durch Alkali daraus niedergeschlagen worden, sich in allen Stücken als Alaunerde erwies. Von der ersten Summe des erdigen Antheils, in 192 Gran bestehend, waren hingegen 99 Gran von der Essigsäure aufgenommen worden. Nachdem sie ebenfalls durch Weinsteinsalz daraus niedergeschlagen worden, gab sie sich in der Prüfung mit Schwefelsäure als bloße Bittererde zu erkennen. Eine Unze oder 480 Gran Speckstein hatten also geliefert:

Geglühete Kieselerde —	230	Gran
= Alaunerde —	67	=
= Bittererde —	99	=
= Eisenerde —	4	=
	400	Gran
Durch's Glühen ist an Luft und Wasser entwichen	75	=
	475	Gran
Verlust	5	=

Wiegleb hat den Bayreuthischen Speckstein untersucht, welche Steinart zwar schon von Marggraf untersucht und angeführt worden, daß von einer Unze desselben mit eben so viel Schwefelsäure behandelt, nur

1 Drachmen Bittererde ausgezogen worden, und 7 Drachmen unauflösliche Erde übrig geblieben wären. Allein indem Herr Wiegleb auf der einen Seite das allzusanfte Gefühl dieser Steinart und auf der andern Seite die in ähnlichen Steinarten viel stärker befundene Proportion der Bittererde in Erwägung zog, so wurde er zweifelhaft, ob auch bei dem Marggrafschen Versuche wirklich alle Bittererde ausgezogen worden sei. Dazu kam noch dessen eingeschlagene Verfahrungsart, von der er mehrmals beobachtet hat, daß sie nicht allgemein so zuverlässig ist, als man sonst geglaubt hat. Bei mancher Steinart ist nämlich die natürliche Verbindung ihrer auflösbaren Theile mit den unauflöslichen kiesigten so fest, daß die erste durch eine bloße Abziehung der Schwefelsäure durchaus nicht oder zum Theil aufgelöset werden können. Zur Entscheidung wurde demnach 1 Unze von dem erwähnten Specksteine fein pulverisirt, mit 2 Unzen Schwefelsäure und 1 Unze destillirtem Wasser in einer Retorte übergossen und bis zur Trockne abgezogen. Der Rückstand ward alsdann mit destillirtem Wasser aufs vollkommenste ausgelaugt und wieder abgetrocknet. Es hatte von seinem Gewichte nur 50 Gran verloren und fühlte sich zwischen den Fingern noch sehr sanft und seifig an. Aus der Flüssigkeit schlug sich mit fixem Alkali eine alkalische Bittersalzerde nieder, die 56 Gran wog. Er vermischte nun 1 Unze frisches Speckstеinpulver mit $1\frac{1}{2}$ Unze gereinigtem fixem Alkali und ließ es in einem Tiegel eine halbe Stunde lang mäßig durchglühen. Nach der Erkaltung zerrieb er die Masse zu Pulver und laugte mit destillirtem Wasser in der Wärme das Alkali gänzlich aus. Bei der angestellten Untersuchung zeigte sich keine Spur von aufgelöseter Kieselerde darin. Das dadurch verbreitete Speckstеinpulver schüttete er nach der Abtrocknung mit 2 Unzen Schwefelsäure und einer Unze Wasser in eine gläserne Retorte und zog

alle Flüssigkeit bis zur Trockne ab. Der Rückstand wurde mit destillirtem Wasser aufgelöset und in der Wärme vollkommen ausgelaugt. Nach dem Trocknen wog er 4 Drachmen 40 Gran, war rauch anzufühlen, knirschte unter den Zähnen wie Sand, und war nichts weiter, als eine schöne weiße Kieselerde. Aus der davon erhaltenen sämmtlichen Lauge schlug er zuerst mit Blutlauge 22 Gran Berlinerblau nieder, wovon nach dem Ausglühen 12 Gran Eisenerde übrig blieben; die übrige nunmehr eisenfreie Lauge lieferte 3 Drachmen 20 Gran von einer schönen weißen Bittererde, die aber, wegen beiwohnender Feuchtigkeit nicht höher, als 3 Drachmen 8 Gran nach den vorhergehenden Gründen berechnet werden kann. Die wahren Bestandtheile von 1 Unze Bayreuther Speckstein waren:

Kieselerde	4	Drachmen	40	Gran
Bittererde	8	=	8	=
Eisenerde	8	=	12	=

Schriften der naturforschenden Freunde zu Berlin, 7r Bd., 1s St., 1787, S. 192.
Crells Annalen, 1784, 2r Bd.

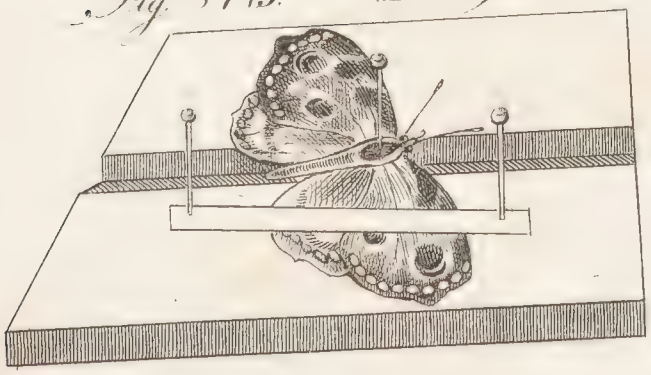
Der Serpentinstein, der Seifstein, der Topf- oder Lavetstein, welche mit dem Speckstein nahe verwandt sind, führen auch bei einigen Schriftstellern diesen Namen; denn alle die genannten Steinarten sind sehr weich, und in so fern scheint Speck, sagt Adelung, hier noch seine eigentliche Bedeutung zu haben, denn weil sich diese Steinarten fettig und glatt anfühlen lassen, so kommt auch der Name daher.

Ende des Hundert und sechsundfunfzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6.

S. 255. Fig. 8744.

Fig. 8745. S. 291.



Profil des Brettes.